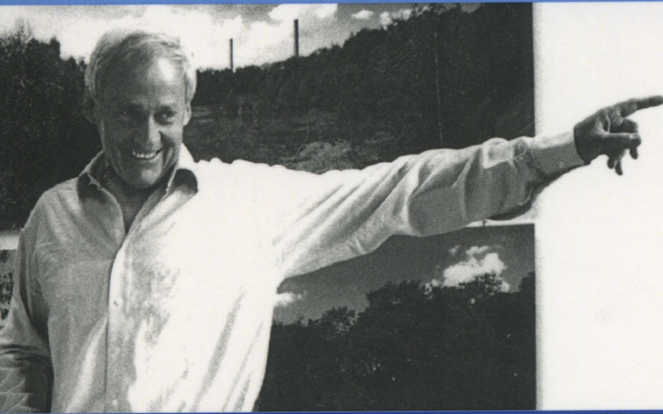
Roland Günter

Karl Ganser



Ein Mann setzt Zeichen

Eine Planer-Biographie
mit der IBA
in der Metropole Ruhr

werk bund
Nordrhein-Westfalen

»Einmischen und Mitgestalten«
Eine Schriften-Reihe des
Deutschen Werkbunds NW

Roland Günter – Karl Ganser. Eine Planer-Biografie

werk bund
Nordrhein-Westfalen

KLARTEXT

Dank an

Janne Günter dwb. Und an viele Mitarbeiter von Karl Ganser, zum Teil im Buch zitiert, für viele Gespräche.

Biografische Notizen

Der Autor **Roland Günter dwb** arbeitete 1965/1970 als wissenschaftlicher Referent im Landesdenkmalamt Rheinland. Erste Publikationen zur Industrie-Kultur. 1970/1971 Mitglied der Planer-Gruppe ›Quickborner Team‹ (heute ›Metaplan‹). Seit 1971 Hochschullehrer für Kultur- und Kunstgeschichte in Bielefeld, Hamburg und Düsseldorf sowie Autor. 1976/1977 Advanced Studies in Wassenaar/Leiden. 1986 Habilitation in Hamburg. Gastprofessuren in Marburg und Bochum (1998 zu ›Industrie-Kultur und Tourismus‹). Lehr-Aufträge in Köln, Dortmund, Berlin, Karlsruhe. Seit 2002 1. Vorsitzender des Deutschen Werkbundes Nordrhein-Westfalen. Im Jahre 2010 ist er 1. Vorsitzender des Gesamt-Werkbunds.
Er lebt seit 1974 in der Siedlung Eisenheim in Oberhausen.

Andreas Becker dwb studierte in Dortmund Fotografie und arbeitet in Oberhausen als freier Fotograf.

Der Fotograf **Roland Göhre dwb** ist Rechtsanwalt in einer Anwalts-Sozietät in Oberhausen. Er studierte in Bielefeld und wohnt heute in Bottrop.

Hilmar Pabel ist ein legendärer Fotograf: Für die Illustrierten ›Quick‹ und ›Stern‹ machte er nach 1945 die ersten Reportagen aus der Dritten Welt. Sie hielt ihn dann in Atem – bis heute, mit 90 Jahren. Buch-Publikation: ›Bilder der Menschlichkeit‹. Der Autor gewann ihn 1999 für eine Foto-Kampagne unter dem Titel ›Menschen im Ruhrgebiet‹.

Dr. Gerda Sökeland war im ersten Leben Medizinerin und ist seit vielen Jahren als eine ausgezeichnete Ruhrgebiets-Fotografin tätig.

Thomas Wolf studierte in Leipzig und fotografierte für die Ludwig Galerie im Schloß Oberhausen mit dem Kurator Prof. Dr. Peter Pachnike für die großen Ausstellungen »Kunst setzt Zeichen. Landmarken-Kunst« (1999), »Die Emscher-Faszination eines ungeliebten Flusses« (2001), »Park-Stadt Oberhausen« (2004) sowie »Brücken im Neuen Emschertal« (2005). Er lebt als freier Fotograf in Gotha.

Buch-Publikationen des Autors im Handel

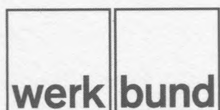
Urbino. Mittelalter, Renaissance und Gegenwart einer berühmten italienischen Stadt. (anabas Verlag) Gießen 1988 (mit Gitta Günter).
Amsterdam: Die Sprache der Bilderwelt. Mediale und ästhetische Aspekte einer historischen Kultur. (Gebr. Mann Verlag) Berlin 1991.
Kulturelle Stadtutopien. (Klartext Verlag) Essen 1992.
Hexenkessel. Ein Reisebuch zu Sachsen-Anhalt. (Mitteldeutscher Verlag) Halle 1997.
Poetische Orte. (Klartext Verlag) Essen 1998.
›Sprechende Straßen‹ in Eisenheim. (Klartext Verlag) Essen 1999 (mit Janne Günter).
Alte Wege, neue Wege. Ideen zu Industrie-Kultur, Tourismus und kreativem Praxis-Lernen an der Hochschule. (Klartext Verlag) Essen 1999 (mit Lienhard Lötscher und Michael Pohl). Bochumer Vorlesung und Projekt-Seminar am Lehrstuhl für Kultur- und Siedlungs-Geographie an der Ruhr-Universität.
Die Gestalt der großen Stadt. In: Abenteuer Industriestadt. Oberhausen 1874–1999. (Laufen Verlag) Oberhausen 1999.
Der Traum von der Insel im Ruhrgebiet. Eine konkrete Utopie für die Kultur-Hauptstadt 2010. (Klartext Verlag) Essen 2008.
Lern-Buch Stadt-Kultur. Für Stadt.Bewohner. (Klartext Verlag) Essen 2008.
Der Deutsche Werkbund und seine Mitglieder 1907 bis 2007. (Klartext Verlag) Essen 2009.

Roland Günter

Karl Ganser

Eine Planer-Biografie mit der IBA in der Metropole Ruhr

Fotografie:
Andreas Becker, Hilmar Pabel, Roland Göhre,
Roland Günter, Gerda Sökeland, Thomas Wolf



Einmischen und Mitgestalten.
Eine Schriften-Reihe des Deutschen Werkbunds Nordrhein-Westfalen Band 9

Klartext
Medienwerkstatt

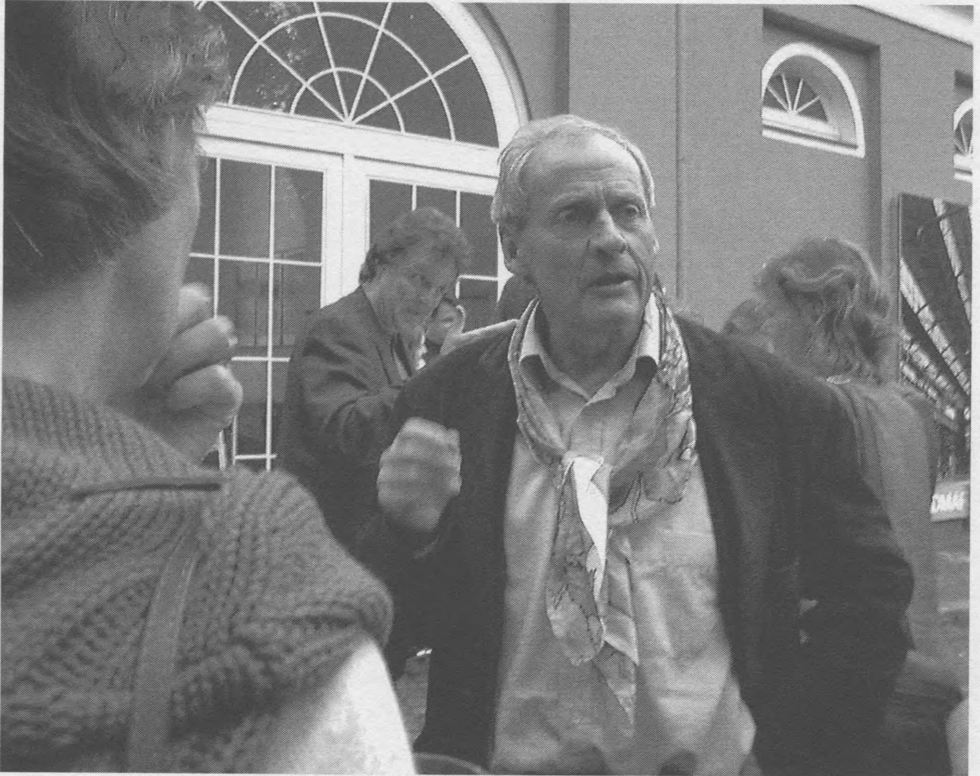
Die Herstellung der Schriftenreihe
»Einmischen und Gestalten« wird durch die
Klartext Medienwerkstatt GmbH, Essen, gefördert.

1. Auflage Juni 2010
Graphische Gestaltung: Frank Münschke dwb
Umschlag-Gestaltung: Sabine Wirsing dwb
Satz und Gestaltung: Klartext Medienwerkstatt GmbH, Essen

ISBN 978-3-89861-860-1

www.klartext-verlag.de
www.klartext-medienwerkstatt.de
www.deutscherwerkbund-nw.de

Inhalt



Karl Ganser beim IBA-FInale 1999

Ouverture

Niemand hat im Ruhrgebiet derart starke Veränderungen geschaffen. Weit mehr als Alfred Krupp, als Friedrich Grillo, als Hugo Stinnes, als der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk mit Robert Schmidt, die alle sehr wirkungsvoll waren.

Hinzu kommt, daß dies in einem einzigen Jahrzehnt geschieht.

Und daß auch wichtige Weichen darüber hinaus gestellt wurden.

Das Ruhrgebiet hätte nach seinem Absturz für Jahrzehnte eine müde und flache Landschaft bleiben können. Karl Ganser hat gegenteilige Impulse gesetzt. Staunen läßt seine Organisations-Kraft: viele Ideen – rund 120 und einiges dazu – praktisch zu gleicher Zeit zu realisieren.

Die Findigkeit im Durchsetzen hätte den Florentiner Niccoló Machiavelli entzückt.

Karl Ganser hat dem abgestürzten Ruhrgebiet wieder das Gefühl gegeben, daß es aufwärts geht. Daß die Region nicht zu einem traurigen Nichts zerfallen ist wie viele abgestürzte Industrie-Regionen in Europa. Daß es sich lohnt, darin zu leben. Daß die unablässig wiedergekäute Gleichung »Arbeitslose gleich Elend« für die Gesamtheit nicht stimmt.

Über die IBA hinaus initiierte er das Bespielen von industriekulturellen Stätten – es führte zum Theater-Festival Triennale. Er dirigierte im Hintergrund, daß Zollverein Weltkulturerbe wurde. Er fädelte auch die Kulturhauptstadt ein – vor allem als Prozeß.

Karl Ganser war der Trainer und Torschütze eines umfangreichen Teams. Er konzeptionierte ihre Spielweise. Er ermöglichte ihre weit entfaltete Phantasie – gegen allen Widerstand, der der Phantasie abgeschworen hatte.

Das Ergebnis nehmen vor allem Besucher wahr: die Differenz zwischen den einstigen Vorurteils-Bildern und der Wirklichkeit.

Sie können sich auch wundern, daß in dieser Region weitgehend alles, was schön ist, einst nach ignoranten, bequemen Urteilssprüchen von Obrigkeiten abgerissen werden sollte. Dann erfahren sie, daß es initiative Bürger-Gruppen, Christoph Zöpel und Karl Ganser waren, die Zollern 2/4, Eisenheim (Oberhausen), Zollverein (Essen), das Hüttenwerk Meiderich (Duisburg) und vieles mehr erhielten. Und daß durch dieselben Impulse auch Neues entstand, oft in Zusammenhang mit dem wunderbar auferstandenen Alten.

IBA Emscher Park (Internationale Bauausstellung Emscher Park) ist der Name für das ambitionierteste Unternehmen, das es jemals als Struktur-Entwicklung einer Region gab.

Das Ruhrgebiet wurde ein Jahrhundert lang von der Montan-Industrie (Kohle und Eisen) geprägt. Die Monostruktur, die einige Zeit die Stärke der Region war, erwies sich im ständigen Struktur-Wandel als Schwäche. Sie blockierte eine Diversifizierung. Diese begann jedoch erst spät.

Längere Zeit wurde das Gewinn-Kapital, mit dem vorbereitend Ersatz-Industrien hätten aufgebaut werden können, aus der Region heraus gezogen, statt in der Region für den Struktur-Wandel zur Verfügung zu stehen.

Die Konzern-Führungen interessierten sich nicht für die Region, die gewerkschaftlichen Aufsichtsräte in der

Mitbestimmung erkannten den Zusammenhang nicht.

Dann kollabierte die Region in ziemlich kurzer Zeit – in den 1960er Jahren die Kohle, in den 1980er Jahren das Eisen. Ähnlich anderen europäischen und außereuropäischen Industrie-Regionen (Lothringen, Nordfrankreich/Westbelgien, Wales) drohte der Region nicht nur der tiefe Fall, sondern auch ein andauerndes tiefes Niveau.

Hinzu kam das Problem, daß die nördliche Emscher-Zone von den südlichen großen Hellweg-Städten (Essen, Bochum, Dortmund) wie ein Hinterhof behandelt wurde – im wahrsten Sinne zum Abladen ihres Mülls.

In dieser Lage war die IBA die Konsequenz der erfolgreichsten Städtebau-Politik in Deutschland. Sie spielte sich in den 1980er Jahren in Nordrhein-Westfalen ab, geleitet vom Städtebauminister Dr. Christoph Zöpel und seinem Abteilungs-Leiter Prof. Dr. Karl Ganser. Das Wort IBA ist wenig bezeichnend: »Internationale Bauausstellung«. Tatsächlich wurde unter diesem politikgängigen Etikett weitaus mehr betrieben, nämlich Struktur-Entwicklung.

Die eigentliche Handlung der IBA lief von 1989 bis zum Finale 1999 – im Ruhrgebiet zwischen Duisburg und Hamm. 120 Projekte sollten wie Akupunktur in der niedergegangenen Montan-Landschaft wirken, um sie im Struktur-Wandel wieder nach oben zu bringen.

Erstaunlich wie ein Forscher zum Macher wird. Weil seine Forschung sich immer am Machen orientierte.

»IBA Emscher Park« ist der Name für das ambitionierteste Unternehmen, das es jemals als Struktur-Entwicklung einer Region gab.

Es lieferte viele innovative Impulse für raumrelevante Problem-Felder.

Es war eine Werkstatt für die Zukunft alter Industriereviere.

Aufgrund ihrer Substanz erhielt diese komplexe Unternehmung weitreichende Anerkennung.

Dazu bedarf es eines anderen Charakters als des durchschnittlichen Wissenschaftlers und Planers. An die Stelle bequemer Ängstlichkeit tritt Mut.

Robert Jungk: »Es müssen Beispiele dafür bekannt werden, daß Sehnsüchte und Wünsche, Träume von einem Leben ohne Angst, einer gerechten Gesellschaft, einer humanen Zukunft in Experiment und Projekt Wirklichkeit werden können.«



Beispiele für findiges Denken

Am Beginn einer atemberaubenden Planungs-Geschichte, die sich mit dem Namen Karl Ganser verbindet, mögen einige Beispiele[1] stehen – auch als eine Vielfalt von Gedanken und Strategien.

Das Hütten-Werk im Landschafts-Park Duisburg

1985 wird im Norden von Duisburg das Hüttenwerk Meiderich stillgelegt. Nun entsteht eine Diskussion. Die Stadt will alles abreißen lassen und ein Gewerbe-Gebiet anlegen lassen, auf denglisch einen Business Park. Aber während dies überlegt wird, findet sie ein anderes Gelände.

Was dann mit dem Terrain geschieht, skizziert Gerd Seltmann, zweiter IBA-Direktor (1989/1996). Die IBA interessiert sich dafür: als Industrie-Kultur. »Wir fingen das Projekt Duisburg-Meiderich nicht mit dem diffusen Ziel an, eigentlich solle es besser stehen bleiben und wir gucken, was daraus wird, sondern: man muß eine konkrete Vorstellung davon haben, was man will.«

Um dies durchzusetzen, nimmt die IBA ein zweites Ziel hinzu: Diese 200 Hektar Industrie-Brache mit inzwischen wuchernden Pflanzen und Bäumen, »können für 100.000 Duisburger zum erstenmal die Chance einer wohnungsnahen Erholungs-Struktur bieten«.





Was tun mit dem Hüttenwerk – mit seinen drei Hochöfen und was dazu gehört? Gerd Seltmann: »Sinnvoll sind Formen von Nutzung, die nicht aufoktroyiert werden, sondern für die es Bedarf gibt. Dies ist zu stimulieren. Damit sich die Menschen dann selbst artikulieren. Zunächst bietet das Verwaltungs-Gebäude Räume für bürgerschaftliche Gruppen. Dann kann man sich das Hütten-Werk neben ihm als begehbares Museum vorstellen.

Aber zu dem Konsens, der herbeizuführen ist, gehört auch die Untersuchung: Was kostet es? Geht es überhaupt? Das wußte bis vor einiger Zeit niemand. Nach einem schrittweisen Prozeß erhielten wir einen einstimmigen Beschluß im Stadt-Rat Duisburg.

Hätten wir die Debatte mit dem Satz begonnen, »Wir wollen, daß das Hütten-Werk stehen bleibt, koste es, was es wolle!«, dann wäre nichts gelaufen. Also begannen wir andersherum: »Wir verschafften uns Wissen und verwendeten es positiv.«

Planungs-methodisch bedeutet diese Vorgehens-Weise: Vom Punkt-Denken zur Komplexität von Zielen. Dies erweitert die Chance, Menschen zu überzeugen. Der Debatte, die sich am Punkt festfrißt, wird die Blockade genommen.

Aber wie ist dieser Prozeß nun gelaufen?

Der erste ökologische Landschafts-Park. Für das weite Gelände des Hütten-Werkes Meiderich wird ein englischer Park vorgeschlagen. Ein langer Streit beginnt. Dann entsteht ein Typ an Landschafts-Park, für den es bis dahin kein Vorbild gibt. Peter Latz entwirft einen ökologischen Park. Das ist die billigste Lösung: Die Industrie-Brache bleibt – das kostet fast nichts.

Die erste Ebene ist eine knappe Grund-Investition.

Die zweite Ebene: erstmal wachsen lassen. Dann »eine Schippe drauflegen.«

Für die Erhaltung des Geländes und für das Industrie-Denkmal gibt es in dieser Größen-Ordnung weltweit als Vergleich nur die Völklinger Hütte (Saarland) – ein Verdienst des Landeskonservators Johann Peter Lüth.

Die Erhaltungs-Strategie. Sie hat eine listige Formel: gezielte Demontage.

Was ist das? Experten rechneten aus, daß alles weit langsamer verfällt als angenommen – so gibt es wenigstens 40 Jahre Zeit. Und daher ist der Erhalt nun auch billiger als der Abriß. Die Abriß-Kosten betragen 14 Millionen DM, berechneten Experten. Jährlich bedeutet dies eine Kapital-Verzinsung von 1,2 Millionen DM. Dieses Kapital kann man anders einsetzen. Dafür können zehn Leute eingestellt werden! Aber man braucht nur fünf Personen, um die Anlage zu warten. Zusätzlich wird angefügt: ein Projekt zur Beschäftigung und Qualifizierung von Langzeit-Arbeitslosen.

Haushaltsrechtlich ist es am Anfang der IBA noch nicht möglich, das schlaue Konzept ganz einfach zu realisieren: nämlich 14 Millionen DM auf die Bank zu legen und von den Zinsen das Personal zu bezahlen. Daher springt die Landesentwicklungs-Gesellschaft (LEG) als Zwischenstation ein: Zunächst übernimmt sie die laufenden Aufgaben, einschließlich der Kultur auf dem Gelände.

Der frühere Eigentümer Thyssen macht mit seiner Lehr-Werkstatt einen der drei Hochöfen so sicher, daß auf seinen vielen Treppen und Emporen jeder Besucher ohne Führung laufen kann. Abmontiert wird nur, was überflüssig ist.

Karl Ganser erzählt die Geschichte: »Meiderich war insofern undramatisch, weil die Meidericher Hütte vom Grundstücksfonds des Landes gekauft wurde. Damit hatte das Land die gesamte Verfügung auf diesem Gelände. Es war irrelevant, was das Parlament in Duisburg zu diesem Thema dachte. Rechtlich und politisch-faktisch irrelevant. Daß die Räte

eine Meinung zu diesem Thema hatten – übrigens bis heute – war nicht wirklich bedrohlich. Das Parlament war nur deshalb bedeutsam, weil für das ganze Geld, welches das Land reinsteckte – etwa 100 Millionen – die Duisburger immer zusätzliche weitere zehn Prozent davon besorgen mußten. Dies war eine Aufgabe, die [in der Stadtverwaltung] Herr Girsch und Herr Linde zu erledigen hatten – und sie machten es meisterhaft. Ich selbst hatte mit dem Parlament so gut wie nichts zu tun.«

Kontrollierter Verfall. Karl Ganser: »Es gab eine Diskussion zur Frage, wie man das Hüttenwerk erhalten kann. Dazu ließen wir uns Gutachten machen. Sie brachten das Thema des kontrollierten Verfalls auf.

Dies wollten die Denkmalschützer überhaupt nicht hören – sie sagten: »Wir sind für den Schutz zuständig und nicht für den Verfall.«

Ich antwortete: »Ihr merkt gar nicht, wenn mal ein Teil wegkommt, – weil man es ja nicht mehr braucht. Das Hüttenwerk muß nur seine Überzeugungskraft behalten.

Dies ist die intelligenteste Entsorgung, weil sie wesentlich billiger kommt als ein Total-Abriß – und auch noch wesentlich denkmalfreundlicher ist, als wenn man das Ganze entrostet und neu streicht – so geschehen in Neunkirchen im Saarland. Wenn dies wie in Neunkirchen läuft, hast du kein Denkmal mehr sondern eine neue technische Skulptur.

Das begriffen viele Leute nicht und glaubten es auch nicht, – aber wir haben es einfach gemacht.

Dann wurde eine Gesellschaft eingerichtet, eine 100-prozentige Tochter der Stadt Duisburg. Sie hatte immer einen relativ vernünftigen Geschäftsführer. Solange das Land alles bezahlte, gab es kein Problem.

Jetzt zahlt das Land die Hälfte des gesamten Unterhalts. Das ging eigentlich ganz gut.«

Trocken fügt Karl Ganser an: »Daß das Gelände eine Figur und eine Vorstellung vom Park ist, die dem bürgerlichen Park-Verständnis nicht entspricht, das werden wir nicht ändern können.«[2]

Zeche Zollverein XII in Essen-Katernberg

Fritz Schupp/Martin Kremmer bauten sie 1928/1930 als die größte Zeche der Welt – und zugleich als die ästhetisch anspruchsvollste.

Stillegung! – Erhaltung? – Alle sind ratlos. Noch nie in der Geschichte der Industrie wurde ein so großes Objekt erhalten.

Allerdings: Warum stehen der Kölner Dom? Warum San Marco in Venedig? Warum der ganze Vatikan? Warum die Königs-Schlösser?

Die Konstruktion der Finanzierung. Im Zusammenspiel von IBA und Initiativen im Essener Norden entsteht eine Logistik. Sie zielt, ebenso wie andere Projekte darauf, in der Anfangs-Phase zu entkommunalisieren. Karl Ganser: »Es geht nicht ohne eine eigenständige Gesellschaft.«

Der Stadt erscheint die Erhaltung unmöglich. Und viel zu kompliziert. Sie sträubt sich, schiebt finanzielle Gründe vor. Bei 90 Prozent Förderung hat sie – aus verfassungs-rechtlichen Gründen – zwar nur zehn Prozent Eigen-Anteil zu tragen, aber auch das will sie nicht.

Für den finanziellen Aspekt wird eine Lösung gefunden: ein ohnehin geplantes soziales Unternehmen. Mit ihm können die zehn Prozent Eigen-Anteil über ein Arbeitslosen-Langzeit-Projekt laufen. Dies spart der Stadt auch noch die Kosten an Sozial-Hilfe ein, die sie für die Arbeitslosen aufwenden müßte.

Eine »Bauhütte« entsteht. Dafür bringt die Stadt 50 Prozent der Mittel auf, die weiteren 50 Prozent werden aus der EG hierher gezogen.

Neue Nutzungen. In den ersten Jahren sind Langzeit-Arbeitslose in umfangreichen Werk-Stätten tätig. Eine private Galerie. Ein Ausstellungs-Raum und Gelände für den Bildhauer Ulrich Rückriem. Eine Fortentwicklung der »Zeche« in Bochum, nun für ein arriviertes Publikum, das in der Kneipe bezahlt: die Gaststätte »Casino«. Eine Proben-Bühne für das Musik-Theater. Ein Zechen-Bahnhof für die Besucher-Eisenbahn der IBA. Im Kessel-Haus, das Norman Foster zum Teil umbaut, erhält das Design-Center NRW einen Schau-Platz – eine Investition der Industrie und des Wirtschafts-Ministeriums NRW.

Der Gasometer in Oberhausen

Der zweitgrößte Gasometer Europas (1928/29) mit 117 Metern Höhe und 68 Metern Durchmesser diente der Speicherung von Gas und damit der Disposition über eine wichtige Energie. Als das Hütten-Werk Oberhausen abgerissen wird, wurde das gigantische Bauwerk aus seinem Verbund entkoppelt: Es verlor seine Funktion und wurde 1988 stillgelegt.

Der Künstler Hartwig Kompa stellt 1987 in der Bezirksvertretung Alt-Oberhausen den Antrag, den Gasometer unter Denkmalschutz zu stellen. »Darauf antwortete der Betriebsrat gehässig«, sagt Kompa. Die städtische Denkmalpflegerin Elke Olschewski stellt den Gasometer vorläufig unter Denkmalschutz. Hartwig Kompa: »Sonst wäre er weg gewesen, als die dann IBA kam.« Aber: Vorläufig bedeutet nicht viel.

Eine Logistik für das scheinbar Unrettbare. 1992 erschallt der übliche Ruf: »Abreißen!« Ein »Bezirksfürst« verbreitet das Pseudo-Argument: »Die Arbeit war Maloche! Knechtschaft! Weg damit!« Der Gasometer hängt über dem Abgrund. Am seidenen Faden.

Dann rufen ein paar Leute »Halt!« – und Karl Ganser zieht ihn vom Abgrund auf sicheres Terrain. Diese atemberaubende Aktion wird von den unterschiedlichen Personen etwas unterschiedlich berichtet. Lassen wir daher mehrere zu Wort kommen.

Ein Turm in der »grünen Mitte«. Hans Otto Schulte (Oberhausen) erzählt, wie er die Aktion berichtet bekam: »Als am Öko-Pfad neben dem Kanal Hartwig Kompa seinen großen Block rot strich, mußte er seine Werkzeuge und seine Materialien über das Gelände des Gasometers transportieren. Da erfuhr er eines Tages von den Mitarbeitern, heute wäre die letzte Schicht des Gebäudes – es würde abgerissen. Ich zitiere jetzt – in dieser Zeit arbeitete ich schon in Bremen als Staatsrat. Meinen Nachfolger im Amt vertrat damals Hugo Baum. Dieser stellte den Gasometer erstmal unter vorläufigen Denkmalschutz. Und dann kam es zu dem Punkt, seine Rettung durchzukämpfen. Der Gasometer war immer Bestandteil in unserem Konzept der »Grünen Mitte«.

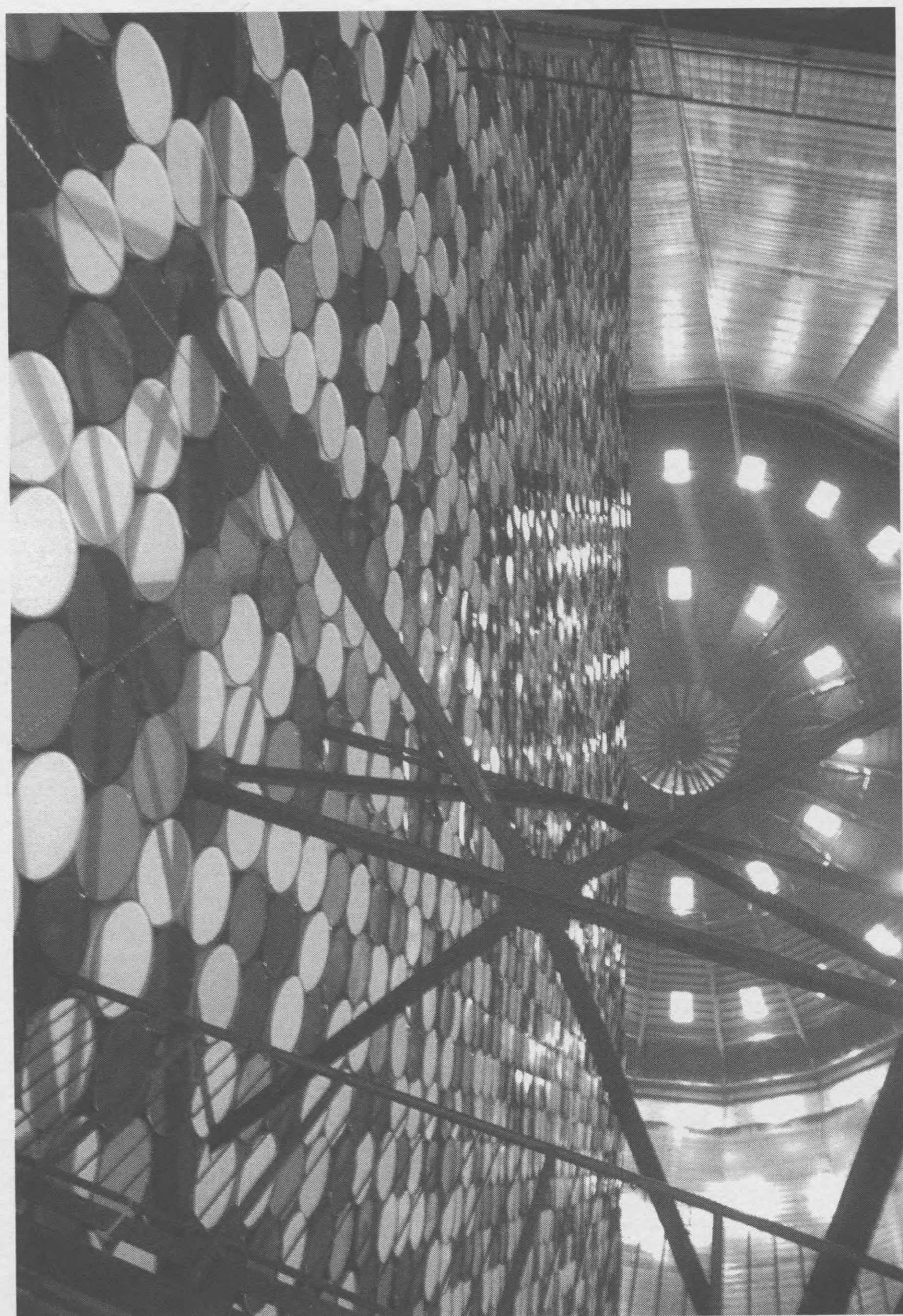
Daher haben wir die Aktion zu seiner Erhaltung angekurbelt. Für uns war es wichtig, daß der Gasometer stehen blieb.«

Das Primär-Erlebnis. Der Protagonist der Aktion, Karl Ganser, berichtet: »Alles lief sehr schnell ab. Irgendjemand muß mir erzählt haben, daß der Gasometer leer steht und abgerissen werden soll. Ich weiß nicht mehr, wer das war.

Ich sagte: ›Steht er unter Denkmalschutz?‹ – Antwort: ›Er ist ein Denkmal, aber er steht nicht unter Schutz.‹ – Ich fragte: ›Wieso steht er nicht unter Schutz?‹ – Antwort: ›Das macht keinen Sinn, denn die Abriß-Genehmigung ist schon erteilt.‹

Ich sagte: ›Dann muß ich mir das Ding mal ansehen. Mit wem kann man das?‹

Ich fand einen Herrn X und fragte: ›Kann ich hochfahren?‹



›Ja, da gibt es einen Fahrkorb für zwei Personen – er funktioniert noch.‹

Ich fragte, ob ich ihn benutzen könnte.

Zuerst sagte er: ›Das darf ich nicht genehmigen.‹

Aber dann hat er es zugelassen.

Mit diesem Herrn X fuhr ich außen den schmalen grünen Aufzug hoch.

Dann sah ich den Gasometer erst mal von oben.

Ich schaute von oben herunter.

Ich fragte: ›Kann man auch mal reingucken?‹

Er ließ mich reingucken.

Dann fragte ich: ›Kann man auch reingehen?‹

›Nein, das geht nicht.‹

Ich: ›Es muß doch jemand mal drin gewesen sein und ihn gewartet haben.‹

Irgendwie ging es dann doch. Unten krochen wir unter eine riesige Scheibe. Sie lag damals gerade einen Meter hoch. So beobachtete ich, wie es unten aussah.

›Was macht diese Konstruktion eigentlich?‹

›Sie fährt rauf und runter.‹

›Kann man sie wieder rauf fahren?‹

›Nein, die Mechanik ist kaputt.‹

›Kann ich auch mal auf die Scheibe gehen?‹

Das war dann auch möglich.

Ich war beeindruckt von der Weite des Raumes. Und innerlich entschlossen, daß er stehen bleibt. Das war das Primär-Erlebnis.«

Die Bürgerinitiative von oben. Nun erscheint das Stichwort Bürgerinitiative von zwei Seiten. Karl Ganser: »Dann sagte ich: ›Gründen wir eine Gasometer-Initiative von oben, wenn es von unten keine gibt.‹ Ich fuhr zu Klaus-Peter Kienitz, der damals im Ruhrkohle-Vorstand war. Ich kannte ihn [*von den Diskussionen um die Siedlung*] Rheinpreußen in Duisburg-Homberg. Er sagte: ›Dazu hab ich einen Kollegen, der zuständig ist.‹ Ich glaube, er hieß Jacobi. Mit ihm setzten wir uns zusammen. Ich fragte die beiden, ob sie in die Bürgerinitiative zur Rettung des Gasometers eintreten. Sie sagten ja. Dann propagierten wir gemeinsam den Erhalt des Gasometers.

Die Bürgerinitiative von unten. Ulrich Dratz berichtet über einen Initiativ-Kreis: »Von Oberhausen rief Karl Ganser einen kleinen Kreis von Persönlichkeiten zusammen, über die Erhaltungs-Chancen und Nutzungs-Möglichkeiten des Gasomaters nachzudenken.

Die Treffen fanden eher subversiv im damals noch existierenden Hotel Ruhrland statt. Teilnehmer waren: Der Hotelier Wilhelm Vogel, Kurt Löwenthal, Ernst Gerlach, Georg Scherer, Dirk Hoefs [Planungsdezernent], Klaus-Peter Kienitz und Herr Jacobi von der Ruhrkohle, Herr Leonard und ich.«

Dann tagt der Oberhausener Kreis mehrere Male im Schloß. Diskussionen. Prominente werden eingeladen. Der Freundes-Kreis soll den Gasometer positiv präsentieren und nach einer soliden Trägerschaft Ausschau halten.

Ein Getränke-Konzern bietet an, den großen Zylinder als Werbe-Träger an der Autobahn zu erhalten – aber diese Nutzung stößt auf wenig Gegenliebe.

Unabhängig und parallel kommen Künstler sowie der Galerie-Leiter Bernhard Mensch und die IBA in Diskussion über den Gedanken einer Ausstellungshalle.[3]

Ein bürgerschaftliches Begehren wird vorbereitet.

Eines Tages drängt die Zeit sehr, da eine Entscheidung über den Abbruch des Gasometers im Rat der Stadt Oberhausen unmittelbar bevor steht.

Ulrich Dratz: »Karl Ganser bittet mich, die Aktion möglichst kurzfristig als eine Bürgerinitiative oder einen Initiativkreis zu organisieren. Er soll öffentlichen Druck machen, um die politische Meinung in der Stadt positiv zum Erhalt des Gasometers zu beeinflussen.



Ich sprach die Idee mit zwei Persönlichkeiten der Stadt, dem Galerieleiter Bernhard Mensch und dem Stadtkünstler Walter Kurowski durch. Am Dienstag dem 14. Juli 1992 war der Vortrags-Saal der Städtischen Galerie Schloß Oberhausen rappelvoll. In dieser Versammlung gründete sich der ›Initiativkreis Gasometererhalt‹.« Es folgen weitere Versammlungen.

Die Zeitungs-Debatte. Die Zeitungen berichten umfangreich.[4] Viele Leser schreiben. »Aber da heißt es auch, der Gasometer sei ein Schandmal – und was nicht alles. Der Gasometer ist in der Stadt ein heißes Thema: Denn die Chancen für den Erhalt stehen politisch gesehen etwa 50 zu 50.«

Die Fraktions-Sitzung. Karl Ganser erhält in der Fraktions-Sitzung der SPD, die im Rat die absolute Mehrheit hat, die Möglichkeit, die Bedeutung des Gasometers für die Stadt und für die Region darzustellen.

Rats-Mitglied Inge Dratz berichtet davon: »Die Fraktion war total gespalten. Die eine Hälfte wollte lieber in Kindergärten und Sozialeinrichtungen investieren, – die andere Hälfte war für den Erhalt des Gasometers. Jeder einzelne mußte seine Stellung hierzu mündlich vortragen. Nach heftiger und langer Diskussion entschied sich die SPD-Fraktion dann mit einer Stimme Mehrheit für einen Erhalt des Gasometers. Mit einer Stimme Mehrheit. Daraufhin war die Fraktion gehalten, im Rat geschlossen für den Erhalt zu stimmen.«[5]

Die Entscheidung des Rates. Es folgt die Auseinandersetzung im Stadt-Parlament. Eine Rats-Fraktion sagt: »Selbst wenn der Staat alles bezahlt und die Oberhausener nichts bezahlen müssen – ist das rausgeworfenes Geld.«

Mit der Fraktions-Entscheidung sind auch die SPD-Opponenten verpflichtet, für den Gasometer zu stimmen. Karl Ganser: »Dann kriegt [Oberbürgermeister Burkhard Ulrich] Drescher die Rettung in einer geheimen Abstimmung ohne Fraktions-Zwang eine Mehrheit für den Erhalt des Gasometers hin: 30 zu 22 Oppositions-Stimmen [CDU, FDP, Bunte Liste].«

»Heute sind die SPD-internen Beseitiger von damals«, sagt Inge Dratz, »die größten Verehrer der Erhaltung – jedenfalls weil und solange sie nichts kostet.«

WAZ-Lokalchef Hans Walter Scheffler: »Das Ergebnis kam nach zweieinhalbstündiger, teilweise hitziger Debatte und nach der von der FDP beantragten geheimen Abstimmung zustande. Da ... die CDU-Stadtverordneten Hildegard Matthäus und Ernst Craemer [Vorsitzender des Verkehrsvereins] zuvor gleichzeitig öffentlich Zustimmung signalisiert hatten, kann spekuliert werden, daß möglicherweise drei SPD-Stadtverordnete mit Nein stimmten. Für die beschlossene Folgenutzung hatte sich auch die gesamte Chef-Etage der Stadtverwaltung stark gemacht.

Deutliche Kritik kam dagegen aus den Ratsfraktionen von CDU, Bunter Liste und FDP. Der BL-Stadtverordnete Horst Pohlmann sprach von einer »voreiligen Entscheidung mit vielen Unwägbarkeiten für die Stadt«. Auch CDU-Fraktionschef Dr. Heinz-Jörg Eckhold kritisierte den Zeit-Druck; auch gebe es typischere Kennzeichen der Oberhausener Industrie-Geschichte als den Gasometer. Wenn die Planung vorsehe, in Zukunft viele tausend Menschen durch und auf den Gasometer zu führen, dürfe auch nicht der leiseste Verdacht bestehen bleiben, daß im Gasometer krebserregende Ausgasungen von alten Arbeitsstoffen möglich sein könnten; dazu aber gebe es widersprüchliche Aussagen. Der FDP-Stadtverordnete Lanfermann beklagte sogar, über bislang vorliegende TÜV-Gutachter-Aussagen sei der Hauptausschuß ›getäuscht worden‹. Der Liberale sagte ein Kostenrisiko von ›mindestens

fünf Millionen DM‹ für die Stadt voraus.«[6]

Ulrich Dratz: »Woran erkennt man die Größe einer Stadt? – Antwort: Unter anderem an ihren Denkmälern. Solange Politiker der FDP und CDU von ›Hirngespinsten‹ und Unterversorgung im Sozialbereich sprechen, um sich besser vom einzigartigen Industriedenkmal dieser Stadt distanzieren zu können, wird diese Stadt mit diesen Politikern ihre Provinzialität wohl niemals überwinden können …

Aber man muß auch die Fähigkeit haben, in finanziell bescheidenen Zeiten in die Zukunft gerichtete Entscheidungen zu treffen, die dieser Stadt langfristig eine regionale Bedeutung sichern.«[7]

Er kommentiert: »Hinter den Bedenken verbirgt sich die Mentalität des Nicht-Gestalten-Wollens. Und eine Opposition, die mechanisch dagegen entscheidet, wenn die andere Partei sich zu etwas entscheiden will.

Allerdings entscheidet auch die Mehrheitspartei zum Teil nur mit halbem Herzen.

Die Zustimmung geht jedoch quer durch die SPD und CDU. Zu den Befürwortern zählen Heinz Schleußer (SPD, Finanzminister) und Rupert Vondran (CDU, MdB).«

Die Gasometer GmbH. Karl Ganser: »Weil [Oberbürgermeister] Drescher ohnehin viele [kommunale] GmbHs gegründet hatte, gründete er eine weitere – für den Gasometer. Frau [Jeanette] Schmitz wurde Geschäftsführerin.

Wir stellten einen Förder-Antrag und dann kam das Geld.

Alles weitere mußte ganz schnell gehen: Das Geld sollte in einem halben Jahr verbaut werden. Für Sicherungs-Arbeiten und für zwei Aufzüge – innen und außen. Dazu kam [die Firma] Babcock ins Gespräch. Darin arbeitete damals Heinz Lechtenberg. Er hat das alles mit seinen Leuten gemacht.«

Die raffinierte Finanzierung. Zunächst wird das Bauwerk für 20 Jahre »problemfrei gestellt« – mit einer findigen Konstruktion. Karl Ganser: »Wir fragten den Herrn [Klaus] Simsch von der Ruhrkohle AG [zuständig für Sanierung von Bergbaubestand], was Abriß und Entsorgung kosten würde. – Er antwortete: ›Das können wir mal schätzen. Es kostet rund 1,5 Millionen DM.‹ Babcock schätzt die Kosten auf 2,5 Millionen DM. – Ich sage: Die Ruhrkohle AG soll nun an die Betreiber-Gesellschaft zwei Millionen DM zahlen – ›und hat das Bauwerk vom Hals‹. ›Das ist kein schlechter Betrag. Gebt uns den Gasometer!‹ – Die Antwort: ›Ja.‹ – Dann ging ich ins Ministerium, zum Kollegen Wolfgang Roters, dem Abteilungsleiter [Nachfolger von Karl Ganser] und sagte: ›Wolfgang, ich brauche 90 Prozent von 15 Millionen zur Rettung des Gasometers. 1,5 Millionen bekomme ich anstelle der Entsorgung. Dazu kommen 13,5 Millionen für den Ausbau.‹ – Da antwortete er: ›Darüber kann man reden.‹«

Insgesamt kostet das Projekt 15 Millionen DM. Das ist ein Bruchteil der Kosten einer Kunst-Halle. Zum weiteren Vergleich (1995): Ein Kilometer Landstraße: 7 Millionen DM, eine Autobahn-Abfahrt: 20 Millionen DM, ein Stadtbahn-Kilometer: 100 Millionen DM.

Die Krise. Karl Ganser legt auf seinen Bericht des Dramas noch eine Schippe drauf: »Dann gab es noch einmal eine Krisen-Situation. Sie lief so ab. Man hatte zwar mit der Ruhrkohle AG ein Stillhalte-Abkommen besprochen, aber es wurde administrativ nicht dingfest gemacht. Daher wurde weiterhin der Abriß betrieben. Irgendwann bestellte die Ruhrkohle den Bagger.

Ich saß beim Abend-Essen in Bottrop zusammen mit Norbert Wallmann [Baudezernent] und Herrn [Dr. Heinrich] Heiermann (RAG Vorstand) – einem Freund des Hauses, wie man so schön

sagt. Und da sagt Heiermann rein zufällig: ›Morgen früh wird der Gasometer abgerissen.‹

Ich frage: ›Wieso?‹

›Die Bagger sind bestellt.‹

›Ich habe aber ein Stillhalte-Abkommen mit der Ruhrkohle.‹

›Davon weiß ich nichts.‹

Ich sage: ›Herr Heiermann, entweder: Ich gehe morgen zum Ministerpräsidenten und sage: Gebt das mit der IBA auf! Es hat keinen Sinn im Ruhrgebiet. – Oder: Sie bestellen die Bagger ab.‹

Da rief er telefonisch den Menschen an, der für die Bagger zuständig ist – ein Mann im Management der Ruhrkohle. Dazu schaute er im Verzeichnis der Rotarier nach, um ihn noch in der Nacht telefonisch zu erreichen. Der Bagger wurde abbestellt – und von da an lief alles harmonisch.«

Das Erlebnis. Heinz Lechtenberg, Chef der Innovations-Abteilung bei Babcock in Oberhausen, läßt im Inneren des Gasometers den Deckel, der einst das Gas zusammen preßte, mit einigen Stützen um zwei Meter anheben: auf drei Meter Höhe. Dadurch entsteht ein unterer Raum – in einer faszinierenden Ausdehnung von 67 Metern.

Darüber steigert sich das Erlebnis: Der Besucher kommt in einen gigantisch hohen Turm-Raum. Einst war er unbetretbar, gefüllt mit Gas. Die Weite wird auch in der Waagerechten deutlich: auf der Scheibe gibt es Treppen, Podeste, Flächen und eine »Manege« von rund 20 Metern Durchmesser.

Die Ausstellungen. »Vor der IBA«, sagt Karl Ganser, »ließ ich mir mal vom Kommunalverband eine Studie machen – für die [Vorbereitung der] IBA: Wie kann man mit dem industriellen Erbe umgehen? In dieser Studie wurde eine Ausstellungs-Idee abstrakt beschrieben – mit dem Namen ›Feuer und Flamme‹. Sie hatte damals gar nichts mit dem Gasometer zu tun.

Als wir nun den Gasometer hatten, fragte ich Ulrich Borsdorf [Direktor des Ruhrlandmuseums, des 2010 auf Zollverein eröffneten Ruhr Museums], ob man so etwas in den Gasometer tun kann. Auf die Weise kam die Ausstellung ›Feuer und Flamme‹ dorthin.«

Der Ausstellungs-Architekt Jürg Steiner startete mit dem Vorschlag, eine Ausstellung in der Form des Guggenheim Museums [in New York] zu machen: »Wir stellen einen Zylinder auf und in den Zylinder einen Zylinder – und dort lassen wir die Leute von oben die Geschichte des Ruhrgebiets abwärts laufen.« – Wir haben ewig mit diesem Zylinder herumprobiert, ihn aber nicht so recht in den Gasometer gebracht.« Aber in anderer Weise kommt eine ausgezeichnete Ausstellung zustande.

Die Ausstellungs-Macher, die den Gasometer haben wollen, bringen der Ausstellungs-Gesellschaft, dirigiert von Jeanette Schmitz, eine Finanzierung mit.

Ausstellungen: 1994 und 1995 »Feuer und Flamme« – zur Geschichte des Ruhrgebietes,[8] die erfolgreichste historische Ausstellung in der Bundesrepublik. – 1995 »Triennale Ruhr« mit dem Titel »Ich, Phönix«.[9]–1997[10] und 1998 »Der Traum vom Sehen, zur Geschichte des Fernsehens«. – 1999 Christo und Jeanne Claude »The Wall«.[11]

Später hat der Gasometer auch ohne Ausstellungen, sogar bei moderaten Eintritts-Preisen, so viele Besucher, daß sich sein Verwaltungs-Betrieb selbst trägt.

Erinnerung in der Distanz. Burkhard Ulrich Drescher, damals Oberbürgermeister von Oberhausen, erinnert sich (2007): »Der Gasometer war eine der interessantesten Diskussions-Runden mit Karl Ganser. Am Anfang war ich eher der Meinung, den Gasometer abzureißen. Dann kommt ein Lernerfolg zum Tragen.

Meine Phantasie reichte 1993 nicht aus, um mir vorzustellen, was man damit

machen könnte. Ich war immer prinzipiell der Auffassung – was ich auch heute noch nicht für ganz verkehrt halte – zu sagen: Wir erhalten Industrie-Denkmäler, aber wir sollten sie mit neuem Leben füllen. Das war mein Credo. Damals war ich der Meinung: Wenn wir keine sinnhafte Nutzung für den Gasometer haben, – ihn nur stehen zu lassen und dem Verfall anheim zu geben, ist für mich keine Zukunft.

Mein Credo war immer – und das ist auch eine der zentralen Ideen der IBA von Karl Ganser gewesen: Laßt uns die Industrie-Denkmäler für die Zukunft weiterentwickeln.

Dann gab es ein Gespräch mit Karl Ganser, wo er mir die Idee vorstellte: Wir machen daraus eine Ausstellungs-Halle. Und dann wurde das verknüpft mit dem Thema ›Feuer und Flamme‹. An dieser Stelle war ich sofort Feuer und Flamme und sagte: ›Ja. Das ist es.‹ – Darauf wäre ich allein nicht gekommen.

Es war oben drauf auch noch ein Panorama-Café geplant.

Ich war entzündet und bin damit in die Politik gegangen.

Es war dann sehr schwer, den Rat der Stadt davon zu überzeugen. Das konnte ich nur dadurch zustande bekommen, daß ich versprach: Es kostet die Stadt kein Geld. Dies wurde bis heute eingehalten.

Mit der Idee der Ausstellungs-Halle sind wir durch die politischen Gremien gegangen. Es gab extern Unterstützer. Die Idee hat letztendlich so getragen, daß der Rat den Beschluß faßte: Wir sind einverstanden.

Nach dem Umbau entwickelte der Gasometer eine eigene ökonomische Dynamik. Der Erfolg dieser Ausstellungs-Halle hat uns alle überrascht, ja überrannt.

Als der Erfolg da war, hatte ich die Erkenntnis: Das funktioniert. Wir müssen nun ein professionelles Management drauf setzen. Es soll für die Zukunft sicher stellen – durch Sponsoren, durch Events, durch Leben im Gasometer –, daß wir weitere Ausstellungen machen können.

Wir schaffen bei einer städtischen Gesellschaft eine Abteilung für den Gasometer. Dann haben wir jemand gesucht und dann kam eine Jeanette Schmitz, die Ökonomin war. Karl Ganser war zuerst skeptisch. Er sagte: ›Warum denn? So etwas muß von außen leben.‹ Dann sagten wir: ›Die Frau stellen wir dafür ein.‹

Nach zwei oder drei Jahren sah Karl Ganser, daß das eigene Management in der Lage ist, ein selbständig ökonomisch und kulturell funktionierendes Element mit industrieller Vergangenheit zu schaffen.

Wenn das – bei allem Respekt – der Landschaftsverband gemacht hätte, dann hätte er zehn Leute angestellt – und es wäre ein ewiges Zuschuß-Geschäft geworden. Oder wenn es eine städtische Einrichtung wäre, die viel mehr bürokratischen Aufwand bräuchte …

So ist es ein kleines Profit-Center geworden. Diese kleinen beweglichen Strukturen funktionieren sehr gut. Der Gasometer ist ein hervorragendes Beispiel dafür.

Wo gibt es schon eine Ausstellungs-Halle, die ein paar Millionen Besucher gesehen hat – ohne öffentliche Zuschüsse?

Mit Rücklagen ist sie selbst in der Lage dies auch durchzuhalten. Immer wieder muß darum gekämpft werden, daß nicht wieder irgendwelche Begehrlichkeiten dies von außen her infrage stellen.«

Zeche Nordstern in Gelsenkirchen

Unsterblichkeit. »Es hat lange gedauert«, sagt Karl Ganser, »bis man die THS dazu überredet hatte, ihre Hauptverwaltung auf das Gelände der Ze-



Die umgewandelte Zeche Nordstern

che Nordstern zu verlegen. Es dauerte zehn Jahre.

1997 war die Bundesgartenschau zu Ende. Dann stand der Gebäude-Komplex der Zeche Nordstern wieder ungenutzt.

Dann hab ich drei Jahre lang den guten [Karl-Heinz] Cox [Chef der THS] beschwätzt. Er sagte: ›Ja, mein Aufsichtsrat … und die Stadt Essen … Wenn ich da weg gehe [aus Essen nach Gelsenkirchen] … Und meine Mitarbeiter wohnen alle im Süden [von Essen]. Dann haben sie lange Wege …‹

Ich hab immer gesagt: ›Ich weiß nicht, was da kommt, aber ich kann mir vorstellen, daß es irgendwann mal einen Zufall gibt. Und daß jemand etwas aus der Kohlenwäsche [von Zeche Nordstern] macht.‹ Irgendwann kam dann doch die Konstellation, daß es klappte.«

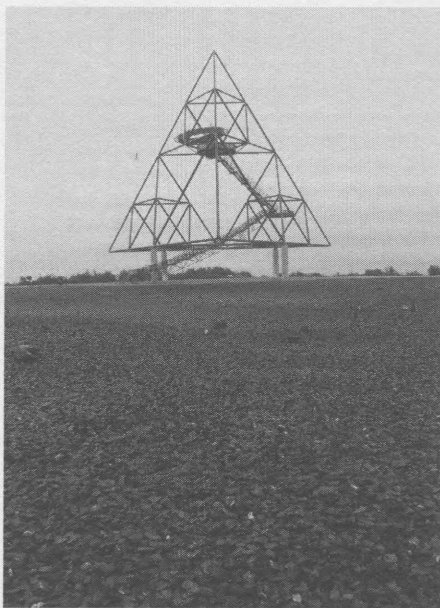
Jetzt hat Karl Heinz Cox seine Unsterblichkeit. »Und auch sein Nachfolger. Einem Architekten wie Karl Heinz Petzinka kann nichts Besseres passieren, als so ein Gebäude zu besitzen.«

Schönheit, wie sie dieses Ensemble hat, ist etwas sehr Nachhaltiges. »Das hatte ich schon immer im Gefühl«, sagt Karl Ganser. »Man muß die Dinge so schön machen, daß die Leute sagen: Ich will es zwar nicht, aber ich muß zugeben, daß es schön ist.«

Der Tetraeder auf der Halde in Bottrop

In Bottrop entstand auf der 90 Meter hohen Halde Batenbrock der 50 Meter hohe »Tetraeder« – eine Landmarke, die weithin sichtbar ist, zum Beispiel auch von den beiden Autobahnen A 42 und A 2.

Die Widerstände in der Stadt. Karl Ganser: »Die Stadt Bottrop hatte ununterbrochen nur Polemik gegen den [geplanten] Tetraeder. Aber insgeheim fanden sie ihn doch toll. Stets hieß es: ›Zu teuer!‹ Und: ›Was soll das!‹ Der gute Norbert Wallmann [Baudezernent] mußte mit diesem Ding viele Male in den Bau-Ausschuß und in den Vergabe-Ausschuß. Immer wieder beschlossen sie – einstimmig: ›Das können wir uns nicht leisten!‹«



Der Tetraeder auf der Halde in Bottrop

Schwierigkeiten. »Wenn dies ein schlechter Turm gewesen wäre, hätte die Polemik sich irgendwann durchgesetzt. Aber es war von Anfang an ein guter Turm.«

Da kommen wieder die Fragen: Wer hat Maßstäbe für so etwas? Und wie werden solche Maßstäbe justiert? Denn der Tetraeder ist ein relativ kompliziertes Gebilde.

Thomas Sieverts war derjenige, der eine Vorstellung davon hatte, wie es denn gut sein könnte.

»Die guten Dinge entstanden im Dialog. Dann mußtest du immer jemanden finden, der das Gute in eine Form bringt.«

Das war beim Tetraeder Wolfgang Köster. Der Tetraeder hatte einen drei Jahre langen Entwurfs-Prozeß. Die ersten Entwürfe waren nicht so, daß wir sagten: Sie reißen einen vom Tisch. Beim letzten Entwurf wurde die Statik so schwierig, daß nur noch Klaus Bollinger als Statiker und Ingenieur dieses Ding überhaupt baubar machen konnte.«

Ungewöhnliche Wege. Im nächsten Schritt mußte man jemanden suchen, der die Bauherrschaft übernimmt. Die Stadt Bottrop weigerte sich. Sie hatte Angst vor einem derart komplizierten Bauwerk, vor der Baugenehmigung, vor der Statik und vor weiterem.

Nun kommt Karl Ganser auf eine atemberaubende Idee: Es gibt einen Bereich des Baurechtes, der unabhängig vom üblichen Baurecht besteht: Das Bergrecht. »Wir lassen die Halde unter RAG-Aufsicht und machen die Bauherrschaft und das Genehmigungs-Verfahren unter Bergrecht.«

Zweiter Schritt: »Dann mußte ich das Bergamt in Gelsenkirchen dazu bewegen, so einen Tetraeder zu den Rekultivierungs-Maßnahmen zu zählen. Zuvor hatte es immer geheißen: Die Rekultivierung hört bei der Schwarzkiefer auf.«

Karl Ganser lacht laut: »Ich sagte: Ein Tetraeder ist im Prinzip nichts anderes als eine Schwarzkiefer – nur ein bißchen größer.

Der Bergamtsleiter hatte intuitiv das Gefühl, daß er das machen muß, obwohl er es eigentlich nicht darf. Schlußendlich sagte das Bergamt: Na ja, ausnahmsweise akzeptieren wir das.«

Probleme. »Nächster Schritt: Wir mußten bei der Montan-Grundstücks-Gesellschaft (MGG), die für die Bergbau-Liegenschaften zuständig ist, einen Bauleiter finden. Wir fanden ihn – er war unglaublich gut.

Der Stahlbauer Rüther in Bad Driburg war der einzige, der ein Angebot machte, den Tetraeder zu bauen. Er verdiente kein Geld daran, aber seine Mannschaft wurde positiv gestreßt. Denn der Tetraeder war unglaublich schwer zu bauen. Dies begann damit, daß die langen Röhren, die 40 cm Durchmesser haben, verzinkt werden mußten – aber es gab dafür nirgendwo eine Zink-Badewanne. Als nächstes konstruierte der Statiker Klaus Bollinger[12] einen Knoten, der halten muß. Und dann brauchte man einen sehr hohen Kran, der auf über 65 Meter Höhe reichte, um die Elemente einzusetzen. Aber die Leute, die den Tetraeder bauten, waren begeistert ...«

Der Westpark in Bochum

1840 hat Bochum[13] rund 4.000 Einwohner. 1842 wird weit vor den Toren der Stadt die Gussstahlfabrik Mayer & Kühne gegründet. 1854 heißt sie Bochumer Verein. 1876 geht der erste Hochofen in Betrieb, 1890 der vierte. 1902 baut die Firma auf der Düsseldorfer Industrie- und Gewerbeausstellung – oft als »Kleine Weltausstellung« bezeichnet – einen riesigen Pavillon: eine immense Stahl-Konstruktion. Außen wird sie in den gemauerten und verputzten Repräsentations-Formen der Zeit ummantelt. Nach Schluß der Ausstellung wird die Stahl-Konstruktion abgebaut und im

Werk ohne ihre Ummantelung erneut aufgestellt: als Gaskraftzentrale. 1912 wird sie zum ersten Mal erweitert, 1927 noch einmal. 1912 entsteht das Martinstahlwerk II und das Stützmauer-Gebäude wird gebaut, später die »Klagemauer« genannt. Es sieht aus wie ein antikes Colosseum.

1986 wird das Hütten- und Stahlwerk an der Alleestraße in Bochum geschlossen. Beim Bochumer Verein und der nachfolgenden Friedrich-Krupp-Hüttenwerke AG verlieren über 10.000 Arbeiter ihren Arbeitsplatz.

Nichts geschieht. Es wird viel über neue Arbeitsplätze geredet, aber es kommt keine neue Industrie. Daher kauft das Land 1988 mit dem Grundstücksfond Ruhr die 34,5 Hektar Gelände. 1991 wird einiges unter Denkmalschutz gestellt, vor allem die Halle. Die Stadt bringt das Projekt in die IBA ein. 1990 forschen im Gelände Historiker und Maler – angeführt von Werner Durth.

1995 gibt es eine städtebauliche Ideen-Werkstatt. 1996 entsteht die Konzeption des Parks – von Thomas Sieverts, einem der IBA-Direktoren, entworfen. Mehrere Ideen werden diskutiert, unter anderem André Hellers »Planet of Vision«.

2002 startet die erste Ruhr Triennale. Intendant ist Gérard Mortier. Die Halle gerät als Theater-Stätte in den Mittelpunkt des Festivals der Triennale.

2007 ist der Park weitgehend fertiggestellt.[14] Er breitet sich auf dem 20 Meter hohen Schlackenberg des Hütten-Werkes aus – auf drei Ebenen. Im Grunde ist er eine begrünte Deponie. Auf ihr darf Wildnis wuchern, genannt »Industrie-Natur« –, neben neuen Pflanzungen. Wir finden viele Spuren der Vergangenheit



Westpark in Bochum

der Schwerindustrie, die sich hier ausgebreitet hatte. Dazwischen gibt es viel Wasser – eine Demonstration eines neuen Umgangs mit Regenwasser: Es wird auf dem Gelände gehalten. Aber hier darf es wegen der Kontamination des Bodens nicht versickern, sondern wird in großen Becken gesammelt, die wiederum Elemente der Gestaltung werden.

Wege durchziehen das ausgebreitete Terrain. Eine breite Rampentreppe führt hinauf und hinab. Von hier aus führte einst die berühmte Erzbahn zum Rhein-Herne-Kanal und zur Köln-Mindener Eisenbahn – heute ist die Trasse ein Radweg. Zur Gestaltung des Geländes gehören Lichtstelen. Fulminante Höhepunkte sind Brücken, darunter die »Erzbahnschwinge« – entwickelt von Jörg Schlaich.

1. Phase: Jahrhundertelang ländliches Gebiet vor der alten Stadt. 2. Phase: In der Industrie-Epoche entstand in kurzer Zeit eine gigantische Produktion: eine Schmiede des antiken Gottes Vulkan. 3. Phase: Sie stürzte in einem Bruchteil dieser Zeit ab – wurde Ruine und Brache. 4. Phase: In einem Jahrzehnt verwandelte sich das Terrain: Die Reste der Industrie-Epoche wurden aufgesogen, die vorhandenen Ressourcen entwickelten sich unter dem Aspekt willkommener szenischer Phantasien, in sie hinein wurde mit zusätzlicher neuer Phantasie eine Struktur und Szenographie komponiert.

Bochum erhielt an der Stelle, wo man das Gelände lediglich als Un-Ort angesehen hätte, ein verblüffend brillantes städtebauliches, landschaftlich gestaltetes und architektonisches Terrain – auf dem sich dann eine weitere kulturell-künstlerische Dimension entfaltete.

Denk-Weise

Hinter vielen IBA-Aktionen steht die Infragestellung des Verbrauchs- und Verwertungs-Gedankens. Wenn etwas ausgebraucht ist, erscheint es verbraucht und gilt als wertlos.

Darf es weggeworfen werden? Ist die Tabula-rasa-Mentalität in Zukunft noch ökologisch und kulturell erträglich? Können wir mit diesem Verbrauch an materiellen und geistigen Ressourcen dauerhaft überleben?

In den 1980er Jahren nahmen im Denkmal-Schutz das Interesse und die Einfluß-Möglichkeiten der beiden Landes-Denkmalämter Rheinland und Westfalen ab, umgekehrt wuchs das Interesse des Städtebau-Ministeriums außerordentlich.

Der Denkmalschutz ist ein Teil, aber nur die Spitze des Eisbergs dieses weltweiten Problems.

Karl Ganser: »Der Nutzungs-Begriff kann doch nicht die erste Frage sein, er deckt nicht alles ab.« – Daher entwickelt er eine Gegen-Strategie.

Erste Phase: »Ein rigider Denkmal-Schutz wirkt erst einmal verstetigend – bis sich gesellschaftliche Lösungen ergeben.«

Zweite Phase: In das Leitmemorandum der IBA bringt Karl Ganser den Gedanken ein: Die Denkmäler der Region, insbesondere die Industrie-Denkmäler, sollen nicht unter banalem Nutzungs-Wert diskutiert werden. Allein wenn man die Abriß-Kosten auf ein Sparkonto legen würde und den Zins-Ertrag zur Erhaltung einsetzt, könnten sie gerettet werden. Mit diesem Gedanken fädelt die IBA »weiche langfristige Strategien« ein. Dazu gehört eine Stiftung.

Dritte Phase: politische Durchsetzung.

Karl Ganser – Kindheit und Jugend

Für vieles, was wir tun, gibt es weitreichende Impulse, die oft aus frühen Erfahrungen stammen. Oft liegen ihnen Herausforderungen zugrunde, die sie manchmal begründen, manchmal verstärken.

Daher kann es aufschlußreich sein, auch die frühe Geschichte einer Person zumindest skizzenhaft kennen zu lernen, die später eine Anzahl bedeutende Unternehmungen dirigiert.

Der Vater stammte aus einem Dorf, sieben Kilometer entfernt von Nattenhausen, wo Karl Ganser heute wohnt. Er studierte Maschinen-Bau, war 1933 arbeitslos, ging zum Reichsarbeitsdienst, arbeitete 1937 als Bauleiter, bekam eine Dienst-Wohnung in Mindelheim. In dieser kleinen Stadt wurde 1937 Karl Ganser geboren. Wenig später zog die Familie in eine Dienst-Wohnung in Kiefersfelden.

Im Polen-Feldzug 1939 wurde der Vater nach Polen versetzt. Dann holte er die Familie nach: nun nach Krakau. »Wir haben eine Zeit lang in Krakau gelebt – aber davon blieb nicht viel als Erinnerung hängen.«

1941 wurde die Lage schwierig. Der Vater wurde an die russische Front abkommandiert. Daher sollte die Familie wieder nach Hause gehen.

Die Mutter stammte aus dem nahen Dorf Breitenthal. Ihre Schwester hatte nach Nattenhausen geheiratet: »Hier im Haus lebte sie mit ihrem Mann, einem Schmied mit Nebenerwerb in der Land-Wirtschaft.«

Die Familie auf dem Bauern-Hof. Bei der Rückkehr aus Krakau »hatten wir die Wahl: in eine Dienst-Wohnung in Kiefersfelden zu ziehen – oder zur Schwester meiner Mutter. Der Vater sagte zu meiner Mutter: ›Pack deine Kinder zusammen und geh zu deiner Schwester und guckt, daß ihr dort über die Runden kommt.‹ Wir zogen zur Schwester – unter dem Gesichtspunkt: Da gibt es zu essen. Da Onkel und Tante kinderlos blieben, war es einfacher, eine Familie mit drei Kindern aufzunehmen. Nun waren wir Kinder des Hauses. So geriet ich mit vier Jahren auf einen Bauern-Hof. Wir wuchsen also in diesem Haus und in diesem Dorf auf.« Später, um 1990, erben die drei Kinder der Schwester das Anwesen.

Erinnerungen. Wir sprechen über Kindheit. In seiner lapidaren Art, den Punkt zu treffen, sagt Karl Ganser: »Man müßte einfacher fragen: Was weiß man überhaupt noch aus der Kindheit?« In der Tat, es ist erstaunlich, wovon Kinder wenig wahrnehmen und wofür es kaum Gedächtnis gibt. »Ich habe keinen Eindruck behalten vom Herumreisen der Familie in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg – zwischen meinem Geburtsjahr 1937 bis 1939. Ich weiß nur, daß mein Vater Offizier beim Reichsarbeitsdienst war und mit Baukolonnen durch die Gegend zog.«

Das Dorf. Karl Ganser skizziert einige Erinnerungen an das Dorf Nattenhausen, in dem er heute wieder lebt. »Eindrucksvoll war, daß da draußen der Bach mitten auf der Straße lief. Wir Kinder konnten im Wasser bauen. Um Strümpfe und Schuhe zu schonen, mußten wir in allen Monaten ohne den Buchstaben »R« – also von Mai bis August – barfuß gehen. Auch in die Schule. Jeden Abend kam es zum selben Drama. Da hieß es: ›Kinder, Füße waschen!‹ – Raus ins Bächle, aber zurück über die Sandstraße. Das war ein unlösbares Problem: weil uns da erneut der Sand an den Füßen klebte.«

Er erinnert sich an die Faszination der Schmiede des Onkels. »Wenn nebenan in der Schmiede über den damals üblichen Holz-Rädern die eisernen Reifen für die Bauern-Wägen aufgezogen wurden, mußten zuvor die Reifen rundum gleich heiß gemacht werden. Dann hämmerten drei Schmiede an einem Amboß zugleich im Takt auf einen Reifen. Wenn sie ihn gleichmäßig geklopft hatten, zogen sie ihn auf und rollten dann dieses Rad ganz schnell in den Bach, um das Eisen abzukühlen. Dadurch zog sich der Reifen zusammen und saß ohne Nägel und ohne Schrauben – also ohne alles – ganz fest. Das war für uns Kinder jedes Mal eine Sensation.«

Dorf-Schule in Nattenhausen. »Aus meiner Jugend gibt es nicht viel an Erinnerungen.

Von 1943 bis 1947, also vom sechsten bis zum zehnten Lebensjahr, ging ich hier in die Schule. Oben bei der Linde stand das Schulhaus. Darin gab es einen Schul-Saal – vorn mit ganz kleinen Bänken und hinten mit großen Bänken. Alle Klassen – von der ersten bis zur achten – saßen in einem Raum.«

Karl Ganser interpretiert den Dorfschul-Lehrer als »einen Zauberer«. Er ist in der Lage, acht Klassen simultan zu unterrichten. »Ich kann nicht mehr sagen, wie er das fertig brachte. Aber ich finde, diese Figur war ein Zauberer: denn für 6- bis 14-Jährige in einem Saal ein Programm zu machen, so daß jeder etwas zu tun hat, dafür muß ein Lehrer ein Zauberer sein. Ich kann es nicht erklären, ich kann es nicht rekonstruieren.«

Krumbach. Nach dem zehnten Lebensjahr verbringt Karl Ganser seine Jugend im vier Kilometer entfernten Krumbach. Diese kleine Stadt liegt im südlichen Gebiet der Donau auf der Schotter-Platte der Iller und Lech. Sie gehört zum Landkreis Günzburg/Donau und dieser zum schwäbischen Bayern. Nach Augsburg sind es 41 Kilometer, nach Ulm 48 Kilometer. Der Markt-Ort ist von 1305 bis 1805 vorderösterreichisch und orientiert sich jahrhundertelang nach Süden: Er ist Teil der Markgrafschaft Burgau in Tirol. Im Frieden von Preßburg läßt Napoleon dieses Gebiet, um Österreich zu schwächen und Bayern als Puffer-Staat aufzuwerten, Bayern zuschlagen. 1895 wird Krumbach Stadt, bis 1972 ist es Kreisstadt des Landkreises Krumbach in Schwaben.

Günzburg. Nach vier Jahren Dorf-Schule in Nattenhausen wird der Junge zur Höheren Schule geschickt. In Krumbach gibt es in dieser Zeit eine Real-Schule. Die Eltern wählen den neusprachlichen Zweig mit dem Schwerpunkt Naturwissenschaften – allerdings mit Latein, aber ohne Griechisch.

Weil die Realschule mit der Klasse 10 endet, wird der Junge für die Klassen 11 bis 13 an die Donau nach Günzburg geschickt. »Ich bin jeden Morgen um sechs mit dem Zug dorthin gefahren, eine Stunde lang – mit vier anderen Jungen aus Krumbach. Der Zug war voller Arbeiter.« In Günzburg macht Karl Ganser das Abitur.

Die Berufe des Vaters. 1947 kommt der Vater aus amerikanischer Kriegs-Gefangenschaft zurück. Er findet keine Arbeit als Maschinenbau-Ingenieur. »Da übernahm er die Redaktion einer Zeitung in Krumbach – von heute auf morgen. Es war eine selbständige Zeitung für den kleinen Landkreis. Er war ihr einziger Redakteur. Hinzu kam ein Setzer. Er produzierte mit Bleisatz die Mater. Die beiden machten jeden Tag vier komplette Seiten Zeitung.

Ich habe mitgekriegt, daß er in der Früh in die Druckerei ging und erst am Abend wieder heim kam. Jeden Abend war er in irgendeiner Veranstaltung.« Karl Ganser lacht und erzählt weiter: »Besonders eindrucksvoll fand ich, daß er seine Berichte immer schon vorher geschrieben hat, – weil er eh wußte, wie das ablief.

Ab und zu bin ich in die Redaktion gegangen und hab geguckt. Bis zu seiner Pensionierung war er der Leitende Redakteur dieses Blattes – mit sehr viel Einfluß auf das örtliche Bewußtsein. Viele Leute sagen, wenn es meinen Vater nicht gegeben hätte, wäre der Theo Waigel nicht geworden, was er wurde. Er hat ihn sehr protegiert.«

»Waigel wohnte fünf Kilometer von hier.« Er war 1966 bis 1972 im Kreistag von Krumbach, dann kam er in den Bundestag, 1982 wurde er Vorsitzender der Landesgruppe der CSU, war 1988 bis 1998 Parteivorsitzender der CSU und von 1989 bis 1998 Bundesfinanzminister.

Das Haus aus Lehm. »Als in Nattenhausen das Zusammenleben mit Onkel und Tante nicht mehr so gut funktionierte, hieß es: Wir bauen ein Haus. So suchten wir in Krumbach einen Bau-Platz und fanden ihn an der Unteren Gänshalde Nr. 9. Er lag am damaligen Rand der Stadt. Inzwischen ist das Areal mit Häusern zugewachsen.

1947 ein Haus hinzustellen, zwang dazu, ein Haus ohne Bau-Materialien zu errichten. Es gab ja nichts. Ich weiß noch, daß man Licht-Schalter gegen Äpfel tauschte.

Die Not brachte meinen Vater auf eine Idee: Er hatte erfahren, daß die Leute in Rumänien ihre Häuser aus dem Lehm errichteten, den sie an Ort und Stelle fanden. Auch bei uns konnten wir Lehm graben. Zusammen bauten wir – er und ich, damals elf Jahre alt, – [1947/1948] ein Lehm-Haus: ein komplettes Ein-Familien-Haus aus Lehm.

Weil es fast keinen Zement gab, wurde der Keller mit Magerbeton angelegt – mit dem Ergebnis, daß er nicht wasserdicht war. Manchmal lief das Wasser in Strömen hindurch – zum Leidwesen meiner Mutter.«

Magerbeton ist ein erdfeuchtes Sand-Zement-Gemisch im Verhältnis 1:10, sonst 1:5 – also mit wenig Zement und mit viel Kies. Der Name stammt vom geringen Anteil an Zement und Wasser. Er hat geringe Festigkeit und ist relativ porös. Den Zement tauschte der Vater gegen Äpfel.

»Auf diesem Fundament steht heute noch das Haus. Darauf wurde das Lehm-Haus gesetzt. In 50er Dimension arbeiteten wir mit einer wandernden Schalung. Das war nichts anderes als eine Art Holz-Kiste – zwei Meter lang, 50 cm breit, 30 cm hoch. Dann rührten wir Lehm an. Und zu zweit stampften wir den Lehm rein.

Wir hatten Glück: 1947/48 gab es hintereinander zwei sehr warme Sommer. Da trocknete uns der Lehm. Irgendwann waren die Mauern dann hoch. Und dann verputzten wir sie mit einem nicht besonders kräftigen Putz-Kalk.

Dieses Haus steht heute noch. Es hat hervorragende bauphysikalische Eigenschaften.

Dabei habe ich gelernt, mit wie wenig man ein Haus bauen kann – ein schönes, brauchbares Haus. Wir bauten dieses Haus, weit bevor Gernot Minke in Kassel seine Lehm-Häuser errichtete. Gernot Minke machte aus dem Lehm-Haus auch Baukunst. Es hat sich aber nicht durchgesetzt. Obwohl es ein ausgezeichneter Baustil ist.

Als meine Eltern gestorben waren, gab es die Wahl: Nehme ich das Lehm-Haus oder dieses Haus hier in Nattenhausen? Wir entschieden uns für das Bauern-Haus. Das Lehm-Haus wurde verkauft.«

Frühes Leitbild. Karl Ganser wird später als Leitbild die ›Einfachheit mit Geist‹ vor Augen haben. Er gehört zu denen, die aus ihren Wurzeln denken, konzipieren und arbeiten.

Im Umkreis: das kulturelle Milieu

Im Sommer 2006 fährt Karl Ganser mit dem Autor zu einigen Stätten seiner Kindheit.

Der Wallfahrts-Ort. »Dahinten im Wald gibt es einen Wallfahrts-Ort«, sagt er. »Eine Marien-Kapelle. Dorthin machten vor allem die Frauen jedes Jahr einmal ihre Wallfahrt. Sie nahmen ihre Kinder an die Hand.« Später sagt er: »Die Religion ist das größte Tröstungs-Instrument, das der menschliche Geist je erfunden hat.«

Das Kloster als Infrastruktur. »Auf dem Weg zum Wallfahrts-Ort kamen wir immer an dem eindrucksvollen Kloster Roggenburg vorbei. Das ist die mächtige Kirche, die dort auf dem Berg steht. Das Kloster hat mir immer imponiert. Zusammen mit seiner ganzen Mannschaft. Es hat mich schon als Kind interessiert, was das wohl für Leute waren, die dieses Kloster gebaut haben.«

Das Kloster begründeten um 1126 Graf Bertold von Bibereck mit seiner Frau und mit der Familien-Hilfe seiner beiden Brüder Konrad, der Bischof von Chur war, und Siegfried, einem Domherrn in Augsburg. Was sie bewegte, klingt modern: Sie planten Infrastruktur für ihr Territorium. Dafür gewannen sie den Prämonstratenser-Orden.

»In der Geschichte«, sagt Karl Ganser, »wurde Kultur geschaffen, um die Menschen zu Höchstleistungen anzutreiben – und zwar in allen Kulturen.«

Sozialgeschichte des Prämonstratenser-Ordens. Norbert von Xanten (1080–1134) gründete 1120 in Prémontré bei Laon auf einem Besitz der Abtei Prüm eine Gruppen-Struktur, die sich Orden nennt. Sie besitzt ein dichtes inneres Gefüge und entwickelt nach außen in ziemlich kurzer Zeit ein europaweit verflochtenes Netz. Um 1350 hat der Orden rund 1.700 Klöster.

Norbert von Xanten ist mit Bernhard von Clairvaux befreundet – und so steht sein Orden in der Nähe des Zisterzienser-Ordens: Sie tragen entwickelte Kenntnisse der Land-Wirtschaft unter die Bauern. Es führt dazu, daß diese eine höhere Wert-Schöpfung erzeugen – über die bis dahin beschränkte Selbstversorgung hinaus. Das Mehr-Produkt setzen sie auf den Märkten ab.

Ihre verbesserten Geräte beziehen sie von städtischen Handwerkern. Diese Entwicklung auf dem Land ist die Grundlage zur strukturellen Entfaltung des Städtewesens.

Im Unterschied zu anderen Orden verbinden die Prämonstratenser das Kloster-Leben mit der pfarramtlichen Seelsorge. Der Territorial-Herr, der den Orden anwirbt, organisiert damit also zugleich das gesamte religiöse Leben. Das Kloster ist Zentrum der Bildung: Es kann in vielfacher Weise Wissen aus dem Netz der Ordens-Stätten einholen, bereithalten und einsetzen.

Roggenburg ist 1126 eine ganz frühe Gründung des Prämonstratenser-Ordens. Aber erst 1444 wird es in den Rang einer Abtei erhoben. 90 Jahre später steigt es steil auf: in den Rang eines Reichs-Stiftes [1534].

Bau-Manie. Im relativ friedlichen 18. Jahrhundert entwickelten drei ehrgeizige Äbte eine Bau-Manie, vor allem Kaspar Geißler. Sie führte dazu, daß – trotz drückender Schulden – das Kloster neu errichtet wurde – im Laufe von vier Jahrzehnten, von 1731 bis um 1770. Baumeister waren Christian Wiedemann, sein Sohn Johann Rudolf Wiedemann und Jakob Jehle. Und ebenso wurde die

Kirche 1752/1758 neu gebaut, von Simpert Kramer und seinem Sohn Martin Kramer.[1] Davon angeregt werden sämtliche Filial-Kirchen im Territorium des Klosters erneuert – soziologisch gesehen ist dies ein strukturierendes Netz-Werk. Dazu gehören Schießem, Breitenthal und Ingstetten.

Umbruch. Karl Ganser stellt die Frage: »Warum hat der Barock mit allen Traditionen des Kirchen-Baues so radikal gebrochen? Er löste zunehmend die Vierungen der gotischen Kirchen auf – bis zur Unkenntlichkeit, so daß am Ende fast runde Kirchen entstanden – wie in Steinhausen oder in Ottobeuren.«

Dann treibt er die Beobachtungs-Kette weiter: »Diese Kirchen besaßen nie bunte Fenster, sondern einfache Verglasung: damit viel Licht in den Raum kommt. Die Auftraggeber und Baumeister waren einfach rotzfrech. Vor allem die beiden Zimmermänner: Dominikus und Johann Baptist.«

Niedergang. Das Ende des 18. Jahrhundert ist eine Epoche von Kriegen, Plünderungen, erzwungenen Kriegs-Kontributionen und Flüchtlings-Elend. 1802 besetzt bayerisches Militär das Reichs-Stift, enthebt den Abt seines Amtes und löst den Konvent mit seinen 36 Dom-Herren auf. Hintergrund dieser »Säkularisierung«: Die Landesherren bezahlen mit dem Kirchen-Gut ihre Schulden. Dann lassen sie die Bauten größtenteils abreißen. Die Bibliothek des Stiftes brennt auf. Was übrig blieb, kommt ins Eigentum des bayerischen Staates, es gehört ihm heute noch.

Die neuen Mönche. »Aber nun sind in die Bauten wieder einige Prämonstratenser-Mönche eingezogen. Diese sieben Männer sind alle recht unangepaßt, um nicht zu sagen widerspenstig. Einer von ihnen ist der relativ junge und schlaue Pater Roman.

Ich hab ihn einmal gefragt, warum er zu den Prämonstratensern gegangen ist. Ich erfuhr, daß er Pfarrer für die katholische Landjugend in der Diözese Augsburg war, aber immer Ärger mit dem Bischof hatte. Er sagte mir: ›Ich bin hier hergegangen, weil die Prämonstratenser direkt dem Papst unterstehen – und der ist weit weg. Daher kann ich tun, was ich will.‹

Die Prämonstratenser betreiben heute ein sehr nachdenkliches, gut fundiertes Bildungs-Zentrum für Familie und Umwelt. Eine sehr gute Kultur. Das Kloster ist ein neuer kultureller Kern in der Region. Dieser Kern ist auf dem konservativen Pfad gewachsen. Er ist viel fortschrittlicher als alle anderen, die hier in der Gegend sind.«

Wiederaufbau oder Neubau? »Da drüben«, erklärt Karl Ganser, »steht das Stroh-Haus. Der Wirtschafts-Bereich des Klosters war ein Vierkant-Hof. Er brannte in den 1960er Jahren ab – bis auf die Grund-Mauern.« Er fügt hinzu: »Ich hätte ihn wieder aufgebaut. Aber stattdessen bauten sie da hinein dieses Bildungs-Zentrum – sehr üppig, mit 100 Übernachtungs-Plätzen. Eine neue Architektur, die nicht ganz schlecht ist, aber auch nicht wirklich gut. Aber wenn es nicht wirklich gut ist, dann ist es besser, man rekonstruiert.«

Alte und neue Infrastruktur. Klöster waren jahrhundertelang die größte Organisation von Menschen, die es gab. Sie bildeten wirksamste Infrastruktur. Die Fürsten rissen sich um solche Infrastrukturen.

»Das [neue] Kloster wird sehr positiv angenommen. Es hat einen immensen touristischen Zulauf aus der Region. Die Leute gehen hier spazieren, hören Orgel-Konzerte, schauen sich Ausstellungen an und besuchen die ganz gute Kneipe, ein Restaurant.

Das Kloster ist zugleich immer noch Pfarrei. Das heißt: die Pfarre wird von den Priestern des Ordens betreut. Hier sind alle katholisch. Selbst die Zuge-

wanderten, meist Flüchtlinge aus dem Sudetenland. Im Kloster-Gebäude sind auch die Gemeinde-Verwaltung und die Grundschule untergebracht.«

Das Stichwort Infrastruktur wird in der Industrie-Epoche ein strukturierendes Thema.

Landschaftprägende Szenerien. Vor uns steht ein Bühnen-Bild für Augen-Menschen. »Das Kloster bildet eine besonders schöne architektonische Szenerie. Sie hat mich immer schon architektonisch beeindruckt. Man muß sich mal diese Dach-Landschaften angucken. Wenn man ganz langsam vorbeifährt, sehen wir, wie sich aus einer inneren Bau-Auffassung heraus im Äußeren eine Dach-Landschaft entwickelt. Sie drängt sich in Form von ein, zwei, drei, vier Giebeln in die Höhe.«

Kritisch fügt Karl Ganser hinzu: »Das sehen die wenigsten Leute. Die meisten können Architektur nicht wahrnehmen.«

Für ihn ist eine Region nicht nur ein Geflecht von Unsichtbarem, sondern auch ein Zusammenhang des Sichtbaren. »Dieses Kloster hatte in seiner Umgebung elf Pfarreien. Dafür baute es in der Zeit, als es seine barocke Kirche errichtete, in diesen Gemeinden Kleinausgaben der Mutter-Kirche. Da steht nun im Umkreis ein kleines Juwel neben dem anderen. Eine Kette von Türmchen. Einer ist schöner als der andere. Jede dieser Kirchen ist eine wirklich verkleinerte Ausgabe der großen Kirche.«

Diese kleinen Gebäude strukturieren in einer zweiten Ebene eine ganze Landschaft.

Man kann vermuten, daß die Netz-Struktur und die Gestalthaftigkeit der Bauten nicht nur den Jungen anregten sondern auch den späteren Karl Ganser: Er erlebt sie mit ihren Charakteristiken. »Diese Gegend«, sagt er, »ist nach wie vor eine sehr kulturell geprägte Landschaft.«

Dies ist der emotionale Impuls, mit dem er, als er dazu in den 1990er Jahren die Möglichkeiten erhält, seine Vision der Land-Marken für das Ruhrgebiet entwickelt – unter anderen Bedingungen, mit anderen Mitteln und in anderen Formen, aber als eine Struktur. Es ist die Erfahrung, die den Mut und die Vision intensiviert.

Der Wald. Wir fahren eine lange Strecke durch Wald – 20 Kilometer. Was beeindruckte ein Kind an einem ausgedehnten Wald? – »Er kam mir unendlich groß vor. Er ist auch unendlich groß.

Dieser Wald gehörte dem Kloster. Nach der Säkularisierung wurde er Staats-Wald. Er ist einer der größten zusammenhängenden Forst-Bezirke in Bayern.

Mich hat immer tief beeindruckt, daß er zu keiner Gemeinde gehört. Dieser Wald ist ein sogenanntes gemeindefreies Gebiet.

Hierhin gingen wir, um aus dem Boden Seegras heraus zu rupfen. Das Seegras ist eine bestimmte Sorte Gras: Wenn man sie trocknet, ist sie sehr faserig. Sie knüllt sich nicht zusammen wie Heu. Das Seegras nahmen die Bauern zum Füllen von Matratzen. Oder die Frauen haben daraus große Zöpfe gesponnen, die man verkaufte. Seegras wurde auch als Wärme-Isolierung verwandt.

Die zweite Tätigkeit im Wald: Man sammelte dort Kiefernzapfen als Brennholz – tatsächlich wagenweise. Dazu mußte man vom staatlichen Forstamt eine Berechtigung holen, sowohl für die Tannenzapfen wie für das Seegras.«

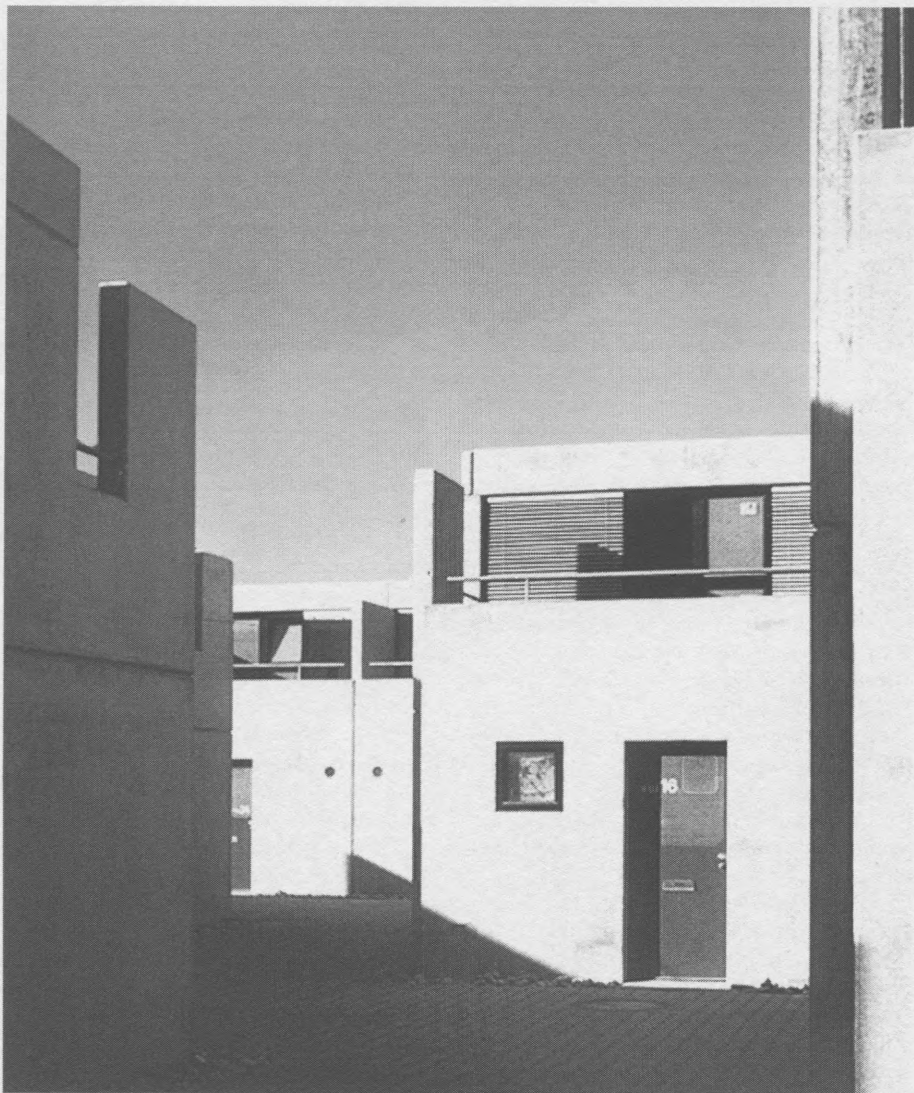
Der Guts-Hof. »Ein sogenannter Glaser-Hof hat mich immer sehr beeindruckt. Er gehörte zum Kloster – als ein außenstehender Guts-Hof. Als Kinder hatten wir ja kleine Klischees. Wenn ich einen so großen Gutshof sah, dachte ich: Mein Gott, ist das toll!

Da wohnen jetzt junge Leute. Sie sammeln altes Bau-Material: Tore, Türen, Gitter, Steine, Tische. Sie haben ein riesiges Lager. Für ihre Kunden, darunter

die Denkmalpflege, richten sie alte Funde wieder her und verkaufen sie. Und so machten sie aus diesem Hof, der sehr verfallen war, einen kulturellen Punkt.

Der Hof ist ein riesiges Möglichkeits-Lager von alten Teilen. Es ist kein Antiquitäten-Handel, sondern ein Baustoff-Handel. Das Unternehmen heißt ›Antik-Werk Glaser-Hof‹.

Zum Hof gehört eine gut restaurierte schöne Scheune. Man kann sie auch mieten – für Feste.«



Werner Wirsing dwb: Olympisches Dorf in München-Oberwiesenfeld (1972, heute Studentendorf).

München: Hochschule

Nach dem Abitur geht Karl Ganser nach München und studiert an der Technischen Universität Chemie, Biologie und Geographie.

Studenten-Heim. Er wirkt mit, gegenüber der Technischen Hochschule, am Steinicke-Weg, das ›Geschwister-Scholl-Studentenheim‹ aufzubauen. »Kuratoriums-Vorsitzende ist Helga Grebing«, die später [1988] in Bochum einen Lehrstuhl [für vergleichende Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung und der sozialen Lage der Arbeiterschaft] erhält.

»Dort zog ich auch als Erstbewohner ein – im 4. oder 5. Semester. Fast die ganze Studien-Zeit wohnte ich in diesem Studenten-Haus. In dieser Zeit gab es anderswo noch keine selbst verwalteten Studenten-Heime. Geschäftsführer des Vereins ist in dieser Zeit Dr. Hans Jochen Vogel, damals als Amtsgerichtsrat in der Bayrischen Staatskanzlei mit der Sonderaufgabe betraut, die Bayrischen Gesetze zu überarbeiten.

Architekt des Gebäudes ist Werner Wirsing, der bedeutendste Entwerfer von Studenten-Heimen, eine Zeit lang Vorsitzender des Bayrischen Werkbunds. Das Geschwister Scholl-Studentenheim wurde seit 1956 in zwei Abschnitten gebaut. Hans Jochen Vogel und Werner Wirsing haben engen Kontakt mit den Eltern Scholl. Jedes Jahr gibt es ein Gedenk-Treffen.

Biologie-Studium. »Mein Biologie-Studium war prägend, weil ich das Glück hatte, bei einem unglaublich faszinierenden Menschen zu studieren – beim Ordinarius für Zoologie: Karl von Frisch«.

Karl Ritter von Frisch (1886–1982) war sehr lange Zeit Professor für Zoologie in München (1910 Assistent, 1912 Privatdozent, 1919 Professor). Im Zentrum der Forschungs-Tätigkeit des Verhaltens-Forschers standen die Sinnes-Wahrnehmungen der Honig-Biene und die Verständigung der Tiere untereinander. 1973 erhält er zusammen mit Konrad Lorenz und Nikolaas Tinbergen den »Nobelpreis für Physiologie oder Medizin«: für »Entdeckungen zur Organisation und Auslösung von individuellen und sozialen Verhaltensmustern«.

Karl Ganser: »Karl von Frisch war ein kleiner, eher bescheidener Mann. Er hatte eine seltene Gabe: eine besonders genaue Natur-Beobachtung. Das hat mich sehr beeindruckt. Damals entschlüsselte er das Geheimnis, wie Bienen sich orientieren – durch exakte Beobachtung, was sie tun. Eine Biene findet immer ihren Stall. Sie teilt den anderen Bienen mit, wo es Futter gibt – durch ganz bestimmte Bewegungen.«

Die Fähigkeit zum Bildhaften. Karl Ganser: »Ich bestehe eigentlich nur aus Bildern. – Was habe ich als Biologe gelernt? Das Schauen. Nur durch Beobachtung. Nicht durch Versuche. Nicht durch Analytisches. Das sehr genaue Sehen – das habe ich gelernt. Ich hab es in Bilder transformiert. Dann darüber geträumt. Da sind Phantasien entstanden. Die Bilder im Kopf stammen aus der Realität, aber man muß die Fähigkeit haben, sie transformieren zu können.« Goethe hatte eine ähnliche Vorstellung von Anschaulichkeit.

Diese Fähigkeit zu bildhaftem Denken wird später im Ruhrgebiet zu Visionen führen, die aus sehr realem Stoff stammen – ihn aber öffnen und mit seinen Potentialen weiter gestalten: zu viel Bildhaftem.

Chemie-Studium. »Parallel dazu studierte ich Chemie und Bio-Chemie.

Der Chemiker arbeitet mit indirekten Nachweisen. Er macht Analysen. Im Unterschied dazu arbeitet der Zoologe mit dem direkten Nachweis.

Bis zum 5. Semester mußte man die komplette Chemie lernen. Wir haben fast ein Vollchemie-Studium gemacht.«

Biochemie. Dann hat er einen zweiten Lehrer. Beinahe hätte dieser es geschafft, ihn zum Bleiben in der Biochemie zu bewegen: Adolf Butenandt.

Über diesen zweiten Nobelpreisträger wird die Biochemie gesellschaftsfähig. Adolf Butenandt (1903–1995) erhielt 1939 den Nobel-Preis für seine Arbeiten auf dem Gebiet der Steroidhormone. 1956 bis 1960 ist er in München Professor für physiologische Chemie. Lange bleibt er aber nicht an der Hochschule.

Er führt die Physiologie in die Biologie ein – daraus entsteht die Bio-Technologie. Dies löst eine Wissenschafts-Entwicklung aus, die atemberaubend ist. »Sie begann in diesen Jahren«, erinnert sich Karl Ganser: »Damals war dies für den Biologen deswegen aufregend, weil eine neue Wissenschaftler-Generation entstand. Was der Biologe bis dahin lernte, die Formen-Kunde der Lebewesen, was man sehen kann, die Systematik der Stammbäume und die Verhaltens-Forschung, das war das Traditionelle. Der Physiologe macht etwas, was man nicht mehr sehen konnte. Er analysiert chemische Prozesse. Für den ist es völlig egal, wie der Schmetterling aussieht. Er arbeitet völlig unabhängig davon, in welchem Formen-Körper der jeweilige Stoff tätig ist.

Zwischen den beiden Methoden wird in dieser Zeit eine sehr heftige, man könnte fast sagen wissenschafts-kulturelle Auseinandersetzung geführt. Auf der einen Seite steht der klassische Biologe, der mit der Anschauung arbeitet – und auf der anderen Seite der Biologe, der über physiologische Vorgänge durch chemische Analyse forscht.

In der klassischen Biologie mußten wir in großen Praktika stundenlang aus dem Mikroskop heraus Schnitte und Formen zeichnen. Wir mußten die Systematik kennen. Wir mußten die Namens-Ansprache der Tiere und Pflanzen schaffen. Und wir mußten in der Verhaltens-Forschung einigermaßen auf der Höhe sein.

Dann gab es den anderen Zweig: die Physiologie. Das war reine Chemie – im Grenz-Bereich zwischen Biologie und der klassischen Chemie. Die damalige Physiologie führte dann schnell zu der heute so beliebten Bio-Technologie.« Darunter wird die Umsetzung von Erkenntnissen aus der Biologie und der Biochemie in technische oder technisch nutzbare Elemente verstanden.

Schmetterlinge verändern den Lebens-Weg. »Adolf Butenandt hatte eine Überlegung, die mich jedoch nicht sehr interessierte – deswegen bin ich dann nicht dabei geblieben. Muß man unbedingt wissen, aus welcher chemischen Formel der Duftstoff von irgendwelchen Schmetterlingen besteht?

Zur Erzeugung von Duftstoffen mußte ich massenweise Nachtfalter züchten, damit man diese My – keine Milligramm, sondern My – an Duftstoffen extrahieren konnte. Die Züchtungen gingen ständig kaputt, weil Pilze reinkamen. Das ärgerte mich sehr, auch weil ich ständig an die armen Schmetterlinge dachte, an die Massen-Kulturen von Schmetterlingen. Zu diesem Ärger kamen die ersten Anfeindungen gesellschaftskritischer Art.

Dann sagte ich mir: Das ist kein Dasein im Labor. Das ist nicht mein Gebiet! Nichts wie fort!«

Breites Studien-Interesse. »Ich bin erstmal ausgeschwärmt.« Der Student Karl Ganser kennt viele Kollegen, die andere Fächer studieren. In der Gepflogenheit dieser Zeit gehen viele nicht nur in die Vorlesungen des direkten Studien-Interesses, sondern auch in die Vorlesun-

gen von angrenzenden Gebieten und oft sogar weit darüber hinaus. In dieser Zeit wird Allgemeinbildung geschätzt.

»Sehr spannend fand ich die Methodologie der Forst-Botanik in der forstwissenschaftlichen Ausbildung.

Und dann hab ich Meterologie gemacht. Daher kann ich Wetter-Karten gut lesen. Jeden Tag schaue ich die Wetter-Karte an und kann dann genau erklären, warum das Wetter heute so ist, wie es ist.

Ich hörte viele Vorlesungen in der Mineralogie und in der Geophysik. Dies alles war interessant, weil man viel davon erfuhr, warum die Welt so aussieht, wie sie ist.

Von hier aus kam ich mit den Geographen in Kontakt. Und dann traf ich die Architekten und die Stadtplaner. Ich wanderte auch zu ihnen hin.

1961 gab es noch nirgends eine Erschütterung der traditionellen Wissenschaften durch die Sozialwissenschaften. Das kam erst 1967/1968.

Kommilitonen studierten Geographie: bei Prof. Dr. Wolfgang Hardtke. Da ging ich auch in seine Vorlesung und hörte noch eine andere Sicht der Dinge.

Mit allen diesen Studien kam ich mit allen möglichen Sonderlingen in Kontakt.«

Überlegungen zum Beruf. »Wir fragten aber auch: Womit verdient man sein Geld? Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder du wirst Wissenschaftler – als Chemiker, als Biologe, als Bio-Chemiker – oder du gehst mit einer Fächer-Kombination in die Gymnasiale Lehrerstufe.

Damals hieß es: wenn man etwas studiert, mit dem man lehramtsfähig wird, ist man auf der sicheren Seite. Dazu mußte man ein drittes Fach haben. In Bayern gab es neben der Kombination Biologie und Chemie die Kombination mit der Geographie. Ohne diese Kombination hättest du keine Chance gehabt. Das holte ich nach dem 7. Semester mal eben nach. Daher nahm ich die Geographie dazu.«

Weichenstellung. Mit zehn Semestern macht Karl Ganser 1961 sein Examen. Nun hätte er in die Schule gehen können.

Aber der Geographie-Professor Wolfgang Hardtke macht ihm ein weichenstellendes Angebot: an seinem Lehrstuhl als wissenschaftlicher Mitarbeiter zu arbeiten. »Da konnte ich dann auch gleich ordentlich Geld verdienen. Plötzlich saß ich in diesem Fach. Dann bin ich aus der Biologie und aus der Chemie ausgewandert.«

Er arbeitet zuerst als wissenschaftlicher Mitarbeiter, nach einem Jahr wird er Assistent, dann Oberassistent.

Sozialwissenschaftliche Geographie. In dieser Zeit gibt es in der Technischen Universität München drei geographische Institute – mit unterschiedlichen Orientierungen: naturwissenschaftlich, wirtschaftlich und sozialwissenschaftlich.

In den 1960er Jahren entwickelt sich die »neue« sozialwissenschaftlich orientierte Geographie. Sie wird vor allem von Professor Wolfgang Hardtke in München entfaltet.

Ihr schlägt eine exzessive Ablehnung entgegen: von den traditionell geologisch-naturwissenschaftlich orientierten Lehrstuhl-Inhabern an der Universität mit den Professoren Louis und Wilhelm.

Rolf Monheim (später Hochschullehrer in Bamberg) schildert Wolfgang Hardtke als einen »Pionier« – als »einen der Begründer der Sozialgeographie«. Er lehrte spannend, sehr kreativ und fordernd.

In den 1950er Jahren regt er eine Analyse über die Zeil in Frankfurt an. Es ist die erste Studie dieser Art. Wolfgang Hardtke lehrt vor allem Agrargeographie. Er untersucht, wie man die Landschaft lesen kann – wie eine Registrier-Platte für soziale Prozesse.«

Wie üblich bei solchen Leistungen gibt es darüber Auseinandersetzungen.

Karl Ganser über Wolfgang Hardtke: »Er bekam in der Nachkriegs-Zeit einen relativ bedeutenden Lehrstuhl für Geographie.

Nun waren im Grunde die Geographen Vorbereiter des Kolonialismus – die ersten, die ihm die Wege bereiteten.

Das Interessante an Hardtke war wohl, daß er in der nationalsozialistischen Zeit in Frankreich lebte. Er hatte auch teilweise dort studiert und in der Kriegszeit in Genf. So kam er früh mit der Humangeographie französischer Herkunft in Verbindung – mit der Geographie der Menschen.

Aus Frankreich brachte er seine Methodik mit und etablierte sie in München – als einen Teilzweig der Geographie.«

Zwei Richtungen der Geographie. So findet Karl Ganser an der Hochschule eine Geographie vor, die sich in zwei Richtungen profiliert hatte.

Er erklärt sie: »Erstens: Die deutschen Geographen hatten eine sehr stringente naturwissenschaftliche Ausrichtung. Dabei kam immer heraus: ein nicht hinterfragter Natur-Determinismus. In diesem Sinn: Die Natur bestimmt letztlich, was ein Mensch in einem bestimmten Raum machen darf.

Zweitens: Vom Natur-Determinismus hatte Hardtke sich gedanklich und theoretisch distanziert. Er sagte: Die Freiräume des Menschen sind trotz der unbestreitbaren Rahmenbedingungen endlos groß. Und er entwickelte daraus – in französischer Tradition – die sogenannte Sozialgeographie.«

Die unterschiedlichen Methodologien. »Für einen Naturwissenschaftler war der Sozialgeograph Hardtke eine spannende Person – deshalb interessant, weil er die Begegnung mit den Sozialwissenschaften mit Hilfe der Geographie vermittelte.

Der Naturwissenschaftler versucht, deterministisch in den Natur-Abläufen Regeln zu sehen. Der Sozialwissenschaftler betrachtet die Dinge in der Welt anders. Er arbeitet relativ: mit Möglichkeiten.

Die traditionelle Fach-Disziplin Geographie kam aus den Naturwissenschaften. Sie versucht, das Leben der Menschen in einem Ausschnitt der Erde, in einer Region und in deren Kultur, deterministisch abzuleiten: aus den natürlichen Bedingungen. Sie sagt: Wenn dies so ist, sieht die Landschaft wie folgt aus, – und wenn die Landschaft wie folgt aussieht, sehen die Ställe so aus, – und wenn die Ställe so aussehen, sehen die Häuser wie folgt aus. Dies ist eine deterministische Kette.

Wolfgang Hardtke sagte jedoch: Das ist viel komplizierter. Es gibt tausend Möglichkeiten, mit der Natur umzugehen.« Er läßt eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten und Promotionen machen, in denen die Autoren die Phänomene der Landschaft aus der sozialen Struktur erklären.« Sie erklären die Phänomenologie von den sozialen Phänomenen her.

Karl Ganser: »Die Natur-Geographen hätten gesagt: Wald ist nur da, wo er von der Natur her gewachsen ist. Aber Hardtkes Assistent [Peter] Frankenberger, der vor mir bei ihm arbeitete, hat in einer Untersuchung über seine Heimatgemeinde Stambach die Entwicklung des Ortes aus dem Niedergang der Heim-Arbeit erklärt. Weil die Heim-Arbeit nieder gegangen war, orientierten sich die Menschen grundsätzlich anders: Sie hielten die Doppel-Existenz von Heim-Arbeit und Landwirtschaft nicht mehr bei, sondern ergriffen andere Berufe. Dann wurden die aufgegebenen landwirtschaftlichen Flächen aufgeforstet. Das kommentierte Wolfgang Hardtke: ›Da seht ihr mal, es wächst auch Wald da, wo er gar nicht hingehört.‹

Später wird sich Karl Ganser daran erinnern: Er beobachtet, daß im Ruhr-

gebiet wider Erwarten auf Industrie-Brachen Wald wächst.

Wolfgang Hardtke wandte sich auch der Stadt-Geographie zu. Er beobachtete, was in den USA geschieht – in den Hochschulen von Harvey und Chikago: Sie beschäftigen sich mit sozialräumlichen Gliederungen.«

Heiner Dürr, 1971 bis 1975 Assistent:[1] »Hardtke ist ein spannender Mann gewesen, weil er ein Querdenker war. Zu ihm paßte Karl Ganser. Hardtke und Ganser haben sich offensichtlich gesucht und gefunden. Ganser hat damals mit Konzepten wie Sozialbrache für Aufruhr gesorgt – in der Geographie und darüber hinaus in der Sozialwissenschaft. Wenn die beiden nicht einer Meinung waren, gab es spannungsreiche Auseinandersetzungen. Hardtke war ein Choleriker.

Hardtke hat die Geographie stark befruchtet: durch den handlungstheoretischen Ansatz. Er ist als erster vom Landschafts-Konzept weg gegangen und hat den Menschen als Entscheider in den Mittelpunkt gestellt. Für ihn ist alles, was Raum-Figuren sind, was Landschaft ist, das Ergebnis von wertbesetzten Entscheidungen einzelner Personen.«

Das ist fast die Theorie von dem, was Karl Ganser später in der IBA praktisch machen wird.

Von der Wissenschaft zum Planen. Karl Ganser fügt im Blick auf seinen Werdegang hinzu: Ausgehend von einer solchen Denk-Weise »ist mein Sprung in die Sozialwissenschaften und dann auch mein Sprung in die Planung nicht mehr weit.«

Wolfgang Hardtke ist tätig in der Zeit, »als die Verunsicherung der Planer und der Architekten durch die Sozialwissenschaften begann – dies sind die Jahre 1966, 1967, 1968. Er brachte die Studenten-Generation, insbesondere wenn sie Geographie studierte, auf den Weg der Planung. Zum Beispiel den Heiner Monheim in die Verkehrs-Planung.«[2]

Eine doppelte Personen-Beschreibung. Wolfgang Hardtke »gab sich sehr gern als ein unangepaßter Mensch. Er war immer ganz stolz, daß er ein Roter ist. Und er war stolz, daß er im Rotbuch der bayrischen Staatsregierung als ein verdächtiger Mensch stand. Und daß ihn der Verfassungsschutz intensiv bewachte – darauf war er stolz.«

Karl Ganser sagt dazu: »Ich habe das immer bezweifelt.« Dies charakterisiert aber offensichtlich eher einen total angstfreien Menschen wie Karl Ganser.

Wolfgang Hardtke hat die durchaus real fundierten Ängste dieser Zeit, in der der Verfassungsschutz jedwede öffentliche Tätigkeit notiert, die vom etablierten Denken abweicht.

Karl Ganser setzt sich darüber so weg, wie er später mit Bedenkenträgern umgeht: »Tun wir mal, so als ob es das alles nicht gäbe.« Was für ein »standing«! – würde der Soziologe Norbert Elias dazu sagen.

»Hardtke hatte auch gern Streit mit Kollegen. Er fühlte sich wohl in der Rolle des Außenseiters.« Er verarbeitet die Mischung von Mut und Ängsten in lustvoller Weise – mit einem charakteristischen Wort: mit Streit-Lust.

Exkursionen. Karl Ganser macht mit Studenten zahlreiche Exkursionen. Mit Geographen und mit Geologen. »In den Sommerferien waren wir immer unterwegs.« Dazu gehören vulkangeologische Reisen zum Stromboli – »einfach weil es interessant war.« Mit den Glaciologen (Gletscher-Forschern) gehen sie im Sommer zum Großglockner, um an den Gletschern zu vermessen.

Rolf Monheim, der 1963/64 in München studiert, berichtet von einer Exkursion nach Sizilien. Wolfgang Hardtke hat als Assistenten Karl Ganser dabei. »Die Exkursion nach Sizilien hatte einen anderen Charakter. Wir reisten mit einem holländischen Pater, der eine Entwicklungshilfe-Station in Agrigent hatte und

machten dort einen Studien-Aufenthalt von vier Wochen.«

»Wenn man es genau nimmt, war dies auch eine Form von Tourismus.« Später wird ihn im Ruhrgebiet der Studien-Tourismus, den er schon vorfindet, entwickelnd beschäftigen.

Öffnungen. In dieser Zeit entstehen die ersten Kontakte, die den Osten öffnen. Die Fäden laufen nach Jugoslawien – nach Slowenien und zur Hochschule in Zagreb. Lange Jahre gibt es eine Zusammenarbeit mit jugoslawischen Geographen: zu Fragen der Landwirtschaft und Stadt-Planung sowie zur Wirtschafts-Lage von Gastarbeitern.

Internationale Kontakte. In der Aufbruchs-Zeit der Olympiade, die München 1964 zugesprochen wird, entsteht eine internationale Stimmung, in der Karl Ganser internationale Kontakte organisiert. Das Institut hat nun regelmäßig einen Austausch mit schweizerischen, österreichischen, niederländischen, englischen und amerikanischen Geographen, auch in östlicher Richtung. Ihre gemeinsame Ebene: neue Methoden der Untersuchung, Nähe zu Planung und Experiment.

Wähler-Verhalten und Sozialstruktur. »Dann kam die Idee hoch, daß man von den Ergebnissen politischer Wahlen auf die Sozialstruktur zurück schließen kann. Ich mußte das rechnen: massenstatistische Korrelationen.

Als ausgebildeter Naturwissenschaftler konnte ich im Vergleich zu den damaligen Sozialwissenschaftlern relativ gut rechnen. Das Rechnen haben diese erst später gelernt – in der Computer-Zeit. Dann konnten auch sie multi-variable Korrelationen rechnen. In der Biologie machten wir dies schon früher.

Die Sozialwissenschaftler sagten: Jetzt brauchen wir einen Rechen-Knecht. So erhielt ich zum Bearbeiten ein Forschungs-Projekt der Deutschen Forschungs-Gemeinschaft – mit einer schlichten Frage: Es gibt in München 800 Wahl-Lokale für 800 Wahl-Bezirke – und man kennt die Wahl-Ergebnisse – kann man dann aus dem Wahl-Verhalten auf die Sozialstruktur der umgebenden Wohn-Bevölkerung zurückrechnen – nach dem Motto: Beamte wählen schwarz, Arbeiter wählen rot und freie Berufe wählen FDP.

Die Berufe der Wähler konnte man damals noch aus Wähler-Verzeichnissen herausziehen, weil es noch keinen Daten-Schutz gab. Ich machte sehr viele Stichproben. Dann rechnete ich komplizierte Relationen – bis ich eine feste Relation hatte.«

Daraus machte Karl Ganser seine Doktor-Arbeit. 1964 promoviert er damit in der Sozialgeographie.[3]

Diese Forschung wird dann die Grundlage dafür, die Korrelation einfach umzudrehen. »Wenn man die Sozialstruktur hat, kann man auf das Sozial-Verhalten schließen.« Aus dieser Forschung entsteht das Modell für die Hochrechnungen bei den Wahlen. »Politiker interessierten sich dafür, aus welchen Gründen in bestimmten Stadt-Bereichen welche Parteien gewählt wurden.

Als erste nutzen diese Forschung die Leute von ›Datum‹ und ›infas‹ in Bad Godesberg. Datum e.V. in Bad Godesberg mit seinem Geschäftsführer Klaus Liepelt entstand als ein Verein, der für die kommunalen Gebietskörperschaften Daten verarbeitete. ›Ifas‹ in Bad Godesberg wurde 1959 von Klaus Liepelt als privates Markt- und Sozialforschungsinstitut gegründet. 1965 nimmt es zuerst und erstmalig mit einer Hochrechnung, computerähnlich gestützt, damals im Hollerith-Verfahren, das amtliche End-Ergebnis der Bundestags-Wahl vorweg. Dadurch wird das Institut bekannt. Dann organisiert es jahrzehntelang die Wahl-Berichterstattung für die ARD. 1967 bildet sich ein eigenständiger Bereich Sozialforschung. 1995 wird es ausgegründet als ›infas Sozialforschung GmbH‹.

Auf der Basis von Karl Gansers Arbeit sagt man: Die Korrelation kann man auch umdrehen. Wenn man die Sozialstruktur hat, kann man auf Wahl-Ergebnisse schließen. So bauen die Ifas-Leute ein Modell für die Wahl-Prognosen auf. »Man zieht sich eine Stichprobe von Wahl-Bezirken, deren soziale Zusammensetzung man kennt. Dann kann man die Repräsentanz dieser Wahl-Bezirke errechnen. In dem Moment, wo man das Wahl-Ergebnis dafür bekommt, kann man auf die Gesamtheit hochrechnen. Das geht sehr schnell – nach zehn Minuten oder einer Viertelstunde steht die erste Hochrechnung. So fing das Hochrechnen bei den Wahlen an.«

Der Autor sagt zu Karl Ganser: »So sind Sie also der Vater dieser schrecklichen Hochrechnungen!« – Karl Ganser erschrocken und nachdenklich: »Ich????«

Fachschafts-Arbeit. In den 1960er Jahren ist das Geographische Institut nicht groß: Es hat rund 40 Studierende des jungen Diplom-Studienganges der Geographie.

Wolfgang Hardtke unterstützt die Arbeit der Fachschaft. Er regt eine bundesweite Kooperation der Fachschaften an. Daraus geht ein reformerischer Gemeinschafts-Beitrag hervor, der 1969 auf dem Geographen-Tag in Kiel vorgetragen wird: zur Lage der deutschen Geographie.

Karl Ganser wird Öffentlichkeits-Sprecher des Verbandes der Berufsgeographen. Er arbeitet auch mit den Schulgeographen zusammen, weil er sie als Multiplikatoren einschätzt. Ziel: die Modernisierung der Lehr-Prozesse und der Schul-Bücher.

Der Geographentag 1969. Heiner Dürr berichtet: »Es gibt eine Episode, die für das steht, was Karl Ganser als Person ist und wie er mit seinem Charisma Leute hinter sich bringen kann. Legendär in der Geographie wurde der Geographentag Pfingsten 1969 in Kiel. Damals setzten sich zum erstenmal die Studenten gegen die Landes- und länderkundliche Geographie vehement zur Wehr – in unmittelbarer Nachfolge der 68er Bewegung. Karl Ganser war Leitfigur.

Übrigens spielte auch der Student Heiner Monheim, der mit seinem Bruder Rolf in der Abteilung studierte, eine führende Rolle.

Damals ging es hauptsächlich um eine Kritik am Landschafts-Konzept in der Geographie. Dies war seit Beginn des 20. Jahrhunderts ein Kern-Konzept. Nun wurde es angegriffen – von den Studenten: Weil es wissenschaftslogisch nichts her gäbe. Damals kam aus Amerika die Welle zu uns herüber, die mit [Karl] Popper die Wissenschaftslogik kritisch untersuchte.

Die Studenten forderten vehement, die Geographie zu zerlegen: in eine Natur-Geographie und in eine Geographie des Menschen.

»Ich wende ein«, sagt Heiner Dürr, »daß das Landschafts-Konzept durchaus ein Versuch ist, Natur und Gesellschaft zusammen zu binden. Es ist eine Vereinfachung zu sagen, daß darin nur deterministische Überlegungen steckten. Allerdings waren sie [im historischen Prozeß der Geographie] in einer sehr fatalen Weise tätig, vor allem in der Geo-Politik mit dem Stichwort ›Boden macht Rasse‹. Jedoch gab es auch eine Wechselbeziehung: daß Landschaft auch von dem Willen und den Werten von menschlichen Gruppen bestimmt wird. Das hatte man sehr wohl gesehen.

Die Gegenposition der Studenten operiert mit der typischen, auch konstruktiven Übertreibung, in einer einseitigen Sicht auch von Wissenschafts-Geschichte. Im Grunde handelt es sich eher um eine Akzent-Verschiebung im Gefüge Mensch und Natur. Dies sah man damals sehr polarisiert – heute wird es wahrscheinlich gelassener gesehen. Der Konflikt, der damals auftrat,

ist heute noch in der Geographie vorhanden.«

Der intellektuelle Höhepunkt dieser Tätigkeit an der Hochschule ist der Entwurf einer »Studienordnung für Diplom-Geographen des Geographischen Instituts der TH München (Diskussionsgrundlage)«, die Karl Ganser als Oberassistent vorlegte. Darin finden wir Sätze, die zum brillantesten in der deutschen Hochschul-Geschichte und ihrer Reformen gehören.

»Jedes Studium unterliegt im Laufe der Zeit auch einem langsamen Wandel, der durch den wissenschaftlichen und didaktischen Fortschritt verursacht wird. So veränderte Auffassungen von Studiengang und Studienziel sprengen jedoch erst spät den von den Prüfungsordnungen gesetzten Rahmen. In Studienordnungen niedergelegt, leiten sie den Studenten frühzeitig zu einem zeitgemäßen Studium.«

»Da der Inhalt einer wissenschaftlichen Disziplin einem fortwährenden, mehr oder weniger starkem Wandel unterworfen ist, gilt es für das Studienziel des Diplomgeographen, eine möglichst fortschrittliche Inhaltsbestimmung vom Fach Geographie vorzunehmen.«

»Gegenwärtig ist die Geographie fast ausschließlich dabei, die aufgezeigte Aufgabe beschreibend, teilweise historisch, teils aktuell zu erfassen ... Der Bedarf an wissenschaftlich erarbeiteten Kenntnissen über die gestaltete Umwelt des Menschen wird sich aber in den vor uns liegenden Jahren sehr stark vermehren. Es zeigt sich also, daß die heute gültige Selbstinterpretation vor allem künftig in einer sich weiter arbeitsteilig und interdisziplinär entwickelnden Wissenschaft sicher enger und präziser zu fassen sein wird.«

Das Studium soll »für die mit der fortschreitenden Arbeitsteiligkeit wachsenden Syntheseaufgaben« vorbereiten.

»Den Weg zur Systemforschung wird auch die Geographie gehen.«

»Planung im Sinne einer immer genaueren Vorüberlegung, Vorbereitung und Steuerung von Systemabläufen wird in den kommenden Jahren auch in allen Fragen der räumlichen Umweltgestaltung des Menschen immer bedeutender werden.«

»Gegenwärtig vollzieht sich ein Wandel im Selbstverständnis der kommunalen und staatlichen Verwaltung von der Aufsichtsbehörde zur dienstleistenden Verwaltung.«

»Die Lösung solcher Fragen erfordert diagnostisches, prognostisches Denken in Systemzusammenhängen. Damit treffen sich die Fragestellung der Gesellschaft mit der wissenschaftstheoretischen Entwicklung im Fach Geographie.«

Das Studienziel: »Grundlagenforschung mit diagnostisch-prognostischer Arbeitsweise.

Problembewußtsein in aktuellen Entwicklungs- und Gestaltungsfragen des Lebensraumes. – Vertrauheit mit der modernen Technik und Methodik empirischen Arbeitens. – Denken in Systemabläufen.«

»Diese Eigenschaften machen ihn [den Geographen] für alle Bereiche der staatlichen und privaten Planungs- und Verwaltungstätigkeit und für entsprechend ausgerichtete wissenschaftliche Institutionen geeignet. Seine Ausbildung läßt ihn Aufgaben im Bereich der Zustandsdokumentation, Trendprognose, Strukturdiagnose, Leitbildkorrektur, Planungstaktik und sachbezogenen Verwaltung gleicher Art einer Lösung näher bringen.«

»Ein Student [der Geographie] ... sollte sich klar machen, daß es für seinen Beruf keine vorgezeichnete Berufslaufbahn gibt. Sein beruflicher Erfolg wird sehr stark von seiner persönlichen Leistungskraft abhängen.«

»Nur ein überdurchschnittlich, an gesellschaftlichen und politischen Problemen interessierter und engagierter

Student wird für sein Arbeitsgebiet den notwendigen Erfahrungshintergrund mitbringen.«

Die Geographie »... erfordert daher ... einen von seiner Grundstruktur offenen und dynamischen Persönlichkeitstyp. Solange keine berufliche Laufbahn vorgezeichnet ist, werden auch nur überdurchschnittlich qualifizierte Absolventen ein angemessenes berufliches Tätigkeitsfeld vorfinden.«

»Man wird in Zukunft immer mehr gezwungen sein, Diplomarbeiten in Seminargruppen unter Anwendung der Grundsätze der Teamarbeit zu vergeben. Ein solches Verfahren sichert die eingehende Betreuung durch den Dozenten und bewahrt vor terminlichen Verbummelungen, da der straffe Terminplan des Teams kein Ausscheren erlaubt. Der Student hat erstmals Gelegenheit, sich in einem wissenschaftlichen Arbeitsteam zu bewähren.«

Diese Zeilen klingen wie ein Vorentwurf des späteren Karl Ganser.

Wie weit solche Reformen realisiert wurden, dazu müßte man die Fächer an den einzelnen Hochschulen befragen. Karl Ganser selbst ist das Beispiel eines Geographen, der gesellschaftspolitisch diese Thesen lebt, experimentiert, weiter entwickelt und zeigt, wie wirkungsvoll sie in der Gesellschaft sein können.

Reform-Schritte zu Studium und Praxis. Karl Ganser nimmt auch Praxis-Kontakte auf: Er organisiert dem Institut Aufträge, u. a. von den Städten München und Ingolstadt, von Landesministerien und von Regionalplanungs-Behörden.

Darin findet komplexes Lernen statt: in Planung, Einblick in Entscheidungs-Strukturen, Untersuchungs-Methoden. Man spricht von einer ›Münchner Schule‹ für Sozial- und Stadtgeographie.

Karl Ganser schlägt Wolfgang Hardtke auch vor, am Geographischen Institut einen Soziologen einzustellen. Dies ist an einer zunft-spezialistisch eingestellten Universität ein unerhörter Vorgang. Denn interdisziplinäres Denken ist nicht verbreitet und nicht angesehen. Aber es ist zukunftsorientiert. Für ihn gibt es keine Schubladen und keine Zünfte – dies wird auch jahrzehntelang seine zukünftige Tätigkeit charakterisieren.

Karl Ganser kombiniert mehrere Wissenschafts-Methoden. Soziologie. Politologie. Geographie. ...

So sagt man bald: Auf dem Terrain der Geographen gibt es zwei Orientierungen – die eher »Konservativen« und die »suspekten Revoluzzer«.[4]

Karl Ganser ist Pionier, der die Geographie als Disziplin des Planens profiliert.

Das Leben im Institut schildert in seiner Farbigkeit Ulrich Eckert. Er studiert in München an der Technischen Universität Geographie, macht 1964 Examen, geht 1965 in den Schuldienst, wird Gymnasiallehrer und vor allem Seminarlehrer für die Ausbildung von jungen Studienreferendaren mit der Fächerverbindung Geographie.

»1961 kam ich in das Institut und war fasziniert von dieser neuen Geographie, die ganz anders war als die, welche man von der Schule her kannte. Bis dahin war mir die sozial-geographische Richtung völlig unbekannt. Daß man da hinging, war für die Lehramt-Studenten, die sonst an der Uni waren, ganz ungewöhnlich.

Das Institut war sehr klein. Sehr familiär. Jeder kannte jeden. Damals war München als Studienort völlig überlaufen – und so war es ein Erlebnis, daß der Professor nach kurzer Zeit alle mit Namen ansprach und einem über die Schulter schaute: ›Was lesen Sie denn da?‹

Mein anderes Fach war Germanistik – da saß man mit Hunderten von Studenten in den Sälen. Ein Professor konnte nicht wissen, daß man bei ihm im Seminar war – es gab Seminare mit 80 bis 100 Teilnehmern. In dem kleinen Institut aber war es lustig und nett.

Die schillernde Figur des Prof. Hardtke kann man mit seiner Biographie wie einen vorweggenommenen 68er lesen. In seiner Jugend brach er wohl aus seinem familiären Umfeld aus und ging zum Studium nach Frankreich. Ich glaube, er war ein Berufs-Oppositioneller, der grundsätzlich alles, was konventionell oder üblicherweise gedacht oder gesagt wurde, erstmal vehement angriff. Nicht immer zu Recht. Ich bin kein Konservativer, aber einiges erschien mir damals zum Teil blödsinnig, anderes aber sehr innovativ – und lebendig. Zudem war Hardtke immer fasziniert von Leuten, die etwas in Frage stellten.

Ich mußte mein Studium als Werk-Student verdienen – das gefiel ihm. Die Stadtwerke machten damals eine Verkehrsanalyse – ich bewies ihm, daß sie methodisch völlig falsch angelegt war. Auch dies gefiel ihm. Ich zeigte ihm, daß wir jederzeit eine neue Straßenbahnlinie einführen könnten. Denn ich hätte mir einige tausend Befragungsbögen angeeignet: Sie lagen herum und man könnte nun eintragen, was man wolle. Er fand es toll, daß ich die Befragungs-Methode ad absurdum führen konnte. Vor allem, weil es keine Kontrolle gab, wer befragt wurde. So war ich nach kurzer Zeit für ihn der Ansprechpartner, wenn es um öffentlichen Nahverkehr ging.

Trotz mancher Fehler war Hardtke sehr innovativ. Allein sein Landschafts-Begriff: Was ist Landschaft? Sie war ihm das geglückte oder mißglückte Produkt von Spekulationen menschlicher Interessen-Gruppen.

Karl Gansers Doktor-Arbeit war großartig – sie hat Hardtke imponiert. Er unterstützte seine Leute sehr.

Hardtke stritt sich heftig mit seinen naturgeographischen Kollegen – angeblich bis zu Tätlichkeiten. Jenseits der Straßen-Kreuzung lag das Uni-Institut für Physische Geographie des Prof. [Herbert] Louis – die beiden haßten sich. Diese Institute hatten keinerlei Beziehung zueinander – dazwischen türmte sich eine Mauer auf. Für Lehramts-Studenten war das nicht einfach – denn sie mußten beides können.

Hardtke kam aus Frankfurt und brachte Ruppert mit. Ruppert war der Brave. Immer relativ handfest und solide. Hardtke dachte eher spekulativ.

Karl Ganser war einer von den harten Arbeitern, der sehr ergebnisorientiert wirkte. Das trug dem Institut Glanz ein. Er brachte die Geographische Reihe heraus.

Ganser war auch ein biologisch begnadeter Mensch: Er konnte mit drei bis vier Stunden Schlaf auskommen und hielt den Tag topfit durch. Das lag auch daran, daß er ein Leistungs-Sportler war: Er spielte Faustball – in der Bundesliga. So harte Sportler haben ein Durchsteh-Vermögen.

Ich erinnere mich an Nächte, wo wir erst um vier, halb fünf meinten: ›Jetzt gehen wir langsam heim.‹ Dann sagte Karl Ganser: ›Ich leg' ich mich bei dir schnell hin.‹ Er breitete sich auf dem Teppich aus, wickelte sich in eine Wolldecke und schlief – anderthalb Stunden. Vorher fragte er: ›Hast du einen Wecker? Ich stehe um Sechs auf. Ich muß mich noch vorbereiten – um halb acht hab ich eine Vorlesung.‹ Dann kämmte er sich kurz, fuhr in die TU und hat es dann, glaube ich, nicht schlecht gemacht – oben bei den Architekten und Städteplanern.

Prof. Hardtke war sehr betriebsam. Oft raste er durch die Zimmer. Da arbeiteten alle wie verrückt. Wenn etwas nicht klappte, schrie er manchmal nach Unterstützung: ›Wo ist der Herr Ganser?‹

Einmal saß der Herr Ganser hoch oben auf einem Akten-Schrank in drei Metern Höhe und hat da geschlafen, damit er mit seinem wenigen Schlaf in der Nacht am Tage sich irgendwie im Gleichgewicht hielt. Er hatte die Gabe, sich hinzulegen und kurz zu schlafen. Hardtke rief: ›Hat

jemand den Ganser gesehen? Wo ist der Ganser?‹ Ich wußte es, aber ich dachte: Der Karl ist dermaßen kaputt – er muß jetzt schlafen.

Karl Ganser konnte abschalten. Das beobachtete ich neidvoll. Auch wenn ihn etwas bedrückte oder er Ärger hatte, konnte er sich hinlegen, abschalten, wahrscheinlich seine innere Uhr stellen, wann er wieder wach werden mußte, und in zwei Minuten einschlafen. Deswegen hatte er auch tolle Referat-Sitzungen.

Seine Vorlesungen hielt er nur bei den Städteplanern ein Stockwerk höher – wo wir jedoch gar nichts verloren hatten.

Ich hab ihn immer wieder erlebt auf den Geographen-Tagen. Da war er der einsame Star. In Kontrast zu dem damaligen Gewäsch der Hochschullehrer mit viel Selbstdarstellungen, Eitelkeiten und Belanglosigkeiten oder in den Nischen mit Versponnenheiten. Karl Ganser hatte immer Thesen, die er straff durchführte – mit klarem Konzept, das hoch gesellschaftliche und politische Relevanz hatte. Deshalb imponierten sie.

Er untersuchte Auswirkungen. Wo führt das hin? Wie hängt das zusammen? Sehr früh hatte er ökologische Aspekte. Und planerische. Und immer auch – das war hart für uns alle: die Infragestellung von selbstverständlichen Lehr-Meinungen. Ein Beispiel: Es gibt die These, daß Wachstum wichtig und die Grundvoraussetzung für alles ist. Stimmt das eigentlich Ist das wahr? Er sagte zum Beispiel früh, daß es Quatsch ist, von einer Vergreisung der Gesellschaft zu sprechen.

Es war sein Marken-Zeichen zu sagen: Stimmt das eigentlich? Denken wir das doch einmal ganz durch! Was er vortrug, war schlüssig durchdacht. Und provozierend für diejenigen, die konventionell auf den Gleisen des Vorgegebenem dachten.

Angst? – Nein, er hatte keine Angst. Dafür war er einfach zu gut.

Ihn beschäftigten Themen-Felder, in denen er ein theoretisches Konzept hatte, das er anwenden konnte auf einen neuen Ort – ob später Bundesanstalt für Raumordnung und Landesplanung oder Denkmalschutz in Nordrhein-Westfalen oder IBA im Ruhrgebiet oder Gaswerk in Augsburg. Im Grunde fußt alles auf einem überschaubaren Gesamtkonzept, das man immer wieder einsetzen kann zur Lösung bestimmter Fragen. Man muß vor Ort Varianten finden, aber Zielrichtung und Wert-Vorstellung bleiben gleich. Er hat eine Orientierung. Sehr stark.

Heute [2007] lebt er da, wo er aufgewachsen ist. Nicht wenig von seiner Orientierung kommt von dort.«

Prophetisches. »Was mir vor allem in Erinnerung blieb«, erzählt Ulrich Eckert, »ist die ganz frühe Zeit, in der Karl Ganser wirklich prophetisch war. Ich weiß, daß wir 1960 oder 1961 über Wasserstoff-Technik redeten. Da sagte er: ›Das ist die Technik der Zukunft. Du wirst das sehen: sie kommt aus Nord-Afrika.« – Woher hat er das? – »Das möchte ich wissen. Ich weiß es nicht. Ich nehme an, er hat eine intuitive Rezeptions-Fähigkeit für Wichtiges. Er hat sehr konkrete naturwissenschaftliche Kenntnisse. Damals fragte ich zweifelnd: ›Wasserstoff? Das kann ich mir nicht vorstellen.‹ – ›Doch, das wirst du sehen.‹

Kernkraft war von Anfang an des Teufels. ›Plutonium. Wo vergraben wir das? Setzen wir ein Schild hin: Hier nicht graben! Da kommt Radioakivität raus!‹ – Das hat er alles sehr früh gesehen.

Oft diskutierten wir über den Weltfrieden. Mit welchen Mitteln? Er sprach von Embargo. Es kam sehr viel später.«

Karl Ganser hat einen außerordentlichen praktischen Sinn. Und er hat gleichzeitig eine ausgezeichnete theoretische Ausbildung. Theorie als Durchschauen der Praxis – im eigentlichen Sinne des griechischen Wortes. Ulrich

Eckert: »Aber es geht nicht in eine geistig-abstrakte Welt hinein. Er bleibt immer erdverbunden.«

Die Schüler. Wolfgang Hardtke wirkt vor allem über seine Schüler. Heiner Dürr: »Diese Gruppe Hardtke, Ganser, Ruppert, Klingbeil, der dann verschwunden ist, ging in die Deutsche Geographie ein als Münchner Schule. Darin entstand nachher die Spannung zwischen Ruppert und Ganser, weil Ruppert die sehr forsche Hinwendung zur Politik, zur Anwendung von Forschungsergebnissen gegen den Strich ging.«

Zu seinem Assistenten-Kollegen Karl Ruppert hat Karl Ganser ein sehr distanziertes Verhältnis. Beide sind unterschiedliche persönliche Charaktere. Spitz formuliert dies Karl Ganser: »Ruppert hat in meinem Leben keine Rolle gespielt. Er nutzte die moderne Linie der Geographie auf seine Weise. Ich fand ihn immer sehr konventionell – auch vom Verhaltens-Modus her. Er war überhaupt nicht konfliktfreudig. Sehr angepaßt. Sehr brav. Wir hatten dieselbe theoretische Auffassung, aber er betrieb das völlig unemotional. Er hat es dann zum Professor gebracht. Als die Landesplanung in Bayern anfing – sie ist in den 1960er Jahren gewachsen –, mußte man dazu noch die wissenschaftliche Zuarbeit haben. Da war Ruppert hoch beliebt. Er war einer der bedeutenden Zuarbeiter für die Landesplanung in Bayern. Ruppert fühlte sich sehr wohl in der konservativ-schwarzen Ecke. Das hängt damit zusammen, daß er sehr angepaßt arbeitete. Er hat immer versucht zu funktionieren. Da geht es um einen persönlichen Lebens-Stil. Deswegen wirkte Ruppert auch nicht im Sinne von Wissenschafts-Entwicklung. Karl Ruppert hatte den einen oder anderen Schüler, zum Beispiel Franz Schaffer.[5] Er hatte lange den Lehrstuhl in Augsburg.«

Rolf Monheim sagt: Von Wolfgang Hardtkes Studenten sei Karl Ganser »der am weitesten reichende – sein bester Schüler.« Karl Ganser überlegt: »Ob ich ein guter Schüler war, weiß ich nicht. Zumindest war ich der aggressivste – unter dem Gesichts-Punkt, die dahinter stehende Gedanken-Welt aggressiv im System auszubreiten. Da war ich mit Sicherheit der Stärkste, weil ich sehr deutlich überall darüber geredet habe.«

Dann fügt er lapidar an: »Ich bin dann aus der Disziplin völlig rausgegangen.«

Akademisch gesehen mag es stimmen, aber inhaltlich und methodisch kann die Geographie gerade an seinem weiteren Weg außerordentlich viel lernen – wenn sie lernt, auch auf unkonventionelle Weise zu lernen. Er ist gewiß einer ihrer bedeutendsten Denker, Reformer, Wissenschaftler der angewandten Geographie. Heiner Dürr wird dies 1999 bei seiner Bochumer Ehren-Promotion analysieren.

Architekten und Stadtplaner. Eine Etage über dem Institut für Geographie arbeiten die Architekten und Städtebauer. Karl Ganser ist viel oben. »Von daher hab ich relativ früh Kontakt mit den Architekten und insbesondere mit den Stadtplanern gehabt. Und mit Prof. Gerd Albers, der damals die Koryphäe war. Dieser Bereich packte mich. Darin bin ich Autodidakt in dem Sinne, daß ich das nicht studiert habe. Aber man wird immer wieder auf seinen Studienabschluß festgelegt, wenn man sagt, was man ist ...«

Später wird Karl Ganser aufgrund seiner interdisziplinären Denk-Weise einer der einflußreichsten Stadtplaner: Er verändert Stadtplanung mit neuen Parametern.

Habilitation. 1967 wechselt Karl Ganser zur Stadtverwaltung München: ins Stadtentwicklungsreferat. Aber daneben bleibt er weiterhin im Geographischen Institut tätig.

1970 habilitiert er sich an der Technischen Universität München – mit der

Untersuchung eines regionalen Pendler-System. Es ist eine Theorie der räumlichen Struktur des Pendler-Systems in Abhängigkeit zum zentral-öffentlichen Verkehrs-System. Der untersuchte Raum ist die Großstadt Mainz mit ihrem Umfeld.[6] Karl Ganser analysiert, wie ihr Einzugs-Bereich aussieht. Unter dem Aspekt der akademischen Ausbildung reicht der Umkreis sehr weit. Einfache Bildung heißt kleiner Umkreis: Die Kleinstädte um Mainz herum haben Pendler für einfache Arbeiten. »Die einfach Qualifizierten machen kurze Wege. Die höher Qualifizierten machen die langen Wege. Dies wird vor allem ermöglicht durch den Ausbau des Autobahn-Systems. Den Sachverhalt kann man grafisch darstellen.«

Hochschule. Mit der Habilitation ist Karl Ganser Privatdozent ohne Besoldung. Er bietet Veranstaltungen für planungsorientierte Geographen an. Geographen erhalten durch die Veränderungen im Spektrum der Berufs-Bilder neue Möglichkeiten für professionelle Arbeit.

Karl Ganser hat auch die Schriftleitung der ›Münchner Geographischen Hefte‹. Sie werden herausgegeben von Prof. Dr. W. Hardtke vom Geographischen Institut der Technischen Hochschule München und von Prof. Dr. H. Louis vom Geographischen Institut der Universität München.

Professur. 1975 wird er, inzwischen in Bonn tätig, zum außerordentlichen Professor für Geographie an der Technischen Universität München ernannt. »Das alte Bayrische Hochschullehrer-Gesetz kennt eine außerplanmäßige Professur. Man bekommt sie wie eine ordentliche Professur – in einem Berufungs-System. Das ist mehr als die Rolle eines Privatdozenten: man hat alle Rechte eines ordentlichen Professors. Mit Promotion und allem Drum-und-dran. Das Außerplanmäßige bestand nur darin, daß du nicht auf einer Hochschullehrer-Stelle bist, weil du eine andere Berufs-Position hast. Dies wurde kurz danach, um 1974/75, mit der Neufassung des Bayrischen Hochschullehrer-Gesetzes abgeschafft.«

Verweigerung der weiteren akademischen Karriere. Karl Ganser hat keine Lust, sich auf einen Lehrstuhl berufen zu lassen. »Ich verdiente anderswo mehr Geld. Vor allem war das Andere einfach aufregender. Daher habe ich mich nicht um eine Berufung bemüht.«

Außerdem gibt er zum Nachdenken: »Wenn man aus der Geographie hinausgeht und sagt: Ich arbeite in einer anderen Disziplin, die noch nicht akzeptiert ist, dann kriegt man weder von der einen, noch von der anderen Disziplin einen Ruf. Es sei denn, du guckst nach einer Hochschule, die bewußt interdisziplinär arbeitet. Das kann es mal geben. Aber es gab von meiner Seite aus keinerlei Bemühungen in dieser Richtung.«

In den 1970er Jahren hat man die Hoffnung, daß die Wissenschaft interdisziplinär wird. Das Gegenteil trifft ein. Es gibt so gut wie keine Hochschule mit einem interdisziplinären Ansatz.

»Ja, die Sache mit den Berufungen läuft halt immer so: Es heißt: Du bist doch kein Geograph mehr. Du bist doch kein Soziologe. Du kommst doch gar nicht aus der Stadtplanung. Das ist eine von den Methoden, die die Leute im System benutzen, um ›Fremdlinge‹ draußen zu halten.«

Eine Resümierende Skizze. 1999 schreibt Bernd Lohse (Wasserburg) einen Leserbrief in der Süddeutschen Zeitung: »Für unsere heutigen Verhaltensweisen sind oft Erfahrungen wichtig, die in viel früheren biographischen Zeitbereichen gemacht wurden. Daß Bauausstellungs-Chef Karl Ganser auch heute noch an der ›Blindheit‹ vieler, gerade auch Verantwortung tragender Zeitgenossen leidet, daß ihm Ungeduld mit Denk-Trägen

und Zynismus gegenüber unseriösen Medienwerkern eigen sind, versteht der leichter, der weiß, daß ihm dies alles aus seinen Münchner Anfangsjahren geläufig ist.

In den 1960er Jahren war es die exzessive Ablehnung, die die ›neue‹ – sozialwissenschaftlich orientierte – Geographie, die von den Professoren Hardtke und Ruppert an der Technischen Hochschule München vertreten wurde, von traditionell geologisch-naturwissenschaftlich orientierten Universitäts-Lehrstuhlinhabern Louis und Wilhelm entgegenschlug … In dem ›Grabenkrieg‹ zwischen den beiden Geographie-Instituten hat sich Ganser, zuerst als Assistent Hardtkes, zum erstenmal mit dem Blindsein, dem ›Nichtverstehenwollen‹, herumschlagen müssen, jahrelang. Es ist wirklich nicht verwunderlich, daß er darauf auch heute noch empfindlich reagiert.

Viel verwunderlicher ist, daß er ein ganzes Wissenschaftlerleben lang nicht müde geworden ist (mit niederbayrischer Energie und mit Dickschädel) das als richtig Erkannte zu tun und gleichzeitig zu versuchen, den Menschen aus ›ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit‹ (Kant) herauszuhelfen.«[7]



Olympia-Park in München

München: Olympia-Planung und Stadtentwicklung

München gehört zu den ersten Städten, die eine integrierte kommunale Gesamtplanung institutionalisieren. Gerhard Gross: »Ihre besondere Qualität gegenüber den bisherigen Formen kommunaler Planung besteht dabei zunächst in ihrem Anspruch, durch die Koordination und zielgerichtete Integration tendenziell des gesamten Verwaltungshandelns die Entwicklung des lokalen Gemeinwesens als Ganzes zu steuern.« Diese »Planungsrationalität, die im Zuge der generellen Ausweitung staatlicher Regulierungsmaßnahmen und mit wachsenden Krisenerscheinungen in den Städten an politischer Relevanz gewann, versprach zunächst, den Handlungsspielraum der Kommunen wesentlich zu erweitern.«[1]

Olympia und Stadtentwicklung. Karl Ganser hat viel mit der Stadtverwaltung zu tun, weil er von ihr Daten für seine Tätigkeit im Geographie-Institut der Technischen Universität braucht.

»Damals gab es einen Menschen in der bayrischen SPD«, berichtet Karl Ganser, der von Zeit zu Zeit die Vorstellung hatte, daß er sich junge Leute einladen müßte: Waldemar von Knoeringen. Ich wurde auch mal eingeladen und habe erzählt, was ich mache. Und er meinte: ›Das ist interessant‹.« Als die Planung für die »Olympiade 1972« beginnt, sagt Waldemar von Knoeringen dem Oberbürgermeister Hans Jochen Vogel: »Dafür weiß ich einen.« Vogel spricht Karl Ganser an. Er war auch auf ihn aufmerksam geworden durch dessen Dissertation über Wahl-Verhalten in der Bevölkerung. Und durch Arbeiten für die Stadt München.

So kommt Karl Ganser 1966 zur Olympia-Planung, die in ihrer Substanz aber sehr viel mehr ist: nämlich Stadtentwicklung.

Die Stadtplanung von München wird in mehrerer Hinsicht in der Bundesrepublik der Vorreiter für eine bedeutende Modernisierung der Stadt-Planung. Diese Impulsgebung ist eine wichtige Station in der Geschichte der Stadtplanung. Bislang wurde sie noch wenig gesehen. Daher sei sie hier ausführlicher dargestellt. Karl Ganser ist einer der wichtigen Akteure. Nach dem interdisziplinären Lern-Feld in der Universität ist sie für Karl Ganser das zweite wichtige Erfahrungs-Feld.

1960 wird der Amtsgerichtsrat Hans-Jochen Vogel mit 64 Prozent der Stimmen zum Oberbürgermeister von München gewählt. Er ist erst 34 Jahre und damit das jüngste Stadtoberhaupt der Millionen-Stadt. 1966 wird er erneut gewählt – diesesmal mit 78 Prozent der Stimmen.

Er ist eine neue Art von Oberbürgermeister. An die Stelle des jovialen Oberhauptes tritt das technokratische Oberhaupt. Seine zwölf Münchner Jahre beschreibt er 1972 in einem Buch mit dem Titel ›Die Amtskette‹.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Stadt sehr konservativ wieder aufgebaut – mit viel Gutem, aber auch mit Schwierigkeiten. Dies funktionierte aus der Warte des bestimmenden Bürgertums bis zu dem Punkt, wo nichts mehr gut funktioniert.

Dem abgeschlossenen Wiederaufbau folgte ein stürmisches Wachstum. 1957 überschritt die Stadt die Millionen-Grenze. Aber es gab kein Leitbild. Und keine Vorstellung, wie dieses Wachstum sowohl zu beherrschen wie zu gestalten sei. Oberbürgermeister Thomas Wimmer (1948 bis 1960) sagte seinem Nachfolger Hans-Jochen Vogel beim gemeinsamen Blick aus der Amtsstube nach unten auf den Marienplatz: »Na, das kapieren die Auto-Fahrer scho, wanns da nicht mehr weiterkumma – dann bleibens zu Haus.«

Vogel erschien das herkömmliche Konzept fragwürdig. In seiner Ansicht dazu lag jedoch weniger eine Kritik als darüber hinaus der produktive Impuls, wirksamer steuern zu wollen. In dieser Zeit entsteht die Notwendigkeit, rationaler zu planen. Oberbürgermeister Vogel setzt sich an die Spitze der Reform-Orientierten.

Er hat vor Augen, daß nun der Stadtplanung eine zentrale Bedeutung zukommt. Diese will der neue Oberbürgermeister persönlich dirigieren. »Gleich nach seiner Wahl 1960 verleibte er sich sofort die Stadt-Planung ein. Er sagte: Sie ist so wichtig – ich mache sie bei mir im OB-Büro« (Lutz Hoffmann). Daher gliedert er erstens das Stadtplanungsamt aus dem Hochbaureferat aus und unterstellt es sich direkt. Und zweitens läßt er noch 1960 beschließen, daß ein Stadtentwicklungsplan gemacht werden soll.

Hans-Jochen Vogel holt seinen Studien-Freund Dr. Hubert Abreß in die Stadtplanung. Und dann einen Soziologen – es ist der erste, der im deutschen Stadtplanungs-Bereich eine Position erhält: Dr. Karolus Heil,[2] empfohlen vom

Soziologie-Professor Hans Paul Bahrdt (Göttingen), dem Vorreiter der Soziologie in der deutschen Stadtplanung.[3]

Zugleich setzt Vogel eine Arbeitsgemeinschaft in Tätigkeit, u.a. mit den Professoren Kurt Leibbrand (Eisenbahn- und Verkehrswesen, Zürich) und Max Guther (Darmstadt). Nach Leibbrands Ausscheiden[4] und Guthers Rückzug übernimmt Prof. Herbert Jensen[5] (Kiel) die Arbeitsgemeinschaft. Das Verdienst von Jensen: Er beendet die Dominanz der Verkehrsplanung.

1963 ist der Stadtentwicklungsplan fertig und wird beschlossen. Später (1972) kritisiert Hans-Jochen Vogel seine Mängel: Dieser Plan »äußerte sich nicht zur Gastarbeiter- und Ausländerfrage, er nimmt die Motorisierung mehr oder weniger als eine Art Naturgesetz hin, er berührt Gesichtspunkte des Umweltschutzes nur am Rande, er unterscheidet nicht deutlich genug zwischen Lebensstandard und Lebensqualität.«[6]

Umgang mit Bürgern. Erstes Ereignis: 1962 Schwabinger Krawalle. Brutale Härte der Polizei. Das Nachdenken darüber ist Ausgangspunkt für eine Veränderung des Umgangs mit Bürgern – konkret gemacht: in einer Polizei-Reform, geleitet vom neuen Polizeipräsidenten Dr. Manfred Schreiber.

Infrastrukturen. Zweites Ereignis: 1964 erhält die Stadt München die Zusage, daß sie 1972 die Olympischen Spiele ausrichten darf.

Dies nimmt der Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel als Chance, die Infrastruktur der Stadt München zu modernisieren. Dafür müssen weitreichende Entscheidungen für Stand-Orte und Investitionen vorbereitet werden.

Er hat vor, ein Investitions-Planungsamt einzurichten, am besten ihm direkt unterstellt. Weil dies jedoch in einer solchen Konstellation keine Chance hat, will er es auf dem Umweg über die Olympia-Planung realisieren: 1966 empfiehlt er dem Stadtrat, ein Amt zur Förderung der Investitionsplanung und der olympischen Spiele zu errichten. Er findet heftigsten Widerstand, aber schließlich setzt er seinen Umweg durch.

Reflexion über Kritik. 1966 hat Hans-Jochen Vogel noch ein zweites Vorhaben: Zur Realisierung des Altstadt-Ringes will er einen Straßen-Tunnel unter dem Prinz-Carl-Palais bauen lassen. Auch dieses Vorhaben löst heftige Kritik aus. Er reflektiert dies: »Aber die Krise reichte tiefer und über die aktuellen Anlässe hinaus. Wahrscheinlich hatte ich den Punkt in einem langen Lernprozeß erreicht, in dem Quantität in Qualität umschlägt. Die Summe der Erfahrungen in den ersten sechs Jahren meiner Tätigkeit hatte sich zu ernsten Zweifeln an dem Sinn und der Rechtfertigung vieler Grundsätze akkumuliert, die bis dahin als selbstverständlich, ja als völlig unstreitig erschienen ... Das herkömmliche Konzept der Stadtentwicklung erschien mir plötzlich fragwürdig, das heißt des Infragestellens, des grundsätzlichen Überdenkens würdig.«[7]

In der Zeit um 1966/1970 kommen in der gesamten Gesellschaft viele Fäden zueinander und bilden neue Konstellationen – denkerisch, gesellschaftspolitisch und in realisierten Maßnahmen. Hans-Jochen Vogel ist in dieser Phase sehr aufnahme- und veränderungsfähig.

Karl Ganser: »Oberbürgermeister Vogel war sehr angetan von einem Buch, das Kenneth Galbraith geschrieben hatte. Galbraith war ein Alternativ-Ökonom der damaligen Zeit. In diese Zeit fielen die allerersten Anfänge einer ›Grünen Bewegung‹.«

Zu den kritischen Einsichten des Oberbürgermeister Vogel zählt 1972: Es rächt sich, »daß unsere Gesellschaft ihre geistigen und materiellen Energien zu lange nur auf Gebieten investiert hat, die Profit oder Prestige versprachen. Wäre nur ein Bruchteil dessen, was wir in die

Fortentwicklung des Automobils oder auch für die Schaffung neuer Waffensysteme getan haben, auf unserem Gebiet eingesetzt worden – wir wären ein Stück weiter.«[8]

Stadt-Forschung. Vogel sieht nun eine Grundlage für mehr Nachdenklichkeit in der Entwicklung einer Stadt-Forschung. Dafür möchte er einen Stab von jungen Wissenschaftlern engagieren. Aufgabe der Stadtforschung soll es sein, »die umfassenden, langfristigen, in sich stimmigen Zielbündel zu erarbeiten.«

Das Olympia-Planungsamt. Ein Instrument ist die Olympia-Planung: ein Großunternehmen – mit zwei rechtlich selbständigen Gesellschaften, – einer Olympia-Planungsgesellschaft, die die ganze Planung macht, und einer Bau-Gesellschaft, die alles baut. Um sie zu dirigieren wird ein Olympia-Planungsamt geschaffen. Die Federführung erhält Hubert Abreß.

»Hubert Abreß«, erklärt Karl Ganser, »war ein links-katholischer Jurist. Ich sage das bewußt, weil er aus der linkskatholischen Seite einen Werte-Kanon der Nachhaltigkeit bekam.

Evangelische Institutionen waren in der Ökologie-Bewegung führend, während die katholische Kirche mit Ökologie bis heute nichts am Hut hat. Aber einige Links-Katholiken wie Abreß waren auf dieses Thema ansprechbar. Überdies hatte Abreß immer sehr viel mit der Evangelischen Akademie in Tutzing zu tun.

Der blendende Jurist Abreß war nicht nur die rechte Hand, sondern auch das Alter Ego von Herrn Vogel. Deswegen bekam er die höchst vertrauensvolle Aufgabe der Olympia-Planung – und später die Aufgabe, das Stadtentwicklungs-Referat zu leiten.«

Hans-Jochen Vogel und Hubert Abreß holen 1966 Karl Ganser in dieses Team. Karl Ganser: »Am Anfang gab es zwei Bereichsleiter und ganz wenige Mitarbeiter. Wir hatten einen Soziologen. Ich war der Stadtplaner. Die Aufgabe, auf der etablierten Seite des Baureferats als Verbindungsmann, als Korrespondenz, zu fungieren, erhält Lutz Hoffmann.«

Stadtentwicklungsreferat. »Als 1968 die Olympia-Planung im wesentlichen fertig war und als das Olympia-Planungsamt seine Schuldigkeit getan hatte – schon vier Jahre vor der Olympiade 1972 – entstand die Idee: Entweder löst man das Amt wieder auf oder man macht daraus eine Stadtentwicklung.« Es wird debattiert: ob man ein Stadtentwicklungsreferat mit Referats-Status als eigenes berufsmäßiges Fachamt will – oder nicht, und dann als eine Stabs-Stelle, auf die allein der Oberbürgermeister Zugriff hat.

Der Leiter eines Referates hat eine Zwitter-Stellung: Er ist ein berufsmäßiger Fachrat – und damit sowohl dem Oberbürgermeister wie dem Stadtrat verpflichtet. Aber insgeheim und gelegentlich auch offen gibt es eine Rivalität zwischen Stadtrat und Oberbürgermeister. Obwohl der Stadtrat den Oberbürgermeister als Gallionsfigur braucht, achtet er sehr darauf, daß dieser nicht zuviel Macht erhält. So wird entschieden: Fachamt.

1969 beschließt der Stadtrat die Zusammenfassung des Baureferates und des Investitions- und Olympiaamtes zu einem Stadtentwicklungs- und Baureferat. Leiter wird wiederum Hubert Abreß.

Hans-Jochen Vogel: »Dr. Abreß hat in knapp zwei Jahren … das erste Stadtentwicklungsreferat in der Bundesrepublik aufgebaut. In mehreren Arbeitsgruppen sind dort … drei Soziologen, fünf Juristen, ein Politologe, ein Volkswirt, vier Techniker und ein Sozialgeograph tätig.«[9]

In dieser Abteilung wird Stadtplanung in einer bis dahin nicht gekannten denkerischen Komplexität organisiert. Karl Ganser: »Es war eine Stadt-Entwicklung, die mit Gedanken gearbeitet hat, nicht mit Plänen.« Hier entwickelt sich Karl

Ganser zum Querdenker aus Leidenschaft.

Die Kern-Idee? »Man muß sich vorstellen«, sagt Karl Ganser, »wie damals Stadt-Planung üblicherweise ablief. In der Anfangs-Zeit wurden von der allumfassenden Generalverkehrs-Planung nur Straßennetze mit unendlich vielen Schnell-Verkehrsstraßen durch die ganze Stadt geplant. Wenn alle diese Straßen gebaut worden wären, die damals geplant wurden, dann wäre heute von München nicht mehr viel da. Diese allumfassende sogenannte Generalverkehrs-Planung plante ein Gesamt-Verkehrsnetz für die Stadt.

Dann kam die Idee des öffentlichen Massen-Verkehrs nach oben – und nun setzte sich ein Planungs-Konzept der Stadtentwicklung durch: Die U-Bahn wurde gebaut. Fußgänger-Zonen entstanden. Hinzu kam das S-Bahn-System.«

Stadt-Forschung: Grundsatz-Studien. »Dann hieß es: Dies kann nicht alles sein! Es gibt die Frage, wie die Stadt mit dem Umland umgeht. Und es gibt die Frage, wie man längerfristig mit dem Wohnungs-Bedarf umgeht, wenn eine Stadt jährlich 30.000 Einwohner dazu bekommt. Und wie geht man damit um, wenn sie zunehmend mehr Ausländer erhält? München hatte damals schon über zehn Prozent ausländischen Bevölkerungs-Anteil. Und wie kriegt man das Ganze noch ökologisch in irgendein Gleichgewicht?« Fragen über Fragen. Das Wissen dazu ist zunächst ärmlich: wenig empirisch und denkerisch auf falschen Geleisen.

Karl Ganser schreibt 1971 in einem Aufsatz: »Der Begriff Stadtforschung ist kaum zehn Jahre alt. Er entstand um 1960 in der Zeit der rasch zunehmenden Unzufriedenheit mit der Wissenschaft in der Planung. Die Erkenntnisse, die Verfahrensweisen und das Selbstverständnis der klassischen und universitären Disziplinen hatten sich nämlich schon nach kurzer Berührung mit der Planung als unverwendbar erwiesen.

Das Urteil lautete: – ›Ungenügende Aktualität in der Themenstellung‹; – ›Fehlende Problembezogenheit des Untersuchungsansatzes‹; – ›Isolierte Teilsicht großer Zusammenhänge‹; – ›Mangelnde interdisziplinäre Kooperationsfähigkeit‹; – ›Zu geringer Praxisbezug‹. Die Folgerung: ›Stadtforschung sollte den erkannten Mängeln begegnen; sie sollte ›aktuell‹, ›problembezogen‹, ›umfassend‹, ›interdisziplinär‹, ›praxisbezogen‹, ›stadtbezogen‹ sein.«[10]

Dafür arbeitet in München eine Gruppe mit einem komplizierten Namen: Arbeitsbereich I, Stadtforschung, des Stadtentwicklungsreferats der Stadt München. Arbeitsgruppe Stadtforschung.[11]

»Aufgabe der Stadtentwicklung war es nun«, berichtet Karl Ganser, »eine vielschichtige Sicht der Dinge zu einem Planungs-Prozeß zu gestalten. Das machte man in einem Stadt-Entwicklungs-Plan.«

Er wird vorbereitet: durch sogenannte System- oder Grundsatz-Studien. »Von den zehn Bänden habe ich mindestens fünf geschrieben. Was habe ich [in dieser Zeit] nicht alles gemacht! – 1967 und 1968. 1967 war ich 30 Jahre alt.«

Verdrängung? Karl Ganser verfaßt eine Grundsatz-Studie über die Unterwanderung der Innenstädte durch tertiäre Einrichtungen, also Versicherungen und Banken, die in der Innenstadt das Wohnen verdrängen.

Wachstum? Es entsteht eine Grundsatz-Studie über die Frage ›Steuerung des Wandels‹.[12] Eines der Probleme: jedes Jahr kommen rund 30.000 Menschen neu nach München. Karl Ganser schreibt über die Begrenzung des Wachstums.

2006 merkt er ironisch an: »Heute würde man sagen: Wir sind großartig, wenn 30.000 Menschen jedes Jahr kommen.«

Die Zentren-Studie wird zur Grundlage der Erhaltung alter citynaher Stadt-Bereiche. Daraus geht der Rosa-Zonen-Plan hervor – hart umkämpft. Er legt fest, wo Wohn-Gebäude nicht mehr in Büro und Gewerbe umgewandelt werden dürfen.

Integration? Karl Ganser schreibt den Bericht über die Integration der Ausländer in die Stadt. Hier arbeitet er mit umfangreichen praktischen Erfahrungen. Diese Ausländer-Studie[13] untersucht die erste Generation von Gastarbeitern. Sie führt dazu, daß ein Ausländer-Beirat eingerichtet wird. In seiner Zeit im Stadtentwicklungs-Referat, drei Jahre lang, ist er Vorsitzender des Ausländer-Beirates. Ausländische Kinder werden in Kindergärten und in Regelschulen integriert.

Umwelt? Er schreibt den ersten Umwelt-Bericht der Stadt: eine Grundsatz-Studie über eine umweltgerechte Stadt[14] – zusammen mit Frederic Vester (1926–2003).

Vester war damals »eine Art Umwelt-Papst. Ein Kybernetiker. Ein Bio-Mediziner.« Er schrieb: Alles hängt mit allem zusammen. Die Kunst: vernetzt zu denken. »Wir müssen lernen, daß die Beziehungen zwischen den Dingen oft wichtiger sind als die Dinge selbst.« Er plädiert für eine fächerübergreifende Zusammenarbeit. »Wegen Aufsässigkeit« (Anne Vester) mußte er die Universität Saarbrücken verlassen. 1966/1970 ist er Gast im Max-Planck-Institut in München. 1970 gründet er dort die ›Studiengruppe für Biologie und Umwelt GmbH‹.

An die Untersuchung von Ganser und Vester schließen sich Forderungen an: Nach abgasarmer Wärme-Versorgung. Ausbreitung des Öffentlichen Verkehrs. Frischluft-Schneisen. Lärmschutz. Umweltbildung in Schulen. Dies führt zur Einrichtung eines Referates für Umweltschutz.

Öffentlichkeit? Hans Pflaumer schreibt über Öffentlichkeit und Verwaltung in einem demokratisierten Planungsprozeß zum Münchner Forum und zum Arbeitskreis Altstadtring Nord-Ost. Der Mitarbeit u. a. von Karl Ganser wird gedankt.[15]

Alle solche und weitere Fragen werden in Grundsatz-Studien gestellt, aufgearbeitet und für den weiteren Umgang vorbereitet.

Vielfältige Tätigkeiten. Karl Ganser arbeitet in mehreren Schwer-Punkten. An einem Konzept für die Innenstadt. An der polyzentrischen Stadt-Entwicklung. Gründerzeit-Viertel sollen vor dem Druck von Dienstleistungen, die Büros suchen, geschützt werden. Im Westend soll saniert werden, dafür sind vorbereitende Untersuchungen nötig. Ein heißer Konflikt ist um die Planung des Altstadtringes Nord-Ost entstanden. Wie kann man mit den Umwelt-Fragen umgehen? Das Problem der Zuwanderer braucht Strategien. Welchen Bedarf an Wohnungs-Bau gibt es? Neue Stadtteile? Mit welchen Strategien läßt sich eine Wende im Verkehr erzielen?

Karl Ganser hält viele Vorträge. Er veröffentlicht Aufsätze in Fach-Zeitschriften. Dadurch wird er weithin als kritischer Planer wahrgenommen.

Schriften und Design von Otl Aicher. »Wir haben damals schöne Schriften produziert. Die Studien stehen irgendwo in einer Bibliothek. Auf dem Markt kann man sie nicht finden. Ich besitze selber keine Exemplare, weil ich in meinem Leben nie viele Bücher mit mir herumgeschleppt habe.

Die Studien wurden in der Universität geschrieben. Sie waren dicke blaue Bücher. Damals wurde das kommunikative Design hoffähig – das Design von Otl Aicher. Er machte es für die Olympia-Planung – und auch für alle unsere Veröffentlichungen.

Die Bücher im Design von Otl Aicher fallen auf. Er hat das Olympia-Design genommen – mit den Olympia-Farben.

Alle Bände sind eingebunden in das Himmelblau und in das Sonnengelb von Otl Aicher. Daran kann man sie gut erkennen. Er hatte ja diese drei Farben: das Sonnengelb, das Maigrün und das Himmelblau. Wir verwandten auch das Logo der Olympischen Spiele: die Sonne.«

Die Abteilung Stadtforschung. Lutz Hoffmann über die Abteilung Stadtforschung: »Karolus Heil leitet sie. Eine Abteilung mit lauter Individuen, die relativ wenig miteinander zu tun haben. Es sind alles Einzelkämpfer. Wolfgang Eckstein ist überhaupt nicht kooperationsbereit – er ist der extreme Einzelgänger.« Privat haben sie keinen Kontakt. »Normalerweise bearbeitet jeder sein Thema – in seinem Kämmerchen. Normal wird nicht sehr vernetzt gearbeitet. Sie machen kaum gemeinsame Projekte. Aber wenn es ein Projekt erfordert, gibt es auch eine sehr kollegiale Zusammenarbeit.

Die Abteilung ist keine typische Verwaltung, sondern ein relativ wilder Haufen von fachlich exzellent ausgewiesenen Individualisten. Nirgendwo anders gibt es eine solche Runde von wissenschaftlich qualifizierten Leuten – und in einem so breiten Spektrum.«

Insgesamt ist es ein gutes Team. Karolus Heil hat die Soziologie. Klaus Neubeck arbeitet an der Studie über den Wohnungs-Markt.[16] Karl Ganser macht die Studie über die Ausländer – die erste überhaupt.[17] Wolfgang Eckstein hat den Verkehr. Volker Kreibich ist Geograph.

Lutz Hoffmann ist im Baureferat der Kontaktmann zur Stadtforschung im Stadtentwicklungs-Referat. Dies führt dazu, daß er in gemeinsamen Projekten mit mehreren Mitarbeitern der Stadtforschung zusammen arbeitet. Zum Beispiel beim Aufbau einer Gebäude-Datei. In der ›offenen Planung Lehel‹ hat er mit Karl Ganser zu tun. »Ich gehöre damals nicht zum engen Kreis«, sagt Lutz Hoffmann, »sondern ich kann mir nur von außen einen Eindruck verschaffen. Kontakt habe ich nur punktweise.«

Es gibt zwei Ebenen: Die wissenschaftliche Vertiefung in Grundsatz-Studien und die Arbeit in Projekt-Gruppen, die sehr dynamisch ist.

Das Ziel der Studien ist ein neuer Stadtentwicklungsplan. Karolus Heil achtet immer darauf, daß eine Studie sich in ein Gesamtmodell einfügt: in sein Makro-Modell, in seine Ideal-Vorstellung.

Eine total neue Stadtentwicklung. »Diese Stadtentwicklung«, berichtet Lutz Hoffmann, »ist ein totaler Neubeginn. Denn bis dahin war Stadt-Planung in München von altgedienten Architekten und Ingenieuren betrieben – und mit deren Rüstzeug. Hier zog nun ein und hier wird in Deutschland vorbildlich: das Interdisziplinäre. Daß man Stadt in einem viel größeren Zusammenhang sieht. Die Vision ist interdisziplinär.

Die Idee, das Neue, muß man Karolus Heil zurechnen. Er hat großen Einfluß auf den Oberbürgermeister Vogel. Vogel und Heil sind nicht eng befreundet, haben aber guten Kontakt. Vogel hält große Stücke auf Heil. Er ist Vogels Gesprächspartner.

In Vogels Buch ›Die Amtskette‹ ist dies nachlesbar. Er schreibt, daß er Heil wesentliche Anregungen für sein neues Denken verdankt.

Karolus Heil ist die zentrale Figur, die die unterschiedlichen Charaktere zusammenbindet. Er ist der spiritus rector der inneren Organisation dieses Vorgehens. Um ihn scharen sich die Leute. Sie akzeptieren seine Autorität. Aber es sind alle sehr eigenständige Figuren.

Das Einmalige: Es gibt so gut wie keinen Konkurrenz-Neid und Konkurrenz-Kampf zwischen den einzelnen. Man geht ausgesprochen konstruktiv miteinander um. Nicht, wie ich es vorher und später unter den traditionellen Amts-Organisationen erlebte: daß man versucht, sich auf Kosten der anderen zu profilie-

ren. Verblüffend ist, wie offen und konkurrenzfrei es zugeht – und deshalb so fruchtbar.

Ich [Lutz Hoffmann] kam aus Frankfurt. Gerhard Fehl warnte mich damals: In München gibt es lauter Platzhirsche. – Aber dann trifft nichts davon ein. Mit Heil wird es am allerbesten, aber auch mit Ganser ist es prächtig.

Es ist für mich eine entscheidende Zeit: die wichtigste Weichen-Stellung in meinem Verständnis von Planung.«[18] Das Stadtentwicklungs-Referat ist »eine Frischzellen-Kur« für die Verwaltung (Ulrich Schramm).

Dieser Kreis versucht, in anderer Weise als bislang Wissenschaft zu treiben. Karl Ganser mahnt den zu geringen Praxis-Bezug der gängigen Wissenschaften an. Der Kreis analysiert laufende Prozesse und bietet andere, bessere Voraussetzungen für entwickelte Steuerung.

Ausstrahlung. Das Vorbild strahlt aus: 1971 gibt es in 30 Stadtverwaltungen Stadtforschung.

Theorie und Praxis. Heiner Monheim: »Karl Ganser hatte eine sehr unkonventionelle, unbürokratische Arbeitsweise. Er kooperierte offen mit den damals neu entstehenden Bürgerinitiativen und Diskussions-Foren zur Stadt- und Verkehrsplanung. Sie kämpften engagiert gegen die geplante Kerngebiets-Erweiterung und Massierung großer Büro-, Dienstleistungs- und Bankengebäude im innenstadtnahen Bereich, verteidigten den Erhalt der Straßenbahn und forderten einen Stop großer Straßenbau- und Parkhaus-Projekte, die den Erfolg des ÖPNV-Ausbaus gefährdeten. Er unterstützte engagiert das ›Münchner Forum‹, ein frühes Beispiel für die später überall entstandenen ›Runden Tische‹«.[19]

Außerhalb der Ideologien. Karl Ganser hat eine Orientierung, aber keine Ideologie. Über eine Orientierung läßt sich sachlich sprechen. Dies gelingt ihm mit allen Seiten.

Als in München in der SPD ein heftiger Ideologie-Streit ausbricht, ist er so geschickt, sich heraus zu halten. Die Leerformelhaftigkeit dieser Debatten verstärkt seine Neigung zu konkreter und schrittweiser Arbeit.

Dies wird ihm auch später sehr zugute kommen: In seinen Tätigkeiten im Städtebauministerium Nordrhein-Westfalen und in der IBA Emscher Park entsteht nie eine ideologische Diskussion. Er versteht es, eine äußerst umfangreiche Tätigkeit und viele große Projekte vollständig aus der üblichen parteipolitischen Diskussion heraus zu halten. An solchen Diskussionen vorbei, die meist Planungen und Projekte schon im Ansatz zunichte machen, gelingt ihm Wirksamkeit. So setzt er sehr vieles durch, was eigentlich Ziele und Aufgaben von Parteien sein soll, aber von ihnen aufgrund der selbstgesetzten Blockaden ihrer Verfahrens-Weisen nicht geleistet wird.

Zusammenarbeit mit der Hochschule. Karl Ganser macht weiterhin Lehr-Veranstaltungen an der Technischen Universität: Er nutzt diese Tätigkeit, regt an, betreut und diskutiert auch weiterhin Diplom-Arbeiten, die aktuelle Themen bearbeiten. Er lanciert »Projekt-Familien von aktuellen Themen«. Ihre kostengünstigen Recherchen und Ergebnisse läßt er zum Teil in Verwaltungs-Vorlagen eingehen. Auf diese Weise erhalten Studenten auch konkrete Praxis. Und das Institut profiliert sich als praxisnah.

Internationale Kontakte. Karl Ganser führt die Hochschul-Tradition der internationalen Kontakte in der Verwaltung fort. Das Referat organisiert Austausch-Programme unter dem Stichwort ›Lernen von draußen‹. Es gibt eine Offenheit zum sozialistischen Osten, der in dieser Zeit tabuisiert wird.

Signale zur städtebaulichen Wende. Karl Ganser resümiert die Bedeutung des Oberbürgermeisters Hans-Jochen Vogel: »Er setzt deutliche Signale in Rich-

tung einer Verkehrs-Wende. Dazu gehören: ›Verkehrsberuhigung‹, ›Renaissance des Fahrrads im Nahverkehr‹, ›Städtebauliche Gestaltung von Erschließungs- und Hauptverkehrsstraßen‹, ›Kinderspiel auf Straßen‹, ›städtebauliche Integration des ÖPNV‹, ›städtebaulich bedingter Novellierungsbedarf des Verkehrsrechts‹. Diese Veränderung ist notwendig, um gewachsene Stadt-Bereiche mit ihren Lebens-Qualitäten erhalten zu können.

Das Ereignis der Olympischen Spiele wurde genutzt, um die Infrastrukturen zu modernisieren. Mit der U- und der S-Bahn entstand ein sehr gut funktionierendes öffentliches Massenverkehrsmittel.

1971 hält Hans-Jochen Vogel vor der Hauptversammlung des Deutschen Städtetages ein Referat mit dem aufrüttelnden Titel ›Rettet unsere Städte jetzt!‹.[20] Es erregt Aufsehen. Karl Ganser: »Im Nachhinein könnte man sagen: Damals, im Jahr 1971, war es ein dramatischer Aufbruch. Doch wenn man das nun 35 Jahre weiter rechnet, müßte man eigentlich jetzt erst recht sagen: Rettet unsere Städte jetzt!«

Werner Wirsing dwb, Olympisches Dorf München 1972

München: Erster Widerspruch von Bürgern

Originalitäts-Verlust der Stadt. Karl Ganser diskutiert bei einer weiteren Untersuchung mit, ist jedoch nicht der Autor der daraus entstandenen Studie: Sie untersucht den Originalitäts-Verlust der Stadt. Die Studie läuft auf mehr als Denkmalschutz hinaus: Es geht um das Originelle in der Stadt.

Unmittelbarer Anlaß: Die Universität will das Traditions-Café Annast am Hofgarten schließen und abreißen lassen: für einen Neubau. »Da haben wir uns aufgelehnt. Und es entstand die Frage: Wie kann man vermeiden, daß eine Stadt immer mehr Originale einbüßt? Das Café war ein Symbol. Man merkte plötzlich, daß von diesem alten München, das ja wenig mit Lederhosen und Hofbräuhaus zu tun hat, sondern mit der künstlerischen Tradition, – daß davon vor allem in den 1960er und 1970er Jahren Stück für Stück verloren ging. Daher machten wir eine Untersuchung über den Originalitäts-Verlust von München.«

Wie kommen die aufgeklärten Untersucher auf dieses Gleis, das man damals eher als konservativ diskreditiert?

Die Konservativen verfolgen als erste die dynamische Zerstörung von Stadt-Bereichen kritisch. Dann kommt eine weitere Gruppe hinzu. Karl Ganser berichtet: »Der Originalitäts-Verlust war ein gefundenes Fressen für die Anti-Kapitalisten. Die praktische Anklage lautete: Der Kapitalismus hat die Originalität gefressen. Die Anti-Kapitalisten waren zwar nicht im Annast-Café, es entsprach nicht ihrem Lebensstil, aber der ökonomische Hintergrund war die Ausbeutung der Tradition durch die Kapitalisten. Insofern paßte der Fall. Sie nahmen ja alles, um das etablierte System anzuprangern. Da gab es komische Koalitionen.«

Es entsteht eine Allianz zwischen Wertkonservativen und Fortschrittlichen. In dieser Zeit findet man sie auch in anderen Städten – in vielen Bürgerinitiativen. Zum ersten Mal rudern sie gemeinsam in einem Boot.

In der Öffentlichkeit findet eine umfangreiche Diskussion statt. Zum Teil wird sie in der Presse ausgetragen.

Stadt-Diskussion. Dann stellt sich der Oberbürgermeister die Frage: Wie kann man die Bürgerschaft in den Prozeß der Stadt-Diskussion einbeziehen? Wie kann man sie einbinden?

Die Intentionen schillern.

Der Tunnel. »1967 kam der große Hammer: der Altstadtring« (Gerhard Gross).[1] – Die Idee ist uralt: Schon Theodor Fischer dachte an einen Ring. 1945 machte Stadtbaurat Meitinger einen Plan, der viele Elemente von Planungen der NS-Zeit erhält. Die Umsetzung wurde lange Zeit aufgehalten – durch allerlei an Parzellen gebundenen Streit.

1966 genehmigte der Stadtrat für diesen Ring einen Tunnel, der an einer unausweichlichen Stelle die Fahrbahn im Tunnel unter dem markanten Prinz-Carl-Palais durchführen soll.

Methodisch verfehlt schreibt die Stadt erst im Anschluß daran einen städtebaulichen Wettbewerb für die Gestaltung der Rand-Bereiche aus. Jetzt entsteht Protest.

Lange Zeit sagte niemand etwas gegen die Planung, erst als das Gefühl entsteht, daß insgesamt das wiederhergestellte Stadtbild Münchens in Gefahr gerät, kommt es zu einer heftigen Gegenbewegung.

Sie wird zunächst getragen von konservativen Honoratioren und von kritischen Fachleuten. Von angesehenen Bürgern: Architekten, Professoren, Leuten, die sich um das Stadtbild sorgen, das nach dem Krieg mühsam wieder errichtet wurde. Exponent dieser Opposition ist Karl Klühspies. Diese Menschen spüren, daß dies durch die dynamische Entwicklung der Stadt in Gefahr gerät. Dann erweitert sich der Widerstand: aus der Bürgerschaft kommen heftige Reaktionen.

Oberbürgermeister Vogel ist intelligent genug, dies zu merken. Es wird ihm und in der Bevölkerung deutlich, wie ambivalent seine Rolle ist. Auf der einen Seite gibt es den Reformer Vogel – auf der anderen Seite zeigt sich, in welchen Dimensionen die Reformen laufen können – und daß sie dann eine sehr intelligente, kritische und heftige Bewegung gegen Modernisierungs-Projekte hervorrufen.

In dieser Atmosphäre kann auch deutlich werden, wie wichtig ein intelligentes Stadtentwicklungsreferat sein kann.

In der Auseinandersetzung kommen Gegenvorschläge auf den Tisch: von Karl Klühspies/Joseph Ströbl und Theodor Henzler. Die Kritiker schließen sich zum ›Münchner Bauforum‹ zusammen.

Daraufhin öffnet die Stadt das Planungs-Verfahren. Im Januar 1967 macht sie eine Ausstellung im Stadtmuseum. Sie kommt den Kritikern symbolisch dadurch entgegen, daß sie alle Gegenvorschläge präsentiert – gleichwertig. Dies wird als Geburts-Stunde der »offenen Planung« und einer ernst gemeinten Bürger-Beteiligung angesehen. Peter M. Bode kommentiert in der Süddeutschen Zeitung: »Eine demokratische Ausstellung.«

Im Februar 1967 beschließt der Stadtrat den Bau des Tunnels – mit einigen Verbesserungen, die aus der öffentlichen Debatte stammen.

Neue Qualität des Planens. Hans-Jochen Vogel schreibt im Rückblick: »Wichtiger als die Sachentscheidung war … das Verfahren. Zum ersten Mal hatte hier so etwas wie eine ›offene Planung‹ stattgefunden. Bürger hatten sich nicht nur zu Wort gemeldet, sondern selbst Pläne ausgearbeitet. Und der Stadtrat hatte sich Teile der Pläne zueigen gemacht. Streckenweise hatte sich das alles in einer sehr polemischen und mit Gefühlen geladenen Atmosphäre abgespielt.

Aber es war etwas Neues geschehen, und im Hintergrund hatte sogar eine Art Zieldiskussion stattgefunden, bei der die heilige Kuh ›Individualverkehr‹ einen empfindlichen Stoß erlitt.

Diesem Neuen versuchte ich eine dauernde Wirkungsmöglichkeit und zu diesem Zweck ein Mindestmaß an Kontinuität zu geben. Ich schlug deshalb die Gründung eines Forums vor, das als Kommunikationszentrum für alle Probleme der Stadtentwicklung und als eine Art öffentliches Laboratorium zur Prüfung von Planungsideen der Stadt oder aus der Mitte der Bürgerschaft dienen sollte.«[2]

Münchener Forum. Nun richtet 1968 die Stadt als einen weiteren Schritt zur öffentlichen Diskussion das ›Münchener Forum‹ ein. Seine Ziele: Transparenz der Planung und der Entscheidungen sowie Einwirkungs-Möglichkeiten. »Beteiligung der Öffentlichkeit schon im Stadium der Zielsetzungsdiskussion.« Karl Ganser: »Es ist ein Forum, in dem die Bürger sich engagieren können. Ein etabliertes Forum, in dem man sich äußern kann.« Das Münchener Forum ist »eine unabhängige Institution zur Diskussion von Planungsfragen«, sagt Oberbürgermeister Vogel. Es ist keine städtische Einrichtung, erhält seine Finanzen von der Stadt, hat aber eine Garantie der Unabhängigkeit. Ein Modellversuch für einen demokratischen Planungsversuch.« Vogel unterstützt die Gründung. Das Forum bildet eine Plattform – sowohl für die Konservativen wie für die Linken.

Vogel ist überzeugt: Wir brauchen das. In Zukunft können wir nicht so weiter

machen, daß wir die Pläne machen. Er sagt, er werde nie wieder einen Plan unterschrieben, der nicht von der Bevölkerung diskutiert ist.

Es geht um Diskussion, aber noch nicht um direkte Bürger-Beteiligung. Von links kommt Kritik: Dies sei lediglich ein Frühwarn-System.

Im Münchener Forum gibt es als Mitglieder acht Interessengruppen, den Programmausschuß sowie den Vorstand.

Sein Sekretär Hans Günter Naumann (1970 MdL, SPD): »Das Münchner Forum soll alle Ideen und Anregungen, die für die städtebauliche Entwicklung Münchens und der Region von Bedeutung sind, prüfen, gegebenenfalls fördern und den amtlichen Planungen zugänglich machen. Es will eine Vermittlerstelle sein, in der Gedanken engagierter Bürger an die Öffentlichkeit kommen. Das Forum will die Stadtplanung durch Information und Diskussion dem Bürger überschaubarer und übersichtlicher machen und ihm dadurch eine bessere Beurteilung ermöglichen.«[3]

Das Münchener Forum besteht jahrzehntelang – bis heute. Allerdings ist der städtische Beitrag stark reduziert. Es ist immer noch sehr aktiv, vor allem mit kritischen Veranstaltungen. Und es druckt Hefte zur Planung.

Bürger-Beteiligung? Der gesamte Nachkriegs-Wiederaufbau von München mit seinen Verfahren lief zwei Jahrzehnte lang ohne Bürger-Beteiligung ab. Sie war kein Thema. Der Tunnel unter dem Prinz-Carl-Palais war schon durch Bebauungspläne festgenagelt – es gab keine Einsprüche. Erst als der Plan vollzogen werden sollte, gehen Bürger auf die Barrikaden.

Oberbürgermeister Vogel ist in einer Zwickmühle. Er kommt vom gesetzlich festgelegten Plan nicht mehr herunter. Und auf Bürger-Beteiligung ist die Stadt noch überhaupt nicht eingestellt. Was tun? Er ist intelligent genug, die Ambivalenz des Problems zu sehen. Und so versucht er erstmal zu lavieren – aber mit dem unausgesprochenen Ziel: Laßt dies jetzt mal so zu, aber in Zukunft wollen wir anders verfahren.

Die Rolle der Experten. Der Konflikt bringt die reine Experten-Planung und deren Absegnung durch den Stadtrat ins Zwielicht.

Lutz Hoffmann: »Es war ein großer Schock für die Verwaltung, daß ihre Experten-Funktion in Frage gestellt wurde – man erkannte sie nun nicht mehr als die einzig fachlich Zuständige an. Dies gab einen großen Krach. Viele waren nicht bereit, Vogels Entwicklung mitzumachen. Und ich – im Baureferat – fühlte mich als Fremdkörper unter meinen Kollegen. Manche kamen nicht darüber hinweg.« – Dies wird später ein vehementes ›Roll back‹ erzeugen.

Die Infragestellung der Experten-Rolle hat eingreifende gesellschaftspolitische Folgen. Die meisten bundesdeutschen Bürgerinitiativen der 1970er Jahre unterminieren gezielt die Experten-Funktion, führen Experten häufig geradezu vor, und machen sie bis hin zu satirischen und künstlerischen Mitteln lächerlich – bis heute. »Vorher war der Experte heilig, heute wird er kaum mehr ernst genommen.« (Lutz Hoffmann)

Der Soziologe Jürgen Habermas spricht vom »erkenntnisleitenden Interesse«. Nun wird überall aufgedeckt, von welchen Interessen Erkenntnisse gezielt beschränkt und zur Instrumentalisierung genutzt werden.

Die Stadtplanung in München ist in Deutschland das erste Konflikt-Feld, in dem sich der Prozeß einer Aufhellung abspielt.

Mitten in diesem Konflikt-Feld steht auch Karl Ganser. Er wird sich dann jahrzehntelang mit der Reform des Experten-Wissens und der Experten-Rolle in Theorie und Praxis beschäftigen – und findet eigene sehr unkonventionelle Lösungen.

München: Der Konflikt im Stadt-Quartier Lehel

In diesem Ereignis macht Karl Ganser mehrere Erfahrungen: Er begegnet dem Beginn der Bürgerinitiativen-Bewegung. Er bewegt sich in einem sehr komplexen Geflecht von Interessen und Personen. Er trainiert sich ein ins Moderieren. Er entwickelt Methoden der indirekten Hilfe, wenn er gezwungen ist, in einer anderen Rolle zu agieren, aus der er nicht aussteigen will, weil dadurch niemandem gedient ist.

Aus diesem Konflikt kommen wichtige Impulse für die Mitsprache von Bürgern – sie gehen ein in die Gesetzgebung zur Sozialplanung im Städtebauförderungs-Gesetz von 1971.

Diese Erfahrungen kommen Karl Ganser vor allem in seiner späteren Tätigkeit im Städtebauministerium Nordrhein-Westfalen zugute.

Lutz Hoffmann: »Das Spektrum des Konfliktes weitet sich aus: zum Sozialen. Als es durch die Weiterführung des Altstadt-Ringes den Wohn-Bürgern im Stadtteil Lehel an den Kragen gehen soll.« Dies entzündet die bis dahin heftigste Debatte.

»Das Lehel«, berichtet Karl Ganser, »ist ein gründerzeitlicher Stadtteil, wie überall rund um die Innenstadt, ganz einheitlich und mit dem damals üblichen standardisierten und kaufbaren Zierrat. Aber wenn das alt genug ist, hat es eine gewisse nostalgische Faszination.

Wir hatten traditionsgebundenen Wohn-Raum der alteingesessenen Bevölkerung – gutes Bürgertum. Das führte dazu, daß zunehmend mehr Leute sagten: Das Lehel ist schön – da ziehen wir hin. Dies zieht interessante Kneipen nach sich. Dann entsteht so etwas wie eine Szene.

Aus ureigener Tradition hatte die Münchener Rück-Versicherung dort ihren Stammsitz. Aber sie wuchs. Und wenn man wächst, kauft man ein Haus nach dem anderen und macht aus Wohnungen Büros. Das heißt, wir hatten ein mehrfaches Problem.

Zur selben Zeit hatten wir im Stadtentwicklungsreferat gesagt: Wir wollen rund um die Innenstadt möglichst viele Wohnungen erhalten und möglichst wenig Dienstleistungs-Bereich haben.

Denn wir hatten ein System von Stadt-Zentrum und Sub-Zentren. Also ein Stern-Zentrum. Außerhalb der City sollten in den Sub-Zentren die Arbeits-Plätze liegen.«

Umwidmung zum Kerngebiet. Im Lehel mit seinen rund 15.000 Einwohnern ging es ähnlich zu wie in anderen Städten Deutschlands: durch Druck von Investoren. Lange Zeit wurde dieser Prozeß »gottgegeben« hingenommen – und die Behörden bedienten ihn »selbstverständlich«. Folglich wurde ohne Nachzudenken dieses »Innenstadt-Randgebiet« im Flächennutzungsplan zum »Kerngebiet« »umgewidmet« und 1965/1967 von der Regierung genehmigt. Diese Umstufung bemerkte lange Zeit kaum jemand.

Kern-Gebiet bedeutet: Es darf von Büros, Dienstleistungen und Verwaltung mit allen Folgen vereinnahmt werden. Dieser Prozeß ist im Gang. Laufend werden Wohnungen umgewandelt sowie Häuser abgerissen und durch Neubauten mit anderen Funktionen ersetzt. Steigende Bodenpreise locken Eigentümer zum Verkaufen bzw. zum Erhöhen der Miet-Preise. Dieser Prozeß vertreibt schleichend die angestammte Bevölkerung.

Sanierung? In den bundesdeutschen Städten beschleunigen in den 1960er Jahren Verwaltungen und Politik diesen Prozeß durch ein Verfahren, das die Investoren mit viel öffentlichem Geld fördert und den Bewohnern mit einem gut klingenden Wort Sand in die Augen streut: »Sanierung«.

Bewohner werden für »überaltert« deklariert – eine menschenfeindliche Fiktion, für die es überhaupt keine Realität gibt, denn kein Mensch ist »überaltert«. Dann wird, was alt ist, in seiner Existenz in Frage gestellt – Menschen wie Gebäude. Aufgrund von einzelnen Mängeln werden Gebäude abgerissen – oft gerade dann, wenn sie einer großparzelligen Investition im Wege stehen. Die Verhöhnung des Alters bringt der Theodor Henzler ironisch auf den Punkt: »Am einfachsten, wir reißen das ganze alte G'lump ab.«[1]

Das verstreute Kleingewerbe und der Einzelhandel gelten nichts. Ebenso wenig die Wohn-Häuser, obwohl sie gut erhalten sind und lediglich einige sanitäre Mängel haben, die man leicht beheben kann.[2]

Widersprüchliche Einschätzung. Bewohner sagen: Die Stadt hat diese Misere eingebrockt – sie läßt die Umwandlung zu – sie fraternisiert mit den Veränderern. Der Widerstand fordert von der Stadt, daß sie ein demokratisches Gebilde sein muß, das der Bevölkerung verpflichtet ist, daher soll sie den Prozeß umbiegen.

Bürger-Opposition. Es entsteht ein Bürger-Komitee.[3] Es wirft der Stadt vor, die Mieter zu vertreiben und im Bund mit Großkonzernen und Spekulanten zu stehen – sowie deren Sanierungs-Absichten bedienen.

Dienst-Besprechung. Am 26. Juni 1968 wird in einer Dienst-Besprechung beim Oberbürgermeister Vogel die städtebauliche Gestaltung entlang dem Altstadtring zwischen Isartorplatz und Prinzregentenstraße diskutiert.

Es gibt Übereinstimmung: Sie darf »nicht dem freien Spiel der Kräfte überlassen werden«. Vielmehr soll die Stadt steuernd eingreifen – über den Rahmen des Bebauungsplanes hinaus »in Richtung Bodenordnung, Struktur (Art der Nutzung und Funktion), Gestaltung der Bebauung und auch Aktivierung des städtischen Grundeigentums«.[4]

Der Experten-Arbeitskreis. Dann versucht die Stadt bei der weiteren Planung des Altstadtrings Nord-Ost, von vornherein die Öffentlichkeit einzubeziehen.

1969 wird ein Arbeitskreis eingesetzt, mit der Moderation von Prof. Angerer und Architekt Schöner. Damit wird offiziell eine »Offene Planung« etabliert.

Aber dem Arbeitskreis begegnet heftiges Mißtrauen. Auch ihn trifft der Vorwurf: Interessen-Verflechtungen der Personen.

Daher gründet sich nun eine ›Interessengemeinschaft der Sanierungsbetroffenen aus dem Lehel‹.

Sie nimmt auf, was Bewohner formulieren: »Ich kann mir nicht vorstellen, wie man für Menschen planen kann, wenn man ohne sie plant.« »San mia koa Umwelt net, san mia net schutzwürdig?«[5]

Vermittler. Das aufgeklärte Handeln der Verwaltungs-Spitze besteht nun darin, erstens den öffentlichen Diskurs zuzugestehen und zweitens Vermittler einzusetzen.

Dies ist zunächst das Münchner Forum. Dann kommt eine Arbeitsgruppe der Verwaltung hinzu, die aus der konventionellen Fachverwaltung und aus dem Stadtentwicklungsreferat besteht. Und in dieser sind mehr oder weniger Karl Ganser und Lutz Hoffmann die Moderatoren – aber mit einem sehr eingeengten Vermittlungs-Spielraum. Im Prozeß zeigt sich, wie schwierig die Verhältnisse und dementsprechend auch die Verständnisse der Rollen sind.

Träger des Verfahrens. »Ermutigt durch einen Stadtratsbeschluß vom 11. März 1970 hat das Münchner Forum der Stadt vorgeschlagen, Träger eines öffentlichen Planungsverfahrens für das Gebiet Altstadtring Nord-Ost (Lehel) zu sein. Die Stadtverwaltung hat das Angebot angenommen.

Es ist dem Münchner Forum zugesichert worden, daß ›die Ergebnisse in die städtische Planung einfließen … und mit Sicherheit in die Überlegungen der städtischen Projektgruppe Eingang finden.‹

Das Münchner Forum hat Dipl. Ing. Nikitas Patellis und Dr. Pierre Hoffmann beauftragt, ein von ihnen vorgeschlagenes Verfahren durchzuführen.«[6]

Das Münchner Forum übernimmt die Aufgabe, den »offenen Planungsprozeß Lehel« zu gestalten. Es macht eine Reihe von Veranstaltungen. Dazu gehören zwei Ausstellungen mit dem Titel »Öffentliche Planung im Lehel« und mehrere Bürger-Versammlungen.

Die Publikation. Das Münchener Forum legt eine Veröffentlichung vor: als Information und als Diskussions-Beitrag zum Altstadtring Nord-Ost. Darin macht es Vorschläge, gibt Anregungen und Ideen sowie Entwürfe zur Gestaltung dieses Gebietes.

Darüber hinaus versteht es »diese Schrift« als »Teil des öffentlichen Planungsprozesses Altstadtring Nord-Ost, den das Forum für dieses Gebiet organisiert – ein Beispiel demokratischer Planung, das in der BRD ohne Vorbild ist«.

»Die Autoren«, sagt das Forum, »sind amtliche Planer und Kritiker dieser Planer, stadtplanerisch engagierte Architekten und sogenannte Laien, Wissenschaftler und Nichtwissenschaftler, Verkehrsexperten und Experten des öffentlichen Planungsprozesses. Ihre Meinungen zum Thema dieser Schrift sind entsprechend unterschiedlich.

Sie stimmen aber überein, daß der Altstadtring Nord-Ost und das daneben liegende Wohngebiet Lehel 1 ein ungemein wichtiges Gebiet für München sind, ein neuralgischer Punkt der Stadtplanung und ein brisanter und kritischer Fall moderner Stadtplanung.«

Die Analysen stammen sowohl aus dem Baureferat wie aus dem Stadtentwicklungsreferat der Landeshauptstadt München.

Im dritten Teil der Publikation geht es um die »Folgen, die sich aus der Ausweisung des Lehel als Kerngebiet ergeben dürften«.

Im vierten Teil wird der »Planungsprozess, wie er am Altstadtring Nord-Ost erstmalig praktiziert wird, dargestellt«.[7]

Öffentliche Planung. In einem Kapitel einer Publikation »Durchbruch zu einer neuen Art des Planens« beschreiben Nikitas Patellis, Pierre Hoffmann und Hans-Günter Naumann, wie sie die »Öffentliche Planung« wünschen.[8] »Öffentliche Planung ist nicht eine Planung, die lediglich veröffentlicht wird, sondern ist die Beteiligung der Betroffenen an der Entscheidungsfindung für Planungen, die bisher ohne sie festgelegt wurden.

Ähnliche Verfahren sind in England und in den USA erarbeitet und praktiziert worden (advocacy planning, participatory planning). Die ›Town and Country Planning Act‹ in England von 1968 sieht ausdrücklich die Beteiligung der Bevölkerung schon in der Vorbereitung der Planung vor.«

Als Uli Zech sich um die Position des Stadtbaurates bewirbt, sagt er, dies sei selbstverständlich. »Gegen die erklärten Wünsche der Bürger Planung zu betreiben, kommt dem Staatskonkurs gleich.« – Später als Stadtbaurat handhabt Uli Zech dies völlig anders.[9]

In München wurde ein erster Versuch dieser Art, den das Münchner Forum förderte, 1969 am Elisabethplatz durchgeführt. Nikitas Patellis war Mitglied der Gruppe ›Programm Partnerschaft‹, die diesen Versuch durchführte.«

Kritik an der Ausschreibung. Unzufriedenheit entsteht im Münchner Forum nun darüber, daß die Öffentlichkeit vom Planungs-Prozeß doch zunehmend ausgeschlossen wird. Den Ausschreibungstext für den Wettbewerb macht das Baureferat. Das Forum sieht dies im Widerspruch zum Stadtratsbeschluß vom Frühjahr 1970. Dann formuliert das Forum Kritik an der Arbeit des Preisgerichtes.

Weiterhin kritisiert das Forum, daß kein Gesamtkonzept für die Münchner Innenstadt vorliegt – also der Altstadt-Ring nur partikulär geplant wird. Das Forum resümiert: Im »freien Spiel der Kräfte« spielt die Bevölkerung lediglich die Rolle »als Arbeitskraft und Konsumvolk«.

Pointiert formuliert es den inhaltlichen Konflikt: Dem Lehel droht: »die Erweiterung des angrenzenden Einkaufsviertels der Oberschicht, Flächen-Abriß und Bau von Luxus- und Normalwohnungen«. Es geht weithin nur um wirtschaftliche Funktionen und nicht um »nichtökonomische Lebensinteressen der Bevölkerung«.

»Wichtig für das, was man das positive Umwelterleben der betroffenen Bevölkerung nennen könnte, ist auch die bauliche Gestaltung der Umgebung ... Nicht vom Flugzeug aus soll ein Entwurf als ›gelungen‹ erscheinen, sondern vom Fußgänger, von der Perspektive des täglichen Benutzers aus.«

Kritik am Denkmalschutz. Weiterhin werden die zu engen Kriterien des Denkmalschutzes kritisiert. Gefordert wird, auch den »sozialen Wert« eines Bauwerkes anzuerkennen. »Wie im Laufe der Zeit das Selbstverständnis und das Verhalten der Menschen sich verklammern mit ihrer gebauten Umgebung; welche Symbolbedeutung, welche Orientierungshilfe markante Objekte im näheren und weiteren Umkreis erhalten – das macht den künstlich nicht herstellbaren ›Lebenswert‹ einer Stadt aus. Hier, im Schutz von Bauten, denen über ihre Geschichte eine soziale und emotionale Bedeutung zugewachsen ist, hat der Denkmalschutz seine Aufgabe.«

Dann regt das Forum an: »In einem in Bayern erst noch zu schaffenden Denkmalschutzgesetz müßte dementsprechend die soziale Bedeutung der historischen Bausubstanz der Ausgangspunkt sein. Entgegen der heutigen Praxis des Denkmalschutzes würden dann aber nicht so sehr die einzelnen Kirchen und Profanbauten im Mittelpunkt stehen, sondern eher Plätze, Straßen und Stadtteile, die als Ganzes ›schützenswert‹ sind (sog. Ensembleschutz).«[10]

Forderungen. Das Forum legt konkrete Forderungen zur Gestaltung des Altstadt-Ringes vor. Voraussetzung: »Nur eine gegenüber dem Druck ökonomischer Interessen emanzipierte Stadtverwaltung kann eine lebenswerte Innenstadt schaffen.«[11]

Kritik an Entwürfen. Unter den Wettbewerbs-Entwürfen schneidet einzig der Stadtplaner A. Hempel (München) gut ab. Er setzt nur am Isartorplatz eine Ausweitung der City-Einzelhandelsfunktion an. City-Milieu und Wohn-Milieu will er nicht gemischt sehen.[12] Resümee: Das Lehel soll in seiner Struktur erhalten werden.

Die Vorstellung im Zelt. Auf Weisung von Dr. Hubert Abreß werden vier Alternativen ausgearbeitet und im Oktober in einem großen Zelt vorgestellt. Vor der Eröffnung werden die Plakate und Ausstellungs-Beiträge von Offiziellen besichtigt: von Dr. Abreß, Dr. Ganser, Dr. Pflaumer (Stadtentwicklungsreferat), Zech, Jäger (Baureferat), Naumann (Forum), Lichtl (IGS). Zum Teil äußern sie »heftige Kritik an unseren [alternativen] Texten«.

Karl Ganser moderiert. »Die Projektgruppe des Baureferates wird von Dr. Ganser, Stadtentwicklungsreferat, über-

nommen … In intensiver Arbeit wird hier die ›Methode‹ eines ›offenen Planungsverfahrens‹ ausgearbeitet (900 Arbeitsstunden im Sept. = 12.160 DM).«[13]

Arbeitspapier der Projektgruppe (Dezember 1970): Es »… wird der Problemstand von Dr. Ganser, Stadtentwicklungsreferat, folgendermaßen definiert: ›Trotz aller Kritik hat die zurückliegende Phase der offenen Planung einen hoch zu schätzenden Erfolg gebracht: – das Planungsproblem wurde in breiten Kreisen der Bevölkerung, wenn auch in unsystematischer Weise bekannt gemacht, – das Verfahren einer offenen Planung wurde von (erfahrenen) Politikern, Planern der Verwaltung und Bürgern zur Kenntnis genommen und in seiner Zielsetzung diskutiert. – Die Interessen der Planungsbetroffenen sind, wenn auch in unkontrollierbarer Weise verzerrt, im Grundsatz erkennbar geworden.«[14]

Von der anderen Seite (Hoffmann/Patellis) wird dies anders formuliert: »Später wurden wir von der Projektgruppe isoliert, die nun wieder nach klaren Weisungen arbeitete und zur Zeit der ›Übernahme‹ der Öffentlichen Planung durch die Verwaltung von Dr. Ganser, Stadtentwicklungsreferat, geleitet wurde.«[15]

Projekt-Gruppe. Karl Ganser erinnert sich der allgemeinen Praxis des Stadtentwicklungs-Referates: »Wir sind die Lösung eines Problems stets in einer Arbeits-Gruppe angegangen. Eine Projekt-Gruppe bestand aus Leuten, die losgelöst von den herkömmlichen Strukturen dieses Problem zusammen am Tisch erörterten.

Es gab mehrere Projektgruppen für mehrere herausragende Probleme. Da saß dann einer von der Polizei und einer von der U-Bahn-Planung. Auch jemand vom Ausländeramt. Dann haben wir das Problem integriert rundum betrachtet.«

Moderation. Karl Ganser: »Was ist ein Moderator? Damals gab es den Begriff Moderator überhaupt nicht. Es gab einen Leiter der Projekt-Gruppe. Moderator bedeutet eigentlich übersetzt: ein Weichmacher. Die meisten Moderatoren von Podiums-Gesprächen haben von nichts eine Ahnung und so wird drauf los geplaudert. Wenn ich jemals ein Moderator war, dann bin ich in die Besprechung gegangen mit relativ konkreten Vorstellungen. Wenn du eine Gesprächsgruppe leitest, dann muß es ein bißchen mehr sein als bloß das Wort zu erteilen.«

Lutz Hoffmann über Karl Ganser. »Ich lernte Karl Ganser kennen im Stadtentwicklungs-Referat, in der Abteilung Stadt-Forschung. Speziell kooperiert habe ich mit Karl Ganser in der ›offenen Planung Lehel‹. Dies lief total kollegial. Wir sind beide in einer Projekt-Gruppe, die unabhängig ist – zwischen Bau-Referat und Stadtentwicklungs-Referat – angeordnet. Die Gruppe besteht aus Vertretern der Referate, die sich um die Planung mit der Bürger-Beteiligung beim Altstadtring Nordost kümmern. Das ist ein totales Novum. Sie wird von zwei Seiten fachlich betreut: vom Stadtentwicklungsreferat durch Karl Ganser und vom Baureferat durch mich.

Karl Ganser ist schon in dieser Phase sehr zupackend. Wo er hingelangt hat, entsteht in der Regel ein Meilenstein. Er hat immer eine dominierende Rolle. Immer Dynamik. Und seit jeher versteht er es, komplizierte Dinge auf einen einfachen Nenner zu bringen. Das ist eine Kraft, die kein anderer hatte. Karl Ganser ist stets ein ausgesprochen findiger Mensch. Er braucht nichts. Später nicht einmal einen Computer.«

Lutz Hoffmann fügt lachend hinzu: »Er lebt heute im Alpenvorland mit Blumen, Geranien, Pflanzen. Und nach München hat er es nicht weit.«

Das Rollen-Spiel. Lutz Hoffmann verrät: »Inhaltlich standen wir auf der Seite der Anwalts-Planer. Das waren Pierre Hoffmann und Nikitas Patellis vom Forum, mit denen ich gut befreundet war

und mich persönlich gut verstand. Aber wir mußten ein Rollenspiel machen. Weil wir offen legen wollten, welcher Mechanismus dem Planungs-Prozeß zugrunde liegt. Ganser und ich machten uns zunächst selbst deutlich, daß wir die Rolle der Verwaltung nicht verschmieren dürften. Wir mußten die Rolle der Verwaltung authentisch einbringen. Wir versuchten klarzumachen, warum wir als Personen mit unserer persönlichen Meinung in der Verwaltung, so wie sie war, keine Chance haben – wir können darin schlicht angewiesen werden.«

Raffinierte Hilfen. »Wir wollten nichts entschärfen«, sagt Lutz Hoffmann. »Wir wollten auch nicht sagen: Wir sind viel besser. Wir wollten keine Hoffnungen wecken, auf uns zu setzen, weil wir in diesem Kreis als Personen selbst so flexibel und einsichtig sind. Denn das gäbe der anderen Seite eine falsche Vorstellung von der Verwaltung. In dieser Auseinandersetzung sollte sie sich selbst entwickeln – mit eigenen Kräften, nicht mit geliehenen und mit Stellvertretern.«

Die raffinierte Weise der Hilfe von Ganser und Hoffmann besteht darin, daß sie der anderen Seite offen legen, wo die Widerstände liegen, auf die sie stoßen. Dann kann sie sich sehr viel besser und genauer etwas einfallen lassen – an Inhalt und Strategie. »Die Leute sollen [selbst] lernen, das geringste Übel [bei der Wahl zwischen drei Alternativen] herauszufinden.« (Karl Ganser)[16]

»Mit Ganser habe ich darüber viel diskutiert«, berichtet Lutz Hoffmann. »Ganser ist ein Macht-Analytiker. Er bezieht seine Fähigkeit daraus, daß er durchschaut.

Wir konnten zweitens nur innerhalb der Verwaltung in raffinierter Weise versuchen, die Augen dafür zu öffnen, was soziale Argumente sind. Der Stadtbaurat Zech weigerte sich, soziale Argumente zu akzeptieren. Er war ein reiner Technokrat.«

Die Interessen-Matrix. »Karl Ganser und ich stellten dann in Zusammenarbeit eine Interessen-Matrix dar – um die Verhältnisse, die gewöhnlich verschleiert sind, offen zu legen. Dadurch konnte jedermann die Interessengebundenheit der Planung erkennen.

Wir hielten Aufklärung für notwendig – sowohl bei der Verwaltung wie bei Bürgern. Auch mit einer Broschüre. Bei Abreß mußten wir den Text ein bißchen weich waschen. In Nachtarbeit.«

Resümee. Lutz Hoffmann: »Vieles war naiv, aber ein interessantes Neuland für uns technokratisch ausgebildete Stadtplaner.«

Gerhard Gross: »Stadtentwicklungsplanung dient keineswegs dem ›Gemeinwohl‹, sondern orientiert sich sehr unterschiedlich an den unterschiedlichen Interessen. Die Entscheidungen fallen im Feld der Macht. Im Grunde ging es darum, für unterprivilegierte Gruppen die Einfluß-Chancen zu erhöhen.« Trocken fügt er hinzu: »Die Planer sind die Planer der Stadt und an deren Interessen gebunden.«

Er wird gefragt, ob sich das Bild der städtischen Interessen am begrenzten Bild der Macht-Interessen orientieren darf oder ob an übergeordneten Vorstellungen einer Bürger-Gesellschaft – also an einer Gesamtverantwortung.

In der Ablauf-Skizze läßt sich erkennen, daß in raffinierter Weise die Tätigkeit der beiden Moderatoren beginnt, Früchte zu tragen.

4. März 1970. Erste Verwaltungs-Vorlage für den Ausschuß, zum 4. März 1970 präsentiert: »Altstadtring Nord-Ost. Landeshauptstadt München Baureferat Stadtplanung. Anlage zum Beschluß des Stadtentwicklungs- und Stadtplanungsausschusses vom 4. März 1970.« Darin »1. Ergebnisse der Bestandsaufnahme. 1.1 Strukturdaten. 1.2 Trendprognose. 1.3 Vorschläge für die Unterteilung des Altstadtringes Nord-Ost in einzelne

Planungsbereiche [Beitrag von Prof. Dr. Burkart Lutz]. 1.4 Analyse einiger Planungskonflikte im Untersuchungsbereich. 2. Beteiligung der Öffentlichkeit.

Am 4. März 1970 entscheidet sich der Stadtrat für eine Beteiligung der Öffentlichkeit. Dem Münchner Forum wird die Durchführung des Verfahrens angetragen. Im Mai legt das Forum sein Konzept der Öffentlichen Planung vor.

25. Juni 1970. 1. Planungs-Phase und Ausstellung. 1. Lehelausstellung über die Verhältnisse im Lehel 25./26. Juni 1970.

August 1970. Stadtbaurat Uli Zech sagt mit selten Offenheit: »Meine Herren, die Herren, die Geld investieren, drängen mich, etwas zu tun. Sie können nicht ewig warten.«[17]

16. September 1970. »Dr. Ganser, Stadtentwicklungsreferat, hat eine ›Interessenmatrix‹ hergestellt, die aus 50 hypothetischen Interessengruppen besteht und die es ermöglichen soll, diese Interessengruppen zu »wichten« und zu »quantifizieren«.[18]

Tatsächlich ist dieses Verfahren subversiv: In die Information an die Verwaltung fließt nun unausweichlich eine Differenzierung ein, die die konkreten Probleme der Mieter sichtbarer macht und in der Wertigkeit nach oben bringt.

November 1970. 2. Verwaltungs-Vorlage. Altstadtring Nord-Ost. Landeshauptstadt München Baureferat Stadtplanung. 2. Beitrag des Baureferates, Gruppe Stadtplanung. November 1970. Darin: 1. Ergebnisse der Bestandsaufnahme. 2. Demographische, soziale und gewerbliche Analyse im Planungsgebiet. 3. Einführung in die Matrizen. 4. Methoden der offenen Planung. 5. Alternativen zur Änderung des Flächennutzungsplanes. Konsequenzen für 6. Soziale Infrastruktur. 7. Technische Infrastruktur Verkehr.

5. Januar 1971. »Ganser, Sozialgeograph des Stadtentwicklungsreferats, hat ein ›Lernprogramm‹ für die ›offene Planung‹ ausgearbeitet. Als Motto ist dem Arbeitspapier folgender Sinnspruch vorangestellt: ›Ideen wirken im Detail, der Sinn ergibt sich aus der Theorie!‹ Die ›Interessen der Planungsbetroffenen‹ werden als nunmehr ›im Grundsatz erkennbar‹ betrachtet.

Ganser stellt [jedoch] fest, daß die planende Verwaltung als entscheidungsvorbereitende Institution von sich aus wenig Neigung zeige, ihre Planung auf politisch ohnmächtige Interessen abzustellen. [Zum erstenmal spricht ein Verwaltungs-Angehöriger eine solche Erkenntnis und Kritik aus.]

Es wird deshalb ein ›Lernprogramm‹ propagiert, durch das die Betroffenen in die Lage versetzt werden sollen, die eigenen Probleme zu artikulieren. Das Erwerben dieser Fähigkeit sei eine Voraussetzung dafür, um sich für die Beteiligung an Planungsentscheidungen zu legitimieren.

[Ist die Lage und sind die Interessen der Beteiligten nicht längst bekannt? Kann eine Verwaltung sich weigern, dies zur Kenntnis zu nehmen, weil die Betroffenen nicht die Sprache der Verwaltung sprechen? Geht es nicht vielmehr darum, daß Betroffene Einfluß erhalten? – Wahrscheinlich ist die Strategie raffinierter angelegt: Überhaupt das Lernen einzuführen – offen bei den Betroffenen, um es indirekt auch der Verwaltung abzuverlangen.]

Die Bürger sollen so [mit mehr Wissen und Artikulations-Fähigkeit] dazu erzogen werden, ihre Interessen zu vertreten im Zusammenhang einer Vertretung ›aller Gruppen in einer Gesellschaft gegenüber der Verwaltung und den politischen Repräsentanten.«[19]

15. Januar 1971. »L[utz] Hoffmann, Beamter des Baureferates appelliert an das Verständnis für die Rolle der Moderatoren: »Sie werden kein Gericht finden, das einen Stadtbaurat verknackt, weil er die Bevölkerung nicht angehört hat. Ganser und ich sind weit ausgeschert.

Wir können sehr schnell zurückgepfiffen werden und niemand kann das einklagen ...«[20]

Es wird nicht deutlich, warum Pierre Hoffmann und Nikitas Patellis für das Münchner Forum die Verbindung mit der Stadt beenden. Sie sagen: »An einer Zusammenarbeit mit uns ist von dieser Seite auch niemand mehr interessiert.«[21]

19. Januar 1971. Gründung der ›Arbeitsgemeinschaft der Lehel-Organisationen‹ mit elf Gruppen.

Hoffmann/Patellis resümieren: Der Konflikt ist zum ersten Mal deutlich geworden. Die Verwaltung war gezwungen, ein wenig auf die Leute einzugehen. Die Viertel-Initiative wurde korrumpiert und abgewürgt. Der Häuptling gerät auf die Parteischiene und läßt sich darin zugunsten einer Karriere für den Stadtrat einfangen. Aber die Auseinandersetzung hat in anderen Stadt-Bereichen die Augen geöffnet.

8. März 1971. 2. Planungs-Phase und Ausstellung: drei grundsätzliche Alternativ-Vorschläge. Der städtische Beitrag wird durch zwei Beiträge von Theodor Henzler mit der Überschrift »Planungsdschungel« und Karl Klühspies »Sozialplan« ergänzt. Ausstellung des Münchner Forums am 8./29. März 1971. Mit 1.550 Besuchern.

Drei Veranstaltungen des Münchner Forums.

Drei Veranstaltungen der Arbeitsgemeinschaft der Lehel-Organisationen mit 557 Besucher.

Die Broschüre »Öffentliche Planung Lehel« mit einer Aufforderung an die Bevölkerung zur Stellungnahme hat bei 3.000 Exemplaren eine Rücklauf-Quote von 20 Prozent.

Am 24. März 1971: In der Lehel-Ausstellung entsteht eine Bürger-Resolution. Es folgt eine zweite Resolution. Dann ein Bevölkerungs-Votum.

Stadtratsvorlage am 12. Mai 1971 über die »Beteiligung der Bürger an der Planung und an der Gestaltung der städtischen Umwelt«. Darin werden Erfahrungen beschrieben: »Die Versuche mit der Öffentlichen Planung im Lehel erbrachten bei den Bürgern, den Politikern und der Verwaltung Erfahrungen, wie sie bisher in dieser Anschaulichkeit nicht zu erhalten waren. Dazu gehört wesentlich die Erkenntnis, daß eine solche Planung vorhandene Konflikte in der Öffentlichkeit deutlich macht und zu ihrer Regelung in öffentlicher Behandlung zwingt. Dies galt für den gesamten Verlauf dieser öffentlichen Planung. In der Öffentlichkeit wurde das Verständnis für die Probleme der planenden Verwaltung der Stadt, welche bisher von der Öffentlichkeit oft als ›Gegner‹ empfunden wurde, gefördert.

Im Einzelnen hat sich Folgendes ergeben:

– Die sozialen Aspekte der Bauleitplanung wurden stärker als bisher sichtbar gemacht.
– Die Kooperation verschiedener Referate und Dienststellen im Arbeitskreis Altstadtring NO und in der späteren Beratergruppe wurde verbessert.
– Die Hereinnahme von Sachverständigen außerhalb der Verwaltung wurde im allgemeinen als förderlich für die Arbeit empfunden.
– ... zwei Verfahrensbegleiter ...
– Planung wurde immer mehr als politischer Prozeß verstanden. Konsequenterweise wurden Vertreter des Stadtrates und der Bürgerinitiative an den Beratungen beteiligt.
– Die Zusammenarbeit mit Bürgerinitiativen wurde allmählich selbstverständlicher und führte zur teilweisen Hereinnahme solcher Initiativen in den Planungsprozeß ...

Das Lehel hatte bald Signalwirkung auf andere Innenstadtrandgebiete... So bildeten sich Bürgerinitiativen in der Max-Vorstadt, in Schwabing, im Westend und in Haidhausen ...«[22]

21. Juli. 1971. 3. Verwaltungs-Vorlage. Stadt München, Baureferat, Altstadtring Nord-Ost und Lehel. Teil I: Beschluß des Stadtentwicklungs- und Stadtplanungsausschusses vom 21. Juli 1971. Teil II: Zusätzliche Unterlagen der Stadt. 1. Gegenwärtiger Stand im Lehel (1969). 2. Stadtbildanalyse. 3. Der Mietpreis. 4. Der Weg zum Sozialplan. 5. Broschüre »Öffentliche Planung im Lehel« (1969). 6. Ergebnisse der Befragung. 7. Resolution der Forumsveranstaltung vom 24.3.1971. 8. Stellungnahmen. 9. Interessen und Interessenskonflikte. Teil III: Unterlagen des Münchner Forums. Landeshauptstadt München Baureferat Stadtplanung. Juli 1971. Ohne Verfasser-Angabe. Darin auch Flugblätter.

Kommentar: Das umfangreiche Werk beinhaltet, ohne Namens-Nennung, sehr viel von dem, was wir als Denk-Weise von Karl Ganser vermuten können. – Neu ist die Öffnung: zu einer Balance von »überörtlichen Gegebenheiten der Stadtentwicklung« und »örtlichen Gegebenheiten«. – Neu ist weiterhin, daß differenziert wird: »die Vorstellungen der Betroffenen« sollen einbezogen werden. – Dritte Neuheit: Zur Entscheidungsfindung für die Änderung des Flächennutzungsplanes werden auch Alternativ-Vorschläge vorgelegt. – Vierte Neuheit: »Die Planung für dieses Gebiet ist in ihrer materiellen Problematik von grundsätzlicher Bedeutung und läßt sich im Grundsatz auf alle Innenstadtrandgebiete übertragen.« – Fünfte Neuheit: »In zwei Phasen wurde mit verschiedenen Veranstaltungen erstmals das Verfahren der öffentlichen Planung durchgeführt mit dem Ziel, die Interessen aller Betroffenen bei der Entscheidung über die Entwicklung des Lehels einzubeziehen.«

Kurz danach wird sich in der Bundesrepublik in vielen Städten die Bürgerinitiativen-Bewegung auf dieses Verfahren und auf die darin enthaltene Mitbeteiligung berufen.

Sechste Neuheit: »Dabei wurde u.a. deutlich, daß mit der Bauleitplanung allein die Vorstellungen der Betroffenen nicht erfaßt werden können. Es bedarf dazu zusätzlicher Maßnahmen, die im »Sozialplan« zusammenzufassen sind.«

Einfluß auf die Gesetzgebung. In der Vollversammlung der IGS (Interessengemeinschaft der von der Sanierung betroffenen Bewohner) im St.-Anna-Gymnasium mit über 420 Lehelern sagt Manfred Schmid (SPD, MdB): »Die Gründung dieser IGS und die Probleme, die hier im Lehel sind, haben mich veranlaßt, im deutschen Bundestag, wo im Augenblick das Städtebauförderungsgesetz beraten wird, das sich wesentlich mit den Sanierungsmaßnahmen beschäftigt, zu beantragen, daß in das Städtebauförderungsgesetz ein eigenes Kapitel hineinkommen muß, das den Schutz der Mieter betrifft.

Und ich darf noch etwas weiteres dazu sagen: Auf dem Parteitag der SPD in Saarbrücken ist ein Antrag beschlossen worden, der auch nicht unwesentlich von den Vorfällen hier in München-Lehel beeinflußt ist und folgendermaßen lautet: Die Gemeinden sollen verpflichtet werden, vor der Sanierung ergänzend zu den räumlichen und baulichen Plänen einen Sozialplan auszuarbeiten, bei dem die von der Sanierung betroffenen Bewohner mitwirken.«[23]

Tatsächlich geht der Sozialplan in die Gesetzgebung des Bundes im Städtebauförderungsgesetz ein.

Er öffnet die Tür für eine Planung, die nicht mehr allein von obrigkeitlichen Zielen bestimmt wird, hinter denen sich oft unausgesprochen die mächtigsten Interessen verbergen. Es formuliert zum ersten Mal eine Planungs-Kultur, in der sich ideell und tatsächlich alle Interessen zumindest öffentlich formulieren können.

Diese Planungs-Kultur ist der Versuch einer Balance. Sie hat wesentliche Be-

deutung für den gesellschaftlichen Prozeß auf dem Weg zur Bürgergesellschaft.

Abstimmung im Stadtrat. Die 1965 im Flächennutzungsplan bestimmte Nutzung des Lehel als »Kerngebiet« wird in Frage gestellt. Drei Vorschläge werden zur Abstimmung vorgelegt: »Vorschlag 1: Das gesamte Lehel bleibt ›Kerngebiet‹. Vorschlag 2: Das gesamte Lehel wird ›Allgemeines Wohngebiet‹. Vorschlag 3: Die Randzonen des Lehels bleiben ›Kerngebiet‹, der Innenbereich wird ›Allgemeines Wohngebiet‹.«

Das Baureferat schlägt im Einvernehmen mit dem Stadtentwicklungsreferat vor: Lösung 2: Es soll aber keine vorhandene Nutzung »vertrieben werden«. Und »unter keinen Umständen eine neue Kernnutzung angesiedelt werden«, einzig wenn durch Untersuchung »die Notwendigkeit unter den Gesichtspunkten der Stadtentwicklung nachgewiesen ist«. Das Stadtentwicklungsreferat soll dem Stadtrat einen Vorschlag für den Sozialplan vorlegen.

Der Stadtrat beschließt einen Kompromiß, der unterschiedlich bewertet wird. Der Flächennutzungsplan von 1965 (»Kerngebiet«) wird nicht geändert, aber ein Rosa-Zonenplan wird angehängt: Er versucht das vorhandene Wohnen zu sichern.

Der Rosa-Zonenplan. Karl Ganser: »Wir erfanden eine baurechtliche Konstruktion: den sogenannten Rosa-Zonenplan.[24] Es sollte mit planrechtlichen Mitteln das Unterwandern und das Umwandeln von Wohnungen unterbunden werden.

Doch in der Praxis funktioniert es nicht, weil es zum Teil rechtliche Schwierigkeiten gab. Das Baurecht war nicht sehr scharf. Den ersten Prozeß haben wir verloren. Und politisch war es auch so, daß es immer wieder genügend Beziehungs-Geflechte gab und wieder eine Ausnahme und noch eine Ausnahme.

Dies ließ eine bürgerschaftliche Initiative entstehen, die von weit links gesteuert wurde. Das merkte [Oberbürgermeister] Vogel sehr rasch. Er sah, daß es keine Initiative war, die authentisch aus diesem Viertel kam, sondern von links benutzt wurde, um sich gegen das Establishment aufzuregen. Dies führte zu einer politischen Auseinandersetzung. Sie schaukelte sich hoch.«

Die Veränderung. Erst zwölf Jahre später (1982) wird auf Initiative von Lutz Hoffmann der Flächennutzungsplan geändert: Nun soll der Bereich nicht mehr Kerngebiet, sondern besonderes Wohngebiet sein.

München: Die Zerstörung des Stadtentwicklungs-Referats

1973 läuft die Schluß-Phase der kreativen Stadtentwicklungs-Gruppe. Die Sache kippt. Vogel ist weg, Abreß ist weg. Dann kommt der neue Stadtentwicklungs-Referent Detlev Marx aus Berlin. Ein Ökonom. Er schafft es, in kurzer Zeit, innerhalb eines Jahres, über die Hälfte der guten Leute zu vergraulen.

Karl Ganser: »Das Stadtentwicklungs-Referat wurde nach fünf guten Jahren von der Stadt selbst systematisch demontiert – aus beschreibbaren Interessen-Lagen heraus.

Querschnitts-Arbeit geht natürlich immer gegen die Ämter und gegen die Fach-Referate.

Die Politik war filzzerstört durch wirtschaftliche Interessen – aber es konnte nicht mehr alles so ohne weiteres durchgemauschelt werden. Das Stadtentwicklungs-Referat lag immer irgendwie quer. Es störte, es störte den üblichen Mechanismus. Das hat man anfangs dem Stadtentwicklungs-Referat nicht so angemerkt. ›Wir denken integriert ...‹ Rein logisch kann man das nicht kritisieren, aber wenn es dann praktisch wird ...«

Hat Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel die Destruktion nicht gebremst? – »Nein, er war selbst beteiligt – an der Demontage. Weil das Stadtentwicklungs-Referat auch seine Interessen und Klientele antastete.

Dann kam aber 1972 die Neuwahl des Bundestages. Vogel wurde Minister in Bonn. Er zog Hubert Abreß nach – als Staatssekretär. Und damit waren die beiden weg. Es folgte als Oberbürgermeister der Kronawitter.«

Die Distanzierung Vogels. »Die Krise«, sagt Karl Ganser, »war schon vor 1972 gekommen: Vogel selbst hatte sich vom Stadtentwicklungs-Referat mehr oder weniger offen distanziert – eher offen – weil er Ärger bekommen hatte.

Vogel konnte es sich nämlich nicht vorstellen, daß es ein System gibt, das nicht auf seine Steuerungs-Befehle hört. Daß es in einer Stadt ein autonomes System gibt, das eigenständig denkt und Ärger macht. Daher gab es Ärger.

Es sollte das Europäische Patentamt angesiedelt werden. Dessen Leitung wollte genau in das Viertel, von dem wir in der Stadtentwicklung gesagt haben: Da soll das Wohnen bleiben!

Da stand Vogel auf der Seite der Mehrheit, die den Standort für das Patentamt befürwortete. Aber es gab die Minderheiten: Die protestierenden Leute, die Jusos und die linken Sozialdemokraten.

Rein rational konnte man in unseren Studien nachlesen, daß sein Standpunkt einfach falsch ist, – wenn man das ernst nimmt, was in unseren Studien stand. Seinen Standpunkt fanden wir nicht gut.

Denselben Konflikt gab es mit der Rück-Versicherung. Und ähnliche Dinge stauten sich auf.

Dies wurde durch den Links-Rechts-Streit in der SPD überlagert. Ich habe immer gesagt: Der Vogel hat links gedacht, aber rechts gehandelt. Politisch war er ein Linkenfresser.

Das hat sich später geändert, aber erst in der Zeit, als er in Berlin Regierender Bürgermeister wurde.«

Karl Ganser hält die Hoffnungen, die auf die Münchner Stadtforschung gesetzt wurden, nicht für erfüllt, weil es 1971 zu einem harten Gegenschlag

kommt. Mit dem Münchner Modell wurde keine dauerhafte rationale Stadtpolitik erreicht.

Nach 1972. Auf Vogel folgt als Oberbürgermeister von 1972 bis 1978 Georg Kronawitter (erneut 1984–1993). Karl Ganser: »Er hielt von der ganzen Richtung überhaupt nicht viel.

Dann machte man eine Fehlbesetzung für die Nachfolge von Hubert Abreß: Man nahm Detlev Marx. Er war ein in der Raumforschung durchaus angesehener junger Ökonom, aber er zermürbte das Referat im Inneren. Und als sie merkten, daß es mit ihm schon gar nicht ging, machten sie ihn zum Geschäftsführer der damaligen Internationalen Gartenbau-Ausstellung.

Das zeigt, wie so ein Referat demontiert wurde. Jetzt ist ein allgemeines Planungs-Referat daraus geworden. Die Idee eines umfassenden Stadtentwicklungs-Planes ist heute nirgendwo verwirklicht.«

Gerhard Gross: Im Stadtentwicklungsplan 1975 wird »die völlige Liquidation des emanzipatorischen Aspekts von Stadtentwicklungs-Planung« deutlich.[1]

Lutz Hoffmann: »Da gab es eine Aufbruch-Zeit. Und nachher gab es eine sehr harte Abbruch-Zeit: Das Stadtentwicklungs-Referat wurde systematisch kaputt gemacht.«[2]

Mit der Bitterkeit des Getroffenen berichtet Lutz Hoffmann über das ›Roll back‹, das über zehn Jahre bis zum Anfang der 1980er Jahre andauerte: »Als Hans Jochen Vogel nach Bonn ging, taten sich Experten und Honoratioren zusammen und machten unter Detlev Marx ein Blutbad unter den Reform-Ansätzen.«

Zunächst sollte Karolus Heil Nachfolger von Hubert Abreß werden. Aber die rechte SPD und die CSU ließen ihn in der Wahl-Sitzung fallen.

Baudezernent Uli Zech hatte immer schon gesagt, er habe mit dem ganzen Sozial-Kram nichts am Hut. Zech behauptete, er müsse dafür sorgen, daß die Investoren hier zurecht kommen.

Die Leute aus der Stadtentwicklung suchten das Weite. Wenigstens fünf von neun Mitarbeitern verließen München. Sie bekamen draußen gute Angebote. Volker Kreibich ging. Karl Ganser war kurz vor dem Niedergang bereits nach Bonn gegangen. Karolus Heil blieb noch ein Jahr – in einem anderen Referat. Klaus Neubeck wurde versetzt. Hans Bleibinhaus wurde kleingemacht – durch eine Straf-Versetzung: Er kam ins städtische Einzugsamt – dort mußte er Schulden eintreiben.

Und nun prasselten Maßregelungen. Klaus Neubeck wurde von Detlev Marx öffentlich niedergemacht: Seine Arbeiten könnten nicht verwertet werden, weil sie wissenschaftlich unter Niveau wären. Das war natürlich pure Diffamierung.«

Über sein eigenes Schicksal sagt Lutz Hoffmann: »Ich wurde aus dem Verkehr gezogen und kam ins hinterste Eck. Jahrelang war ich ›total im Verschiß‹. Kaltgestellt. Kein Aufstieg. Von jeder Information ferngehalten. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre, in der Mobbing allgemeiner Umgang war, war ich freigegeben zum Mobbing. Ich verlor etliche Berufs-Jahre.«

Er resümiert: »Aus München kamen die großen Aufbrüche für die 1970er Jahre – sie wurden nach 1973 radikal niedergemacht. Geradezu stalinistisch.«

Der Vergabe-Skandal. Die Abrechnung mit der Reform-Ära, berichtet Lutz Hoffmann, fand in aller Öffentlichkeit statt. Ein Höhepunkt war der sogenannte Vergabe-Skandal. Von der Stadt wurde der Presse gesagt, Hubert Abreß habe öffentliche Gelder, tausende von D-Mark, den linken Stadt-Kritikern in den Hals gesteckt hat, um sie mundtod zu machen – indem er sie mit Pseudo-Forschungsaufträgen an die goldene Kette legen wollte. Dann folgte eine lange Kampagne in den Zeitungen.

»Es kam zu einer öffentlichen Sitzung im Rathaus. Der Saal war überfüllt. Ich war dabei«. sagt Lutz Hoffmann, »noch heute läuft es mir kalt über den Rücken. Hubert Abreß war gerade ein Vierteljahr in Bonn Staatssekretär – er erschien mit seinem Rechtsanwalt, um Rede und Antwort zu stehen.

Zehetmeier von der CSU kommt im schwarzen Anzug, zieht aus der Tasche einen Zettel und liest vor: Was das alles für Zeitgenossen waren, die von Abreß Aufträge bekamen! Wolf Stamnitz – lebt in einer Wohngemeinschaft mit linken Leuten. Klaus Künkel, der damals schon Professor in Berlin war, – inkrimiert, weil er bei den ein Jahrzehnt zurückliegenden Schwabinger Krawallen dabei war. Und vieles mehr.

Zehetmeier hatte die Informationen vom Verfassungsschutz. Dies geschah in einer Zeit, in der es in Griechenland die Junta gab. Ich dachte: Mein Gott, wenn über uns alle solche Dossiers geführt werden!«

Hexen-Jagd. Es ist die Zeit, in der zwei völlig gegensätzliche Trends parallel laufen: Aufbruch und Hexen-Jagd. Sie haben eine Dialektik.

In München machte Oberbürgermeister Vogel einen totalen Schwenk. Karl Ganser: »Hans-Jochen Vogel hat die Geister, die er rief, versucht, wieder in die Flasche zu kriegen.«

Lutz Hoffmann: »Vogel ist der Erfinder der Unvereinbarkeits-Beschlüsse. Das war seine Reaktion auf die Bürgerinitiativen mit ihren Bündnissen. Sie kulminierte in den Auseinandersetzungen um den Stadtteil Lehel. Dagegen führte er den Unvereinbarkeits-Beschluß von SPD und KPD herbei. Das war der Vorläufer für Willi Brandts Berufs-Verbote – eine der unheimlichsten und peinlichsten Geschichten der Republik. Brandt gab es später als ganz schweren Fehler zu.«

In München werden im Stadtanzeiger seitenweise Dokumente zitiert, die sonst keiner kannte. Sie stammten vom Verfassungsschutz. Marx trug Hartstein die Sachen zu. Damit wurde bombardiert.

Der Rückschlag traf schwer. Die politische Implikation haben wir so hart mitbekommen wie in keiner anderen Stadt.

Es ist eine typisch deutsche Geschichte: Lichtpunkte und Roll-back. Das kommt immer wieder.«

Man kann es auch an der Geschichte des Münchner Umgangs mit dem Deutschen Werkbund ablesen.

Politik und Stadtentwicklung. Karl Ganser: »Ich habe sehr früh erkannt, daß es ohne eine starke Politik nicht möglich ist, diese Stadtentwicklung durchzuhalten.

Es war natürlich niemand da, der [in der Innenstadt zugunsten der Öffentlichen Verkehrs-Mittel] das Parken teuer gemacht hat. Es war natürlich niemand da, der konsequentes Einwohner-Parken – das gab es damals noch gar nicht – durchgesetzt hätte.«

Karl Ganser schließt mit einer bemerkenswerten Überlegung: »Und da macht man sich seine Gedanken, was es wert ist, irgendwelche Pläne zu machen.«

Später wird er daraus seinen Schluß ziehen: Pläne nutzen nichts, wenn es keine politischen Kräfte gibt, die sie verwirklichen. Für die IBA im Ruhrgebiet macht er keinerlei Gesamtplan – wissend, daß es ein heilloses Getöse in der politischen Arena gegeben hätte: denn soviel Quer-Denken hätte noch mehr Gegen-Strom erzeugt. Daher setzt er auf einzelne Projekte. Dies addiert sich dann auf 119 – und mehr. Den Plan hat er im Kopf – er gibt ihn nicht den Krähen zum Zerfleddern.

Oberbürgermeister? Beim Weggang von Jochen Vogel ist Karl Ganser im Gespräch als aussichtsreicher Oberbürgermeister-Kandidat.

Heiner Dürr: »Mit seiner Beteiligung am Planungsteam für die Olympischen Spiele in München hat Karl Ganser bei

Hans-Jochen Vogel eine ziemlich wichtige Rolle gespielt. Es gab sogar mal die Idee, ihn zum Oberbürgermeister von München zu machen. Das muß aus der Vogel-Ecke gekommen sein. Ich glaube, Ganser hat, wie überall, wo er auftauchte, sehr auf sich aufmerksam gemacht. Man hat erkannt, daß er ein wichtiger Mann ist und ihm zugetraut, Oberbürgermeister zu werden.«

Aber er geht 1971 nach Bonn, wo er zehn Jahre lang die Bundesforschungsanstalt für räumliche Planung reformiert und leitet.

München: Weichenstellungen

Zuwanderungs-Druck. Karl Ganser: »Die entscheidenden Weichen sind in den 60er Jahren falsch gestellt worden.«

»Dezentralisierung« war in den 1960er Jahren in München das Schlüsselwort. Es galt, den Zuwanderungs-Druck auf die Stadt auf München sinnvoll zu dosieren. Durch Subzentren. In den 1970er Jahren mußten jährlich rund 30.000 Neubürger untergebracht werden.

Karl Ganser kritisiert, daß dies durch drei große neue Entlastungs-Städte mit jeweils 60.000 Einwohnern geschehen sollte.

»Ich erinnere mich noch gut an den Wettbewerb für die neue Stadt Perlach. Mein favorisierter Entwurf war, den alten Dorfkern schrittweise durch maßstabsgerechte Bebauung wachsen zu lassen.[1] Beschlossen wurde aber das Gegenteil, eine voll auf die grüne Wiese gelegte städtebauliche Großform mit einem riesigen Straßenring.«

Die ebenfalls angedachten neuen Städte Schleißheim und Freiham wurden dann nicht so realisiert – »zum Glück«.

Der Konflikt in Neu-Perlach. Die sogenannte ›Entlastungsstadt Perlach‹ für München ist in ihrer Bau-Zeit das größte Städtebau-Projekt der BRD.[2]

Karl Ganser: »Der Lehel-Konflikt lief personell synchron mit einer Initiative, die wir vom Stadtentwicklungs-Referat aus machten: nämlich mit einer Sozialarbeit in dem gerade fertig gebauten neuen Stadtteil Perlach. Diese neue Stadt war noch gar nicht fertig, schon mußten wir Sozialarbeiter einsetzen, weil es mit dieser Bauform nicht funktionierte.

Unsere Initiative war nun wiederum ein Affront gegen diese Bau-Form und gegen die ›Neue Heimat‹. So schaukelte sich auch dies als eine Kritik am etablierten System hoch.

Der Konflikt ging so aus, wie solche Konflikte immer ausgehen. Es wurde kein einziges Problem geregelt. Und irgendwann war mal die Luft raus.

Ich habe da keine aktive Rolle gespielt in dem Sinne, daß ich Demonstrationen organisiert hätte, sondern wir im Stadtentwicklungsreferat haben einfach unsere Arbeit für unser System gemacht – und waren nicht böse, daß es von der Basis her Druck gab.«

Parallel: Siedlungsbrei. »Sehr schlecht war sicher«, analysiert Karl Ganser, »daß sich neben diesen geplanten Großformen als zweiter Entwicklungsstrang ohne städtebauliche Konzeption tausende Wohnungseinheiten dispers in die Fläche ergossen, zu einem auch in München beängstigenden Siedlungsbrei.«

Innenstadt. »Als dritte Entwicklung drängte eine massierte Bautätigkeit in die Innenstadt, vor allem mit immer neuen Büro- und Verkaufsflächen, aber auch mit Luxus-Modernisierungen und teurem Appartement-Bau. Dieser Bauboom in der Innenstadt und in den angrenzenden Gründerzeit-Vierteln hat eine Menge an Qualitäten zerstört, soziale Konflikte heraufbeschworen und schmerzliche Verdrängungs-Prozesse provoziert.«

Andere Steuerung. Karl Ganser sieht in der BRD keine Städte mit vorbildlicher jüngerer Stadtentwicklung – höchstens »relativ vernünftigere Varianten des falschen Systems«.[3]

Karl Ganser beklagt, daß in der Planungs-Diskussion viel zu sehr die Problem-Lagen der Metropolen thematisiert werden. »Man soll sich umgekehrt viel öfter fragen, ob nicht die Qualität und

Normalität mittel- und kleinstädtischer Siedlungsstrukturen und Planungsansätze ein Lösungsmodell für große Agglomerationen bilden kann.«[4]

Er spricht von der Diskrepanz zwischen dem rational Sinnvollen und dem, was unter dem Druck einzelner wirtschaftlicher Interessen auf Politik zustande kommt.[5] Wider alle bessere Erkenntnis, wird das Falsche getan.

Der Kernpunkt: Statt großer neuer Bauaufgaben ist nun primär wirksame System-Steuerung notwendig.[6]

Bonn: Bundesforschungsanstalt

Warum nach Bonn? Als 1971 die Stadtentwicklungsplanung in München im wesentlichen fertig ist, geht Karl Ganser nach Bonn. »Warum?« – »Ich weiß das bis heute nicht. Genauso wenig, wie ich weiß, warum ich mir später das Ruhrgebiet angetan habe. Da bin ich einfach hingegangen. Ich weiß gar nicht genau, warum. Ich hätte gut und gerne beim Stadtentwicklungs-Referat bleiben können. Aber ich bin einfach weggegangen.«

Karl Ganser mietet eine kleine Wohnung nur ein paar Minuten von seinem Amt entfernt unterhalb der Godesburg. Am Wochenende reist er nach München zu seinem Wohnsitz.

Planungsstab im Kanzleramt? 1972 sind Bundestags-Wahlen. Die Große Koalition wird von einer sozial-liberalen Koalition abgelöst. Willy Brandt wird Kanzler.

Im Kanzleramt etabliert Prof. Dr. Reimund Jochimsen, der spätere Wirtschaftsminister von Nordrhein-Westfalen, einen Planungs-Stab. Karl Ganser soll dazu stoßen. »Das hat aber irgendwie nicht funktioniert.«

Institut für Landeskunde. Karl Ganser: »Dann hat Reimund Jochimsen vermittelt: Das Institut für Landeskunde sei neu zu besetzen und es sei schlau, mich anzusprechen, um diese Anstalt zu leiten.« Karl Ganser wird Direktor des Instituts.

Mit seinen 40 bis 50 Mitarbeitern ist es eine Art wissenschaftliche Infrastruktur der deutschen Geographen. Es besitzt eine Zentralbibliothek für deutsche Landeskunde und die Zeitschrift ›Die deutsche Landeskunde‹. Als wissenschaftliche Institution dient es auch der praktischen Landesplanung, die es seit den 1960er Jahren in Deutschland wieder gibt.

Karl Ganser: »Das Institut für Landeskunde ist eine Einrichtung der traditionellen Geographie. Ein Staats-Institut – als ein Bedienungs-Laden, das sage ich jetzt abfällig, für die Professoren. Da wurden Zeitschriften herausgegeben, in denen man Artikel platzieren konnte.

Sein Direktor ging in den Ruhestand und dann suchte man einen neuen Chef. Ganz normal wäre es gewesen, wieder einen zu nehmen, der in dieser Linie brav weiter machte. Aber irgendwie sind sie auf mich gekommen.«

Institut für Raumforschung. Parallel dazu ist im gleichen Haus eine zweite Bundesanstalt untergebracht, mit einem eigenen Direktor: das Institut für Raumforschung.

Beide Institute hängen am Bundesinnenministerium, deren Chef um diese Zeit Hans-Dietrich Genscher ist. Sie sind damals zwei völlig getrennte Institute – aber sie sitzen in einem Haus.

»Die Geographen und die Raumforscher wollten nichts miteinander zu tun haben. Im Prinzip ist es jedoch das gleiche Subjekt und die gleiche Tätigkeit: ob jemand die räumliche Entwicklung qua Raumforschung erforscht oder qua Landeskunde.

Die Leute, die in diesem Institut arbeiteten, waren immer politisch-praktisch. Sie kamen aus der Tradition der alten Reichs-Arbeitsgemeinschaft für Raumforschung und wurden in der nationalsozialistischen Zeit zur planmäßigen Kolonisierung des Ostens von Deutschland eingesetzt. Die Reichs-Arbeitsgemeinschaft bereitete planerisch die Eroberung des Ostens durch das Deutschtum im weitesten Sinne vor. Dies ist die – wenn man so will – braune Wurzel der heutigen Landesplanung.«

Das Institut dieser Reichs-Arbeitsgemeinschaft, das nie eingegangen ist, entfaltete sich wieder, als Mitte der 1960er Jahre die Landesplanung in den einzelnen Bundesländern etabliert wurde. »Auch dieses Institut hatte einen Direktor.«

Veränderungen. »Die Veränderungen«, diagnostiziert Karl Ganser, »sind ja meist mit bestimmten Konflikt-Situationen verbunden, in denen man versucht zu steuern. Es gab sehr starke Veränderungen. Und es gab ein sehr merkwürdiges Konflikt-Feld. Das war einmal das Fach selber. Und dann die Politik.

Nun stand in der Bundesregierung die Frage im Raum: Wozu hat man eine solche Disziplin? Was nutzt uns das in der Politik?

Für die Wissenschaftler schien es eine unanständige Frage zu sein, der Wissenschaft die Frage zu stellen: Wozu seid ihr eigentlich gut? Denn es war das Selbstverständnis der Wissenschaft: Wir sind uns selbst genug. Erkenntnis um der Erkenntnis willen.

Es entstanden wohl Kräfte, die ein bißchen auch vom Planungsstab des Bundeskanzleramtes gesteuert waren: Ihr sollt versuchen, etwas zu machen, das stärker Bezug zur Politik nimmt. Da gab es den Albrecht Müller, den Reimund Jochimsen und weiß ich nicht wen. Von daher kam wohl die Kette der Überlegungen meiner Berufung: Da ist doch einer in München, der ist zwar ein Geograph, den könnte man den Geographen noch als angenehm empfehlen, aber er ist keiner der traditionellen. Das war wahrscheinlich der Grund, weshalb sie mich 1971 genommen haben. Sie sagten sich: Der kommt aus der Stadt-Entwicklung in München. Er müßte eigentlich wissen, wie Politik-Beratung geht.«

Zusammenlegung. »Nun entstand die Konstellation, daß das Institut für Landeskunde stärker Politik-Beratung machen sollte – und daß das andere es sowieso machte. Wenn das eine Institut Politik berät und das zweite dies ebenso tun soll, kommt damit die Frage auf: Warum legte man sie nicht zusammen? – Dies betrieb ich auch von mir aus aktiv. Ich sagte: Es ist doch Unsinn, 140 Leute aneinander vorbei arbeiten zu lassen.

Kurz danach, 1972, kommt Hans-Jochen Vogel als Bauminister nach Bonn und sagt in Erinnerung an seine Stadtentwicklungs-Planung in München: Da gibt es diese beiden Institute – nehmen wir sie dem Innenminister weg! – Dieser gibt sie freiwillig her. So gelangen die beiden Institute zum Bauminister.«

Warum haben sie zwei Direktoren? Dies führt dazu, daß man den anderen Direktor in Ruhestand schickt. »Ich bekomme erst mal nur die eine Hälfte. Und dann kommt die zweite. So habe ich irgendwann beide Institute.«

Karl Ganser erhält den Auftrag, die beiden getrennten Institute umzubauen: zur neuen Bundesforschungsanstalt für Landskunde und Raumordnung. Daran arbeitet er neun Jahre lang.

Bauminister. Das Städtebauförderungs-Gesetz wird 1971 vom Bundestag beschlossen. Es ist also schon fertig, als Jochen Vogel als neuer Minister nach Bonn kommt.

Mit Hans-Jochen Vogel geht 1971 der große Einfluß der Neuen Heimat beim Bund zu Ende. Zuvor waren Minister Lauritz Lauritzen, die Neue Heimat und das Bau-Ministerium weitgehend identisch. Karl Ganser: »Damit brach die Linie [Louis] Stork [als Staatssekretär] ab. Sie hatte sich auch historisch überlebt. Vogel wollte damit nicht weiter machen. Auf der anderen Seite war Vogel so kurz Bauminister, daß er nach meiner Erinnerung keine Spuren hinterlassen hat. Er kam als Bauminister schnell wieder abhanden – er wurde Justizminister. Hubert Abreß blieb Staatssekretär.«

Die Leistung. Der Geographie-Kollege Heiner Dürr berichtet später (2007): »Karl Ganser hat gegen den wirklich

massiven Widerstand aller Geographen in Deutschland den Laden [die beiden Institute für Landeskunde und Raumkunde] umfunktioniert: von einer akademischen Selbstbeweihräucherungs-Institution in das moderne Institut für Landeskunde. Es machte schnell mit anwendungsorientierten Studien auf sich aufmerksam. Das war eine große Leistung vor dem Hintergrund der Entwicklung der Geographie.

Dabei mußte er ein enormes Rückgrat beweisen, um dies durchzusetzen. Denn es gab große Widerstände. Die Geographie hatte ja leider durch ihre Konzepte eine natürliche Nähe zu nationalsozialistischen Konzepten. Da wurden nach dem Weltkrieg alte Nazis rehabilitiert und hatten den Laden weiterhin in der Hand gehabt. Karl Ganser aber setzte mit großem Schwung durch, daß daraus eine moderne Institution wurde.«

Interdisziplinäre Team-Arbeit. Zu den wichtigsten Impulsen gehört das Stichwort »interdisziplinär«. Karl Ganser legt die Zäune zwischen den Disziplinen nieder. Er erhält dreizehn neue Stellen für Wissenschaftler, mit denen er eine interdisziplinäre Team-Arbeit aufbaut: Geographen, Soziologen, Landwirtschafts-Ökonomen, Forstwirte, Politologen, Raumplaner.

Mit ihnen betreibt er zehn Jahre lang – von 1971 bis 1981 Regionalforschung. Er legt das ›Mittelfristige Forschungsprogramm Raum- und Siedlungsentwicklung‹ auf. Es vergibt jedes Jahr bis zu 20 öffentlich ausgeschriebene Projekte. Das Institut kooperiert mit dem Deutschen Institut für Urbanistik in Berlin. Karl Ganser konzipiert auch das Publikationswesen neu. Und er ist sowohl Herausgeber als auch Autor.

Arbeit – fast rund um die Uhr. Ulrich Eckert, Kommilitone in der Münchner Zeit: »Ich hab ihn mal in Bad Godesberg besucht. Wir hatten uns lange nicht mehr gesehen. Ich fragte: ›Paßt es, wenn ich abends um 20 Uhr komme?‹ – Er antwortete: ›Kein Problem. Ich bin jeden Abend bis mindestens Mitternacht im Büro.‹

Und er war der Erste, der morgens um 5 Uhr anfing.

Ich läutete an der Pforte und sagte: ›Ich möchte den Herrn Dr. Ganser sprechen.‹ Da schaut der Mann mich an, als ob ich nicht ganz dicht bin. Dann gingen wir in eine Eckkneipe – gegenüber, wo man auf den Riesenkasten des Gebäudes schaut.«

Der Kern des Problems. Karl Ganser wird nachgesagt, er habe »detailbesessen« gearbeitet. Aber auf die Frage, was er getan hat, kommt die Antwort, die ihn charakterisiert: Er erzählt keine Details, sondern den Kern des Problems, den er bearbeitet.

Karl Ganser: »Ich wunderte mich, wie einseitig Regional-Forschung war und daß entscheidende Fragen nie ordentlich erforscht wurden.«

Das reduktive Denken. Beispiel: Hochhaus in München. »Ein internationaler Finanzdienstleister, der Geld auf der ganzen Welt hat, wollte in München – weil die Wahrnehmung so ist, daß München ein Top-Standort ist – ein Hochhaus bauen. Dann suchte er bei der Stadt einen Platz und baute ein Hochhaus mit dem Namen ›Uptown‹.

In München fanden nun immer mehr Leute die Entwicklung etwas komisch. Nachdem das Hochhaus zwei Jahre leer stand, wurde es von einem Tele-Unternehmen namens U 2 insgesamt gemietet und alle Mitarbeiter zogen dort ein. Wer bestimmt das eigentlich? Darüber weiß man so gut wie nichts Verläßliches. Warum sitzt so ein Unternehmen überhaupt in München? Warum müssen die bisher in München untergebrachten 6.000 Mitarbeiter nun alle zwanghaft in diesen ›Uptown‹ einziehen? – Ich vermute, daß dies irgendein Geschäft an der Spitze war, das mit Finanz-Verflechtung zusammenhängt. Dort wird gesagt: Wir können es uns nicht länger leisten, daß das Ding

leer steht. Ihr müßt da rein! Und ich vermute, daß irgendein Manager sagte: Wenn wir alle in einem Hochhaus sind, sind wir eine Land-Marke. Das hat einen Werbe-Effekt. Vermutlich spielen solche Dinge eine Rolle.

Weiter frage ich mich: Warum läßt sich eine Belegschaft das gefallen? Ich glaube, sie sind jetzt alle schlechter untergebracht als vorher. – Und selbst das Unternehmen wird dafür mehr Geld bezahlen als es vorher bezahlte.

Warum ist es so schwer, solche Entwicklungen rational in Frage zu stellen? Die Hochhaus-Diskussion lief in München unter dem Motto: Gefällt dir das Hochhaus oder gefällt es dir nicht? Oder: Ist man modern, wenn man Hochhäuser hat? Werden die Frauen-Türme verstellt oder werden sie nicht verstellt?

An der Branche der Architekten stört mich, daß sie ein extrem reduziertes Denken haben.«

Hochhaus – Dom – Weltkulturerbe. »Die Hochhaus-Diskussion in Köln wurde auf die Frage reduziert: Stören die Hochhäuser den Blick auf den Dom oder nicht? Tatsächlich ist aber ein Mechanismus im Gang, der ein ganzes Büro-Viertel abreißen soll, um Platz für diese Türme von Hochhäusern zu machen – um wenig später festzustellen, daß es gar keine wirtschaftliche Nachfrage gibt – und dann werden die Hochhäuser nicht gebaut. Die Kölner Hochhäuser am rechten Rhein-Ufer wurden nicht wegen des Weltkulturerbes Kölner Dom nicht gebaut, sondern weil es keine Nachfrage gibt. Aber daß das Viertel jetzt trotzdem abgerissen wird, das interessiert seltsamerweise niemanden.«

Reduzierte Verantwortung. »Der Berufsstand der Architekten hat diese Art von Reduktion der Verantwortung. Aber ich muß mir doch überlegen: Wenn das der Preis ist, für das, was ich entwerfe, dann muß ich meine Stimme erheben und sagen: So hoch darf der Preis nicht sein! – Aber das machen die Architekten nicht!«

In fast jeder Fehlplanung kann man genau denselben Mechanismus verfolgen: reduziertes Denken. Beispiele sind der Umgang mit dem Hans Sachs-Haus in Gelsenkirchen und mit der Scharoun-Schule in Marl.

Auch beim Entwerfen wird enorm reduziert. Karl Ganser: »Da wird dann etwas hineingebetet an Fortschrittlichkeit, was einfach keine Basis hat.«

Mangel: Querschnitts-Betrachtung. Karl Ganser kritisiert das Schubladen-Verhalten. »Es ist ein spannender Prozeß, darüber nachzudenken, vor allem am konkreten Fall. Ich hab das am Beispiel der Akademie der Künste in Berlin getan – anhand der jüngsten Entwicklung der Akademie. Ich ließ mir nochmal erklären, wie der Mechanismus läuft. Da gibt es verschiedene Sektionen, eine für Musik, eine für Literatur und eine für Bildende Kunst sowie eine für Baukunst. Die Sektion Baukunst hat etwa 70 Mitglieder. Das sind Architekten, auch ein paar Planer, ein paar Landschaftsarchitekten. Michael Breuer ist Mitglied.

Da fragte ich: Wie wird man Mitglied? Das läuft so ab: Wenn wieder ein Platz frei ist, macht die jeweilige Sektion Vorschläge, wer berufen werden soll. Dann wird mit einfacher Mehrheit gewählt. Jede Sektion wählt ihren eigenen Nachwuchs. Mit dem Ergebnis, daß es schon deswegen keine Querschnitts-Betrachtung geben kann.

Die Sektionen sitzen unverbunden nebeneinander. Von Zeit zu Zeit halten sie seminaristische Dispute. Darin gibt es nichts Konkretes in dem Sinne, daß es um einen strittigen Fall geht, an dem man alles diskutieren kann: die Gestaltungen und ihre politischen Hintergründe.

Ich sage: Wieso fangt ihr jetzt in der Akademie nicht an, endlich mit dieser ›Versäulung‹ aufzuhören? Warum sagt ihr nicht: Die Akademie nimmt sich bun-

desweit symbolische Fälle vor, wo man über die Kultur des Landes streiten kann. Daran müssen oder können sich alle Disziplinen beteiligen.

Das ist nicht im Interesse der hohen Herren, – weil sie meist auch schon alte Herren sind.«

Einmischen. »Jetzt hat die Akademie – in einer großen Krise – Klaus Staeck als Präsidenten gewählt. Seine Botschaft heißt ›Einmischen‹. Nun bin ich gespannt, ob der Provokateur und Plakat-Künstler es hinkriegt, daß diese Akademie sich einmischt. Denn dann ist sie gezwungen, sich um reale Dinge zu kümmern.«

Das Drehen im eigenen Kreis. »Am Beispiel der Akademie kann man schön sehen, warum dieses reduzierte Denken in allen Sparten zuhause ist: Weil es sich immer nur im eigenen Kreise dreht. Mit eigener Loyalität. Ein Architekt, der ein Vertreter der Moderne ist, wird nie die Moderne in Frage stellen können, weil er sich dann selbst in Frage stellt.

Das ist in der Schule genauso. Jedes Fach spezialisiert sich. Dann wird der projektübergreifende Unterricht propagiert. Aber: es gibt keinen Lehrer, der einen projektübergreifenden Unterricht machen kann.«

Programme und Berichte. »Es gab um 1970 immer den Gedanken, die Prozesse systematisch und umfassend zu machen. Der Grundgedanke der damaligen Zeit: Auf der gemeindlichen Ebene wird die Stadt-Entwicklung gemacht und auf der Landes-Ebene gibt es ein Landesentwicklungs-Programm und auf der Bundes-Eben ein Bundes-Bauordnungs-Programm.

1974 wurde das Raumordnungs-Programm entworfen. Dafür machten wir im wesentlichen die Arbeit. Aber ich sagte: Das Programm ist das Eine – und die Beobachtung, was real in den Regionen in Deutschland passiert, das ist das Andere.

Dann ist etwas ganz Neues entstanden: ein Programm und alle zwei Jahre ein Bericht über die Entwicklung.«

Viel Neues. »Wir haben viel Neues gemacht. Es wurde das erste Energie-Programm entwickelt. Wir begannen damals zu fragen: Können wir Energie einsparen? Oder mit andern Energie-Arten arbeiten?

Es entstand der Gedanke der System-Umstellung auf dezentrale Versorgung, auf Nahwärme und Abwärme-Nutzung. Schon 1972/1974 brachten wir das Stichwort Kraft-Wärme-Kopplung ins Gespräch. Es wurde von einigen Stadtwerken aufgegriffen, aber es hat sich nie richtig durchgesetzt.«

Raumordnung. Karl Ganser: »Die Raumordnung machte immer sehr viele Pläne und schrieb Bücher, aber die reale räumliche Entwicklung konnte sie nie beeinflussen. Nie. Interessanter waren die Raumordnungs-Berichte. Sie brachten stets sehr viele Informationen, aber die praktische Politik reagiert darauf nicht.

Die Bundes-Raumordnung ist eine Idee von Minister Jochen Vogel. Karl Ganser ist an der Bundes-Forschungs-Anstalt damit beschäftigt ein Bundes-Raumordnungsprogramm zu machen.

»Aber das wurde die Abstraktion der Abstraktion. Denn es gehörte zum Selbstverständnis der Landes-Planung, daß man in die Region nicht hineindirigieren darf. Und zum Selbstverständnis der Regional-Planung gehörte es, daß man in die kommunalen Planungshoheiten nicht hineindirigieren darf. Also, man hat da eins, zwei, drei Ebenen – und immer hat die höhere Ebene das Verbot, überhaupt zu regieren.«

Die Bundes-Raumordnung wurde ähnlich wie die Stadtentwicklung im Laufe der Zeit demontiert. Jochen Vogels Nachfolger hat damit schon nicht mehr Ernst gemacht, auch weil sich die mächtigen Ressorts nicht in die Suppe spukken ließen.«

Sektor-Politik. In ganz wichtigen Bereichen des Landes gibt es im Grunde keine Abstimmung. »Es gibt nur die übliche Sektor-Politik. Jeder macht seinen Sektor.«

Relativ früh entsteht die Umwelt-Planung. Das Bundesamt für Umwelt ist eine sehr frühe Gründung. »Und wenn man heute guckt, was Herr Gabriel macht … Aber wir sagen nichts. Und so war das auch zwischen Herrn Trittin und Herrn Clement. Es gibt keine abgestimmte Politik von der Spitze her …«

Schwierige Arbeit. Zunehmend wird manche kritische Tätigkeit des Instituts unbequem für Ministerien, vor allem für den Bundesverkehrsminister. Und so beginnt eine »Maulkorbmentalität« (Heiner Monheim).

Heiner Monheim, Mitarbeiter von Karl Ganser: »Trotzdem animierte Ganser seine Leute, sich auch außerdienstlich fachlich zu engagieren und deckte als Chef ›augenzwinkernd‹ solche Aktivitäten, auch wenn sie für den ›Dienstherrn‹ unbequem waren.«[1]

»Ganser motiviert seine Mannschaft durch intensive Weiterbildungsarbeit auf den neuen Kurs. Er verlangte weit mehr von seinen Mitarbeitern als in Bundesbehörden üblich. Dienst-Besprechungen setzte er oft morgens zu nachtschlafener Zeit an und selten kam sein Team schon zum üblichen Dienstschluß nach Hause.«[2]

Karl Ganser regt eine umfangreiche Publikations-Tätigkeit an. Er versucht Mitarbeiter dazu zu bringen, ihre Arbeit zu einer Promotion auszubauen.

Aufbruch-Stimmung.

Die Szene sieht das Geschehen nicht offen und wohlwollend.

In den ersten Jahren beschäftigt sich Karl Ganser mehr mit den Themen der Raumordnung.

Die Wendung zum Städtebau verstärkt sich, als der Minister die Zuarbeit zum Städtebaubericht 1974 anfordert.

Karl Ganser sucht Kontakte und Partnerschaften mit einer Reihe von anderen Institutionen – stets über Themen.

Es entstehen Modell-Projekte. Dazu gehören: »Flächenhafte Verkehrsberuhigung«, »Fahrradfreundliche Stadt«, »Örtliche und regionale Energieversorgungskonzepte«.

Planer-Vereinigung. In den 1970er Jahren ist Karl Ganser Mitgründer der Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung (SRL). Sie ist interdisziplinär angelegt. Eine Zeit lang ist er im Vorstand. »Die SRL ist eine Darmstädter Gründung«, sagt Karl Ganser. »Das waren die Städtebaulehrer der damaligen Zeit. Sie sagten: Wir sollten eine Organisation haben – wie alle anderen Berufe. Denn die Architekten hatten immer schon ihre Organisation: der BDA ist uralt [1904 gegründet]. Es gab um Max Guther eine kleine Gruppe von Leuten, die in der Stadtplanung äußerst engagiert waren, aber sie hatten keinen vereinsrechtlichen Status. Ich war beim Guther-Kreis nicht dabei. Max Guther habe ich nie persönlich erlebt. Ich wüßte nicht, wie er aussieht. Von daher bin ich ziemlich sicher, daß ich nicht im Gründer-Kreis war.

Irgendwann kam es dann zu einer Vereins-Gründung in der stadtregionalen Landes-Planung.

Ich übernahm relativ früh den Vereins-Vorsitz und machte dies auch relativ lange. Wir befaßten uns mit den Themen der damaligen Zeit. Es gab immer hoch interessante Veranstaltungen von Geographen und Soziologen, Planern und Architekten. Es waren die Engagierteren aus den jeweiligen Disziplinen. Sie debattierten spannend. Da und dort hatten einige Städte in den frühen 1970er Jahren Stadtentwicklungs-Stäbe eingerichtet. Ihre Leiter hatten ihre fachliche Heimat im SLR: Die SRL war eine begleitende Vereinigung der Themen der damaligen Zeit. Leider waren diese Stäbe nach zehn Jahren schon wieder aufgelöst.«

Düsseldorf: Städtebau-Ministerium

Die Landtags-Wahl 1980 bringt dem Ministerpräsidenten Johannes Rau und seiner Partei, der SPD, die absolute Mehrheit. So kann er der Forderung nachkommen, das seit einiger Zeit öffentlich eingeforderte Ministerium für Landes- und Stadtentwicklung zu gründen.

Er gibt das Ministerium Dr. Christoph Zöpel, der bis dahin Bundesratsminister war. Christoph Zöpel ist ein Jahrzehnt lang – von 1980 bis 1989 – Städtebauminister. 1985 erhält er auch das Verkehrs-Ressort.

Er wird der bedeutendste Städtebau-Minister, den die Republik jemals hatte.

Man legt dem neuen Minister nah, als Staatssekretär Peter Mölle oder Hans Georg Küppers[1] zu berufen. Christoph Zöpel sagt später, er habe dagegen eine emotionale Ablehnung gehabt. Er liegt richtig: Mölle hat zusammen mit seinem Kollegen Küppers die aberwitzigen, mit immensen Mitteln öffentlich geförderten Kahlschläge von Altstädten und Siedlungen unter dem Stichwort ›Sanierung‹ zu verantworten. Den Umfang dessen erfährt er erst im Laufe der Zeit.

Kurze Zeit nach der Gründung des Ministeriums 1980 holt Christoph Zöpel den Chef der Bundesforschungsanstalt in Bonn, Prof. Dr. Karl Ganser, nach Düsseldorf: als Abteilungsleiter für den Städtebau, in der üblichen Position eines Ministerialdirigenten.

Die erste Erklärung. Für die Entstehung des Städtebauministeriums in Nordrhein-Westfalen und die personale Besetzung gibt es zwei unterschiedliche Erklärungen.

In den 1970er Jahren entsteht im Ruhrgebiet ein Konflikt, der bundesweite Wellen schlägt und heftige Diskussionen hervorruft: In den noch bestehenden tausend Arbeiter-Siedlungen wehren sich 50 Bürgerinitiativen gegen die Spekulation mit ihren Stadt-Bereichen, die konkret Abriß und den Bau von Hochhäusern bedeutet.

Im Zusammenhang mit dem europäischen Jahr des Denkmalschutzes 1975 gelingt es diesen Initiativen, unter Mithilfe des Straßburger Europarat-Organisators Wolf Dietrich Elbert, den Oberstadtdirektor Prof. Dr. Heinz Meya (SPD) in Gelsenkirchen dafür zu gewinnen, einen Europäischen Kongreß zu diesem Thema zu veranstalten. Darin fordern die gesamten Bürgerinitiativen lautstark in den Medien, die das hochproblematische Geschehen mit umfangreichen Berichten begleiten: Ein Städtebauministerium muß her – es ist unerträglich, daß wichtigste landespolitische Fragen vom Polizeiminister mit dem letzten kleinen Finger verwaltet werden – in einer Unterabteilung des Innenministeriums.

Die Bürgerinitiativen beschimpfen mehrere Jahre lang den Innenminister Dr. Burkhard Hirsch (FDP), daß er – auch für das Bauwesen zuständig – dafür keinerlei Kompetenz habe.

Sie fordern nach Bonner Vorbild ein Ministerium für Städtebau.

Dieses Problem und eine Anzahl weitere Konflikte führen dazu, daß Ministerpräsident Johannes Rau, als er nach der Landtags-Wahl 1980 mit der absoluten Mehrheit keine Rücksicht mehr auf den früheren Koalitions-Partner FDP nehmen muß, das von den Initiativen geforderte Städtebauministerium einrichtet.

Die zweite Erklärung. Im alten Kabinett war Christoph Zöpel Bundesratsminister. Karl Ganser: »Nach der Wahl wird das Kabinett neu zusammengesetzt.

Man könnte sich von Christoph Zöpel erzählen lassen, wie es damals zugegangen ist: nach dem Zufalls-Prinzip.

Inge Donner war nicht auffindbar. Dadurch kam die erste angedachte Konstellation durch irgendeine Information ins Wanken und plötzlich sagte man: Das Problem läßt sich nur lösen, wenn Frau Donner Justizministerin wird, – und Zöpel muß ein neues Ministerium haben. Daraufhin ist das Ministerium entstanden. Das war keine sehr rationale Überlegung.«

Beide Erklärungen könnten auch zusammen gewirkt haben.

Ministerium. Christoph Zöpel muß das Ministerium aufbauen. Er bekommt dafür einige vorhandene Abteilungen. Nicht besetzt ist einzig die Leitung der Abteilung Städtebau.

Karl Ganser: »Sein Pressereferent Hoffmann sagte: ›Da gibt es einen Karl Ganser in der Bundesforschungsanstalt. Ihn können Sie mal fragen.‹ Vermittelt durch zwei Pressereferenten bin ich mit Christoph Zöpel einfach mal Essen gegangen. Daraufhin kam ein Brief mit der Frage: Wie sieht Ihre Antwort aus? Zuerst konnte ich mir das überhaupt nicht vorstellen. – Und dann konnte ich es mir doch vorstellen. Daraufhin sagte ich zu. So fing es an.«

Hat Christoph Zöpel Auskünfte eingeholt? Er sagt dazu: »Ich glaube, noch nicht mal. Die Entscheidung fiel nach unserer gemeinsamen Begegnung. Basta. Ich glaube nicht, daß eine Vorgeschichte irgendeine Rolle gespielt hat.«

Karl Ganser lacht: »Es läuft alles viel einfacher im Leben ab, als man denkt.« Es zeigt sich, daß es in den oberen politischen Ebenen keineswegs systematisch zugeht.

System-Veränderung. Was verändert sich produktiv gegenüber dem Vorgänger-Ministerium?

»Ich denke«, sagt Karl Ganser, »der wichtigste Unterschied war: Das System, das vorher Städtebaupolitik betrieben hat, war ein Präsidialsystem. Das heißt: Es kamen Forderungen von unten hoch – sie wurden oben im Sinne eines Präsidenten befriedigt, der seine Ruhe haben wollte – mit wenig Arbeit und wenig politischem Aufsehen.

In der Sache kam Unterschiedliches hoch. Es gab auch ein paar gute Aktionen. Aber es war ein Präsidialsystem. Oben hatte es keine Perspektive. Es wollte keine haben, weil Perspektive auch Ärger mit sich bringt – und Arbeit.

Der große Unterschied lag darin, daß Christoph Zöpel mit einer politisch-theoretischen Perspektive angetreten ist, die hieß: Wer das Land erneuern will, muß es von einer ökologischen Position her erneuern. Und er muß schauen, daß der soziale Friede als Struktur-Faktor erhalten bleibt. Erst dann kann man über Wirtschaft und anderes reden.

Wir haben diese politisch-ökonomische Grund-Perspektive eingebracht und sie als Politik-Stil durchgesetzt.«

Karl Ganser untertreibt erheblich, wenn er bescheiden davon spricht, was er selbst dazu getan hat: »Die Baustellen-Perspektive – im weiteren Sinne. Handwerk. Ich wußte ein bißchen, wie man mit Forschung umgeht, mit Administration umgeht, und hatte auch einigen städtebau-architektonischen Sachverstand.

Daher konnte ich häufig sagen: Das könnt ihr nun wirklich nicht bauen!

Was ist die Baustellen-Perspektive? Ich wehrte mich immer, etwas zu zeichnen. Das ist nicht mein Job. Aber ich kann euch genau sagen, was falsch ist.«

Karl Ganser resümiert: »Unser Zusammenwirken hat sicher vieles verändert.«

Eine Ära Städtebau. Fast zehn Jahre lang, von 1980 bis 1989, machen Christoph Zöpel und Karl Ganser in Nordrhein-Westfalen Bau-Politik. Das ist eine Ära. Sie läuft völlig anders als unter den

Vorgängern. Diese Konstellation verändert sehr viel.

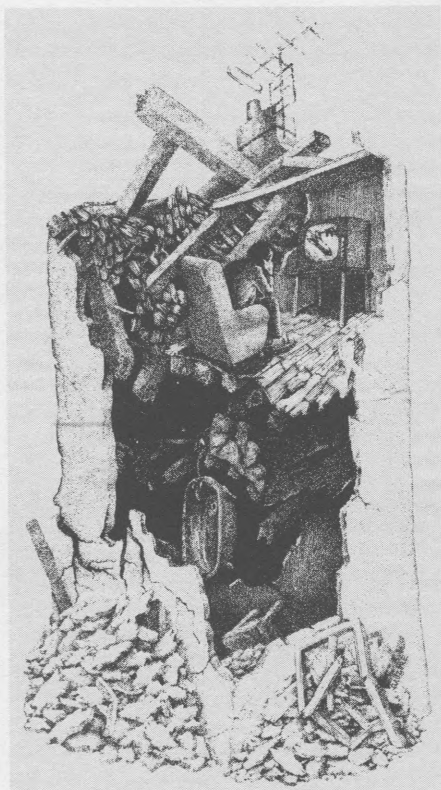
Altlast Überdimensionierung. In den beiden Jahrzehnten von 1960 bis 1980 war die Wirtschafts-Konjunktur außerordentlich gut. Daher hatte das Bundesland Nordrhein-Westfalen sehr viel Geld in den Kassen. Nach dem Motto ›Größer, höher, breiter‹ wurde in viele Projekte mit vollen Händen investiert. Es entstanden in Fülle breite Straßen – später müssen sie rückgebaut werden. Dies kostet erneut öffentliches Geld.

Karl Ganser pointiert mehrfach: Wenn man Unsinn sein läßt, kann man viel Geld sparen – und vernünftig investieren.

Altlast Stadt-Zerstörung. In den 1970er Jahren lagen Städtebau und Wohnungsbau in der Hand des Innenministers Willi Weyer (FDP) mit seinen zuständigen leitenden Beamten Hans Georg Küppers und Peter Mölle. Im wahrsten Sinne des Wortes vandalierten sie die historischen Städte des Landes. Dabei fanden sie viele Bundesgenossen: in kommunalen Führungen, Parteien, Bauwirtschaft, Presse.

Josef Lehmbrock formulierte dies so: »Was der Krieg nicht zerstörte, zerstört die Sanierung.« Nahezu ganze Altstädte, die den Krieg überlebt hatten, wurden mit Begründungen abgerissen, die von den Obrigkeiten als zwingend deklariert wurden, aber Jahrzehnte danach allgemein als absurd beurteilt werden. Die Auswirkungen waren bereits zu dieser Zeit umstritten und werden zwei Jahrzehnte später als katastrophal bezeichnet.

Dies lief unter der Flagge »Städtebauförderung«. Zu den Ausführungs-Organen gehörte damals die Landesentwicklungsgesellschaft (LEG). Viele Planer und Architekten, die sich als »Weltmeister« feiern ließen (u.a. Harald Deilmann), machten damit umfangreiche Geschäfte. Am meisten profitierten Spekulanten.



Das NRW-Programm 1975 sah für das Ruhrgebiet ein Stadtbahn-Netz vor. Um es rentabel zu machen, sollten an den Haltestellen Hochhäuser entstehen. Damit diese Großbauten – weithin ungeliebt – rentabel würden, war immenser Abriß von Altbauten geplant, vor allem von Arbeiter-Siedlungen.

Widerstand. Gegen diese Zerstörungen liefen in den alten Städten seit 1967 (zuerst in Höxter) und einige Jahre später seit 1972 im Ruhrgebiet viele Bürgerinitiativen Sturm – begleitet von einer damals sehr engagierten Presse.[2]

Innovationen. »Karl Ganser wirft die Frage auf, wie in einem politischen System überhaupt Innovation entstehen kann. Er glaubt nicht, »daß sie intellek-

tuell zustande kommt, sie kommt auch nicht planungspraktisch, sie kommt durch politische Umbrüche zustande …« Zum Beispiel, wenn nach einem Machtwechsel »plötzlich neue Leute miteinander zu tun haben«. Er hält feste politische Machtstrukturen für ein Innovations-Hemmnis.

Als gutes Beispiel für einen wenigstens teilweisen Umbruch nennt er die frühen 1970er Jahre. Da habe es eine spannende Neuorientierung gegeben. »Jenseits der großen strategischen Diskussionen in Ministerien und Universitäten haben sich immer mehr Menschen auf die Qualität urbanen Wohnens besonnen und den Kampf um die Erhaltung von Innenstädten und Gründerzeit-Vierteln begonnen.

Mit den europäischen Denkmalschutz-Jahren gingen Denkmalschutz und Stadterneuerung eine Koalition ein.

Das waren die Anfänge der erhaltenden Stadterneuerung. Mit hoher Motivation wurde um den Erhalt von Wohnraum, von Denkmälern und von Grünflächen gestritten, wurden Häuser besetzt, Blumentöpfe auf die Straße gestellt, um Verkehrs-Beruhigung gekämpft, übermäßiger Straßenbau in Frage gestellt.

Die Bereitschaft zum Engagement und zur Selbstregulierung stieg, genossenschaftliche Ideen hatten viel Sympathie. Bewohnervereine organisierten gemeinschaftliches Wohnen und sorgten für Grün in der Stadt.

Dieser Prozeß führte in Nordrhein-Westfalen zu beträchtlichen Änderungen.«

›Umsteuerung‹. Die Diskussionen der 1970er Jahre bereiten die »Umbruchsituation« 1980/1981 vor.

Die Lage, die Karl Ganser 1980 antrifft, kann man mit wenigen Sätzen skizzieren: »Da haben sie hier [in Gelsenkirchen] den schönen alten Bahnhof plattgemacht und durch einen Verkehrsverknüpfungspunkt ersetzt. Ich konnte gerade noch verhindern, daß es dem Post-Gebäude ebenso erging.« Als es dem Ruhrgebiet finanziell noch gut geht, wird darin umfangreich abgerissen und stattdessen schlecht und langweilig gebaut.

Kaum eine Stadt geht auf das Angebot der behutsamen Stadt-Erneuerung ein.

Karl Ganser und Christoph Zöpel stellen als eine ihrer ersten Tätigkeiten die Zerstörungs-Projekte, die mit immensen öffentlichen Mitteln finanziert werden, auf den Prüfstand. Sie sind entsetzt darüber, was landauf landab geschieht. Dann stoppen sie, was immer sie aus rechtlichen Gründen aufhalten können und nennen es ›Umsteuerung‹.

Sie beenden die Flächen-Sanierungen in den alten Stadt-Kernen. Sie machen Schluß mit den aberwitzigen und teuren Verlagerungen von großen Firmen, die sich vom immensem öffentlichen Geld – als »Schadenersatz« für die Aufgabe des Standortes – ihre neuen Betriebe finanzieren lassen (u.a. Gildemeister in Bielefeld und Thyssen in Gelsenkirchen). Die Regierungspräsidenten, die vorher auf ihre Weise verteilten, erleiden starke Kompetenz-Verluste – jetzt bestimmt das Ministerium. Zöpel und Ganser wechseln die Führung der LEG aus und verändern deren Kurs.

Umsteuern: Sie beobachten, daß das viele öffentliche Geld, das als Struktur-Hilfe ausgegeben wird, oft zerstörend eingesetzt wird. Sie wollen es kultivierend ausgeben. Sie verstehen nicht, daß der Staat mit viel Geld zur Zerstörung des Landes beiträgt. Ein sprechendes Beispiel ist für sie die Zerstörung des Hauptbahnhofes in Gelsenkirchen. Karl Ganser: »Es war für mich ein traumatisches Erlebnis zu sehen, wie mit gutem staatlichem Geld Städte unaufhörlich schlechter gemacht werden, als sie waren, häßlicher, unbrauchbarer, lauter.«[3]

Umsteuern: sozial. »Wir müssen die Sorge um die Opfer des Wandels miteinbeziehen.«

Umsteuern: ökologisch. »Die Städte leben vom Raubbau. Sie verbrauchen immens viel Ressourcen. Weil sie dies in grobschlächtiger Weise tun, machen sie Raubbau. Unsere Aufgabe: Umsteuern in allen Bereichen. Jetzt und überall.«

Umsteuern: Erhalten von Werten. 1985 verdichtet sich der feste Wille zum ›Programm der Erhaltung und Erneuerung der historischen Stadtkerne‹. Damit erscheint ein neues Leitbild. Beispiel: In Wiedenbrück kommt es zur Abkehr von der Flächensanierung, wie sie im Ortsteil Rheda mit verheerenden Folgen durchgeführt wurde. Neubauten dürfen nun nur noch eingefügt werden.

Umsteuern: Projekte bekommen nicht einfach Geld, sondern müssen Qualitäten vorweisen, um gefördert zu werden. Das Ministerium reduziert die pauschalen Schlüsselzuweisungen von Finanzmitteln an Städte und fördert dafür Projekte, auf deren Qualität es Einfluß hat.

Umsteuern beim Geld-Ausgeben: Der Reichtum der 1960er Jahre hatte den Blick für Inhalte erheblich getrübt – nun rücken die Inhalte wieder in die erste Reihe.

Mehr mit Weniger. Christoph Zöpel und Karl Ganser machen etwas aus dem Trend der abnehmenden privaten und öffentlichen Mittel: Sie katapultieren die zerstörenden öffentlichen Planungen für private Interessenten heraus – und setzen an ihre Stelle kleine und vor allem sachte Projekte, die weitaus weniger Finanzen beanspruchen. So steuern sie das Schrumpfen der umfangreichen Finanzmittel des Ministeriums zu einem Lehrstück um: Wie man aus den vorhandenen Mitteln mehr machen kann – durch unkonventionelles Querdenken.

Das Ministerium bekommt immer weniger Geld, aber es macht immer mehr damit. Wie geht das zu? Das MLS ist das Ministerium für Landes- und Stadt-Entwicklung. Darin wird Landesplanung betrieben – jedenfalls der Rest davon. Weiteres Geld kommt aus dem Innenministerium der 1970er Jahre. Es ist zuständig für den gesamten Wohnungs-Bau. Und für die Städtebauförderung in Nordrhein-Westfalen. Diese verfügt 1980 über eine Milliarde DM an Finanz-Mitteln. Nun erhält das Ministerium Zöpel/Ganser die Verfügung über diese Budgets.

Karl Ganser: »Das ist gemessen an dem, was andere haben, ganz hervorragend.«

Wofür werden sie ausgegeben?

Alle laufenden Planungen werden überprüft. »Eine meiner ersten Aufgaben war die Überprüfung der rund 400 Sanierungs-Maßnahmen.«

Karl Ganser geht sie sämtlich durch – in kurzer Zeit und mit Bienen-Fleiß. »Man mußte sie alle angucken. Es wurden Dienst-Besprechungen angesetzt – mit Leuten, die dafür zuständig waren. Diese Überprüfung der Maßnahmen kam vor den Landtag. Ich sagte: ›Da wird mit viel Geld etwas gemacht, was meinen Grundsätzen entgegensteht.‹ Es gibt ein paar sehr teure Maßnahmen, die wir nicht mehr machen. Dazu gehörten Firmen-Verlagerungen [in den 1970er Jahren fast in jedem Sanierungs-Gebiet]. Und die sogenannte Kosten-Erstattung für den Durchbau von Altbau-Wohnungen nach § 64 des Städtebau-Förderungs-Gesetzes, die dazu führte, daß völlig überzogene Standards aufkamen.«

Diese Einsparungen »waren so etwas wie eine große Sparkasse: Wenn man diese beiden Maßnahmen nicht mehr macht, dann gibt man schon sehr viel weniger Geld aus.

Der Rest waren Einzelfall-Entscheidungen.

Wir holten das System auf eine finanzierbare Größen-Ordnung zurück, die deutlich unter der Milliarde lag.« Die Überprüfungen haben auch ein finanzpolitisches Ziel: 60 Prozent der herkömmlich noch zu erwartenden Förder-

Finanzierung von rund 2,5 Milliarden DM einzusparen.

Mit den Grundsätzen des Ministeriums für Landes- und Stadtentwicklung vom 7. Juli 1981 werden die Schwerpunkte der Städtebauförderung verändert. Die Ziele werden stärker sozial und umweltpolitisch orientiert. Vorrang erhält die behutsame Verbesserung der Wohnbedingungen. Abkehr von kostenaufwendigen und planungsrechtlich stark geregelten Maßnahmen. An die Stelle von Entschädigungen tritt eine stark auf Anreize setzende Förderung. In Planung und Planungs-Verfahren werden Abstimmungen mit Bewohnern gefordert. Angestrebt: Eigeninitiative und Selbsthilfe.

Karl Ganser nutzt dies als Chance, Qualitäten einzufordern.

Sparen: gegen Unfug. Unsinnigen Maßnahmen wird das Geld entzogen. »Wir nahmen das Sparen-Müssen als Chance: als Begründung, den Unfug abzustellen.'

Es war nicht populär, was wir da gemacht haben. Es gab viele Leute, die von ihrer Planung überzeugt waren. Es entstanden Diskussionen. Darunter auch über die landeseigene Entwicklungs-Gesellschaft (LEG), die von dieser überzogenen Quotierung ganz gut lebte.

Es gab auch kommunale Wirtschaftsförderer. Sie wußten: Zu jeder Firmen-Verlagerung, die man herbeigelogen hat, muß man etwas sagen. Wenn man einen Mißstand herbeigelogen hat, führte das dazu, daß die Firma einen neuen Betrieb finanziert bekam.

Aber es war nicht so, daß es große Konflikte gegeben hätte.«

Kleine Projekte. Christoph Zöpel, gefragt, warum die umfangreiche Aktion der ›Umsteuerung‹ nicht den härtesten Widerstand aller Großinteressen und deren politischen Lobbyisten fand, antwortete: »Wir hatten Erfolg damit, daß wir statt der großen, nie übersehbaren, aberwitzig teuren Projekte kleinmaßstäbliche Projekte machten, die man rasch vorzeigen konnte.«

Karl Ganser hält Pilot-Projekte für die wichtigste Maßnahme einer Gestaltung der Politik.

Dies wird er nach 1989 in der IBA Emscher Park mit 120 Projekten als eine Struktur-Politik in einer Ruhr-Region betreiben – als ein Spektrum an Innovationen in der Hoffnung, daß sie beispielgebend sind und weiteres nach sich ziehen.

Zuordnung zum Städtebau. Christoph Zöpel und Karl Ganser organisieren sehr schnell die Kompetenzen in anderer Weise als bis dahin: Sie fassen sie zusammen und geben ihnen mit Sinn eine Zuordnung. »Es wurden andere Abteilungen auf meine Abteilung zugeführt. Der Wohnungsbau wurde in den Dienst des Städtebaues gestellt. Der Stadtbau wurde dem Städtebau in Dienst gestellt. 1985 wurde der Straßenbau dem Städtebau in den Dienst gestellt.« Karl Ganser versteht es virtuos, auch Mittel von anderen Ministerien zu mobilisieren. Er sagt dazu »Töpfe vernetzen«.

Jetzt kann er in großem Umfang und mit durchschlagender Wirkung betreiben, was in den Münchner 1960er Jahren nur Teilerfolge hatte.

Regel und Ausnahmen. Karl Ganser: »Was war bei Christoph Zöpel das Allerwichtigste? – Daß er sagte: ›Solange ich als Minister nicht gegen Gesetze verstoße, bin ich frei in dem, was ich tue.‹ Die Förder-Richtlinien sind meine Richt-Linien. Wenn ich einen Fall habe, der nicht in die Förder-Richtlinien paßt, dann mache ich ihn trotzdem. Dann mache ich eben die Ausnahme von den Richtlinien. Denn ich bin der Richtlinien-Geber.

Manche Leute wiesen auf das Präzedenz-Problem hin und sagten: Wenn du das einmal machst, mußt du es immer machen. Darauf antwortete er: Jeder Fall

hat irgendetwas Abartiges an sich – und so gab es nie einen zweiten Fall.

Diese Argumentation stand im Gegensatz zu dem, was Bürokraten immer sagen: Das ist ein ganz normaler Fall. Dann kommt er hundertmal und man muß ihn dann auch hundertmal machen.«

Kultur-Politik. »Auf diese Weise haben wir außerordentlich viel Kultur-Politik gemacht, obwohl wir nie Kultur-Politik machen durften. Wir fanden stets etwas, von dem wir sagen konnten: Das ist städtebaulich so abartig, daß ... Und am Ende war es dann Kultur-Politik.«

Zuständigkeiten. »Hinzu kam [zu den beiden bereits beschriebenen] eine dritte Handlungs-Regel: Bürokratien denken in Zuständigkeiten. Wir aber gewöhnten uns völlig ab, in Zuständigkeiten zu denken. Wir fragten: Wo liegt das Problem? Wir haben die Zuständigkeiten nicht verwischt, sondern wir holten – nur vorübergehend für eine [kurze] Zeit – alle Leute, die angeblich zuständig sind, zusammen.

Auch diejenigen, die nicht in unserer Kompetenz waren. Wenn es zum Beispiel um Wasser ging, wofür das Ministerium von Matthiessen zuständig war, sagten wir: Dann muß er halt dazu kommen!

Mit diesen fallbezogenen Gesprächen, in denen wir alle Zuständigen einmal beisammen hatten, lösten sich die meisten administrativen Konflikte auf.

Anschließend ging der Fall wieder an die Zuständigkeiten zurück. Aber er war gelöst.

Das trug uns gelegentlich den Ruf ein, wir würden in sämtlichen Zuständigkeiten herumwühlen, aber das warfen uns immer nur die Leute vor, die sich ärgerten, daß wir den Fall lösen konnten. Alle anderen waren froh, daß er gut gelaufen ist.

Kein Mensch konnte uns daran hindern, so zu verfahren, – solange die Leute zur Besprechung kamen. Und sie kamen alle. Dies ist im Grunde eine ganz simple Regel.«

Verwaltungs-Tricks. »Hinzu kamen sehr einfache administrative Tricks. Die Niederschrift – haben wir selber gemacht. Damit war sofort nach der Besprechung klar, was los ist. Wir haben nichts verfälscht. Aber wir haben auch nichts verwischt. Nach fünf Tagen war die Niederschrift aus dem Haus. Dann wurde sie weiter verfolgt.«

Koordination. »Das gängige Management wurde durch diese Weise der Koordination abgefangen. Und so vermieden wir ein Management, das über abstrakte Richtlinien und Förderprogramme arbeitet, wo man viel zu viel Papier beschreibt. Man muß die Fälle in der Realität machen.

Unsere Methode war arbeitsintensiv. Der Minister mußte sehr viel arbeiten. Normalerweise heißt es immer, der Minister soll sich Fälle vom Hals halten und Perspektiven definieren. Aber er sagte: ›Was hilft mir die Perspektive, wenn kein Fall genehmigt wird?‹«

Der politische Prozeß. »Dies alles ist insgesamt ein zutiefst politischer Prozeß. Er hat auch stark politisiert.

Das Gefährliche daran, waren nicht die Projekte, sondern der politisierende Prozeß.

Ich weiß noch, wie man über mich herfiel, als ich das Problem der Gustavstraße geregelt habe.« In Oberhausen hatten junge Leute zuerst die Siedlung Ripshorster Straße besetzt und dann die Siedlung Gustavstraße – um sie vor dem Abriß zu retten. Da ging es dann nicht mehr um die Gustavstraße, sondern um das Verhältnis der Landespolitik zu den Menschen und um ihr Verhältnis zur Concordia [inzwischen eine Grundstücks-Gesellschaft, die die Häuser besaß]. Das war das Thema. Es war damals im Ruhrgebiet überhaupt nicht üblich, daß man [als Behörde] die Interessen einer anderen [nichtetablierten] Seite ergriff. Das war ein politisierender Prozeß – weil man sagte: Wenn das Schule

macht, dann sehen wir ganz alt aus. Seit ich in Nordrhein-Westfalen angefangen habe, gab es fast an jedem Projekt diesen Grund-Konflikt: Geht es um die Interessen der Machthaber – oder geht es um die Sache?«

Mit Karl Ganser, von Christoph Zöpel ausgezeichnet politisch gestützt und vertreten, kommt ins Ruhrgebiet eine andere Grund-Haltung. Und eine andere Arbeits-Weise.

Gutachter-System. Walter Siebel: »Sich nicht bewegen, bloß keine Fehler machen – das ist auch das, was man dem Gutachter-System der Wissenschaft vorwirft. Jeder Gutachter ist sehr vorsichtig bei der Befürwortung hochriskanter Projekte, weil es auf ihn zurückfällt, wenn etwas scheitert. Und von daher steckt im Gutachter-System strukturell ein gewisser Konservativismus: Man geht lieber die etablierten und eingetretenen Pfade, auf denen man sicher sein kann: Da kommt was heraus! Sie werden bewilligt. Und die unsicheren experimentellen, wo man sich nicht sicher sein kann, guckt man kritischer an.«

Dagegen setzten Christoph Zöpel und Karl Ganser seit 1980 eine anderer Denk-Weise. Sie sagen dem Gutachter: Uns interessiert nicht, was nicht geht, sondern legen sie uns einen Weg oder mehrere Wege offen, die das Problem lösen.

Damit hatten sie bedeutende Erfolge. Die IBA der 1990er Jahre arbeitet ähnlich.

Der Kalif von Bagdad. Der Freiherr vom Stein hatte im 19. Jahrhundert als die Seele des Verwaltens, die Kenntnis der Örtlichkeiten bezeichnet. Dies hatte sich keineswegs verbreitet.

Berühmt wird auch Karl Gansers Weise, Probleme zu studieren. Vor dem Behörden-Termin – das zeigt das Beispiel Gustavstraße – geht er incognito zum Objekt, erkundigt sich auf allen Seiten – macht sich also an der Sache wissend.

Die Legende bildet sich: Er geht unerkannt unter die Leute – wie der Kalif von Bagdad. Er arbeitet in dieser Weise, um nicht länger darauf angewiesen zu sein, einzig von Behörden, die meist die Interessen der Mächtigen vertreten, einseitig informiert zu werden.

»Ich informierte mich in der Gustavstraße – klar: weil ich nicht wußte, wie die Häuser aussehen. Ich hätte mir ja vorstellen können, daß es sich um sechsstöckige Gebäude handeln könnte.«

Am Ende heißt die Problemlösung für die Gustavstraße: Sie bleibt erhalten.

Verkehr. Dem neuen Ministerium wurde am Anfang die Landes-Planung zugeteilt. Karl Ganser: »Dazu sagte Christoph Zöpel immer: Landes-Planung ist die Verschiebung von Wolken. Geben wir doch die Landesplanung ab! Deswegen verkauften wir in der zweiten Legislatur-Periode die Landes-Planung gegen den Verkehr.«

Seit 1985 trägt das Ministerium den Namen ›Ministerium für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr‹. Die Abteilung, die Karl Ganser leitet, ist zuständig für Stadtentwicklung, Städtebauförderung und Stadterneuerung, Denkmalschutz und kommunalen Straßenbau.

Karl Ganser ist in jungen Jahren ein »schneidiger« Autofahrer. Er kann es auch später noch. Aber selbstkritisch macht er dies nicht zum Vorbild für Politik. Er hält nicht, wie es häufig in Politik und Verwaltung geschieht, »seinen Teich für den Ozean« (Roland Göhre). Er fährt auch selbst, weil es auf dem Land notwendig ist, ein Auto – aber es ist nur nützlich und daher bescheiden und darf alt sein.

In Nordrhein-Westfalen und später in der IBA Emscher Park bewegt er sich weithin mit öffentlichen Verkehrs-Mitteln.

Christoph Zöpel und Karl Ganser setzen neue Ziele. Sie entwickeln neue Verfahren, Instrumente und Schwerpunkte



Künstler-Zeche in Herne-Wanne

von Maßnahmen. Sie führen durchgreifende Korrekturen der Förder-Praxis durch.

Karl Ganser ist stets vor den Behörden am Tat-Ort. Vor allem bei der Verkehrs-Planung. »Das war wichtig. Denn diese Verkehrs-Planer haben mir ein Zeug vorgelegt! Da sagte ich: Das kann nicht wahr sein! Das geht auch anders. Das muß man nicht so breit machen. Es war die Zeit, wo sie mit ihren Umgehungs-Straßen alle historischen Stadt-Kerne zerstört haben.

Sie rissen bei dieser Gelegenheit die weniger wichtigen Häuser in der zweiten, dritten Reihe ab, nicht mehr die großen Häuser der ersten Reihe, sondern die kleinen Häuser. Und sie legten ihre Park-Buchten da rein. Da ich gleichzeitig die Denkmalpflege unter mir hatte, dachte ich: Da mußt du auch mal gucken – es kann ja nicht sein, daß ich mit Umgehungs-Straßen in den historischen Städten herumpfusche.« Eine Herkules-Arbeit.

Von 1985 bis 1995 ist Heiner Monheim Verkehrs-Experte im Verkehrs-Ministerium (seit 1995 Hochschullehrer an der Universität Trier). Er stellt jedoch 1997 fest, daß es trotz großer Anstrengungen nicht gelungen ist, in Nordrhein-Westfalen eine durchgreifende Verkehrs-Wende zu erzielen.[4]

Naturschutz. »Die Natur-Bewegung ist ein deutsches Phänomen«, reflektiert Karl Ganser. »In romanischen und skandinavischen Ländern wuchs das Bewußtsein eher langsam. In Europa gibt es kein anderes Land, das soviel Natur-Schutz betreibt wie Deutschland.

Das deutsche Verständnis stammt aus dem 19. Jahrhundert. Es hat Wurzeln in der Romantik. In der Romantik und im Bürgertum. Der National-Sozialismus nutzte es konsequent aus, um seine Form der Heimat-Bindung und des Heimat-Kultes zu pflegen – in der ›deutschen Rasse‹.

Die 1968er Jahre sind in Deutschland der Anfang einer systematischen Umwelt-Politik. Die damalige außerparlamentarische Opposition bewirkte vieles – erstmals in der Großen Koalition, dann in der sozial-liberalen Koalition. Dies führte zu neuen Gesetzgebungen und Umwelt-Gesetzen. Aber es hat mit der Natur überhaupt nichts zu tun.«

Dies klingt überraschend und ruft nach Begründung.

Erfahren oder gelernt? Karl Ganser gibt die Antwort in einer weiteren überraschenden Weise: »Ich unterscheide konsequent und provokativ zwischen Erfahrungen und Gelerntem.

Ich bin ein *erfahrener* Grüner. Ein erfahrener Grüner ist nicht kompromißfähig. Er ist kein Fundamentalist aus politischen Gründen, sondern ein Nicht-Kompromißfähiger im Sinne von Natur – aus emotionalen Gründen. Aus ganz persönlichen und emotionalen Gründen.

Die *gelernten* Grünen sind Taktiker. Sie benutzen grüne Politik, um ganz primitiv ihre persönliche politische Karriere vorzubereiten.

Oder sie sagen: Dies ist rational notwendig, weil die Menschheit sonst nicht überlebt. Das ist rational – aber es hat keine emotionale Basis.

Ich hab ja nun 20 Jahre lang sehr nah an der Politik gearbeitet und immer gesehen, wann einer gekippt ist. Das sind meist die gewesen, die das nur gelernt und nicht erfahren haben.

Daß Christoph Zöpel und ich relativ konsequent in den Fragen waren, wenn es um Umwelt oder Verkehrs-Politik geht, hängt damit zusammen, daß wir in der Zeit, wo wir zusammen gearbeitet haben, sehr viel gewandert sind – stundenlang und tagelang durch Deutschland. Gewandert! – was keiner weiß.

Auf diesen Wanderungen haben wir ganz wenig geredet und sind ganz lange gelaufen. Und auf die Weise nahmen wir sehr viel auf – als emotionale Empfindung – bei ihm, bei mir.

Und ich hab ihm dann, weil ich in dieser Frage etwas Vorlauf hatte, viel erzählt.

Ich glaube, daß ein Teil seiner ganz konsequenten Politik mit dieser Natur-Erfahrung zu tun hat. Er hätte das auch gelernt – er war ja ein schlauer Kopf. Das spielte bei ihm sicher auch eine Rolle. Er ist ein sehr rationaler, analytischer Mensch, der sagte: Wir können nicht so weitermachen. Aber ich glaube, es war emotional vorgeprägt, so daß wir, als es wirklich ernst wurde, in ganz großen Konflikten, obwohl alle gegen den Minister waren, es so gemacht haben, wie wir es gemacht haben. Zum Beispiel mit der Rhein-Querung. Mit der A 33 bei Bielefeld. Mit dem Rhein-Ufer.

Was heute an grün orientierter Politik nachwächst, ist zumeist nur gelernt, – und damit nicht stabil. Bei den Transformationen des Herrn [Joschka] Fischer merkt man, daß das alles nur angelernt ist. Gut gemacht. Schlau gemacht. Wirkungsvoll gewesen – ohne Zweifel. Es gibt einen Unterschied zu einem seiner Kompagnons, den ich persönlich genau kenne: Er kommt aus einer Familie mit Guts-Besitz im Osten, also aus einer agrarischen Tradition. Er hat ein anderes Verhältnis zur Natur.

Man könnte viel daran erkennen, wie jemand – im Alter – ein großes Stück Land herrichtet. Nicht wie er eines besetzt, das schon hergerichtet ist – wie das die Flüchtlinge in der Toskana machen. Sondern wie er mit einem nicht hergerichteten Stück Land umgeht – in einem sehr sensiblen Sinne. Die Natur ist die Basis. Wie im Gelände [Industrie-Wald]

von Rhein-Elbe [in Gelsenkirchen]. Wir sind ganz, ganz vorsichtig, wenn wir irgendwas gestalten.«

Internationale Kontakte. Die Lust an internationalen Kontakten setzt Karl Ganser zusammen mit Christoph Zöpel im Ministerium fort. Der fachliche Austausch geschieht vor allem zum Thema ökologische Stadterneuerung, Stadtverkehrs-Planung, Wohnungsbau und Denkmalschutz – mit ähnlichen Ministerien in der DDR, in Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, der UdSSR oder China. Daher kann Karl Ganser aus einer großen und weit reichenden Kenntnis von Beispielen innovativer Planung schöpfen. Sie regt ihn an, die immobile Wirklichkeit des Planungswesens in Deutschland in Frage zu stellen.

Komplexität. Wie bewältigt er die Komplexität? Mit Übersicht, ausgezeichneter Einteilung und Disziplin. Ohnehin vorausgesetzt: Fleiß. »Wer mich erreichen will, muß vor neun Uhr anrufen, ab 7.30 bin ich für meine Mitarbeiter zu sprechen. Ab 8.30 mache ich Termine und danach bin ich meist unterwegs.«

Wirtschaftsförderung um neun, Geschichtswerkstatt um zehn, Industriedenkmalpflege um elf Uhr – so geht es weiter, bis spät in die Nacht.[5]

Volldampf und viele Fäden. Stephan Reiß-Schmidt, Abteilungsleiter im Kommunalverband Ruhr [später in der Landeshauptstadt München], erlebte Karl Ganser zuerst im Düsseldorfer Städtebau-Ministerium, dann in der IBA Emscher Park: »Mich frappierte: Das Tempo, das er vorgab, war atemberaubend. Ich kann mich erinnern: Wenn man Termine bei ihm im Ministerium hatte, dann war es immer so, daß neben ihm auf einem Tischchen zwei Telefone standen, eins direkt zum Minister und eins für das Übrige. Keine Besprechung verging ohne dringende Telefonate, ohne daß er kurz hinausgerufen wurde und mal kurz zum Minister mußte. Da war ständig Volldampf und Hochspannung. Er hat immer an vielen Fäden gezogen.«

Reaktions-Schnelligkeit. »Karl Ganser hat auch bei vielen Gelegenheiten unheimlich schnell reagiert«, berichtet Stephan Reiß-Schmidt: Das erlebte ich als Bürger im Fall der historischen Fabrik Jagenberg in Düsseldorf.[6] Da ging es Spitz auf Knopf um Abriß oder Nicht-Abriß. Und dann um die Qualität des Projektes. Es hieß: Ein Machtwort muß her, um den Abriß des Denkmals zu verhindern.

Städtebau-Minister Christoph Zöpel hatte schon zugesagt zu einem Podiums-Gespräch zu kommen. Ich hatte zufällig einen Termin zu einer ganz anderen Sache bei Ganser. Da hab ich ihn am Rand auf den Fall angesprochen, den er noch nicht kannte. Er ließ sofort alle Termine, die dann noch am späten Nachmittag kamen, sausen und wir sind rausgefahren in den Düsseldorfer Stadtteil Bilk und haben uns das Gelände mit der Fabrik gemeinsam angeschaut. Er ließ sich das von mir erklären und stellte – wie stets – scharfe Fragen.

Man mußte immer gut vorbereitet in Gespräche mit ihm gehen – wehe, man hatte irgendwelche Lücken. Ich habe ihm den Fall der Jagenberg-Fabrik erläutert und konnte ihn offensichtlich überzeugen. Er hat daraufhin für die drei Tage später stattfindende Veranstaltung seinen Minister gebrieft. Und dieser sagte zur Überraschung aller anderen: Das Fabrik-Gebäude bleibt erhalten und wird gefördert.

Er war spontan, hatte nie viel Zeit. In drei Minuten entschied es sich: Entweder er springt auf ein Thema an oder er war weg. Oft ist er grußlos gegangen. Es hat lange Jahre gedauert, bis er sich meinen Namen merken konnte. Ich habe viele Termine mit ihm gehabt, wo er meinen Namen nicht als Person registriert hatte, sondern ich war immer nur Rollenträger.

Aber wenn das der Fall war, dann mußte man sehr schnell sein und ihm

im ersten Wechsel die richtigen Schlüssel-Worte geben, um sein Interesse zu wecken. Und wenn das da war, dann lief die Maschine.«

Idee und Ausführung. Stephan Reiß-Schmidt: »Es war die Qualität von Karl Ganser, daß er es fertig brachte, die Idee auch in die Ausführungs-Kreise zu bringen. Das Geld zu besorgen. Den politischen Rückhalt notfalls zu erzwingen – wie zum Beispiel später beim Gasometer in Oberhausen.

Diese Qualität habe ich immer bewundert. Es hat Spaß gemacht, mit ihm zusammen zu arbeiten, weil ich viel gelernt habe. Zum Beispiel: Wie führt man ein Gespräch so, daß alle hinterher meinen, sie hätten gemeinsam ein Ergebnis erreicht, mit dem sie sich identifizieren können – und die Sache dann von den Personen auch weiter betrieben wird.«

Einzigartig. Als der Planungs-Dezernent Otto Schulte von Oberhausen nach Bremen abgeworben wurde und dort als Staatsrat arbeitete, weinte er Karl Ganser nach. »Es gab in dieser Landesbehörde nichts dergleichen.

Ich hatte aufgrund unseres städtebaulichen Wettbewerbs-Erfolgs mit dem ökologischen Stadtumbau der ›Grünen Mitte Oberhausen‹ – wir hatten den Sonderpreis auf Bundesebene gewonnen – im Ministerium Bonn eine gute Reputation. Ich versuchte, diese Reputation mit meinem Projekt ›Weserlinie‹ wieder zu aktivieren – im Sinne der Ausgestaltung des Ufer-Bereiches der Weser über 30 Kilometer Länge. Bremen hat das nicht realisiert. Man wußte nicht, was für ein Kleinod man hatte – mit so einer langen Ufer-Zone.

Einen Typ wie Karl Ganser gab es in Bremen nicht. Auch nicht in Bonn. Die Leute waren zwar aufgeschlossen und nett, aber die Dynamik eines Karl Ganser oder die Dynamik, die sich in unseren Projekten widerspiegelte, gab es nicht.

In der norddeutschen Ecke war ich der dynamischste Apologet der Situation aus dem Revier.«

Förderung – umfassend. Karl Ganser und Christoph Zöpel versuchen zu integrieren. Sie durchbrechen die Grenzen der Förder-Programme. Sie bündeln.

So finanzieren sie zum Beispiel in Herford die Publikation einer umfangreichen Forschung zur Industrie-Kultur – aus Mitteln der Städtebauförderung – als Begleit-Forschung.[7]

Karl Ganser sucht und fördert systematisch Städte, die Lust auf Reformen haben. Es ist erstaunlich – und noch überhaupt nicht katalogisiert aufgearbeitet –, welche Fülle an produktiven Maßnahmen in den zehn Jahren der ›Zöpel-Ära‹ unterstützt und damit zumeist erst ermöglicht wurden.

›Das Goldene Zeitalter‹. So sind die 1980er Jahre in Nordrhein-Westfalen das ›Goldene Zeitalter‹ der Stadt-Entwicklung.

Eine Nachfolgerin des Ministers Christoph Zöpel, Ilse Brusis, resümiert in einer Rede 1997: »Manchmal – und für ihn besonders – ist wichtiger, was nicht mehr gebaut worden ist: Hochhäuser für das Wohnen beispielsweise, überflüssige innerstädtische Verkehrsbauten, überdimensionierte Ortsumgehungen, Betriebsverlagerungen, Abbruchsanierungen. Dies ist Nordrhein-Westfalen in den 1980er und 1990er Jahren überwiegend erspart geblieben, nachdem solche maßstabssprengenden Projekte öffentlicher wie privater Investoren die beiden vorherigen Jahrzehnte auch in Nordrhein-Westfalen maßgeblich mitgeprägt haben.

… das Prinzip der erhaltenden Stadterneuerung – heute nennt man es ›nachhaltige Stadtentwicklung‹ – hat sich im Verlaufe der 1980er Jahre schrittweise in ganz Deutschland durchgesetzt. Die Initiative zu einem durchgreifenden Bewußtseinswandel, der zu praktischer Politik geführt hat, kam aus Nordrhein-

Westfalen. Hier wurden die entscheidenden Schlachten geschlagen, die wesentlichen Impulse gesetzt …«[8]

Die Kontinuität zur IBA. Es gibt viel Bewunderung dafür, in wie fulminanter Weise Karl Ganser in den 1990er Jahren mit der IBA Mittel und Wege findet, den mentalen Beton im Ruhrgebiet zu knacken. Mit der größten Raffinesse. Wie schafft er das? Karl Ganser: »Das war vorher schon geübt – [im Ministerium] in zehn Jahren Stadtentwicklung in Nordrhein-Westfalen. Was die IBA gemacht hat, war nicht raffinierter als das, was wir gemacht haben zum Beispiel bei der Renovierung der Gustavstraße. Sie war eines unserer allerersten Projekte. Oder bei der Gründung der Rheinpreußen-Genossenschaft. Oder bei der Erhaltung und Umwandlung der ›Zeche Carl‹. Die Stadt war dagegen und wir machten es trotzdem. Oder beim Ebertbad in Oberhausen. Es gab haufenweise Projekte, die wir gegen das Etablierte machten. Dies haben wir in der IBA nur systematisiert. Wir machten mehr Projekte mit einer schlagfertigen Organisation und mit mehr Geld, – auch mit flexiblerem Geld, das man breiter anwenden konnte.

Wir förderten das Ökologie-Programm Emscher-Lippe (ÖPEL): Damit konnte man dann nicht nur Pflanzen fördern, sondern auch den Tetraeder bauen – es gab also eine sehr breite Verwendungs-Möglichkeit dieser Finanzen.

Die IBA war nichts anderes als eine stärkere Ausformung dessen, was zehn Jahre Stadtentwicklung in Nordrhein-Westfalen in allen Landes-Bereichen vorgemacht hatte.«

Nachfolger von Christoph Zöpel (SPD) wird 1990 Franz Joseph Kniola (SPD). 1995 folgt ihm Ilse Brusis (SPD). Später Michael Vesper (Bündnis 90/Die Grünen).

Karl Ganser hat auch in den 1990er Jahren noch erheblichen Einfluß im Ministerium. Denn er hatte mit Minister Christoph Zöpel die Mannschaft aufgebaut und er kennt seine Kollegen.

Franz Joseph Kniola und Ilse Brusis machen kontinuierliche solide Arbeit.

Aushöhlung. Spätere Minister höhlen das Ministerium langsam aus. Ziemlich viel Substanz verliert es schon unter Michael Vesper (Bündnis 90/Die Grünen), der persönlich die Bedeutung dieses Ministeriums nicht begreift. Aber bereichsweise lebt es noch von der Substanz der Zöpel-Ära durch etliche Personen.

Vollends höhlt es nach dem Regierungs-Wechsel im Jahr 2005 der neue Minister Oliver Wittke (CDU) aus – geprägt von geringer Kenntnis, Opportunismus und totaler Konzeptionslosigkeit.

Wittke hatte zuvor als Oberbürgermeister von Gelsenkirchen die »denkmalgerechte Sanierung« des »Weltstars Hans Sachs-Haus« vor die Wand gefahren – durch ein windiges Public-Private-Geschäft, ignorante Projekt-Steuerer und gefällige Gutachter, die die öffentliche Hand ausraubten. Mit dem Antritt als Minister begeht er eine weitere Sünde: Er streicht das Stichwort »Städtebau« aus dem Titel des Ministeriums. Unfaßbar – nach der Erfolgsgeschichte von 20 Jahren!

Nachdem Wittke aufgrund eines Skandals abtreten mußte, macht der Landeschef Rüttgers den wirtschaftspolitischen Fraktions-Sprecher Michael Lienenkämper zum Minister. Die Führung des Ministeriums verkam nun endgültig zum konzeptionslosen Verwalten und als Sprungbrett für die Person für ein Ministerium mit höherem Macht-Prestige.

Aufruf. Dieses Buch soll daher auch daran erinnern, daß es Sinn macht, sich gegen eine derartige Dekadenz zu wehren und aus dem Lernbaren Perspektiven für die Zukunft zu entwickeln.



Einfluß und Projekte

Städtebau-Minister Christoph Zöpel hat vier einfache Leitbilder: Mehr Raum für Fußgänger, – heute würde es heißen: Stadt der kurzen Wege. Mehr Grün in der Stadt – das heißt: ökologische Erneuerung. Mehr Spielraum für Kinder – heute würde das bedeuten, die Stadt vor allem als Lebenswelt und nicht zuerst als Standort zu begreifen. Lieber klein als zu groß, heute wäre von möglichst flexiblen, immateriellen ressourcensparenden Technologien zu sprechen.[1]

Dies bringt er 1980 mit der Erfahrungsbreite seines neuen Abteilungsleiters Karl Ganser zusammen. Tatsächlich regiert er damit.

Das »lieber kleiner als groß« ist erstens ein anthropologisches Bedürfnis, zweitens, weil von 1980 bis 1990 die Mittel der Städtebauförderung halbiert werden, und drittens auch dadurch naheliegend, weil der Bund beim Städtebaufördergesetz die Mischfinanzierung einstellt.

Städtebau-Förderung. Anfang der 1980er Jahre setzen Christoph Zöpel und Karl Ganser mit ihrer Städtebauförderung wie kein anderes Bundesland in 396 Städten und Gemeinden Impulse: gegen die Brutalität von zwei Jahrzehnten zerstörender Stadtsanierung schaffen sie die »behutsame Stadtsanierung«. Nordrhein-Westfalen entwickelt eine Stadtentwicklung und Stadterneuerung, die erhält und mit überschaubaren Maßstäben arbeitet. Dies geschieht in Dorf-Kernen, in den Innenbereichen vieler Kleinstädte, in

historischen Stadtkernen, in Innenstadt-Randgebieten, in Arbeiter-Siedlungen und auch in zuvor lieblos geplanten Trabanten-Städten.

Erhaltende Stadterneuerung heißt: Behutsame Modernisierung. Gelegentlich Grundriß-Änderungen. Zeitgemäße Infrastrukturen im Gebäude. Standards, die die Mieter sozialverträglich noch zahlen können. In vielen Fällen Dach-Ausbau. Auch Mieter-Modernisierung. Eine Fassaden-Sanierung, die historische Werte erhält. Anbau von Balkonen. Außen: Verbesserung des Wohnumfeldes. Verkehrs-Beruhigung gesamter Straßen-Netze. Grün. Mieter-Gärten.

Es geht um menschlichen Maßstab und um kleinteilige Szenerien. Christoph Zöpel: »Ich würde prinzipiell zwischen der Erhaltung von Arbeitersiedlungen und von Zentren in Mittel- und Kleinstädten keinen wesentlichen Unterschied sehen.«[2]

Beispiel: Historische Nordstadt in Wuppertal-Elberfeld. In den 1970er Jahren will ein »Neuordnungskonzept« »keinen Stein mehr auf dem anderen lassen«. Bewohner wehren sich, Künstler stoßen dazu. Karl Ganser interveniert. »Die von ihm vertretene neue Sichtweise verstand Stadterneuerung nicht als Totaloperation sondern als Akupunktur, nicht mehr als [sogenannte] ›Beseitigung‹ sozialer Missstände, sondern als Stabilisierung sozialer Gemeinschaften. An die Stelle der Neubaunormen trat der altbaugerechte Standard.« (Franz Pesch)[3]

Besonders wichtig ist, daß die Wohnungspolitik mit dem Städtebau zusammen gebunden wird.

Christoph Zöpel und Karl Ganser schaffen in Nordrhein-Westfalen eine

Nr. 45 – Mittwoch, 22. Februar 1984 Rheinische Post

Mehrheit entschied: „Rheinpreußen"-Siedler wagen die Selbstverwaltung

Jetzt beginnt erst die Arbeit

Von unserer Mitarbeiterin Margit Iffert

Duisburg-Homberg – Den Mut zum Risiko haben sie nicht verloren. Die Bewohner der Homberger Zechensiedlung „Rheinpreußen", die vor Jahren für den Erhalt ihrer Häuser in einen unbefristeten Hungerstreik traten, haben jetzt das Angebot eines renommierten Bauvereins ausgeschlagen, der die Siedlung kaufen wollte. Die „Rheinpreußen" ziehen es vor, so ergab eine Wahl am gestrigen Abend, ihre Wohnungen künftig selbst zu verwalten. Ein Wagnis, denn eine solche Siedler-Genossenschaft hat es bisher in der Bundesrepublik Deutschland noch nicht gegeben.

Aus dem Feld geschlagen wurde mit 272 zu 231 Stimmen der Homberger Bauverein, ein gemeinnütziges Unternehmen mit 50jähriger Erfahrung im Wohnungsgeschäft. Er hatte den „Rheinpreußen" einmalige Zugeständnisse gemacht: ihnen einen Mieterbeirat, billige Mieten und sogar den Einbau eines Badezimmers in die kleinen Wohnungen versprochen. Diese sind zum Teil noch auf dem Stand der Jahrhundertwende, als die grauen Häuser von der Zeche „Rheinpreußen" gebaut wurden. Die Bewohner entschieden jedoch anders. Sie, die jahrelang gegen den geplanten Abriß ihrer Siedlung protestierten, wollen sich künftig nicht mehr auf „Fremde" verlassen. Seit gestern liegt das Schicksal der 411 Wohnungen in ihren eigenen Händen.

Für die „Bürgerinitiative Rheinpreußensiedlung", die das Genossenschaftsmodell eineinhalb Jahre lang mit der Stadt Duisburg und dem Düsseldorfer Ministerium für Stadtentwicklung ausgearbeitet hat, ist dieses Wahlergebnis die Krönung ihres Einsatzes. Doch die Selbstbestimmung verlangt Opfer: 500 Mark kostet der Eintritt in die Genossenschaft, Arbeitsleistungen im Wert von 5500 Mark werden von jedem Mitglied verlangt. Diese „Muskelhypothek" braucht die Genossenschaft, um die Mieten für die rund 600 Siedler, von denen die Hälfte weniger als 1500 Mark im Monat verdient, möglichst niedrig zu halten.

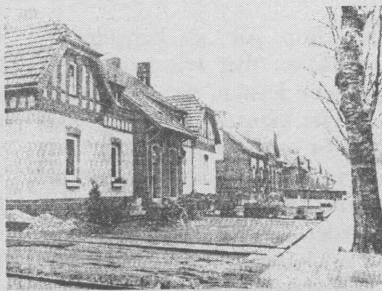
Außerdem kommt auf die Bewohner jetzt die umfassende Renovierung ihrer Wohnungen zu, die sogenannte Grunderneuerung. Das Land stellt dafür 57 000 Mark pro Wohnung zur Verfügung. Dieses Geld muß verwaltet und gezielt ausgegeben werden. Es sind Aufgaben, die die Mieter jetzt selbst übernehmen müssen, die persönlichen Einsatz abverlangen. Sie müssen jetzt bereit sein, in Ausschüssen und Vorstand der neuen Vereinigung mitzuarbeiten. Da 42 Prozent Ausländer in der Siedlung leben, von denen viele nur wenig Deutsch sprechen, zeigt sich deutlich, daß die Genossenschaft zwar das Ende eines jahrelangen Tauziehens um die Siedlung, noch lange aber nicht die Lösung aller Probleme ist.

Trotzdem, so glauben Vertreter des Düsseldorfer Ministeriums, eignet sich gerade die Rheinpreußen-Siedlung dazu, das Genossenschaftsmodell zu erproben. Denn die Bewohner dieses Stadtteils haben in der Vergangenheit Zusammenarbeit und Solidarität bewiesen. Vier Jahre lang haben sie sich gegen die Frankfurter BHF-Bank zur Wehr gesetzt, die, nachdem sie die Siedlung aus der Konkursmasse des Bauunternehmers Kun übernommen hatte, möglichst schnell Geld aus „Rheinpreußen" ziehen wollte. Abriß oder Privatisierung, so lautete ihr Konzept. Doch für den Kauf der Häuser fehlte den Siedlern das Geld.

Als sich 1975 die „Bürgerinitiative Rheinpreußen" gründete, stand die Mehrzahl der Bewohner bald hinter ihr. In den darauffolgenden Jahren stemmten sich die „Rheinpreußen" mit bloßen Händen gegen Bagger, besetzten vom Abbruch bedrohte Häuser, führten einen erschöpfenden Papierkrieg mit den Behörden. Der Protest gipfelte im Februar 1978 in einem Hungerstreik vor dem Duisburger Rathaus, an dem 22 Personen teilnahmen. Am 18. Tag beugten sich die Politiker dem Druck der leeren Mägen und gaben bekannt, daß die Stadt die Siedlung kaufen würde. Das Land unterstützte sie dabei, allerdings mit der Auflage, Rheinpreußen nach einer gewissen Zeit wieder abzugeben.

27 Millionen Mark hat die Siedlung gekostet, die Genossenschaft muß dieses Geld zurückzahlen. Sie wird mit Duisburg einen Erbbauvertrag abschließen.

Eins steht fest: Die eigentliche Arbeit für die „Rheinpreußen" beginnt erst jetzt.



Häuser der Rheinpreußen-Siedlung im Duisburger Stadtteil Homberg — RP-Bild: Alfred Bengert

Wohn Bund

Rheinpreußen-Siedlung in Duisburg-Homberg

Wende in der Stadtplanung – eine Wende von äußerster Radikalität.[4] Ebenso radikal ist die Raffinesse, mit der sie betrieben und durchgehalten wurde.

Was hier in Szene gesetzt wird, hat Einfluß auf die gesamte Republik.

Ökologie. Ebenso binden Christoph Zöpel und Karl Ganser bei Abrissen von Industrie-Arealen die Förder-Mittel mit ökologischen Maßnahmen zusammen. Zum Beispiel auf dem riesigen Krupp-Areal in Duisburg-Rheinhausen. Dies geschieht häufig gegen erhebliche Widerstände.

»Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf«. Im Ruhrgebiet gibt es Stadt-Bereiche mit vielen Defiziten. Sie entstanden aus historischen Gründen, wurden nicht aufgearbeitet und bieten den Vorwand für mancherlei Vorurteile. Diese werden dann als Begründung dafür genommen, um zu gestatten, daß sich weitere Defizite entwickeln. Dieser Weg ist bequem für den Augenblick: Defaitismus – mit Achselzucken und Untätigkeit.

»Immer schon gab es heruntergekommene Städte. Aber wir können es uns nicht mehr leisten, sie einfach zu verlassen.« Karl Ganser hat einen klaren Blick dafür – und weicht nicht aus, sondern geht energisch auf Probleme zu. Im Ministerium legte er im Rahmen der Städtebauförderung ein besonderes Programm für solche Stadt-Bereiche auf.[5]

In der IBA versucht er einen weiteren Weg, Probleme zu lösen: Mit punktuellen Eingriffen

Die IBA möchte ein Milieu schaffen, das Menschen und Investitionen anzieht.

Arbeiter-Siedlungen. Eine Anzahl Arbeiter-Siedlungen wird behutsam saniert. Beispiel: Zechenhäuser in Katernberg-Beisen.

Genossenschaft. In der hart umkämpften Rheinpreußen-Siedlung in Duisburg-Homberg bringt Karl Ganser die Genossenschaft ins Spiel.[6]

Peter Pötter, ein Vormann des Widerstandes, in der Arbeiter-Siedlung schreibt: »Welchen Eindruck hinterließen die Gespräche mit Herrn Ganser bei der Bürgerinitiative? – ›Wir haben registriert, daß im Ministerium jemand ist, der anders ist als die anderen, der die Bedürfnisse von Siedlungsbewohnern ernst nimmt.‹ – ›Was uns total beeindruckt hat und was für uns völlig ungewohnt war: Da war jemand, auf den mußten wir nicht lange einreden. Er hat von sich aus nach unseren Bedürfnissen gefragt und hat verstanden, was wir wollten.

Das waren für uns als Bürgerinitiative schon Sternstunden. Denn wir waren es gewohnt, daß wir wochenlang auf Verwaltungsbeamte und Politiker einreden mußten, um ihnen zu verdeutlichen, was wir wollten. Die haben uns als Arbeiter gar nicht ernst genommen. Und das war leider die Regel.‹

Anfang 1983 erfolgte aus dem Ministerium der Prüfauftrag, um zu untersuchen, ob eine Genossenschaftsgründung finanziell realisierbar ist. Die Stadt Duisburg als vorläufige Eigentümerin der Siedlung plante [nach dem Konkurs des Spekulanten Kun] diese [Siedlung] an ein kommunales Wohnungsunternehmen zu übertragen. Hier brachte Herr Ganser eine Genossenschaftsgründung ins Spiel. Er sagte offen vor allen Leuten: Eine Genossenschaft ist eine dauerhafte Lösung für die Mieter. Wer weiß denn, was das kommunale Unternehmen in ein paar Jahren mit der Siedlung plant? Sicherheit habt ihr nur durch eine Genossenschaft, wenn ihr euch selbst verwaltet.‹

Außerdem hielt er es für die Kommunalpolitik für wichtig, Genossenschaften zu fördern.«

Das Ziel wurde erreicht: mit Förderung des Landes und umfangreicher Selbsthilfe.

Wohnumfeld. Nachdem der Verkehr die Städte nahezu aufgefressen hat,

faßt nach 1980 das Zöpel-Ministerium die Stadt-Entwicklung integriert an. Es macht den Städten und Dörfern das Angebot, ihre Szenerien zu verbessern: um damit Qualitäten des Aufenthalts zu entwickeln. Dies bedeutet: Hierarchisieren des Verkehrs. Zurückgewinnen der attraktivsten Bereiche für Fußgänger. Fördern von nicht-aggressiven Verkehrs-Mitteln wie Fahrrad, Straßenbahn und Bus.

Die meisten großen Städte verhalten sich arrogant: Sie lehnen dies alles ab – aus bequemer Unbeweglichkeit, weil man sich damit auch Konflikte einhandelt und sie lösen muß.

Aber sehr viele Mittel- und Kleinstädte sowie Dörfer greifen die Angebote auf. Sie sind erstaunt darüber, wie entgegenkommend das Ministerium ist. Sie schaffen sich eine Fülle von Lebens-Qualitäten. So entstehen 1985 bis 1990 viele Projekte zur Verkehrs-Beruhigung und Wohnumfeld-Verbesserung. Es ist erstaunlich, wie weit das Programm unter den 396 Gemeinden des Landes greift – mit breitem Nutzen.

Fahrradfreundliche Stadt. »Angefangen hat die fahrradfreundliche Stadt oder die Verkehrsberuhigung durch bürgerschaftlichen Ungehorsam«, berichtet Karl Ganser. »Es gab in Deutschland in einigen Stadtvierteln ein paar Leute – das waren vor allem ältere Leute – die gesagt haben: ›Wir lassen uns das nicht mehr gefallen!‹ Und dann haben sie Blumentöpfe auf die Straße gestellt, damit dort die Autos nicht mehr so schnell fahren konnten. Die HUK-Versicherung hat sich dieses Thema zu eigen gemacht und sehr viele Modelle und Projekte entworfen: Da wurde zum Beispiel in Straßen alternierendes Parken eingeführt, um den Verkehr zu verlangsamen.

Auf diesem Trend, der wirklich ganz von unten gekommen war, aufbauend haben wir dann in der Bundesforschungsanstalt eine generelle Strategie formuliert. Diese Strategie hat sich in den Folgejahren bundesweit – besonders in den 1980er Jahren – stark durchgesetzt in den Städten.

Daß man heutzutage Neubau-Siedlungen von vornherein verkehrsberuhigt baut, mit relativ engen Straßen oder mit Höfen, die überhaupt nicht befahren werden können, das geht alles auf diese Zeit zurück. Aber der Impuls ist wirklich ganz von unten gekommen, wie ich betonen möchte.«

Karl Ganser bedauert, daß nur wenige Städte es geschafft haben, ein komplettes logistisches System für das Fahrrad zu schaffen. Die besten Beispiele sind Münster und Erlangen.

Rheinufer Düsseldorf. 1990/1994 entsteht in Düsseldorf eine unterirdische Straße unter dem Rhein-Ufer: mit 1.928 Metern der längste Straßen-Tunnel Europas im Kern einer Stadt. Ein Jahrhundert-Bauwerk. Es kostet 485 Millionen DM. Manche Pläne nehmen lange Umwege. Es gibt Zusammenhänge mit dem Neubau-Standort des Landes-Parlamentes, eine veränderte Transport-Technologie der Rhein-Schiffe, öffentliche Großbauten, 1976 fordert der Landtag vor seinem neuen Palast einen Tunnel. Aber der Bau der U-Bahn geht vor. Es entsteht ein langer Streit um eine Brach-Fläche zwischen Rhein und Innenstadt. Beim Ausschachten für eine Tiefgarage fördern Ausgrabungen historische Spuren zutage, vor allem hinter dem Ufer den alten verschütteten kleinen Rhein-Hafen. Baustopp.

Die Weiche stellt der einfallsreiche Karl Ganser im Städtebau-Ministerium. Er bestimmt: Geld gibt es nur im Zusammenhang mit umweltgerechtem Städtebau.

Hinzu kommt folgende Konstellation: Städtebau-Minister Christoph Zöpel möchte Umwelt-Probleme loswerden. Daher will er, nach seinem Grundsatz »Gib kein Geld aus, das Unheil anrich-

tet«, den Neubau von Landes-Straßen beenden. Er scheitert im Kabinett. Nun entwickeln er und Karl Ganser eine List: Sie konzentrieren die 500 Millionen DM Straßen-Etat auf das Rhein-Ufer in Düsseldorf – und alle sind zufrieden. So retten sie sich und andere vor vielen Problemen und machen Düsseldorf ein Geschenk: den Rhein.

1991 schreibt die Stadt einen Städtebau-Wettbewerb aus. Einstimmiges Votum der Jury für Prof. Niklaus Fritschi mit seinen Partnern Benedikt Stahl und Günter Baum. Der Fritschi-Entwurf gestaltet einen Kontrast: Gegen die Enge der Altstadt setzt er am Ufer das Freie eines langen und vielfältigen Platz-Bereiches. Dies wird der wichtigste öffentliche Versammlungs-Ort. Dort stand das Schloß, das nach einem Brand 1872 verschwand. Blicke werden geöffnet: über das Wasser auf die gewaltige Rhein-Schleife. Am dramatischen Bergufer entsteht eine Szenerie: eine Treppen-Anlage in 50 Metern Breite. Sie überspannt den geschichteten Deich mit 35 Metern Höhen-Unterschied. Anregung gab die berühmte lange Spanische Treppe in Rom, zu der Niklaus Fritschi in den 1970er Jahren ein Buch in die Hände bekam, das ihn immerzu fasziniert beschäftigt hatte. Am gesamten Ufer entlang entsteht eine Kette von Szenerien.

Die Stadt wendet sich nun endlich dem Rhein zu. Das Altstadt-Leben entwickelt sich zum Wasser: zu neuen öffentlichen Räume für kulturelles Leben. Jetzt gehört Düsseldorf zu den großartigsten Wasser-Landschaften Europas. Es hat sich auf einen Schlag an die Spitze aller Ufer am Strom gesetzt.[7]

Denkmalpflege. Der direkte Etat ist schmal, aber er wird gewaltig aufgestockt: durch Städtebauförderungs-Mittel, auch durch Mittel aus der Modernisierung im Wohnungsbau. Jetzt spricht man von »Städtebaulicher Denkmalpflege«. Karl Ganser wird zum Denkmalpfleger des Jahrhunderts, weil er die umfangreichste Wirkung hat.

Industrie-Denkmäler. Mit den Mitteln der Städtebauförderung werden wichtige Zeugen der Industrie-Epoche gerettet. Später kommentiert Christoph Zöpel: »Es ist [besonders] in den 1990er Jahren manifest geworden, daß Industriedenkmäler auch identitätsstiftend sein können. Andernorts sind es das Renaissance-Rathaus oder die romanische Kirche, im Ruhrgebiet das Industriedenkmal.«[8]

Garten-Schau – nachhaltig.. Ein neuer Typ des Parks entsteht durch Ressourcen-Umnutzung: Erstmals setzt das Zöpel-Ministerium 1984 Landes-Gelder für die übliche Landes-Gartenschau mit der Auflage ein: Nachnutzung ermöglichen!

Mit dieser Orientierung wird in Hamm-Werries der Maximilianpark angelegt (Martin Pridik). Nach dem Absaufen der Schacht-Anlage (1917) entstand eine Industrie-Brache der Zeche Maximilian (1902) – nun wird sie ein Landschafts-Park: mit ökologischer Zielsetzung. In den beiden Bauten für die Verwaltung und die Waschkaue entstehen Veranstaltungs-Säle, in der Elektro-Zentrale und Werkstatt-Halle Ausstellungs-Räume. Neues Wahrzeichen wird die begehbare Plastik des ›Gläsernen Elefanten‹ (Horst Relleke).

Karl Ganser bringt die Landesgartenschau, die dann 1995 in Grevenbroich stattfindet, in Zusammenhang mit einer Reihe von städtebaulichen Maßnahmen.

Die leitende Philosophie: Die Garten-Schau soll nicht mehr ein Feld eines kurzzeitlichen Luxus sein, wie zum Beispiel die Bundes-Gartenschau Stuttgart, sondern ein Instrument zur strukturellen Verbesserung der Stadt. Dies führt 1997 dazu, daß der Nordstern-Park in Gelsenkirchen eines der vorzüglichsten Terrains im Ruhrgebiet wird.

Sozio-kulturelle Zentren. Zu den Glanztaten gehört die Förderung vieler

sozio-kultureller Zentren. Diese Bewegung entstand in den kreativen 1970er Jahren. 1979 schließen sie sich in Wilhelmshaven zur Bundesvereinigung zusammen. In Nordrhein-Westfalen gibt es 65 soziokulturelle Zentren. Unter allen Bundesländern hat es mit Abstand die meisten. Christoph Zöpel und Karl Ganser erhalten viele historisch bedeutende Bauten und lassen sie für solche Zentren herrichten.

Das Ministerium kann nur die Investition fördern, nicht den Betrieb. Um dieses Problem erheblich zu versachten, finanziert es in umfangreichster Weise die Kosten für die Umnutzung. Damit werden die Betriebs-Kosten weitestgehend entlastet.

Beispiele: Erhaltung und Ausbau der Zeche Carl in Essen-Altenessen. Flottmann-Hallen in Herne. Altenberg in Oberhausen. Ebert-Bad in Oberhausen. Bert-Brecht-Haus in Oberhausen. Zeche Carl in Essen. Fabrik Jagenberg in Düsseldorf. Städtisches Kulturzentrum Fabrik Heeder (1906 Tapetenfabrik) in Krefeld.[9]

In Bottrop wird aus einem historischen Gymnasium das ›Kulturzentrum August Everding‹ entwickelt (1981) – auch als eine Ehrung für den Regisseur, Intendanten der bayerischen Staats-Theater und Präsidenten des Bühnenvereins. Er wuchs in Bottrop auf. Der Stadtbaumeister Bernhard Küppers realisiert ein umfangreiches Raum-Programm: Volkshochschule. Musik-Schule. Konzert-Saal. Bibliothek. Kinder-Bibliothek. Ausstellungs-Räume. Ateliers. Film-Forum. Bistro. Kultur-Amt. Baudezernent Norbert Wallmann besorgt unkonventionell Geld: »für den Randanschluß an die Innenstadt«. Karl Ganser und Christoph Zöpel sind aufgeschlossen für solche kreativen Vorschläge: Sie öffnen dafür den Städtebau-Topf.

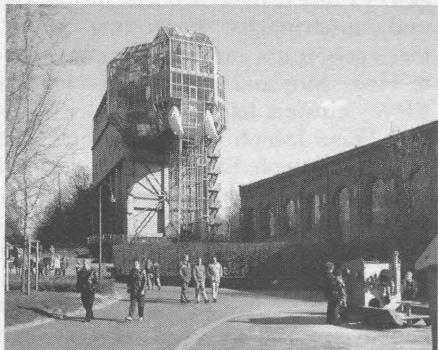
Kultur-Investitionen. Christoph Zöpel gilt in den 1980er Jahren auch als der heimliche Kultusminister. Er darf jedoch nur Investitionen finanzieren, aber keine laufenden Betriebe. Doch dies unternimmt er in großem Umfang. Die Traum-Position erhält seine übernächste Nachfolgerin Ilse Brusis: Sie wird 1995 zugleich Kultusministerin.

Beispiel: Schloß Moyland. Noch Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg gibt es Ruinen, die erhebliche historische und anschauliche Bedeutung haben. Dazu gehört das entsetzlich bombardierte Haus Moyland in Bedburg-Hau bei Kleve. Unweit leben die Brüder Hans und Franz Joseph van der Grinten. Sie sind mit Joseph Beuys befreundet und besitzen eine bedeutende Sammlung seiner Werke. Es gibt hier auch ein umfangreiches Beuys-Archiv, ein An-Institut der Kunstakademie Düsseldorf.

Karl Ganser hat die Idee, die Kriegs-Ruine von Schloß Moyland bei Kleve wieder aufzubauen – nicht mit Denkmal-Mitteln, sondern aus dem Fond der Städtebau-Förderung. Es entsteht ein vielbeachtetes Museum – und ein wichtiger Attraktions-Punkt für den Niederrhein.

Beispiel: Preußen-Museen. Karl Ganser skizziert den Hergang: »Wir gründeten als Städtebauministerium ein Preußen-Museum – mit einer Stiftung. Wir sagten: Das Fort C [eine preußische Militär-Anlage aus dem 19. Jahrhunderts] in Minden muß man erhalten. Was kann man da hinein tun? – Das weiß man nicht. – Der Oberstadtdirektor Ernst Niermann[10] antwortete: Hier gibt es so eine komische Sammlung, die hat irgendwas mit Preußen zu tun. – Da sagten wir: Dann machen wir ein Preußen-Museum. – Daraufhin antwortete man: In Minden ist das aber weit ab vom Schuß. – Gut, entgegneten wir, dann laßt uns doch zwei Preußen-Museen machen, auch noch eines im Rheinland. – So planten wir in Wesel in einem ähnlichen Fort dasselbe noch einmal.

Nun kamen die beiden Landschaftsverbände [Westfalen-Lippe und Rheinland] und sagten: Das dürft ihr aber nicht! Ihr seid nicht zuständig für Kultur. – Der Minister fragte sie: Habt ihr denn auch Geld? – Sie antworteten: Nein! – Daraufhin sagte ich: Dann mache ich die Museen. – Die Landschaftsverbände entgegneten: Dann müssen Sie uns das Geld



Das Ministerium ließ die Landesgartenschau in Hamm von Martin Pridik als eine nachhaltige Dauer-Ausstellung einrichten. Mitten in der Industriekultur blüht Phantasie – mit einem gläsernen Elefanten von Horst Relleke.

geben! – Der Minister: Mein Geld kriegt ihr nicht. – Nun waren sie sauer. Aber: Heute gibt es zwei Preußen-Museen.

In dieser Art lief es ständig. Immer wieder mit der Begründung, daß das erstens alles Städtebau ist. Und zweitens: daß der Fall nie mehr wieder kommt. Es gab nie Bezugs-Fälle.

Das waren – in einfachen Skizzen – unsere Handlungs-Maximen, mit denen wir Politik gemacht haben.«

›Weser-Renaissance‹. Karl Ganser: »So ähnlich erfanden wir auch die Weser-Renaissance – im Schloß Brake bei Lemgo.«

Hintergrund: Es entstand aus dem Gedanken der Image-Förderung eines Rand-Gebietes von Nordrhein-Westfalen. Ein vorhandenes Potential wurde herausgearbeitet – in der Form einer ›Straße der Weser-Renaissance‹ und mit einem Museum bedacht.

Sichtbar wird: Zusammenhänge werden gesehen und intensiviert. Im Um-



Oberhausen: Grüne Mitte am Rhein-Herne-Kanal

feld wird vieles gefördert, was damit zusammen hängt.

»Karl Ganser half der Bürgerinitiative beim Erhalt von Haus Horst in Gelsenkirchen-Horst. Er sorgte für ein Gutachter-Verfahren, das zum Ausbau durch Jochen Jourdan führte«, berichtet Lutz Heidemann, einer der engagierten Bürger.

Was er verhindert. Wichtig ist aber auch zu sehen, was Karl Ganser verhinderte: Er haßt Hochhäuser. Er stellte sich gegen überflüssige und bodenfressende Verkehrs-Anlagen. Er vermied überdimensionierte Orts-Umgehungen. Er

stoppte Betriebs-Verlagerungen, die von öffentlichem Geld finanziert wurden. Er stellte sich gegen Abbruch-Sanierungen. Und gegen den Abriß von Siedlung, zum Beispiel der Gustavstraße in Oberhausen. Für das Gelände von Zeche Carl in Essen-Altenessen war nach Abriß der historischen Gebäude geplant, den üblichen sterilen Wohnungs-Bau anzulegen. Karl Ganser verhindert es.

Wahrnehmung.. Der Planungs-Dezernent Dr. Otto Schulte (Oberhausen) berichtet: »Ich kannte Karl Ganser aus seiner Bonner Zeit, als er im Vorstand vom SRL war. Wenn Mitglieder hinter ihren Namen die Abkürzung SRL setzten, bedeutete dies Qualität. Ich kannte Karl Ganser aus Sitzungen. Daher war ich nicht überrascht, als er mit seiner Dynamik in Düsseldorf auftauchte. Ich habe mich gefreut.

Anfangs konnte ich nicht genau räumlich einordnen, wo er denn nun war: Ob er als SRL obergeistig über den Wolken schwebte oder ministeriell direkt mit Kraft und Macht ausgestattet war.«

Otto Schulte selbst unterbricht die Tradition unterdurchschnittlicher Baubeigeordneter in Oberhausen. Er ist ein Planungsdezernent mit vielen Ideen. Damit findet er bei Karl Ganser und Christoph Zöpel offene Ohren.

Otto Schulte gibt ein Beispiel: »Wir kamen nach Düsseldorf mit unserer Vorstellung einer zusammenhängenden Wohnumfeld-Verbesserung. Diese Idee versuchte, den Gedanken der Garten- und Park-Stadt, ohne daß wir das damals formulieren konnten, aufzunehmen und neu zu formulieren: als ein zusammenhängendes System – auf die Grüne Mitte hin orientiert. Wir wollten strukturieren und auch bauen. Dafür erhielten wir von Christoph Zöpel und Karl Ganser Unterstützung und Geld.«

»Die Räumlichkeiten des Städtebauministeriums waren damals noch im Innen-Ministerium. Das Verhandeln war eine ungeheuer offene, direkte, konstruktive und argumentative Szene. Meist hatte ich mit den Leuten auf der Mitarbeiter-Ebene zu tun. Aber auch mit Karl Ganser und gelegentlich sogar, wenn es politisch werden mußte, mit Christoph Zöpel. Mit mir kamen auch mal Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond und Heinz Schleußer. Gelegentlich – zum Beispiel bei der Werkbund-Siedlung in Oberhausen-Alstaden. Wenn der Regierungspräsident Schwierigkeiten machte. Und Karl Ganser war oft vor Ort.«

Otto Schulte nimmt Karl Ganser als Person »sehr positiv wahr: Er war ganz anders als üblich. Alles lief schnell. Konstruktiv. Phantasievoll. Und mutig. Das war etwas Neues. Etwas überraschend Schönes. Er hatte seine eigene Meinung, so daß man gelegentlich gezwungen war, sich im Diskurs auseinander zu setzen. Das war konstruktiv – der Sache wegen. Wenn man mal mit einer anderen Meinung ins Gespräch ging, konnte man – so kann man es im Nachhinein sehen – doch immer damit rechnen, daß etwas Konstruktives aus der Geschichte herauskam. Auch wenn es im Ergebnis anders aussah als man vorher dachte. Ja, die ganze Stimmung war optimistisch. Man ging hin, um das Projekt konstruktiv zu arrangieren. Man wußte, das funktioniert – irgendwie. Zu spüren war die Gestaltungs-Idee. Das Verhandeln war kein Gerangel um irgendwelche Pfründe oder Zentimeter. Es ging um die Gestaltung der Region. Um die Gestaltung der Stadt. Dazu haben wir sehr gut zusammen gearbeitet.

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich einmal sauer gewesen wäre oder ähnliches. Es war zwar nicht immer ein leichtes Spiel, aber es gab stets ein konstruktives Ergebnis. Es war gut, daß in der folgenden Zeit vieles zusammen lief: unsere ›Grüne Mitte‹, die ›Öko-Kathedrale‹ und der ›Kunst-Weg‹ – schließlich in Karl

Gansers IBA-Emscher-Park. Ich konnte am Anfang als kommunaler Macher, als Planungs-Dezernent, nicht ahnen, daß es so weiter gehen würde.«

»In den Sitzungen«, sagt Otto Schulte, »ist Karl Ganser sehr bestimmend. Er führt sie immer an – inhaltlich. Sitzungen sind natürlich auch politisch. Da gibt es Minister oder Oberbürgermeister oder Fraktions-Vorsitzende, die das Wort haben. Dann hält sich Karl Ganser keineswegs zurück. Er war immer munter und aggressiv und initiativ.«

Wie reagierten die politischen Leute auf ihn? Otto Schulte: »Wenn sie nicht verstanden, was er wollte, mochten sie ihn nicht besonders. Er war ihnen oft zu agil. Leute wie Christoph Zöpel verstanden ihn natürlich. Er gehörte zu einer ganz anderen Liga.

Bei den kommunalen Partei-Politikern war es nicht immer einfach. Daß sie Karl Ganser nicht verstanden, gaben sie nicht zu. Sie verfielen in eine ablehnende Haltung – wir als kommunale Leute mußten sie wieder aufweichen.«

Was haben diese Leute ihm angekreidet? – »Sein unkonventionelles Verhalten. Seine Geschwindigkeit.« – Daß er etwas tat? – »Das war es. Aber im Grunde haben wir uns um diese kommunal-politischen Meinungen gar nicht gekümmert.«

Otto Schulte schildert die Konstellation, die den üblichen Mechanismus der Macht in seiner Stadt verändert – so lange Karl Ganser und Christoph Zöpel das Ministerium führen. »Unsere Verbindung mit dem Städtebau-Ministerium, war wesentlich enger geknüpft als mit manchen kommunalpolitischen Fürsten. Dann war es gelegentlich unsere Aufgabe, die Verbindung mit den kommunalen Fürsten zu erzeugen. Das kriegten wir auch hin.«

Wie wurde das gemacht? – »Manchmal machten wir kleine Tausch-Geschäfte. Mal da etwas und mal dort. Wir liehen mal der einen oder anderen Sache das Ohr. Wir gingen in die Bürger-Versammlung. Wir stellten etwas mal da hin und mal dort hin. Damit kriegten wir dann die Werkbund-Siedlung, den Süd-Park, Altenberg, die Öko-Kathedrale, den Ufer-Wanderweg hin. Kommunal war das eine gegenseitige Gestattungs-Geschichte.«

Die Stadt steht auch unter äußerem Einfluß: für alle wichtigen Projekte braucht sie Geld von der Regierung. Otto Schulte und sein Mitarbeiter Dieter Blase [später in der IBA tätig] vertreten die Stadt nach außen hin. »Zum Beispiel beim Regierungspräsidenten. Beim Städtebau-Ministerium. An anderer Stelle, auch beim Werkbund. Durch diese Außen-Bezüge erhielten wir im Inneren eine gewisse Handlungs-Freiheit im Städtebau. In meiner Erinnerung gründete es sich auch darauf, daß es mir irgendwo gelang, der machthabenden SPD-Fraktion im Stadtrat die Angst vor dem ästhetischen Urteil in anspruchsvollen Projekten zu nehmen. Diese ästhetischen Ansprüche wurde getragen und unterstützt vom Städtebau-Ministerium – von Karl Ganser. In Oberhausen war im Grunde das Geheimnis meines Einflusses sehr einfach: Die Leute in der Stadt wissen, daß ihr Planungsdezernent in Düsseldorf Geld bekommt. Darauf beruhte seine Macht. Im Rathaus kann man es darauf reduzieren.«

So ist es nicht wichtig, ob etwas von den Zaunkönigen verstanden wird, sondern die Hauptsache für sie ist, daß Geld in den Sprengel fließt. »Mit diesem Mechanismus«, sagt Otto Schulte, »hat das Städtebau-Ministerium immer klug gerechnet. Es machte damit Politik – mit Geld.«

Wie sieht der Umgang mit dem Minister aus? – »Gönnerhaft. Die Formulierungen zwischen uns lauteten: ›Willkommen, Genosse Minister‹. – ›Danke schön, Genosse Stadtbaurat.‹ Wir hatten





Hilfe bei Erhaltung, Restaurierung und Ausbau. Haus (Schloß) Horst in Gelsenkirchen-Horst

eine humorvolle, sehr tiefsinnige, kooperative, verständnisvolle Ebene. Immer an der Sache. Wir hatten gute Projekte. Es lag alles am Projekt. An der guten Sache. Wenn jemand inhaltlich nichts vorweisen konnte, hatte er schlechte Karten bei Christoph Zöpel und Karl Ganser.«

Hinter allen Projekten im Land steht seitens des Ministeriums Karl Ganser. Es gibt kein einziges, in dem er nicht die Hand drin hat. Otto Schulte ergänzt seinen Satz: »… mit seinen Leuten«.

Wer waren die Leute? – »Wir arbeiteten mit einigen Leuten im Ministerium zusammen – in einer sehr konstruktiven, arbeitsintensiven, angenehmen Atmosphäre. Die gute Arbeits-Atmosphäre schlug sich in den Projekten nieder. Es wurde nicht rumgekämpft mit Querelen. Es wurde gut geplant, gebaut und gestaltet. Das kostete eine Unmenge an Zeit. Es lohnte sich: die Ergebnisse waren vorzüglich.« Sie sind die Auswirkungen der guten Mitarbeiter-Führung von Karl Ganser und von Christoph Zöpel. »Beide führten ihre Mitarbeiter zu einer kooperativen Gruppe zusammen – und statteten sie mit den Möglichkeiten zu Initiativen aus. Das merkte man.« Mitarbeiter dürfen vor Ort durchaus selbst entscheiden. »Es war gut, daß man gleich vor Ort wußte: Man kann es so machen. Das kann man heute Abend in einem Ortsverein oder im Fraktionsvorstand berichten.«

Landes-Instrumente. Das Land hat sich Instrumente geschaffen. In den 1970er Jahren betrieben sie im Landes-Auftrag die Zerstörung der Altstädte – dann steuerten Christoph Zöpel und Karl Ganser sie mit einer neuen Orientierung um. Karl Ganser: »Die Landesentwicklungsgesellschaft (LEG) ist eine Rolle – also ein Instrument. Man kann mit ihr arbeiten, wenn man sie geschickt einsetzt.«

Als konsequente Fortsetzung der Planungs-Politik des Ministeriums entsteht 1989 die IBA. Sie ist ein bedeutendes Instrument der Strukturpolitik. Dazu versucht sie nicht, eine wilde Spekulation anzulocken – im Gegenteil: sie weist sie geradezu ab. Einerseits hat sie das Glück, daß die Spekulation das Gebiet nicht als ihr Feld einschätzt, andererseits will die IBA sie nicht. Die IBA arbeitet als »Werkstatt für alte Industrie-Regionen«.

Darin verteidigt Karl Ganser die Werte der europäischen Stadt und weist ab, was die europäische Stadt zerstört. Er widerlegt den Opportunismus der Politiker, die sich seit den 1960er Jahren oft »Realpolitiker« nennen – als Vorwand für Unbeweglichkeit, reduktives Denken und Gefälligkeit für Großinvestoren. Karl Ganser nutzt die »Grenzen des Wachstums« für eine Vielfalt von kleinen Schritten für viele Projekte, unter Verzicht auf Flächendeckung. Daraus geht dann differenzierte Regionalisierung mit den Regionalen hervor.

Als das Museum Moyland eröffnet wurde, zitierte Hans van der Grinten den französischen Aufklärer Vauvenargues: »Alle großen Gedanken kommen aus dem Herzen.«

Der bedeutendste Denkmalschützer des Jahrhunderts

Oskar Wilde: »Ein Zyniker ist ein Mensch, der von jedem Ding den Preis und von keinem den Wert kennt.«

Denkmalschutz ist ein schwieriges Feld. Die Gesellschaft unterhält sich darüber weitgehend kurzschlüssig. Auch die Denkmalpflege ist häufig nicht auf der Höhe der Argumente.[1]

Bis um 1970 gab es Denkmalschutz nur für Kirche Burg und Schloß – und dies meist nur bis in die Zeit um 1800. In der Reform-Bewegung von 1968, die weit mehr ist als eine Studenten-Bewegung, entwickelte sich auch eine weit reichende Veränderung der Denkmalschutz-Kriterien. Die Begrenzung der Zeit wurde aufgehoben. Hinzu kamen Bauten in Städten, der Industrie, Infrastrukturen und ganze Stadt-Bereiche.

Rolf Tiggemann: »Wenn auch Nordrhein-Westfalen [nach langen internen Vordiskussionen und langen Bedenken des Landeskonservators] als letztes Bundesland erst [Anfang] 1980 sein Denkmalschutzgesetz verabschiedete, seinen Vorbildcharakter erhält es durch die im Vergleich zu anderen Bundesländern weitreichendste Fassung des Denkmalbegriffs.«[2]

Denkmalpflege und Stadtentwicklung. Die Bürgerinitiativen zur Erhaltung historischer Stadt-Bereiche und der Arbeiter-Siedlungen hatten seit etwa 1968 darauf hingewiesen, welche Werte Baudenkmäler für die Stadt besitzen. Eine Bürgerinitiative brachte zum ersten Mal in Deutschland ein gesamtes Stadt-Viertel unter Denkmalschutz: die Südstadt in Bonn – unter Hinweis auf das ›Gesetz Malreaux‹ in Frankreich, das 400 komplette historische Städte schützt. In den 1980er Jahren intensiviert Karl Ganser den Zusammenhang zwischen Denkmälern und Stadt zur Stadt-Entwicklung. Walter Siebel: »Er hat den Städtebau sehr stark über den Denkmalschutz gesteuert.« Dafür setzt er in umfangreicher Weise Mittel aus der Städtebauförderung ein – aus einem Topf, der in den 1970er Jahren zum Abriß der alten Städte bestimmt war, mit dem er zusammen mit Christoph Zöpel nun Altstädte erhielt – und ihn im Denkmalschutz einsetzte, der ein sehr schmales Denkmal-Budget hat.

Der bedeutendste Denkmal-Retter des Jahrhunderts. Ist es eine Dialektik, daß Karl Ganser sich dort, wo er Einfluß hat, mit Leidenschaft zum Denkmalschützer macht? Als Abteilungsleiter im Ministerium für Stadtentwicklung in Düsseldorf war er – in der Hierarchie nach dem Minister – die vorletzte Landes-Instanz für den Denkmal-Schutz. Neue Maßstäbe der Denkmäler-Inventarisation, vor allem im Blick auf Kulturanthropologie und Industrie-Kultur, hat er so rasch und komplex internalisiert, als habe er sie selbst erfunden. Pionier ist er vor allem im Erkennen und Herstellen von Zusammenhängen zwischen Stadt-Entwicklung und Denkmalschutz. So agiert er mit dem Konzept einer umfassenden städtebaulichen Denkmalpflege.

Walter Siebel: »Karl Ganser sagte mal: ›Am liebsten wäre er Chef der Stadtwerke in München. Da könnte man noch was machen. Da wäre noch Geld.‹ Genauso hat er sich im Städtebauministerium in Nordrhein-Westfalen eine Abteilung zurecht geschneidert, in der

er vom Denkmalschutz bis zu den Verkehrs-Investitionen Geld zur Verfügung hatte und zugleich Kompetenzen. Er hat zu Anfang sehr stark über den Denkmalschutz gesteuert.«

War in den 1970er Jahren Helmut Bönninghausen im Amt des Landeskonservator Westfalen der am weitesten reichende und erfolgreichste Pionier der Denkmalpflege, vor allem für die Industrie-Kultur, so übertrifft ihn nun in den 1980er Jahren noch erheblich Karl Ganser. Wahrscheinlich hat niemand vor ihm derart umfangreich Denkmal-Schutz angeregt und durchgesetzt. In den 1980er Jahren rettete er mehr Bau-Denkmäler als irgendjemand in diesem Jahrhundert. Und mit der IBA in den 1990er Jahren wurde Karl Ganser der bedeutendste Denkmalschützer der Industrie-Epoche.

In den 1980er Jahren standen viele mit hängenden Köpfen da und fragten: Wenn riesige Objekte wie Zollverein in Essen ihren Betrieb schließen, was machen wir da? Er und Christoph Zöpel wagten sich an Größen-Ordnungen heran, die bis dahin hilflos aufgegeben wurden. Was für wunderbare Ergebnisse erzielt er!

Die Sahnehäubchen in einem Pulk von geretteten Industrie-Denkmälern: Das Hüttenwerk Meiderich im Norden von Duisburg blieb in einem Landschafts-Park erhalten. Die einst größte und schönste Zeche der Welt, Zollverein Schacht XII in Essen, wurde eine »Design-Stadt« und UNESCO-Weltkulturerbe. In Oberhausen entwickelte sich aus dem zweithöchsten Gasometer Europas eine Ausstellungs-Halle der besonderen Art.

Die Stiftung. Die IBA (1989/1999) stellt großartig unter Schutz – gegen den Trend, der mit kurzatmigem Wirtschafts-Denken ganze Landschaften überzieht.

Karl Ganser stemmt sich gegen den neurotischen Druck, der im Augenblick Wunder verlangt und wenn sie nicht vom Himmel fallen, mit einer Wahnsinns-Tat abreißt. Er mahnt: »Laßt den Dingen Zeit!« Dafür gründet er 1995 unter anderem eine auffangende Stiftung: Sie soll gefährdete Objekte erstmal sicher und ruhig stellen – und dann gelassen und umsichtig nach neuen vernünftigen Nutzungen schauen.

»Das war das Genialste, was jemals passiert ist«, freut sich Karl Ganser, »weil man nun den Leuten klar machen kann: Die ersparten Abriß-Kosten bringen einen Kapital-Ertrag – damit wird das Überwintern des Bau-Denkmals ermöglicht.«

Strukturelle Denkmalpflege. Karl Ganser hatte mit der amtlichen Denkmalpflege auch begrenzte Konflikte. Er sagte: »Ihr müßt überlegen, was ein Denkmal strukturell bedeutet. Haltet euch aus dem Detail heraus! Ihr seid nicht dazu da, die Details zu regeln. Sondern ihr müßt das bewahren, was strukturell erforderlich ist – und was wirklich einen Zeugnis-Wert hat. Und wenn dann etwas hineingepackt wird, was euch nicht gefällt, ist es eine Geschmacks-Frage, aber es geht den Denkmalschutz nichts an.

Ich sah, daß der Denkmalschutz oft am falschen Punkt schurigelt und deswegen viele Feinde hat. Ich denke, der Denkmalpfleger soll sich um den Grundsatz kümmern.«

Die Struktur erkennen. Denkmalschutz ist weit komplexer als herkömmliche Denkmalpfleger denken. Karl Ganser gibt dafür ein Beispiel. »In Meiderich wollte die Denkmalpflege die Hochöfen unter Schutz stellen. Da sagte ich: ›Ich lasse sie nicht unter Schutz stellen, weil ich genau weiß, was ihr dann macht. Ihr fangt an, jedes Detail zu regulieren, – das wird nur teuer und alle anderen sind sauer über euch. Wir stellen sie nicht unter Schutz.‹ Dann zeigt er seine Leidenschaft als Denkmal-Schützer: »Aber ich garantiere, daß sie stehen bleiben.«

Er ist so schlau, die Falle des Maximalismus zu umgehen. Denn der Ma-

ximalismus würde wahrscheinlich den Schutz vereiteln. Dann hätte der Denkmalpfleger ein wunderbar reines privates Gewissen – und würde sich über der öffentlichen Katastrophe mit dem auch anderswo eintrainierten Klage-Lied seiner Ohnmacht trösten – in völliger Fehleinschätzung dessen, wer hier Opfer und wer Täter ist.

Karl Ganser erzählt den Fortgang der Geschichte: Über mein Verhalten und meine Denkweise »war die Denkmalpflege sauer. Ich antwortete: Ihr habt jetzt zwei Möglichkeiten. Entweder ich erhalte euch die Hochöfen, dann kommen sie nicht unter Schutz. Oder ich erhalte sie euch nicht, dann reißen sie die Hochöfen ab. Daraufhin sagten viele: ›Dann sollen sie sie lieber abreißen.‹

Ich halte es für Ideologie«, sagt Karl Ganser, »wenn man meint: Wenn es nicht so läuft, wie man es sich vorstellt, dann ist es besser, es ist kein Denkmal mehr. – Fatal!«

Kontrollierter Verfall. Wie bringt Karl Ganser es fertig, das gewaltige Hüttenwerk Meiderich im Duisburger Norden zu erhalten. Man stelle sich vor: drei Hochöfen – immense Konstruktionen und ein weites Umfeld mit vielfältigen Anlagen.

Bis dahin haben Politik und Verwaltung der Ruhrgebiets-Städte sich vor solchem Ansinnen extrem kleinkariert verhalten – und ihre Furcht, damit sie nicht merkbar wird, in Zynismus umgewandelt: An Zeitungs-Fotos mit ihren Texten kann man ablesen, wie Zerstörungen bewundert und gefeiert wurden. Mit betäubtem Bewußtsein.

Karl Ganser hätte keine Chance gehabt, hätte er die Erhaltung direkt gefordert. Erneut hilft ihm seine komplexe realistische Phantasie – seine Intelligenz und findige Schläue. Er hat die geniale Idee, den Stadtrat von Duisburg nicht zum Beschluß auf Erhaltung herauszufordern, sondern er bringt ihn dazu, für den Landschaftspark Duisburg Nord den langsamen, kontrollierten Verfall zu beschließen.

Langsamer, kontrollierter Verfall – was ist das? Karl Ganser erklärt: »Ich bin ja nach wie vor der Meinung: Langsamer Verfall ist ein Denkmalpflege-Begriff.

Gewöhnlich erhält man ein Denkmal mit der Perspektive, daß daraus mehr wird als es vorher war. Aber es gibt Fälle, in denen man dies ökonomisch nicht mehr schafft. Wir werden in den nächsten Jahrzehnten in eine ganz andere Situation hineinwachsen. Es wird eine Zeit kommen, in der wir nicht einmal mehr das Geld zum Abreißen haben – auch nicht im Ruhrgebiet. Eine Zeit, in der wir nicht mehr die Kraft haben, die Gesamt-Infrastruktur zu erhalten. Und was kann man dann machen?

Als kulturbewußtes Wesen kann man anfangen zu selektieren. Was ist mir wichtig? Was ist mir weniger wichtig?«

Man kann die Fragen auch erweitern – und erhält dadurch Chancen.

Karl Ganser: »Was will ich auf dem Weg zum Verfall begleiten? In welcher Weise? So kann aus dem ohnehin stattfindenden Verfall der kontrollierte Verfall entstehen. Man kann den Verfall langsamer machen. Mit diesem Gedanken habe ich den Denkmalpfleger bis zum Gehtnicht-mehr geärgert. Ich sagte: Es ist die beste Denkmalpflege.«

Karl Ganser hatte einen Schritt wissender gedacht – und daraus einen strategischen Schritt weiter gemacht: »Denn jeder Versuch zu konservieren, zerstört das Denkmal viel mehr, als wenn ich es so lasse, wie es jetzt ist. Ich zeigte das Beispiel der Völklinger Hütte im Saarland und sagte: ›In eurem Denken führt die Denkmalpflege dazu, daß dieses Objekt so wird wie in Neunkirchen. Dann habt ihr einen Rohbau, der gebürstet und angestrichen wird, – rot und blau. In Völklingen kann man Geld reinstecken, soviel man will. Man wird dieses Hütten-Werk,

das sehr kompliziert konstruiert ist, nicht in dieser Weise halten können. Ich schlage vor: Macht doch einen kontrollierten Verfall! Dann könnt ihr irgendwann in ziemlich ferner Zukunft dazu stehen, daß wir drum herum wie im Zoo einen großen Graben machen, Wasser rein, und gucken, was da drin passiert.«

Er redet der Denkmalpflege aus, an eine irrige Perfektion zu denken, die keine ist, weil sie auf das Schniegeln eines Denkmals hinausläuft. Karl Ganser betont: »Wenn irgendwann ein Ding gefährlich wird, müßt ihr keine Aufwendungen machen, sondern bloß Abstand halten.« Er betont, daß Gefahr »kein Grund ist, es deswegen abzureißen.« Er bezeichnet es als »kontrolliertes Wegrosten« – und gibt ein uraltes Beispiel: »Ruinen gehörten immer schon zur deutschen Vergangenheit, wie zum Beispiel am Rhein. Vieles wird Wildnis werden.«

Nutzungs-Wahn. Karl Ganser polemisiert oft und heftig gegen das Nutzungs-Denken, das er für einen Wahn hält: »Es ist die größte Denkmal-Feindlichkeit. Und sie ist teuer.«

In Venedig steht jeder dritte Palazzo leer. Und dies seit Jahrzehnten. Niemand kommt auf die Idee, ihn abzureißen.

In Italien wird von zehn Kirchen noch eine benutzt. Aber keine einzige wird deswegen abgerissen.

Hundert leerstehende Kirchen. Nach 2000 erfaßt der Nutzungs-Wahn auch die Kirchen in allen Bundesländern. Karl Ganser: »Die 3. Seite der Süddeutschen Zeitung kommt immer mit Dummheiten. Sie schrieb über 100 leerstehende Kirchen [im Bistum Essen]. Dazu gab es auch weitere negative Zeitungs-Artikel, die dem Ruhrgebiet mehr schaden als die gesamte positive Presse ihm nutzt.

Weil es weniger Menschen gibt, weniger Gläubige und weniger Geld, kommt der Bischof und wirft einen erheblichen Teil seiner Kirchen auf den freien Markt. Statt daß er sich überlegt: Jetzt haben wir überflüssigen Raum – ich schenke ihn euch. Das Teuerste an der Kirche ist ja immer noch der Pfarrer – und nicht die Kirche. Also müßte er jetzt den Pfarrer einsparen – und sagen: Macht etwas mit dem Raum!

Aber mit den Kirchen-Verwaltungen läuft es genauso dumm wie in den Konzernen: Wenn sie Probleme kriegen, dann schließen sie. Das ist phantasielos.«

Kirche als überdachte Piazza im Vorort. Der Deutsche Werkbund NW kommt mit einem Vorschlag: Die »Zwischenstadt« (Thomas Sieverts), d.h. der überall verbreitete suburbane Bereich, hat keine Kern-Bildung. Der Versuch dazu ist in den 1970er Jahren gescheitert, weil sich von den angelegten Plätzen die Infrastrukturen wie Post, Sparkasse, Polizei und einige Läden zurückzogen. Das einzige, was in gewisser Weise einen Kern bildet, ist die Kirche. Diese wird heute jedoch selektiv genutzt – nur von der jeweiligen konfessionellen Gemeinde. Wenn das Gebäude von der Kirche aufgegeben wird, kann man sich vorstellen, daß es für das suburbane Viertel einen Kern bildet – wie eine Art italienischer Piazza. Also eine überdachte Halle. Davor: ein offener Platz.

Vorstellbar ist, daß dies ein bunt gemischter Förderverein mit allerlei stadtkulturell interessierten Leuten organisiert. Denn in diesem Raum kann alles Mögliche geschehen. Daneben mag die ursprüngliche Konfession sogar die Halle zu mancherlei Gelegenheiten weiterbenutzen, wenn sie will.

Man kann überschlagen, was das kostet und wie es bürgerschaftlich aufgebracht wird. Auf diese Weise bekäme die Zwischenstadt genau das, was sie braucht: einen öffentlichen Kern.

Karl Ganser rät dem Werkbund: »Nach meiner Erfahrung muß man dies noch prozeßhafter machen. Ich würde sagen: Ich habe Y Euro für den Unterhalt



Evangelische Kirche in Duisburg-Hochfeld: Kirche als überdeckte Piazza

einer Kirche. Ich muß X minus 20 Prozent einsparen. Dann bleibt immer noch Geld übrig. Und dann sage ich: Diese X minus 20 Prozent werden auf alle bestehenden Kirchen umverteilt. Zunächst auf die funktionierenden Pfarreien. Die anderen Kirchen-Bauten, die nicht mehr betrieben werden, kriegen auf längere Sicht diesen Betrag ausgezahlt. Damit sie nicht von heute auf morgen auf Null gestellt werden.

Das heißt: Alle müssen sparen. Die einen kriegen Geld auf Zeit, denn sie brauchen ein bißchen. Es dauert seine Zeit, bis sie selber etwas aufbringen können.

Dann sollen sie überlegen, was sie mit der Kirche machen. Das führt auch dazu, daß sie die vielen völlig unsinnigen Instandsetzungs-Maßnahmen nicht machen werden.

Dann kann es auch durchaus sein, daß in einer Kirche nichts passiert, – aber sie ist immer noch da. Es kann aber auch sein, daß etwas geschieht.

Mit dieser Methode muß ich nicht sofort einen stabilen Förderverein haben. Deswegen sollte der Bischof sagen: Ich schenke euch die Kirchen und gebe euch ein bißchen was mit.

Diese Kirchen sind wirksame Symbole für eine Kern-Bildung. Es gab in der Stadt von damals ja immer einen Industrie-Betrieb, eine Siedlung und eine evangelische und eine katholische Kirche. Jetzt bleibt die Kirche übrig.

Es ist idiotisch, zu überlegen, ob da jemals ein VA-Markt reinkommt oder ob daraus ein Konzerthaus wird. Man reißt aus vielerlei Gründen eine Kirche einfach nicht ab. Und man sperrt sie auch

nicht zu. Eine Kirche muß immer offen sein.

Die Aktion muß man kollektiv machen – nicht ein paar, sondern die Hundert müssen sich jetzt treffen, die betroffen sind und eine Volks-Bewegung daraus machen. Das ist eine Riesen-Chance: ›Endlich haben wir 100 Kirchen, die uns gehören! Und daraus machen wir etwas!‹

Das ist eine völlige Umdrehung der vorhandenen Mentalität. Jetzt ist dies eine ›Katholische Aktion‹. Man muß in dieser Aktion die Evangelischen mitnehmen. Das muß man für alle Kirchen machen.

Man braucht eine gedanklich-systematische Lösung. Man muß von vornherein ein Netz-Werk organisieren. Das muß eine Volks-Bewegung werden: ›Wir mit unseren Kirchen!‹

Also sich nicht gegen die Oberen beklagen, sondern sagen: ›Das ist eine zwangsläufige Entwicklung. Sie öffnet uns eine Chance.‹

Aber eines verlangen wir: ›Wir wollen das, was wir jetzt machen, belohnt bekommen, weil ihr dadurch spart. Wir wollen einen Teil von eurer Ersparnis.‹ Sonst stehen die von den Kirchen aufgegebenen Gebäude ganz ohne Geld da – das wäre schlecht.

Und noch eins darf nicht passieren: daß debattiert wird, welches das kunsthistorisch wohl wertvollere Gebäude ist und daß man dies unbedingt retten muß – und die anderen nicht. Das ist absurd. Denn die Funktion ist eine völlig andere – keine kunsthistorische.

Wir müssen klar machen, daß dies eine Riesen-Chance ist, – weil man ein Geschenk bekommt und nicht eine Last.«

Werte. Im Ruhrgebiet findet Karl Ganser die Kirchen aus der Jahrhundert-Wende und aus den 1920er Jahren sehr eindrucksvoll. Zum Teil stammen sie von Josef Franke. Aber er wundert sich, »daß sie nicht stärker publiziert werden! Es gibt keine Region in Deutschland, die so etwas hat.«

Er spricht über Heiligkreuz in Gelsenkirchen-Ückendorf von Josef Franke. »Ich nenne sie immer die Parabel-Kirche, weil sie lauter Parabelbögen hat.«

Die Kunsthistoriker haben das 19. Jahrhundert schlechtgeschrieben. Völlig zu Unrecht. Erstens gibt es den behaupteten ›Eklektizismus‹ überhaupt nicht. Seit jeher hat sich jede Epoche das zusammengeholt, was sie brauchte. Die Renaissance hat geklaut – bis zum Geht-nicht-mehr: aus dem Altertum.

Wenn man hinschaut, sieht man, daß das 19. Jahrhundert eine fabelhafte Fülle an Erfindungen zu Räumen und Türmen entwickelte.

Argumentation Denkmalschutz. Wenn man von seinen Erfolgen spricht, gerät Karl Ganser meist in die Attitüde des Tiefstapelns. Aber wenn man ihn den erfolgreichsten Denkmalpfleger nennt, sagt er: »In Europa? – das weiß ich nicht, aber in Nordrhein-Westfalen. Darauf bin ich stolz. Den Schinkel-Ring habe ich verdient.«

Er zog eine große Anzahl von Bauten aus dem Rachen der Zerstörungs-Mechanismen.

Karl Ganser: »Ich weiß nicht, mit welcher inneren Begründung ich gehandelt habe. Eine Erfahrung ist, daß das, was da ist, schon deswegen, weil es Geschichte hat, interessanter ist als das, was neu entsteht. Oder anders ausgedrückt: Weil wir in der Nachkriegszeit überwiegend schlecht bauten, ist es immer gut, wenn wir das, was da ist, behalten. Denn was hinzu kommt, ist meist schlechter als das, was da ist. Ausnahmen gibt es immer. Ich habe kein grundsätzlich gestörtes Verhältnis zur neuen Architektur, aber in der Summe ist das neue Bauen nach unserer Erfahrung schlechter als das alte.«

Eine zweite Überlegung ist erneut anthropologisch: »Wenn man sich mit einem Denkmal auseinandersetzt, merkt

man immer, daß Leute daran hängen – mit ihren Emotionen. Warum soll ich den Leuten ihre Gefühle nehmen? Warum soll ich die Leute aus ihrer angestammten Wohnung vertreiben?«

Die Wirtschaftlichkeit rangiert Karl Ganser bewußt erst als dritte Überlegung ein: »Wenn man bauökonomisch überlegt, was mit einem umgebauten Denkmal geschieht – und was geschieht, wenn ich an seiner Stelle neu baue, dann ist das umgebaute Denkmal immer ökonomischer als der Neubau.

Vierte Überlegung: Wenn ich städtebaulich nachdenke, dann steht ein Denkmal immer in einer gewachsenen Situation. Die meisten Neubauten sprengen diese Situation, weil sie in der Regel ein überzogenes Raum-Programm an eine Stelle setzen, wo es nicht hin paßt.

Fünfte Überlegung: Eine ökologische Begründung: Ehe ich Bau-Schutt produziere, lasse ich die Steine lieber aufeinander.

In Meiderich [im Landschaftspark Duisburg Nord] habe ich immer argumentiert: Im Hochofen ist einiges an Sondermüll drin. Eh sie dies auf irgendeine Großdeponie bringen oder durch den Verbrennungs-Ofen jagen, laßt den Hochofen doch als ›geordnete Deponie‹ einfach stehen. Bewachen müßt ihr das eh.

Ich denke, damit haben wir alle wichtigen Argumente für den Denkmalschutz beieinander.«



Auf der Eisenbahn: Leben und Arbeiten

Lebens-Prinzip: Orts-Bindung. »Die Orts-Bindung ist ein Prinzip, das in meinem Leben durchgängig ist«, sagt Karl Ganser nachdenklich. »Das sieht man hier in meinem Haus. Ich bin hier nie wirklich weggekommen.« So reist Karl Ganser zur Arbeit – jahrzehntelang.

»Wahrscheinlich bin ich der einzige Mensch, den es jemals bei der Deutschen Bahn gab, der ihr seit 1971 jährlich eine persönliche Jahres-Netzkarte abkaufte. Jedes Jahr – bis 2001 waren es 30 Jahre. Schade, daß ich nicht alle aufgehoben habe.«

Zweite Wohn-Sitze. Karl Ganser arbeitet in weit entfernten Orten – jeweils ein Jahrzehnt lang: in Bonn, in Düsseldorf und in Gelsenkirchen. Aber er hat dort nur einen Zweitwohnsitz: für die Arbeits-Woche. Am Wochen-Ende ist er fast immer zu Hause – in seinem ersten Wohn-Sitz, den er nie aufgibt.

1980 fährt er ein paar Monate lang zwischen Bonn und Düsseldorf hin und her. 1981 zieht er am Rosenmontag von Bonn nach Düsseldorf um – von einer Zweitwohnung in die andere Zweitwohnung.

Der kurze Weg zur Arbeit. »Meine Philosophie war immer: Schaffe dir nie einen Arbeits-Weg. Als ich studierte, hatte ich immer eine Wohnung unmittelbar in der Nähe der Hochschule – im Studenten-Heim. Eine Minute von der Technischen Universität entfernt.

Als ich in der Stadt München arbeitete, hatte ich nur einen kurzen Fußweg. In der Innenstadt – fünf Minuten lang.

In Bonn zog ich sofort in die Nähe der Bundesforschungsanstalt. Die zehn Jahre in Bad Godesberg habe ich am Fuß der Godesburg gewohnt. Meine Dienststelle war der Michaelshof – eine Minute zu Fuß.«

In Düsseldorf wohnt er in der Hohen Straße – das Ministerium steht damals eine Minute Fußweg entfernt in der Breiten Straße.

In den 1990er Jahren hat er ein Zimmer in Gelsenkirchen im Gästehaus der IBA. Im Terrain von Rhein-Elbe ist dies die alte Telefon-Zentrale der früheren Zeche, die von Heinrich Böll und Hans Krabel findig umgebaut wurde. Zum Büro im Nachbar-Haus sind es 30 Sekunden.

»Andere Leute sind halt immer schon eine Stunde unterwegs, bevor sie überhaupt an die Arbeit kommen.«

Morgenstunde. Ist Karl Ganser ein Frühaufsteher? Er sagt: »Nicht von Natur aus.« Aber er ist meist gezwungen, früh aufzustehen. »In der Hochschule hielt ein sehr bekannter Physik-Professor die Grundvorlesung in Physik. Das waren fünf Doppelstunden jede Woche – jeden Tag. Sie fand früh um 7 Uhr im Audimax statt. Vor 800 Leuten.«

Und in der Stadtverwaltung München? »Oberbürgermeister Vogel hatte schon Dienst-Besprechungen früh um 7 Uhr.«

Er geht immer früh ins Büro, weil er sich sagt: Was ich bis um 9 Uhr nicht geregelt habe, regle ich heute nicht mehr. »Ich machte das nicht, weil ich nicht schlafen konnte oder weil mir das fürchterlich viel Spaß gemacht hätte, sondern weil ich mir sagte: Wenn ich meinen Tag geregelt haben will, muß ich um 7 Uhr ins Büro gehen und spätestens um halb 8 Uhr mit meiner Sekretärin den Tag

organisieren, ein paar Dinge vorbereiten und um 9 Uhr gehst du in die Besprechungen und bist bis abends beschäftigt. Und dann mußt du am Morgen wieder da sein. Im Ministerium war ich früh um 7 Uhr immer allein – es war noch keiner da. Es gibt eine Organisations-Bedingung, die dies sehr erleichtert: Der kurze Weg zur Arbeit.«

Erste Wohn-Sitze. Karl Ganser behält seinen Wohnsitz in München. Nur einmal wechselt er sein erstes Zuhause: 1986 nimmt er das Familien-Erbe im Dorf Breitental in Besitz – das Bauern-Haus mit dem großen Garten, dem Bächle, der alten Schmiede und dem Platz davor, in dem er einen Teil seiner Kindheit lebte. Er zieht dorthin um – und er bleibt darin ebenso ortstreu wie zuvor in München.

Eisenbahn-Fahrten. An jedem Wochenende fährt Karl Ganser dieselbe Strecke. Was macht er im Zug? »Der wöchentliche Rück-Weg vom Dienst am Freitag, die damaligen vier bis fünf Stunden, war dicht gefüllt: mit einer Akten-Tasche voller Schrift-Sätze, die so umfangreich waren, daß ich dafür während des Dienstes keine Zeit hatte.

Im Raufweg hab ich in der Regel Texte diktiert. Das haben meine Mitarbeiter überhaupt nicht verstanden und auch nicht gut gefunden. Es waren zusammenhängende Texte. Zwei Drittel für den Dienstbetrieb und ein Drittel für Vorträge oder Minister-Reden.

Dieses Diktieren von Texten für den Dienst-Betrieb kommt in einer Hierarchie nicht gut an: Denn die Leute sind gewöhnt, daß oben nicht gearbeitet und auch nicht geschrieben wird, sondern daß der Referent als Basis den Entwurf zu liefern hat. Dieser Entwurf läuft dann über Referat, Gruppe, Abteilung und Staatssekretär zum Minister. Alle schreiben ihre Mitzeichnung dazu: daß sie den Text gesehen hätten und einverstanden sind.

Wenn die Vorlage jedoch oben in der Hierarchie diktiert wird, dann entfällt das Bezeichnungs-Verfahren – eigentlich. Aber ich machte es umgekehrt: Ich schickte die Schriften zum Mitzeichnen nach unten. Das fanden die Mitarbeiter völlig pervers. Einige verweigerten die Mitzeichnung und sagten: ›Sie haben ja eh gesagt, wo es lang geht. Warum soll ich da mitzeichnen?‹ Ich antwortete: ›Ihr könnt das doch kritisch lesen und euch etwas dabei denken. Oder zumindest bekannt geben, daß ihr es gesehen habt.‹ Dann schrieben manche ›K.g.‹ drauf: ›Zur Kenntnis genommen.‹

Oder: Manchmal ging ich sogar allein in eine Besprechung. Ich wurde gefragt: ›Warum bringen Sie den Mitarbeiter nicht mit? Dann macht der Mitarbeiter das Protokoll.‹ Aber ich dachte: Dann dauert es vier Wochen, bis es überkommt – und ich muß es doch korrigieren.

Daher diktierte ich auf der Rückfahrt immer das Protokoll.

Daß ein Ministerialdirigent ein Protokoll macht, fanden sie völlig absurd, – aber es war in zwei Tagen fertig. Und es war dann so, wie ich es brauchte: um weiter handeln zu können.

Vor allem beschrieb ich immer genau, was danach zu passieren hat, – so daß die Arbeits-Vorbereitung für den Schritt danach schon stand.

In diesem Zusammenhang spielte die zusammenhängende Zeit auf der Bahn eine große Rolle.«

Quergedacht – bis in solche Situationen.

Zu Hause – am Wochenende

Arbeits-Tage und Wochen-Ende. »Ich hatte das Prinzip, das Wochenende in jeder Hinsicht von der Arbeit zu trennen: es zeitlich frei zu halten. Keine Termine am Wochenende! Damit war ich immer ganz bösartig. Viele Leute haben das nicht verstanden. Es gibt ja stets auch einiges an Partei-Arbeit. Aber ich sagte mir: Ich mache am Wochenende nichts. Macht, was ihr wollt, – ich mache es nicht. Ich trennte räumlich und sachlich.«

Der Freundes-Kreis. Dazu paßt, daß sein Freundes-Kreis nicht aus der Planungs-Szene stammt.

»Zwei Drittel der Freunde stammen aus meinem alten Sport-Verein. In der Kleinstadt ging ich in einen Verein und trieb dort relativ intensiv Sport. Wir sind in Leistungssport-Kategorien aufgerückt. Wir spielten Faustball – und brachten es bis in die Bundesliga, in die Nähe der deutschen Meisterschaft. Beim Faustball war ich Mittelmann. Und zweiter Schläger.«[1]

»In der kleinen Stadt waren wir ein typischer Akademiker-Sportverein. Fußball spielten die Jungen, die nicht zur Höheren Schule gingen. Die Faustball-Spieler waren alle in der Höheren Schule. Aus dieser Szene bildete sich ein akademischer Freundes-Kreis. Das gemeinsame Medium war die Kleinstadt – und der Sport-Verein.

Ich hatte zwar in München meinen Familien-Wohnsitz, aber im Durchschnitt fuhr ich von München alle 14 Tage in meine Kleinstadt zurück – zu meinen Eltern nach Krumbach. So brach der Bezug zum Geburtsort nicht ab. Man traf sich.

Die Freunde sind alles Mögliche geworden: Vermessungs-Ingenieure, Flurbereiniger, Physiker, Mathematiker, Handels-Vertreter.«

Er ist fast Vierzig, als er mit dem Leistungs-Sport aufhört. »Im Sport kommt nach etwa zehn Jahren die nächste Generation. Nach uns kam also eine zweite. Auch sie studierte. So stammt heute ein großer Teil meines Bekannten-Kreises aus der nachgewachsenen Generation.«

In Bad Godesberg spielt Karl Ganser mit jungen Mitarbeitern viele Jahre lang einmal in der Woche auf der Rigalschen Wiese Fußball. Heiner Monheim berichtet, dies habe den Krankenstand erheblich erhöht. Daher habe er, Monheim, als Alternative eine Volleyball-Mannschaft gegründet. Karl Ganser sah darin keine Konkurrenz.

Die Familie. Ruth Ganser arbeitete als Karthographin im Institut der Münchner Hochschule. »Ich bin in Dresden geboren, habe dann die berühmte Republikflucht angetreten. Letztendlich sind wir nach Garmisch-Partenkirchen gezogen. Und dann bin ich nach München gegangen. Und später hierher. Das hat gereizt. Ich war stadtmüde.«

Karl Ganser sagt von sich selbst, daß er kein Sammler ist, daß er mit wenigem auskommt – »aber meine Frau sammelt.« So ist die Wohnung belebt von vielerlei, das die Phantasie bewegt. Ein Zimmer ist voller Spielzeug aus dem Erzgebirge.

Karl Ganser ist auch mit Musik groß geworden. Er spielt Gitarre »und versteht sich auf bayrische Jodler und Gstanzel sowie Folklore aus aller Welt«.[2]

Surrealismus. Ulrich Eckert, Kommilitone der Münchner Zeit, erzählt: »Der Karl hatte einen runden Geburtstag. Da war die alte Clique vom Studium dabei. In der Schmiede ging es recht zünftig zu. Es war so um drei Uhr nachts. Und es spielte eine sehr gute Dixieland-Band

Original mit einer tollen Bassistin, die noch dazu sehr gut aussah.

Die alte Clique saß unmittelbar vor der Band um einen runden Tisch. Es war früher immer üblich bei uns, daß man ohne eine Miene zu verziehen auf etwas Spontanes hin so tat, als ob man das immer schon so wollte und dies längst klar war. Da lag ein Stapel Spielkarten und dann sagte einer meiner Leute: ›Weißt was, spielen wir Ratatouille?‹ – Ich sofort: ›Gute Idee!‹ – Das war ein völliger Phantasie-Name. Es gab das Spiel nicht. Er teilte Karten aus. Und er spielt raus – 2 und ein As und der Dritte irgendwas, und ich auch was, und mengt die Karten einfach. Der Zweier sticht alle anderen Karten. Nächste Runde. Die Karten werden ausgegeben. Der Letzte legt eine Karte verkehrt rum drauf. Alles sagt: Gemeinheit! So ging das laufend weiter. Immer mit irgendwelchen verrückten Dingen.

Einer von den Besuchern von weither saß am Nachbartisch und schaute uns über die Banklehne zu. ›Was spielen Sie denn da?‹ – ›Ratatouille.‹ – ›Wie sind da die Regeln?‹ – Antwort: ›Je nachdem.‹

Nächste Runde. Einer sticht alle anderen. – ›Also 5 sticht offensichtlich alles.‹ – ›Manchmal schon.‹ – Dann kommt die Bassistin und guckt zu. ›Darf ich auch mitspielen?‹ – ›Ja, logisch.‹ Ihr werden weitere vier Karten gegeben. Die nächste Runde nimmt sie zwei Karten und tut sie verdeckt drauf. ›Das ist wieder typisch: Mitspielen und gleich alles an sich reißen!‹ Sie sagt es mit triumphierendem Grinsen. Der fremde Besucher ist völlig irritiert: ›Kann man auch Karten umgekehrt hinlegen?‹ – ›Manchmal schon. Wollen Sie mitspielen?‹ – ›Ja schon, aber ich weiß nicht, was ich tun soll.‹ – ›Fantasie haben.‹ Bei dem Besucher hat mir Spaß gemacht, daß er das Spiel rational ergründen wollte – und sich einfach nicht vorstellen konnte, daß da jeder einen surrealistischen Blödsinn machte.«

Ruhrgebiet: die Verhältnisse

Die IBA wird eingefädelt

Zweifel. 1989 wird Karl Ganser Geschäftsführer der Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscher Park.

Ist die Position des IBA-Dirigenten ein Abstieg, ein Abschiebe-Job oder die Krönung von sehr viel langen Erfahrungen? Karl Ganser zögert mit der Antwort und sagt nach einer Weile des Schweigens: »Das weiß ich nicht. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich eine Position mit einem hohen Grad an Skepsis angenommen.«

Aber er nimmt sie. Dafür gibt es einen außerordentlich wichtigen Grund: Sie bietet ihm eine Perspektive, die alles aufnimmt, was er in den 30 Jahren zuvor an Erfahrungen und gewünschten Vorwärts-Bewegungen aufgesammelt hatte. Er wird es in 120 Projekte und einigem mehr einbringen.

Zwischen Spektakel und Vernunft. »Es gibt Situationen, wo man nicht mehr wählen kann. Es gab eine Zeit, wo wir uns sagten: Wir müssen noch etwas mehr für das Ruhrgebiet tun. Das war für mich die Zeit der sogenannten Aufbruch-Stimmung. Christoph Zöpel und ich überlegten immer wieder – hin- und her: Was von den Dingen, die scheinbar spektakulär sind, hat die relativ größte Vernunft?«

In diesem Satz steckt die Erfahrung, daß die Politik, die dieses Unternehmen beschließen muß, es vor allem als etwas Besonderes erlauben soll: daß sie damit etwas Spektakuläres verbinden will. Andererseits gehört es zum Spiel der Vernunft, der Vernunft so viel wie möglich Raum zu geben.

»Schließlich sagten wir: Also, wenn die [Politiker] schon irgendwas brauchen, was spektakulär ist, dann ist eine Bauausstellung noch relativ vernünftig. Dann entwickelten wir diesen Gedanken – und irgendwann hieß es: Jetzt geht's los.«

Die Qual der Wahl. »Für die IBA brauchte man einen Geschäftsleiter. Frage: Wer macht's denn? Das war der Punkt, wo man nicht mehr wählen konnte.«

Die Gründung der IBA fällt historisch mit dem Umzug von Städtebauminister Christoph Zöpel in die Bonner Politik zusammen – in den Bundestag. Hing sie damit zusammen? – »Nein. Das ist eher zufällig.«

Ministerium oder IBA? – »Wenn ich hätte wirklich völlig frei wählen können, wäre ich lieber im Ministerium geblieben.«

Ist die Wirkung, die Karl Ganser dort haben konnte, größer? – »Sicher. In der IBA habe ich formal keine Macht. Wir sind von anderen abhängig. Die Gemeinden müssen mit dir arbeiten wollen. Das Ministerium muß dir Geld geben.«

Tatsächlich hat Karl Ganser aber mit der IBA eine realisierte Planungs-Konstellation geschaffen, die im Gedächtnis bleibt – und dadurch auch für weiteres Planungs-Lernen weit eher zur Verfügung steht als die Tätigkeit im Ministerium. Unter diesem Aspekt ist der Aktions-Raum der IBA ein weitaus größerer.

Warum IBA im nördlichen Ruhrgebiet, im Emscher-Raum? »Das ist notwendig. Man muß hier etwas tun. Aber auch im Land. Da hätte ich unter der Landes-Perspektive gern noch ein paar Jahre weitergearbeitet.«

Repräsentation oder Struktur-Entwicklung? Internationale Bauausstellung – das klingt zunächst nach Repräsentation. Mit diesem Stichwort

wird die Politik, die stets repräsentationssüchtig ist, eingefangen. Aber Christoph Zöpel und Karl Ganser machen aus der IBA Emscher Park keine übliche Repräsentation eines Bundeslandes, sondern eine Strukturentwicklungs-Maßnahme zur umfangreichsten Regional-Entwicklung, die es bis dahin gab. Und dies in einer besonders schwierigen Region.

Der ständige Wandel in der Industrie-Epoche

Auf welche Verhältnisse treffen Karl Ganser und die IBA? Sie lassen sich nicht punktuell erklären. Man muß tief in die Struktur-Geschichte der Region greifen, um zu verstehen, was am Ende der 1980er Jahre anliegt, als die IBA entworfen wird.

Der ständige Wandel. Weit verbreitet ist ein falsches Bild der Industrie-Epoche: daß sie nur gelegentlich einen Wandel hat. Tatsächlich aber ist die gesamte Industrie-Epoche, die nun über 200 Jahre umfaßt, ein ständiger Prozeß des Wandels. Der Wandel gehört tiefgreifend zur Struktur. Immer ist dieser Wandel krisenhaft.

Neoliberale behaupten, daß sich der Wandel selbst steuere. Das Ruhrgebiet widerlegt diesen Euphemismus, der mit ideologischer Absicht durch die Medien gestreut wird. Ohne Regulative geht es darwinistisch zu: Auf dem Markt erledigen die Großen die Kleinen, um immer noch größer zu werden. Aber der Mythos, daß »groß« besser sei, ist längst widerlegt.

Der Ablauf des Wandels. Der Prozeß des Wandels verläuft unterschiedlich. Besonders gefährlich ist er in den Gegenden, wo eine ganze Region eine Monostruktur besitzt. Dann lebt sie hochgradig in Abhängigkeit von einer oder von wenigen Branchen. Wenn sie zusammenbricht, führt dies zu Katastrophen.

Dies wird in Belgien in der Kohlen-Region Borinage und in der Stahl-Region Lüttich sichtbar, in Frankreich im Kohle-Becken des Nordens und im Stahl-Bereich von Lothringen, in mehreren Bergbau-Gebieten in England und Wales sowie in den USA in der Stahl-Zone um Cleveland. Keine dieser Regionen vermochte sich jemals aus dem Würge-Griff der Depression zu befreien. Der Markt hat hier nicht das Geringste geregelt – er ließ die Regionen mit ihren Menschen allein. Wer aus den Regionen seine Gewinne zog, brachte sie anderswohin und war selbst am Schluß verschwunden.

In allen diesen Ländern hatte der Staat nicht reagierte. Aber in Nordrhein-Westfalen schaltete er sich schon um 1960 ein – nicht besonders wirksam, auch bei gutem Willen mit viel Irrtum – aber es gab dafür eine Tradition – geboren aus den Wurzeln des Sozialstaat-Gedankens.

Ruhr-Krise. Das Ruhrgebiet bietet in den 1980er Jahren das Bild einer zusammengebrochenen Industrie. Aber die Krise ist differenzierter. Seit es den Bergbau gibt, ist dieses Land ständig in der Krise – durch den immerwährenden Wandel.

Die Kohlen-Förderung beginnt im Süden – an der Ruhr. Der Absatz orientiert sich zunächst zum früh industrialisierten Tal der Wupper hin, nach Barmen und Elberfeld, dann auch ruhr- und rheinabwärts zu den niederländischen Städten.

Die kleinen Bergwerke haben kein Kapital, um sich die ständigen Verbesserungen der Technologie leisten zu können – daher schließen sie oder sie tun sich zusammen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickeln sich nördlich der Ruhr am Hang des Hellwegs Tiefbau-Zechen. Die meisten südlichen Zechen an der Ruhr können nicht mithalten – und müssen schließen. Ein wenig später entstehen im Emscher-Gebiet Zechen-Gi-

ganten mit rund 4.000 Menschen. Dies führt zur nächsten Schließungs-Welle: alle kleineren kommen nicht mit.

Nicht vergessen darf man, daß die Abwanderung der Eisen-Industrie aus den Mittelgebirgen zur Kohle ein zutiefst krisenhafter Prozeß für Bereiche ist, die weit umfangreicher als die Ruhr-Region sind.

In den 1920er Jahren können im globalen Wettkampf – das heißt im Anschluß an die Weltwirtschaft nur die Großzechen überleben. Mit umfangreichem Kapital sind sie in der Lage, noch stärker zu rationalisieren.

Bis dahin wurden die Potentiale an Arbeits-Kräften stets aufgefangen durch Wachstums-Bereiche. Nun entsteht zum ersten Mal Arbeitslosigkeit. Der NS-Staat steuert auf Wachstum durch Krieg und Eroberung – und fängt die Arbeitslosigkeit durch Kriegs-Wirtschaft auf. Zusammenbruch.

In den 1950er Jahren gibt es im Wiederaufbau eine Sonderkonjunktur.

1956 kommt das Öl und ersetzt langsam die Kohle – als Energie und als Grundstoff für die Chemie. Es hat eine ähnliche chemische Struktur. Sehr schnell konkurriert es die Kohle aus. Die Kohlen-Halden wachsen. Feierschichten. Vor allem ersetzt das Öl den Gebrauch der Kohle in der Chemie. Die Chemie hatte seit 1900 die Rentabilität der Kohle besorgt.

1959 ziehen 50.000 Bergleute mit schwarzen Fahnen und Transparenten nach Bonn. »Trotz Wirtschaftswunder Kumpel in Not.« Der Nachkriegstraum der immerwährenden Prosperität ist bald schon ausgeträumt.

Die innere Wahrheit des Zusammenbruchs der Montanindustrie ist: Ihre Eigentümer verlagern sie. Oder sie ziehen ihr Kapital ab und überlassen die Produktionen anderen Ländern. Das abgezogene Kapital investieren sie anderswo. Oft verlagern sie es aus der Produktion in die Dienstleistungs-Märkte oder in die Finanz-Märkte, in denen es spekulativ eingesetzt wird.

Interventionen des Sozialstaates

Das Arbeitskräfte-Potential, das in der großen Welle der Zechen-Schließungen in den 1960er Jahren entlassen wird, kann rund 20 Jahre lang durch die allgemeine Hochkonjunktur in der BRD aufgefangen werden. Und noch gibt es im Ruhrgebiet den Stahl und die Chemie.

Seit den 1970er Jahren wird der Bergbau in Phasen herunter geschrumpft. Arbeiteten im Bergbau am Anfang der 1960er Jahre noch über 600.000 Menschen, so sind es im Jahr 2006 nur noch 35.000. Angesichts dieser beiden Ziffern kann man ahnen, was der Wandel einer Region bedeutet – denn die Menschen verschwinden nicht vom Erdboden.

Im Sozialstaat der Nachkriegs-Zeit versucht die Landes-Regierung schon früh, die Krise, so weit es geht, zu steuern. Zunächst sorgt sie für eine auffangende Sozial-Politik. Dann erweitert sie das Programm: ein Verkehrs-System entsteht, mit dem die Arbeit auch in einiger Reich-Weite erreichbar wird.

Das ist gut gemeint und hat auch einige Wirkung: Die Landeshauptstadt Düsseldorf mit ihrem hoch industrialisierten Umfeld bietet in der Tat dem zusammenbrechenden Ruhrgebiet eine erstaunliche Fülle von Arbeits-Plätzen. Die Pendler-Züge am Morgen und am Abend beweisen es – bis heute. In den Medien erscheint dazu niemals eine einzige Zeile. Auch nicht zur Verflechtung vom Ruhrgebiet mit dem Rheinland.

Im Bündel damit entsteht aber auch eine tiefgreifend unsinnige Fehl-Planung. Um das öffentliche Verkehrs-System der ›Stadtbahn Ruhr‹ besser

auslasten und finanzieren zu können, soll der Wohnungs-Bau an Haltepunkten konzentriert werden: in Großwohn-Anlagen.

Damit eine umfangreiche Bevölkerung in diese ungeliebte Wohn-Form einzuziehen gezwungen wird, breitet sich in der Region mit teilweise staatlicher Finanzierung eine umfangreiche Wohnungs-Zerstörung aus: Flächen-Kahlschlag. Der Kern dieser Aktion ist ein immenses Spekulationswesen: die Alt-Besitzer der Zechen versilbern ihren Boden-Besitz.

Versachtung des Wandels. Der ständige krisenhafte Wandel wird immerzu versachtet. Lange Zeit geschieht dies durch das Wachstum, das sich jeweils in geringer Entfernung abspielt. In den Wellen-Bewegungen schaffen sich die aufgegebenen Streifen der Region langsam Kompensationen.

Aber als das Konjunktur-Wachstum in den 1970er Jahren nachläßt und in den 1980er Jahren stagniert, gerät der nördliche Teil des Ruhrgebietes in große Schwierigkeiten. Vor allem, weil nun auch die Stahl-Produktion zusammen bricht. Die Versachtung wird zum größten Teil durch Frühverrentung, also durch die Renten-Kasse, geleistet.

Die Rezession 1966/1967 wirkt als Schock, ist aber nur eine harmlose Abschwächung der Konjunktur. Die Arbeitslosigkeit in der BRD steigt von zwei auf fünf Prozent. Daraufhin gibt es gewaltige politische Reaktionen. Die bis dahin unangefochtenen Konservativen verlieren ihre Mehrheit.

In der Zeit von Ludwig Erhard werden die wirtschaftlichen Entwicklungen allenfalls moderiert, unter der sozialliberalen Koalition mit dem sozialdemokratischen Wirtschaftsminister Karl Schiller dann staatlich beeinflußt.

Versuche staatlicher Steuerung. In der Rezession 1966/1967 wird das Grundgesetz geändert: für »Gemeinschaftsaufgaben«: regionale Wirtschaftsförderung, Hochschulbau, Verbesserung der Agrarstruktur. Und für Gemeinschaftsfinanzierung: für den Ausbau der Verkehrswege in den Kommunen und die Städtebauförderung.

Tiefgreifende Reformen des staatlichen Steuerungs-Systems – nach dem englischen Wirtschafts-Theoretiker John Maynard Keynes – werden initiiert, in der Hoffnung, konjunkturelle Schwankungen glätten zu können. In Rezessionen: Staatsausgaben vermehren. Im Wachstum: sie zurücknehmen. Im Ruhrgebiet entsteht 1968 der »Jahrhundertvertrag«: Er regelt den Einsatz der heimischen Kohle in der Energiewirtschaft. Im »Hüttenvertrag« verpflichten sich 1968 die Stahlunternehmen, einen Teil ihres Koks-Bedarfs bei der Ruhrkohle zu decken. Die Preis-Differenz zahlt der Staat.

Ansätze zu umfassenden Stadtentwicklungsplanungen entstehen. Vorreiter war: München (das sie jedoch nach kurzer Zeit aufgab). Im Westen wird das Nordrhein-Westfalen-Programm 1975 beschlossen.

Der Bund stellt in den frühen 1970er Jahren ein Raumordnungsprogramm auf.

Es entwickelt sich die staatliche Vorsorge für den Umwelt-Bereich als politische Aufgabe.

Anfangs bei den Innenministern werden Umwelt-Ministerien eingerichtet.

Die sozialdemokratische Politik in NRW, von Johannes Rau geführt, federt ab. Dafür gibt es, weil Sozialdemokraten dies weder zu kommunizieren verstehen noch ein Gedächtnis dafür haben, nicht viel Dank. Objektiv haben sie immense Verdienste.

In der Tradition der staatlichen Steuerung als regionaler Ausgleich steht die Maßnahme des Landes NRW: die IBA. In der Sache schlug sie völlig andere Wege ein als herkömmlich.

Spezifische Struktur-Mängel der Region

Mangel an anderen Industrien. Weil sich die Industrie an der Ruhr zu riesiger Größe entwickelt, begnügt sich die Region im wesentlichen mit den Produktionen von Kohle, Chemie und Stahl. Sie zieht auch deshalb wenig Mittel- und Kleinindustrie an, weil sie ihr Potential an Arbeits-Kräften nicht in Konkurrenzen gefährden will.

Dieser volkswirtschaftliche Mangel wirkt sich jedoch seit den 1970er Jahren immer nachteiliger aus. Denn weitere Industrien müßten den Zusammenbruch von Kohle und Stahl kompensieren.

Kapital-Entzug. Längere Zeit wird das Gewinn-Kapital, mit dem vorbereitend Ersatz-Industrien hätten aufgebaut werden können, nach außen abgegeben, statt in der Region für den Struktur-Wandel zur Verfügung zu stehen. Die Unternehmens-Führungen interessieren sich nicht für die Region, die gewerkschaftlichen Aufsichtsräte in der Mitbestimmung erkennen den Zusammenhang nicht.

Hinterhof. Die Krise trat in den 1970er/198oer Jahren besonders krass im nördlichen Ruhrgebiet, an der Emscher, zu Tage. Von den »Metropolen« (Essen, Bochum und Dortmund) an der südlichen Hellweg-Achse wird dieser Bereich als »Hinterhof des Ruhrgebietes« abgeschrieben. Insgeheim, aber faktisch wirkungsvoll weisen die großen Städte am Hellweg der Emscher-Zone die Funktion einer Müll-Schiene der Region zu.

Cloaca maxima. Dies begann bereits um 1900 mit der Funktions-Trennung der Flüsse: Die Abwässer des gesamten Gebietes, aus Haushalt und Industrie, wurden in die Emscher geleitet. Dafür wurde der Fluß zur offenen Beton-Rinne umgebaut – zu einer Cloaca maxima. Die Ruhr wurde langsam gesäubert: für die Gewinnung von Trinkwasser.

Abfall-Hügel. An der Emscher entlang entstanden neben den Großzechen aus den mit der Kohle ans Tageslicht kommenden und ausgesiebten Gesteins-Berge gigantische Halden.

Der Kommunalverband Ruhr (KVR, heute RVR) läßt diese Abfall-Hügel ausgezeichnet begrünen.

Müll-Halden. Neben den Zechen-Halden wuchsen weitere riesige Abfall-Deponien. Mit ihrem Gas und weiteren giftigen Stoffen gerieten sie zu Problem-Trägern. Die gängige euphemistische Typologie, die in der Politik und in der Publizität schlimme Zustände positiv darstellt, stellte das Emscher-Gebiet als ›Entsorgungs-Park‹ dar.

Kohle-Kraftwerke und Müll-Verbrennung. In der Emscher-Region entstanden mit der Ausbreitung der Elektrizität seit der Jahrhundertwende gigantische Kohle-Kraftwerke – immer größer, mit immer höheren Schornsteinen.

Ein Teil von ihnen wurde umgewandelt in Müllverbrennnungs-Anlagen. Zusätzlich zu ihnen plante in den 1980er Jahren der nordrhein-westfälische Umweltminister eine Folge von Giftmüll-Verbrennungsanlagen.

Der unaufbereitete Nachlaß. Was hinterließen die gestorbenen Großindustrien? Was bedeutet die Tatsache, daß Städte, die durch den Bergbau entstanden und durch ihn prosperierten, keine Bergbau-Städte mehr sind? Wie sieht der unaufgearbeitete Nachlaß aus?

In Gelsenkirchen gibt es 1990 auf acht Prozent des Stadt-Gebietes riesige Areale mit Altlasten. Hinzu kommen Berg-Senkungen, Entwässerungs-Probleme, Gewerbe-, Industrie- und Verkehrs-Brachen.

Anstand und Menschlichkeit hätten erfordert, damit nicht weitgehend zynisch und verantwortungslos umzugehen – wie wir es zum Teil noch nach dem Jahr 2000 erleben.

Panik-Reaktionen. Das Vakuum des Verfalls erzeugt negativen Druck. In Panik geraten, ohnehin niemals auf Qualität hin orientiert, reagiert die Region mit kurzatmigem Greifen nach jedem Stroh-Halm.

Spekulanten bluffen erfolgreich mit Arbeitsplatz-Ziffern, die sie niemals erfüllen. In keinem vernünftigen Verhältnis stehen Flächen-Verbrauch für Transport-Unternehmen und ihre Beschäftigten-Zahl.

Lager – Filz – Opportunismus. Seit langer Zeit war eine »Lager-Mentalität« gewachsen, besonders sichtbar in Essen: Wer etwas auf sich hielt, suchte eine Wohnung im Essener Süden. Dies wurde in den 1920er Jahren offiziell zur städtischen Planungs-Politik erklärt.

In einem solchen Geflecht herrschte der Opportunismus. Dies alles begünstigte die Tradition von »Filz« in sämtlichen herrschenden Funktions-Eliten.

Die 1980er Jahre sind im Ruhrgebiet gekennzeichnet von Bewegungs-Armut, Phantasielosigkeit und Aggression gegen jede Art von intelligenten Vorschlägen.

Die Region, die sich einst durch gigantische Leistungen in vielen Bereichen in der Republik eine führende Position erworben hatte, ist nun ausgeblutet und herunter gekommen. Ihr droht das Schicksal anderer europäischer Regionen nach dem Zusammenfall ihrer Monostrukturen.

Feudale Strukturen. Hundert Jahre lang hatten die wirtschaftlich Führenden im Bund mit der Politik systematisch weitere Industrien daran gehindert, im Ruhrgebiet Fuß zu fassen. Die Ansiedlung von Opel in Bochum (1962 fertig gestellt),[1] eine der wenigen Ausnahmen, war ein Drama, die Verhinderung der Ansiedlung von Ford in Herne eine Katastrophe.

Das Ruhrgebiet wird lange Zeit von geradezu feudalen Strukturen beherrscht. Dabei spielen alle zusammen. Die Industriellen bilden ein Honoratioren-Gesellschaft. Die Gewerkschaften erhalten einen Anteil am Kuchen und dürfen ihn als Wohltaten unter ihren Mitgliedern verteilen – so entstand eine behäbige Loyalität und auch eine Abgrenzung der Reviere. Sozialdemokraten fügen sich diesem System nahtlos ein. In den wirtschaftlich guten Jahren gibt es allerlei zu verteilen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind fest gefügt.

Kritisches Potential und Vorbereiter

Den Problemen des langen Struktur-Wandels steht lange Zeit wenig Aufbegehren gegenüber. Die Verhaltens-Weisen sind gelähmt von Angst vor weiteren Arbeitsplatz-Verlusten. Daneben gibt es vor allem Gleichgültigkeit. Und Resignation. Und Führungen der sozialen Bewegungen, die aus vielerlei Gründen ihren Frieden mit den Managern gemacht hatten: Um Linsengerichte in guten Zeiten, domptieren sie ihre Arbeiter und lassen ihre Widerständigkeit ins Leere laufen.

Kritisches Potential. Im Bauhaus Dessau sagt 1996 Gerd Seltmann, der Vize-Chef der IBA war und dann Chef eines ähnlichen Unternehmens in Sachsen-Anhalt, zum Autor: »Für die IBA war wichtig, daß es im Ruhrgebiet ein kritisches Potential gab – in Form von Bürgerinitiativen und vielen Experten.«

Dieses Potential wäre eine umfangreichen Untersuchung wert, an dieser Stelle kann jedoch nur weniges skizziert werden. In den 1970er Jahren gebiert das Elend der Bewohner-Vertreibung durch Flächen-Kahlschlag der Arbeiter-Siedlungen eine offene Wut: angeregt von der 1968er Bewegung entstehen 50 Bürgerinitiativen. Diese schließen Bündnisse mit einer großen Zahl von Intellektuellen. Damit verstärken sie den

sozialen Impuls durch neue Potentiale von Experten-Wissen. Dieses orientiert sich in einem solchen Verbund nun anders: sozial-kulturell.

Der Widerstand beginnt 1972 in der ältesten Siedlung der Region, in Eisenheim in Oberhausen. Karl Ganser: »Die Bedeutung von Eisenheim besteht darin, daß hier Bürger zum ersten Mal in der Region der Spekulation erfolgreich einen Riegel vorgeschoben haben.« Sie setzten sich ein einem fast sechsjährigen Kampf durch: gegen den Stahl-Konzern Thyssen. In dieser Auseinandersetzung betrieben sie in erheblichem Umfang Städtebau-Politik. Sie hatte unter anderem das Ergebnis, daß ein Städtebauministerium entstand.



Das erste Buch zur dramatischen Rettung der ältesten Ruhr-Siedlung Eisenheim in Oberhausen





Bürgerinitiative zur Bürger-Gesellschaft: der legendäre Walter Brenk in der Siedlung Flöz Dikkebank in Gelsenkirchen

Am Beginn der IBA kamen viele Projektvorschläge aus Initiativen.

Widersprüchlichkeit der 1980er Jahre. In diesen Jahren laufen die gefügten Verhältnisse behäbig, aber nun mit einer depressiven Stimmung weiter. Die Unbeweglichkeit nimmt zu. Daran erheblich beteiligt ist die Großwetterlage, in der der Neoliberalismus faktisch und mental vehement im Vormarsch

ist. Die Neo-Liberalen werden laut. Sie fordern: Abkehr von Keynes. Und staatliche Deregulierung für ungehemmte Gewinn-Maximierung. Der Staat wird durch Steuer-Entlastungen verarmt – und damit seine Leistungs-Fähigkeit gemindert. Nun beginnt die phasenweise Demontage der öffentlichen Hand. Die ausgleichs-orientierte regionale Politik wird in Frage gestellt.

Die Gegenkräfte starren jedoch gebannt wie das Kaninchen auf die Schlange und handeln kaum noch.

In diesen 1980er Jahren wird von der erstaunlichen Tätigkeit des Zöpel-/Ganser-Ministeriums, das völlig gegen den Trend konzipiert und wirksam ist, seltsamerweise im Ruhrgebiet sehr wenig und nur punktuell wahrgenommen. Dies liegt auch daran, daß die Großstädte am Hellweg, geprägt von Arroganz und Unbeweglichkeit, sich den Innovationen aus dem Ministerium nur selten öffneten.

Christoph Zöpel und Karl Ganser bleiben absichtsvoll auf Distanz zu den Medien, von denen besonders Christoph Zöpel annimmt, daß sie innovative Prozesse eher stören als sie zu fördern.

›Grüne Mitte Oberhausen‹. Die erste Aktion in Richtung Landschafts-Ökologie in der Region geschieht in Oberhausen – mit Förderung des Ministeriums. Hier entwerfen in den 1980er Jahren Planungs-Dezernent Dr. Hans Otto Schulte, Dieter Blase und Manfred Demann in listigem Alleingang mit Quer-Denken eine Umwandlungs-Strategie.

Nach ihrem Konzept »Grüne Mitte Oberhausen« (1982ff.) und mit dem Motto »Aus Grau mach Grün!« soll die ökonomische Erneuerung über den Weg der ökologischen Erneuerung laufen. Sie sagen: Nur in einem intakten Umfeld sei es möglich, Gewerbe anzusiedeln, deren Mitarbeiter aufgrund ihrer qualifizierten Arbeits-Struktur qualifizierte Ansprüche an Umwelt und Kultur stellen.

Mit Hans Otto Schulte befreundet ist der Architekt Werner Ruhnau, der in den 1950er/1960er Jahren im Theater Gelsenkirchen (1956) und in der Herta-Fabrik Herten (1965, 1968/1971) eine umfangreiche künstlerische Tätigkeit inszenierte.

Von dorther kommt die Anregung, in diese Strategie eine kulturell-künstlerische Ebene einzuziehen.

Mit der lokalen Politik und Verwaltung hat dies überhaupt nichts zu tun. Otto Schulte und seine Leute können sich einzig durch individuelle Geschicklichkeit über Wasser halten – und durch die Förderung von Städtebauminister Christoph Zöpel und Karl Ganser.

Diese erkennen sofort, was in Oberhausen geschieht. Und wenn von außen Geld in die Kommune kommt, können die Machthaber kaum mehr Nein sagen.

Zu dieser Aktion gehört auch die Tätigkeit von Künstlern: findig werden sie als »Vorarbeiter« eingestellt. So entsteht ein »Öko-Kunst-Pfad« am Rhein-Herne-Kanal: LandArt, Verwandlungen von Kriegs- und Industrie-Ruinen zu Kunst-Objekten, Bildern, Skulpturen und Environments.

Zwei Schienen der IBA Berlin. In Berlin führt die Insel-Lage zwischen Ost und West, die nur durch hohe Subvention lebensfähig erhalten werden kann, in den 1980er Jahren zu einer eigentümlichen Zweischichtigkeit der ›Internationalen Bauausstellung‹ (IBA). Diese ist zunächst als ein Beitrag zum bereits jahrzehntelangen Wettbewerb zweier politischer Systeme entstanden

Es sollen Repräsentations-Bauten präsentiert werden – mit einem Glanz, die vom Schein der ständigen Innovation wenig begründeter Reize lebt.

Dagegen entstehen heftige Proteste mit bürgerschaftlichem Ungehorsam, vor allem durch Haus-Besetzungen. Diese Proteste fordern ein: die Bewälti-

gung einer Fülle von inneren Problemen Berlins.

Die Proteste sind so wirksam, daß sie den Senat dazu bringen, eine zweite Schiene einzurichten: um ein gesellschaftliches Feld kulturell aufzuarbeiten. In den »Strategien für Kreuzberg«, geleitet von Prof. Hardt-Waltherr Hämer, verbinden sich Stadtplanung und Wohnungsbau mit Sozialpolitik und Sozio-Kultur.

Die IBA in Berlin hat einen langen Vorlauf – seit 1977. Insgesamt läuft sie zehn Jahre, offiziell nur drei: 1984 bis 1987.[2]

Die Konzeption der IBA in der Ruhr-Region. An die »Strategien für Kreuzberg« knüpft die IBA im Ruhrgebiet an. Die Idee zu dieser IBA entsteht 1987, als die IBA in Berlin endet.

Welchen Zusammenhang gab es mit Hardt-Waltherr Hämer? – Karl Ganser: »Der Zusammenhang war lose.« Er lernte Hardt-Waltherr Hämer 1964/1965 in Ingolstadt kennen. »Ich machte damals eine Grundlagen-Untersuchung – an der Hochschule. Hämer hatte sein Stadt-Theater in Ingolstadt schon gebaut. Dann riß der Kontakt ab. Er kam erst wieder zustande mit der IBA Berlin.

Bevor Hämer die IBA in Berlin gemacht hat, hatte er immer schon ein Verständnis für Sozialarbeit. Schon zu den Zeiten, als wir das Städtebau-Förderungs-Gesetz gemacht haben. Das war ein Vorläufer für etwas, das als Sozialarbeit konzipiert war und nicht als Bau-Arbeit. Dabei hatte Hämer eine Rolle gespielt.«

In Berlin mündeten Proteste gegen Abriß und Wohnungs-Not 1977 in den Wettbewerb »Strategien für Kreuzberg«. Seit 1979 kam es zu umfangreichen »Instand-Besetzungen«. Dies war der Ausgangs-Punkt für die IBA-Altbau – dirigiert von Hardt-Waltherr Hämer. Von 1986 bis 1992 arbeitete in der Nachfolge der IBA die von Hämer gegründete S.T.E.R.N. GmbH – mit derselben Mannschaft.

1988 konzipiert Karl Ganser in aller Stille seine IBA. Dafür lädt er Hardt-Waltherr Hämer zum Gedanken-Austausch ein. »Damals zeigte ich verschiedenen Leuten einiges, ohne ihnen zu sagen, was ich vor habe. Ich führte die Leute drei Tage durch's Ruhrgebiet und machte mir dabei ein Bild davon, ob sie als IBA-Direktoren geeignet sind. Bei dieser Rundreise war Hardt-Waltherr Hämer dabei, obwohl ich wußte: Er kann kein IBA-Direktor werden – dazu war er schon zu alt. Er hat sich alles angeguckt und wohlwollend begleitet.«

Die Ausbreitung der IBA-Idee. Peter Zlonicky: »Entscheidend ist wohl die Exkursion von Karl Ganser und Christoph Zöpel zur IBA in Berlin, die Hardt Waltherr Hämer machte. Dort denken die beiden, daß man dies in größerem Umfang machen kann – nämlich regional.

Karl Ganser hat offensichtlich schon 1970 – in seinem Artikel in der Stadtbauwelt dokumentiert es sich – die Auffassung, daß sich die Dinge nicht innerhalb der Stadt-Grenzen abspielen, die für ihn nicht mehr bedeutend sind, sondern in den Verflechtungen der Städte, in der Region.«

Wie ein Wunder. Aber in den 1990er Jahren rollt Karl Ganser mit der IBA das Ruhrgebiet in fulminanter Weise auf – eine geniale Leistung.

Dies ist offensichtlich auch deshalb so erfolgreich, weil es nicht in der Weise konzipiert und realisiert wird, wie man es sich in der politischen Diskussion und in politischem Wortschatz vorstellt, sondern völlig anders.

Daß dies an der Sache geschehen kann, wirkt in der politischen Landschaft wie ein Wunder – denn zuvor war undenkbar und unrealisierbar, daß so etwas die Zustimmung der Entscheider gefunden hätte.

Die IBA fädelt sich ein

Die schwierige Szenerie. Karl Ganser weiß, daß er mit der IBA Emscher Park ein schwieriges Feld betritt.

Zunächst: Jedes Feld in der Republik ist schwierig. Die IBA kommt in einer Zeit, die besonders stark von mentaler Stagnation und Depression geprägt ist.

Wer vermutet, daß der Sieges-Zug der Mikroelektronik die Köpfe öffnet, wird enttäuscht. Die Offenheit für Innovationen beschränkt sich auf die Anwendung dieser Technologie. Sie wird begleitet vom Werbe-Getöse für den Absatz dieser Produkte.

Außerhalb dessen bleibt die Region innovationsfeindlich. Auf das Zusammenfallen der Giganten von Kohle und Stahl reagieren die Führungs-Eliten mit Abwehr. Umdenken ist nicht gefragt und wird nicht angeregt.

Bei ihrem Eintritt in die Szenerie wird die IBA Emscher Park nur am Rand registriert. Aber dies nutzt ihr.

Neu ist auch, daß eine Aktion wie die IBA sich zwar nicht aus den Medien heraus hält, sich jedoch hochgradig ihrer Arbeit widmet – im Gegensatz zu vielen politischen Verfahren, in denen die Ankündigungen die größte Rolle spielen – und dann nur wenig Substanz geliefert wird.

IBA und Partei-Taktik. Typisch ist die Verarbeitung der IBA im gewohnten und gewöhnlichen Raster der Politik, das nicht in der Lage ist, den Kern der Sache zu erkennen. Karl Ganser analysiert ein Beispiel dafür so: »Die Grünen sagen: Die IBA ist ein Schach-Zug, um der schlechten SPD über die Runden zu helfen. Das stimmt sogar.«

Aber die IBA hat mit derlei Spielen nicht das Geringste zu tun. »Wo es solche Interpretationen gibt, sind sie Auswirkungen der IBA, in denen keinerlei Absicht der IBA selbst steckt. Wenn du bloß ein Wahltaktiker bist, hast du immer ein Problem.«

Karl Ganser versteht es, zehn Jahre lang die IBA aus aller Parteien-Taktik heraus zu halten.

Kaum jemand weiß, daß er Mitglied in der sozialdemokratischen Partei ist.

Die Konstruktion der IBA. In solche Verhältnisse hinein wird die IBA Emscher Park konstruiert. Von außen. Die Nachdenklichen in der Region können bereits ahnen, was sie bedeutet. Im Laufe des Prozesses bleiben viele Menschen blind dafür, aber erstaunlich viele begreifen auch, daß hier ein weltweit einzigartiges Unternehmen zur Entwicklung einer Krisen-Region begründet ist und abläuft. Wer genauer analysiert, erkennt auch den einzigartigen Erfolg. Dies ist entscheidend das Werk des Dirigenten, der dieses Unternehmen mit Quer-Denken, Strategie und Dynamik lenkt.

Karl Ganser (1988): »Wir brauchen einen Sack voll Ideen. Ideen utopisch-sozialer Natur. Wir haben genügend Standorte, aber zu wenig Ideen. Wir brauchen mehr Menschen und wirklich Interessierte. Wir müssen Ideen-Träger herbeibringen. Auch aus dem internationalen Bereich.«

Dies kann auch heute, fast ein Jahrzehnt später, die wichtigste Herausforderung für die Region sein.

IBA Emscher Park

Der eigene Weg

Überlegungen. In den 1980er Jahren erscheint in den Reflexionen über das Ruhrgebiet, die beim Zusammenbruch der Stahl-Industrie entstehen, ein Spektrum an Feststellungen.

Karl Ganser: »Ins Revier läuft viel Geld, aber die Wirkung ist nicht groß. Notwendig ist ein Qualifikations-Faden für das Investieren im Ruhrgebiet.«

»Das Nachdenken über effizientere Strukturen bei staatlichen Programmen ist ein Dauerthema.«[1]

Er fügt eine dann sehr wichtig werdende Differenzierung hinzu: »Die Maßnahmen sollen aus den örtlichen Situationen heraus erarbeitet werden.«

Eine zweite Differenzierung: »Eines der Ziele ist auch die Umknetbarkeit der öffentlichen Haushalte.«

Hinzu setzt er drittens eine bedeutsame strategische Maxime, die aus seiner langen Erfahrung stammt und völlig gegen den Strich der üblichen Denk-Weise läuft: »Es gibt nicht Städte, sondern personale Konstellationen.« Dies bedeutet: Man kann nur innovativ arbeiten, wenn es dazu auch aufgeschlossene und aktive Personen gibt.«

Auswahl. Warum wird die Emscher-Region ausgewählt? – Weil hier die Struktur-Krise besonders krass zutage tritt. Erster Hinweis: Allein in Oberhausen liegen insgesamt fünf Prozent der Stadt-Fläche (500 Hektar) brach, in anderen Städten noch mehr.

Ein wichtiges Problem besteht darin, das Macht-Gefälle der Hellweg-Zone über die Emscher-Zone aufzuheben. Der wohlhabende Süden des Gebietes hatte die stadtplanerisch schwierigen Funktionen weitgehend in den Norden geschoben.

Der eigene Weg. Die Planerin Marlene Zlonicky-Krawietz über das ›Mängel-Shifting‹: »Die Süd-Städte am Hellweg wollten die Nord-Städte an der Emscher eingemeinden. Als Abwehr entwickelte der Planungsamts-Leiter der Stadt Herne, Max Leyh, seine eigene Philosophie: Der Norden darf kein Wurm-Fortsatz und Hinterhof sein, sondern muß sich auf eigene Weise entwickeln. Dazu gab er eine Studie in Auftrag. Sie verhinderte 1975 die Eingemeindung von Herne nach Bochum.

Die Denk-Kette ist spannend. Wenn ein armer und ein reicher Nachbar sich zusammentun, bleibt der arme immer arm. Das ist die alte Erfahrung der armen Verwandtschaft. Der Reiche läuft immer voraus, die Ziel-Latte wird immer weiter nach vorn gezogen, die Differenz ist nie einholbar. Daher müssen die Armen ihre eigenen und spezifischen Programme entwickeln«.[2]

Daten zur IBA

Das IBA-Gebiet umfaßt einen Teilbereich der Region: ein weites Areal von 800 Quadratkilometer Umfang – beiderseits von Emscher und Rhein-Herne-Kanal – zwischen Duisburg und Bergkamen. Mit 17 Städten und zwei Kreisen. In einer Ausdehnung von über 100 Kilometern. Linksrheinisch von Kamp-Lintfort bis weit im Osten Bönen. Hier leben rund zwei Millionen Menschen.

Verlaufs-Daten. 1987 entsteht die Idee. Christoph Zöpel: »Den Gedanken, die IBA wirklich zu wollen, hatten wir am Faschingsdienstag des Jahres 1987. Da haben wir gesagt: Das machen wir!«



Die Internationale Bauausstellung (IBA) Emscher Park startet im Musiktheater von Werner Ruhnau in Gelsenkirchen

Karl Ganser formuliert den Gedanken, Christoph Zöpel legt ihn dem Ministerpräsidenten Johannes Rau vor. Aber dort wird er noch nicht verstanden. Ein Jahr liegt er auf Eis.[3]

Im Zug auf dem Weg nach Süden formuliert er auf zwanzig Seiten den ersten Text zur IBA.

Am 4. Mai 1987 beschließt das Landes-Kabinett die Internationale Bauausstellung mit dem Namen IBA Emscher Park zu veranstalten.

Im November 1987 wird die IBA Gesellschaft gegründet.

Mai 1988: Ministerpräsident Johannes Rau kündigt die IBA an.

November 1988: Das Kabinett beschließt das Programm und gibt das ›Memorandum I‹ bekannt. Erstmals in der Geschichte der Bauausstellungen soll ein integriertes Strukturprogramm in einer alten Industrieregion entwickelt werden.

Im Dezember 1988 wird die GmbH gegründet: als Gesellschaft des Landes zur Steuerung des Unternehmens.[4] Als Geschäftsführer der IBA wird Prof. Dr. Karl Ganser berufen.

Am 16. Dezember 1988 wird die IBA im Musiktheater in Gelsenkirchen eröffnet – symbolisch im wichtigsten Architektur-Dokument der reformorientierten Moderne – im Theater Gelsenkirchen (1956 von Werner Ruhnau). Das erste Memorandum erscheint: Die IBA ist eine »ungewöhnliche Art der Regionalpolitik, mit dem Schwerpunkt, Landschaftsqualität und Stadtqualität wieder aufzubauen« – ein Struktur-Programm zur Regional-Entwicklung. Karl Ganser: »Das Anspruchsvollste, was man an Bauausstellungen sich bislang vorgenommen hat.«

Am 5. Mai 1989 startet die IBA Gesellschaft. 35 Mio. DM sind bereit gestellt.

Mai 1989: 1. und 2. offener Aufruf für IBA-Ideen und Projekte. 400 Projekt-Ideen gehen ein. 56 Projekte sollen realisiert werden.

1990/1994: 60 Wettbewerbe oder wettbewerbsähnliche Verfahren.

1990: Internationale Präsentation der Planung.

Ab 1991: Realisierung von Projekten.

1990 Internationaler Wettbewerb für das Merkzeichen IBA.[5]

1994 macht die IBA eine Zwischenpräsentation: mit einer zentralen Ausstellung nebenan – im ›Lichthof‹, einer Maschinen-Halle (um 1905, um 1930 umgebaut).

1996: Memorandum II.

1996 entscheidet sich die Bundesregierung, auf der VI. Architektur-Biennale in Venedig nicht den Ausbau Berlins zur Hauptstadt auszustellen, sondern den Umbau der Industrie-Gesellschaft: am Beispiel des Ruhrgebietes.[6] Dies wird heftig kritisiert, aber es ist richtig. Denn methodisch ist die IBA dem Regierungs-Ausbau um Längen überlegen.

1997: Ausstellung der IBA auf der Biennale in Venedig. Karl Ganser fliegt die Leute, die bei der IBA in wichtiger Weise mitarbeiten, hin.

1999: IBA-Aktion ›Gastgeber im Ruhrgebiet‹.

Sommer 1999: Abschluß-Präsentation ›Finale‹ im ganzen IBA-Gebiet.

Arbeits-Sitz: in Gelsenkirchen – auf dem symbolisch aufgeladenen Terrain der stillgelegten Zeche Rhein-Elbe, der Keimzelle der Gelsenkirchener Bergwerks AG, einst der größten Zechen-Gesellschaft Europas. Das Transformatoren-Haus (Leithestraße 35) wird 1990 von den Architekten Heinrich Böll und Hans Krabel umgebaut. Daß der IBA-Sitz in der Transformatoren-Zentrale ist, liest der Geographen-Kollege Heiner Dürr (Universität Bochum) auch als Symbol: Erneut geht es um Transformation, um Umformen, um Wandeln, um Umspannen.

In dem freundlichen Gebäude arbeitet der Stab: mit den Bereichs-Leitern und den Service-Diensten. Um überschaubar

zu sein, ist der Stab absichtsvoll klein gehalten: 36 Personen.

Nach dem IBA-Finale 1999 erhält in diesem Haus im Jahr 2000 das Theater-Festival ›Triennale im Ruhrgebiet‹ seinen Arbeits-Sitz.

Nebenan bauen Heinrich Böll und Hans Krabel die Telefon-Zentrale zum Gäste-Haus um. Karl Ganser hat darin seine »Zweit-Wohnung«.

Die vier Ebenen der Planung

1. Ebene: Leitplanung für den gesamten Emscher Landschaftspark (320 Quadratkilometer, 2,5 Millionen Einwohner). Übergreifende Ziele.

2. Ebene: Rahmen-Planung der sechs Grün-Züge.

3. Ebene: Park-Projekte.

4. Ebene: Kleinteilige Maßnahmen des Ökologie-Programms Emscher-Lippe in einem fünfjährigen Prozeß. In vielen Projekten schafft es Biotop-Schutz, begrünt und finanziert Wege-Bau.

Sieben Leit-Projekte (1989)

1. Wiederaufbau der Landschaft entlang der Emscher und dem Rhein-Herne-Kanal.

2. Ökologische Verbesserung des Emscher-Systems.

3. Ausbau der Wasser-Flächen zu Erlebnis-Räumen.

4. Industrie-Denkmäler als Kultur-Träger begreifen, pflegen und umzunutzen. Sie »für die historische und kulturelle Identität dieser Region mehr als bisher bewußt zu machen.«

5. Arbeiten im Park.

6. Neue Wohnformen. Drei Aufgaben: Erneuerung von Werkssiedlungen »nach sozialen und ökologischen Gesichtspunkten«, Entwurf von »Siedlungen der Zukunft« und die Ermunterung zu »gemeinschaftlichen Wohnformen«.

7. Neue Angebote für die Freizeit: für soziale, kulturelle und sportliche Tätigkeiten.

Im Kuratorium sitzt das gesamte Nordrhein-Westfalen-Kabinett. »Zu den Sitzungen ist es regelmäßig da«, berichtet die Chef-Sekretärin Christel Schwarz.

Der Lenkungskreis ist das nächste Entscheidungs-Gremium. Den Vorsitz hat jeweils der Bauminister. Mit Christoph Zöpel fängt es an, dann kommt ein Nachfolger Franz Josef Kniola (1990/1995), nach ihm Ilse Brusis (1995/1998), schließlich Michael Vesper (1998/2005). »Auch sie sind regelmäßig da.« Und es kommen aus allen Ressorts die Abteilungsleiter der Ministerien. Alle Oberbürgermeister und Stadtdirektoren.

Schau-Plätze. Die IBA hat rund 120 Projekte.[7] Sie bilden Punkte, die eine Art Teppich ergeben – längs durch die Region. Jeder dieser Schau-Plätze steht für ein wichtiges Thema.

Leitgedanken und Orientierung

Das Leitmemorandum nennt eine Reihe wichtiger Gedanken: Nichts soll mit bloß banalem Nutzungs-Wert geschehen. Eine langfristige weiche Strategie ist notwendig. Mit Übersicht. Und langem Atem.

Orientierung der IBA. Die IBA verbindet zwei Aspekte: Identifikation und Modernisierung.

Als besonders wirkungsvoll erweist sich die Achtung vor der Vergangenheit. Viele vorhergehende und auch zeitgleiche Aktionen im Land und anderswo hatten diese Dimension ausgelassen oder sogar demonstrativ abgelehnt. Sie waren unreflektiert in die Falle eines Jahrhundert-Irrtums der Moderne gegangen.

Es mag um 1920 verständlich gewesen sein, daß sich Teile der Gesellschaft vom ›ancien regime‹ des Kaiser Wilhelm abwandten. Und ähnlich vielleicht auch 1945 in der Abwendung vom NS-Staat. Aber in der rigorosen Pauschalität der

Verweigerung der Geschichte erwies es sich als unintelligent, als undifferenziert, als banale Vorurteils-Bildung – und in seinen Auswirkungen dann als tiefgreifend zerstörend sowie insgesamt als ein Hemmnis für eine dimensionierte Entwicklung von Zukünften.

Karl Ganser dirigiert die IBA geschickt um diese aufgestellte Falle herum – und hat damit großen Erfolg.

Die IBA ist die substantiellste Aktion, den Jahrhundert-Irrtum der Moderne zu überwinden und erneut ein Potential-Denken zu erarbeiten. So ist die IBA eine Auseinandersetzung mit einer unkontrollierten Modernität.Sie stellt viele Fragen nach den Kosten der Rücksichtslosigkeit gegen soziale Belange.

Die Vorstellung des Sozialen wird vertieft: zur Ökologie. Die IBA stellt energische Fragen nach dem Preis für die Ausbeutung der Umwelt und nach deren Folgen.

Sie mobilisiert in Beispielen einen praktischen Widerstand gegen die unkontrollierte Umsetzung technischer Erfindungen.

So gehört zum Prozeß: sich aus einem Amalgam von Irrtümern zu befreien. Die IBA leistet Entscheidendes gegen den Mißbrauch des Begriffs Modernisierung. Sie beschränkt sich nicht auf die Decouvrierung, sondern sie baut mit ihren erlebbaren Beispielen eine produktive Perspektive auf.

Ziele. Die ›Strategien für Kreuzberg‹ in der IBA Berlin arbeiteten in einem Großstadt-Bereich von rund 100.000 Menschen gesellschaftliche Defizite auf. Im Emscher-Gebiet geschieht Ähnliches und Weitergehendes zum ersten Mal in einer ganzen Region – in einem weit ausgedehnten Raum.

Die IBA soll »konzeptionell/praktisch/politisch/finanziell/organisatorisch/dem ökologischen/wirtschaftlichen/sozialen Umbau des Emscher-Raumes/zukunftsweisende Impulse geben«, sagt IBA-Mitarbeiter Tomas Grohé. Ziel ist die sozial- und umweltvertägliche Gestaltung des Struktur-Wandels.

»Die IBA Emscher Park«, resümiert Karl Ganser die beiden wichtigsten Ziele, »hat zehn Jahre lang bei jedem einzelnen Projekt darum gerungen, ökologische Prinzipien nicht länger zu verletzen und der schönen Gestalt wieder zu Ansehen zu verhelfen.«

Differenzierende Arbeit. Nach einer langen Phase des simplen Reagierens mit Kahlschlag und wenig komplexem Neubau werden nun differenzierte Reaktions-Weisen des Umgangs mit historisch gewachsenen Potentialen und mit neuen Möglichkeiten erarbeitet: Umnutzung und Flexibilisierung, Erhalten und Entwickeln – also Strategien einer überlegten Modernisierung mit einem sozialorientierten Struktur-Wandel.

Mit untereinander verbundenen wirtschaftlichen, ökologischen und sozialen Innovationen.

Dies stammt aus der Erkenntnis, daß für die Neugestaltung der Landschaft nach dem Ende der Schwerindustrie kein sektorales Wirtschafts-Programm genügt, sondern ein integriertes Entwicklungs-Programm nötig ist.

Dazu gehört das Vertrauen »in das vorhandene Potential an Klein-Kultur, das sich mit verbesserten Start-Chancen entfalten soll« (IBA-Mitarbeiter Bernhard Rapkay). Die IBA mobilisiert dezentral neue Akteure mit neuen Orientierungen.

Hinzu kommt der internationale Erfahrungs-Austausch (Telford, Docklands, Polen, Belgien, Frankreich).

Die Idee der Bauausstellung stammt aus dem 19. Jahrhundert. Aber die IBA setzt nicht auf die Berühmtheit von Architekten. Sie will Qualität. Dafür entwickelt sie exemplarische Lösungen und Qualitäts-Standards, die sie dann vorgibt. Man kann daran lernen.

Unausgesprochen, aber faktisch ist dies seit seiner Gründung 1907 der

Kerngedanke des Deutschen Werkbunds (in der IBA arbeiten viele seiner Mitglieder): Im Grunde will die IBA die Normalität bearbeiten und mit Qualität verbessern.

Daher ist sie keine Bauausstellung im klassischen Sinn, sondern ein Prozeß, eine Werkstatt für die Zukunft von Industrieregionen mit vielen Akteuren.

Das industrie-kulturelle Baudenkmal Zollverein ist für Karl Ganser »der Kölner Dom des Ruhrgebietes«.

Die kulturelle Leistung. Die Krise selbst wird als produktiv aufgefaßt. Sie ist Stoff für eine eigene Modernität. Daraus entsteht Einfalls-Reichtum.

Dieter Blase, einer der Initiatoren und dann Bereichsleiter der IBA, auch Vorstandsmitglied im Deutschen Werkbund: »Eine solche nichtresignative Verhaltensweise entsteht nicht von selbst, sondern ist das Produkt kultureller Arbeit.« Diese erste Ebene der Kultur ist, so Dieter Blase, gekennzeichnet durch eine intelligente Verarbeitungs-Weise, die an die Stelle des üblichen kurzatmigen Blicks eine längerfristige Hoffnung und vor allem Vertrauen in Arbeit setzt.

Wichtig ist auch«, fügt er hinzu, »daß sie trotz der Widersprüche, die auch innerhalb der Landesregierung sichtbar sind, nicht aufgibt.«

Die IBA entwickelt an Beispielen eine Kultur des integrativen Denkens.

Strategie

Keine Planung. Herkömmlich würde man für eine Region erwarten, daß es einen großen Plan gibt. Aber Karl Ganser hat drei Jahrzehnte Erfahrungen aus München, Bonn und Düsseldorf: Er sah, daß solche Pläne nicht greifen können: Sie sind einerseits überkomplex und deshalb höchstens von wenigen begreifbar und schon überhaupt nicht finanzierbar. Andererseits sind sie reduktiv. Sie lassen aufgrund von Systematisierungs-Zwängen Wichtiges aus.

Es kann nicht gelingen, Politik und Verwaltung sowie die Vielzahl der Menschen mit einer solchen Planung zu beeinflussen oder gar zu kommandieren. Aufgrund solcher Voraussetzungen ist ein geschlossenes Modell unrealistisch.

Daher gibt es in der IBA keinen Generalplan, keinen Masterplan, sondern nur ein lockeres Konzept von vielen Fällen, die differenziert bearbeitet werden können – als ein Vortasten mit kleinen Schritten. Eine sehr variable Strategie der begrenzten Interventionen – ihre Impulse sollen weiterwirken. Es läßt sich nichts systematisieren, sondern die Themen entwickeln sich aus Erfahrung und der aufmerksamen Beobachtung der Problem-Landschaft – sowie drittens aus vielerlei Hoffnungen auf Entwicklung.

Zur Arbeits-Weise gehört die Strategie eines Netzwerkes. Sie verknüpft sich mit lokalen Initiativen. Eine Werkstatt. Ohne Bluffs, mit der Überzeugungs-Kraft guter Lösungen. Im Vertrauen auf langfristige Wirkungen.

1991 spricht Karl Ganser von »perspektivischem Inkrementalismus«. Für den Laien ist das Wort unverständlich und klingt kraus. Selbstironisch übersetzt er es: von Fall zu Fall »Durchwurschteln mit Perspektive«.

Ausgewählte und dann gut sichtbare Projekte sollen die Region mit einer »Propaganda der guten Tat allmählich durchdringen« (Hartmut Häußermann/Walter Siebel) und damit Potentiale wecken.[8]

Denk-Schule. Karl Ganser zieht aus Klagen die Konsequenzen: »Ständig dieses Geldausgeben für Kopfstand-Lösungen!« Daher muß »die IBA Emscher-Park erstmal eine Denk-Schule sein. Wer nicht zwei Jahre denken lernen will, erhält kein Geld. In heutiger Zeit ist es modern, ›soft ware‹ zu finanzieren. Wir machen erstmal dies – danach sollen die nächsten die ›hard ware‹ machen.«

Sanft und langfristig. Dieter Blase: »Wir brauchen sanfte, langfristig orientierte Strategien. Ein weicher Prozeß kann nichts falsch machen. Er schafft unterwegs nur Gutes.«

Kultureller Wandel. Struktur-Wandel soll kultureller Wandel werden.[9]

In den 1970er Jahren verändert sich das Verständnis von Kultur. Es werden nun auch die kulturellen Dimensionen des Alltags begriffen. Dazu ist mehr Nach- und Vordenken nötig. Dies ist ein Prozeß, der nicht nur in Bildungs-Institutionen, mit denen das Ruhrgebiet sogar hervorragend versehen ist, sondern stark im öffentlichen Diskurs stattfinden muß. Auch als Anregung zu ständigem Weiter-Denken.

Kultur und Arbeit. Im Wandel werden jahrzehntelang als Unterseite der Wirtschaft Arbeits-Plätze gefordert. Selbstverständlich ist dies richtig. Aber die Weise, wie diese Forderung vorgetragen wird und was sie dann mental anrichtet, ist bereichsweise verheerend. Als allgegenwärtige Gebets-Mühle mit dem Verlangen nach kurzfristigen Wundern pocht sie auf Priorität der Arbeits-Plätze vor allem und jedem und verweist alles andere auf zweit- und drittrangige. Sie tritt auch als eine edel erscheinende aber fatale Strategie auf: als »Totschlag-Argument«, das alles beiseite fegt, was nicht unmittelbar Arbeits-Plätze nachweist. Es dient als Vorwand für die Ablehnung gestaltender Arbeit in Politik und Verwaltung: Derart eingeschränkt entsteht das Bild, daß man sich mit nichts anderem mehr auseinandersetzen muß. Vorgetragen wird es auch als Beschwörung und in einer Art Wunderglaube.

Der erfahrene Karl Ganser hat dies durchschaut. Daher schlägt er einen anderen Weg ein. Er weiß, daß eine IBA direkt keine Arbeits-Plätze schaffen kann und daß neue Arbeits-Plätze nur entstehen, wenn das Umfeld stimmt. Wenn nun Ökonomie und Ökologie in Einklang gebracht werden. Wenn Natur, Architektur, Kunst und Theater ihren Platz erhalten.

»Und-und-Planung«. Die Stadtplanerin Ingrid Krau nennt den neuen Stil der IBA Emscher Park die »Und-Und-Planung«. Altes erhalten und mit Neuem verbinden. Weiterhin geht es darum, nicht nur die Flächen zu sichern, sondern auch die Idee. Qualitäten sollen auf verschiedenen Ebenen verbessert werden.

Mut. IBA hat den seltenen Mut zum Außergewöhnlichen. Provokant formuliert Karl Ganser: »Wir liegen eigentlich immer daneben. Wir machen Dinge, die nicht gehen.«



IBA-Team

Architektur und Bildende Künste. »Ich hatte«, sagt Karl Ganser tiefstapelnd, »bis zum Jahr 1989 keine Ahnung von Architektur. Das heißt: ich kannte weder Architektur-Geschichte noch zeitgenössische Architektur.

Das kann ich an einem einfachen Beispiel deutlich machen: Als die IBA angefangen hat, gab es ein Programm ›Duisburg 2000‹. Es war eine Reaktion auf die Stillegung [des Krupp-Stahlwerkes] von Rheinhausen. In Duisburg 2000 erfanden sie das Mikro-Elektronik-Zentrum. Dafür holten sie als Architekten Sir Norman Foster. Damals mußte ich fragen: ›Wer ist Norman Foster?‹ Ich kannte den Namen nicht.«

Aber: Architektur-Kenntnis ist mehr als *name dropping*. Tatsächlich kannte Karl Ganser mehr von Architektur als die herkömmliche Zunft. Denn er hatte sich seit langem damit auseinandergesetzt. Dies geschah nicht in der üblichen Weise, wie es in den akademischen Disziplinen Baugeschichte und Architektur geschieht, sondern in zwei ganz anderen Weisen.

Erstens entwickelte Karl Ganser eine besondere Fähigkeit, an der auch die Reformer dieser Disziplinen bei der Überwindung der Orthodoxie arbeiteten: eine Beobachtung, die ausgeht von Lebens-Weisen der Menschen, aus denen dann Bau-Weisen entstehen. Weil diese Fähigkeit aus vielfältigen Lebens-Erfahrungen geprägt ist, löst sie sich von üblichen Zunft-Klischees.

Aber: »Auch das System muß man kennen«, sagt Karl Ganser. »Wie es arbeitet und wer es befehligt – und wie es denkt – und wer da etwas zu sagen hat.

Was System ist, erkannte ich früh in der Biologie. Und dann in der Stadtplanung. Und später in der Raumordnung. Und in meiner Tätigkeit in der Stadterneuerung in Nordrhein-Westfalen. Aber das System der Architektur kannte ich noch nicht. Also mußte ich mich in relativ kurzer Zeit einarbeiten.« Mit seinen Voraussetzungen ist das nicht schwierig.

Zweitens: Karl Ganser besitzt ein Fundament, das elementar ist. Im Ruhrgebiet denkt niemand daran – und es kann sich auch niemand vorstellen, daß es so etwas gibt: Karl Ganser ist in einer der Landschaften aufgewachsen, wo Architektur und bildende Künste eine zentrale Rolle in den öffentlichen Lebens-Zusammenhängen spielen: im schwäbisch-bayrischen Voralpenland, einst Vorderösterreich. Dort wurde im 18. Jahrhundert geradezu durchgreifend Bau-Kultur geschaffen – und sie steht seither der Bevölkerung in Symbol-Architekturen ständig vor Augen.

Ähnlich geht es Karl Ganser im Bereich der bildenden Künste. Er meint, sein Umgang damit »war am Ende der IBA gerade drei Jahre alt. Ich habe 1997 damit angefangen – und im Jahr 2000 wußte ich relativ viel über das System, in dem sie sich abspielen.« Aber in der Essenz weiß er schon lange vorher sehr viel.

Ratgeber. Das methodische Wissen produziert Selbstkritik, und es holt sich im zweiten Schritt eine Vertiefung des Wissens – durch Ratgeber. »In weiser Selbsterkenntnis sagte ich: Da du von vielem keine Ahnung hast, mußt du Menschen haben, auf die du dich verlassen kannst. Das hat dazu geführt, daß ich das Direktoren-System einführte und fünf Direktoren etablierte.«

Personen. »Die IBA ist wohl spätestens 1987 im Kopf von Karl Ganser«, berichtet Peter Zlonicky. »Aber davon

spricht er lange Zeit nicht. Doch er bereitet vor. In der Vorphase 1987 lädt er eine Anzahl Experten ein – zu Gesprächen. Er sagt nicht, wozu. Seine Einladung wiederholt er mehrere Male.

Sie tagen mit ihm in Arbeits-Gruppen. In der dritten sind die fünf, die später Direktoren sind. In dieser Gruppe entsteht sofort ein gutes Verhältnis untereinander. Es wird sehr gut moderiert. Karl Ganser kann auch vorzüglich zuhören.

Als er dann rausrückt mit seinem Plan, eine IBA zu machen, sagt er plötzlich: ›So Peter Zlonicky: dann bekommt Ihr eure Ernennungs-Urkunden.«

Die fünf IBA-Direktoren. »Die Direktoren waren das Beste«, resümiert Karl Ganser, »was die damalige Zeit zu bieten hatte. Diese Personen hätten auf der ganzen Welt Arbeit haben können. Und hatten es auch zum Teil. In der damaligen Zeit waren die Direktoren die Leistungs-Träger der Republik. Sie sind es bis heute. Es war ein kleines Wunder, daß es gelungen ist, fünf sehr selbständige deutsche Professoren fünf Jahre lang an die IBA zu binden – mit der Aufgabe, alle 14 Tage da zu sein. Das muß man sich vorstellen: fünf unterschiedliche deutsche Professoren!

Ich machte ihnen klar: Ihr seid nicht irgendein Berater, der mal kommt und mal geht, sondern ihr seid Co-Direktoren. Ihr habt ein eigenes Aufgaben-Feld, in eigener Verantwortung.

Das heißt: Alle 14 Tage seid ihr hier. Dies hielten sie fünf Jahre lang durch. Dann waren die meisten Projekte soweit über den Berg, daß ich sagte: Ich verstehe, daß ihr mal wieder etwas anderes machen wollt.

Aber fünf Jahre lang kauften wir ihnen pro Woche einen halben Arbeits-Tag ab – wir erstatteten dem Büro oder der Hochschule diesen halben Tag, an dem an ihrer Stelle ein anderer arbeitete. Diese Konstellation war ein Glücksfall. Ohne sie wäre die IBA nie etwas geworden.«

In Zusammenhang, und angeregt von Karl Ganser, lernen alle weiter. Haben sie diskutiert? Karl Ganser lacht: »Nein, sie haben gearbeitet. Fünf Jahre lang jede Woche zweieinhalb Tage – bei mir. Ich hatte sie unter Vertrag: als verantwortliche Mitarbeiter.«

Arbeit der Direktoren. »Auch praktisch waren die IBA-Direktoren wichtig. Wir machten in den ersten drei Jahren, als es mit den Projekten losging, etwa 80 Wettbewerbe. Da mußte immer einer von den IBA-Direktoren dabei sein – bei der Vorbereitung, bei der Jury und bei der Nachbereitung. Es waren synchron d. h. zu gleicher Zeit stets etwa 40 Architekten in der IBA tätig. In jeden Architekten-Wettbewerb mußten wir einen Vertrauten schicken, der in der Jury saß.

Peter Zlonitzky hatte den Vorsitz in der Jury-Kommission für Schüngelberg und Küppersbusch. Sonst wären vermutlich andere Arbeiten prämiert worden. Arno Schmidt hatte den Vorsitz für den Landschaftspark Duisburg Nord und für alle Gartenschauen. Ohne Tom Sieverts hätte es die Bismarck-Schule in Gelsenkirchen nicht gegeben. Der später prämierte Entwurf war in der ersten Runde rausgeflogen; Tom Sieverts holte ihn zurück – dann kam er auf den ersten Platz.«

Profile. Karl Ganser charakterisiert ihre Profile. Sie haben Gemeinsames und Unterschiede. Er hat sie in der IBA versammelt – in der Erwartung, daß sie sich gegenseitig anregen – unter seiner Moderation. Und mit seinen Impulsen. Es entsteht eine außerordentlich produktive Konstellation.

Sie zeigt auch, daß Karl Ganser überhaupt nicht monoman ist, wie man es oft in der Gesellschaft findet, sondern daß zu seiner Souveränität gehört: ein kleines Netz zu bilden, das jeden einzelnen fördert.

»**Arno Sighart Schmidt** hat als junger Mann lange auf den Bahamas gearbei-

tet und dort Gärten geplant,« beschreibt ihn Karl Ganser. »Er wuchs in einem anderen Klimabereich auf. Dann kam er zurück und machte ein Landschafts-Architektur-Büro auf. Aber er widmete sich auch der Verbandspolitik, war lange Zeit Bundesvorsitzender des Bundes Deutscher Landschafts-Architekten. In dieser Eigenschaft wurde er der Weltpräsident der Landschafts-Architekten.

Er war eine ideale Kombination zwischen einem guten Landschaftsplaner und einem Menschen mit politischem Verständnis. Ich lernte ihn kennen in der Zeit, als er Präsident war – und als Landschafts-Architekt. Er war – was nicht alle seine Kollegen sind – auf der ökologischen Seite sehr aufgeschlossen. Deswegen bat ich ihn, ins IBA-Direktorium einzutreten.« Nach der IBA wird er Präsident der Bundesarchitektenkammer.

Thomas (Tom) Sieverts ist Professor für Architektur und Stadtplanung in Darmstadt. Karl Ganser traf ihn 1968 bei einer Tagung in Amsterdam. Er gehörte dem Direktorium der IBA Berlin an – aber nur ein halbes Jahr, dann ging er, um Auseinandersetzungen zu vermeiden. Einen Ruf als Stadtbaurat nach München lehnte er ab. »Er ist noch lange nach der IBA eine gefragte Persönlichkeit.«

Peter Zlonicky. Karl Ganser lernte ihn in der Bundesforschungsanstalt kennen. Dort betreute er Forschungen. Mit dieser Verbindung hatte Karl Ganser die Absicht, Forscher auf dem Boden zu halten, in der Nähe der Praxis. In der Universität Dortmund baute er die Abteilung Raumplanung auf.

Rolf Kreibich. »Er hatte einen Namen, weil er in äußerst schwierigen Zeiten Präsident der Freien Universität Berlin war. Wir brauchten jemanden, der in der IBA den öko-technischen Bereich mit abdeckt. Rolf Kreibich ist auch Zukunftsforscher. Er hatte früh Kontakt zu Christoph Zöpel. Kreibich redete ihm zu, es solle auch im Ruhrgebiet für Nordrhein-Westfalen einen Zweig der Zukunfts-Forschung geben – einen Ableger im Wissenschaftspark Gelsenkirchen. Dann richtete man ihm einen Haushalt von jährlich einer Million DM ein.«[1]

Walter Siebel promovierte in Darmstadt in der Soziologie bei Manfred Teschner und war 1969/1971 sein Assistent, dann wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Wohnen und Umwelt in Darmstadt. 1975 wurde er auf den Lehrstuhl für Soziologie nach Oldenburg an die Carl von Ossietzky-Universität berufen. Er »kommt als Soziologe aus der sogenannten Frankfurter Schule. Sie brachte es zu weltweiter Anerkennung. Von daher war es nahe liegend, ihn den sozialwissenschaftlichen Bereich der IBA betreiben zu lassen. Er ist für soziale und kulturelle Aufgaben tätig. Walter Siebel ist auch derjenige, der das Planungs-System der IBA am besten beschreiben kann und auch beschrieb. Er hatte keine so direkte Beziehung zum Bauen wie die anderen.«[2]

Walter Siebel: »Mein allererstes Forschungsprojekt konzentrierte sich um Fragen der Veränderung der Stadtplanung – bei Max Guther und Manfred Teschner an der Universität Darmstadt. Wir fuhren nach München und interviewten Karl Ganser, der damals in der Vorbereitungs-Gruppe für die Olympischen Spiele saß: Es ging um die Stadtentwicklungs-Planung in München. Wir diskutierten mit ihm, inwieweit die Stadtplanung in Richtung einer stärker koordinierten und vernetzten Planung stehen müsse – mit den anderen Fachressorts und mit der Finanzplanung. Kurz danach wurde das Stadtentwicklungsamt in München gegründet. Es war der Versuch, institutionell die Lehren zu ziehen aus den Erfahrungen der Planung Münchens für die Olympischen Spiele.«

Walter Siebel verfolgte ständig, was Karl Ganser schrieb. Er fand ihn für die

Sozialwissenschaften und für die Stadtplanung sehr interessant. »Und immer *down to earth*. Sehr darauf beharrend, daß etwas nicht aufgeblasen war. Wobei ich auch Max Guter außerordentlich geschätzt habe. Er war ein sehr souveräner und kluger Stadtplaner.«

»Als Karl Ganser Direktor der Bundesforschungs-Anstalt war, hatte ich erneut ein längeres Interview.« Interviews geben die Chance, unkonventionell mit Menschen umzugehen und unkonventionelle Äußerungen zu erhalten. »Schon auch, weil es mündliche Rede ist und mit Frage und Antwort Details geklärt werden können. Das Interview ist ein viel flexibleres Instrument als einen Aufsatz zu schreiben.«

Walter Siebel arbeitet viel zusammen mit Hartmut Häussermann. »Er und ich hatten das Buch über die ›Neue Urbanität‹ [Frankfurt 1987] publiziert. Über die Chancen des Schrumpfens schrieben 1986 Hartmut Häussermann und ich in ›Die Zeit‹ einen langen Artikel. Karl Ganser hatte ihn gelesen und war daraufhin nach Oldenburg gekommen, um darüber zu reden. Er war einer der wenigen, die das ernst nahmen. Die meisten Leute sagten in den 1980er Jahren: Schrumpfen – was für ein Quatsch! Wachstum!

Nach der Wiedervereinigung 1989 war es völlig ausgeschlossen, über Schrumpfen zu reden. Das Thema kam dann in den 1990ern Jahren allmählich mit den Neuen Bundesländern und mit dem Offenkundigwerden der demographischen Thematik wieder in die Köpfe zurück. Ganser war einer der ganz wenigen, die sich schon 1986 für diese Thematik interessierten und einen Sinn dafür hatten, daß da ein Bruch in den dominanten Trends von Stadtentwicklung auf uns zukommen könnte. Sie wird nicht mehr dominiert durch Wachstum, sondern auch dominiert durch Schrumpfungs-Prozesse.

Die dritte Begegnung geriet zur längsten. Er rief mich an und fragte, ob ich bei der IBA mitmachen wollte. Ich bat um zwei Tage Bedenkzeit, denn das hieß auch: aus der Universität zumindest teilweise herauszugehen. Und: sich auf eine Perspektive einzulassen, die für einen akademischen Soziologen hoch reizvoll wäre, aber auch ein wenig beunruhigend: Nun nicht nur über etwas zu reden, sondern auch etwas zu verändern.

Aber Karl Ganser hat ja eine außerordentliche Fähigkeit, Leute zu interessieren. Wenn er will, kann er sehr charmant und sehr werbend sein. Er hat eine große Fähigkeit, Menschen für etwas zu motivieren. Und so sagte ich nach zwei Tagen sehr gerne, daß ich mitmache. Zu dieser Zeit waren die genauen Bedingungen noch gar nicht klar. Karl Ganser hat halt gesagt: Wir machen etwas ganz anderes. Wir machen es ganz neu. Und wir machen es am härtesten Fall, den wir überhaupt haben: im nördlichen Ruhrgebiet.

Dann machte er eine Führung. Da waren schon Zlonitzky, Sieverts, Schmid, Kreibich und ich zusammen. Karl Ganser reiste mit uns zwei Tage durch das Gebiet. Er hatte die Fähigkeit, uns für eine so aus der Normalität der europäischen Stadt herausfallende Region zu begeistern. Und uns das Potential und die Aufgabe als begeisternd darzustellen. Er selber war begeistert – und das konnte er hervorragend auf andere übertragen.«

Lea Rosh, eine Journalistin, sollte die Kultur beraten. Peter Zlonicky erzählt die Geschichte, die schief läuft: »Karl Ganser kommt aus Berlin zurück, begeistert von Lea Rosh, und bindet sie ein. Sie ist jetzt diejenige, die für Kunst und Kultur zuständig ist. Ich hab mich sehr gefreut. Wir konnten es eigentlich miteinander – natürlich auch durch Rolf Kreibich vermittelt.

Aber sie hat bestimmte Positionen sehr direkt vertreten. Sie wollte bestimmte

Künstler drin haben, die man jetzt fördern müßte; und es gab bestimmte Leute, mit denen sie nichts anfangen konnte. Sie hatte einen gewissen Überblick über die Szene. Aber irgendwo – das ist jetzt ein bißchen schwierig zu sagen: Ich glaube, daß wir untereinander ein Grundverständnis hatten, daß Karl Ganser wirklich der Kopf in dem Laden ist. Ich selbst habe nie ein Problem gehabt, jemandem zuzuarbeiten. Und ich war auch ganz gern in der zweiten Reihe. Auf der einen Seite zuarbeiten und dabei etwas lernen – und auf der anderen Seite hatte man auch seinen eigenen Arbeitsbereich, für den man zuständig war. Ich hatte nie ein Problem damit.

Aber bei Lea Rosh war das anders. Sie sagte: Wir müssen dies oder das machen! Mit diesem sehr bestimmenden Verhalten gab es zunehmend Spannungen in der Gruppe – auch zwischen Ganser und ihr, der einen so direkten Alleingang nicht gut vertragen hat. Sie war ziemlich regelmäßig dabei, aber man merkte in den Gesprächen, die eher kommunikativ gingen, daß Ganser sich zurückgezogen hatte und daß er mit ihr nicht zurecht kam. Das lief nicht lange, weniger als ein Jahr, dann erhielt sie die Berufung, das Funkhaus in Hannover zu übernehmen und so gab es einen guten Grund, sich zu verabschieden.«

Direktorium. Peter Zlonicky resümiert die Funktion und die Gruppen-Dynamik: »Alle Direktoren respektierten, daß Karl Ganser letztendlich das letzte Wort hatte und daß er die Dinge so bewegte, wie es ihm gut erschien. Das war eine stillschweigende Übereinkunft. Er war der Chef.« Er fügt hinzu: »Das war auch wichtig, damit er sich bewegen konnte.« Tatsächlich bewährt sich diese Konstellation ausgezeichnet. Sie ist ein Beispiel für Kooperation in einem komplexen Feld. Der Psychologe könnte sagen: Wie eine Anzahl starker Alpha-Tiere produktiv miteinander umgehen können.

Der Finanzierungs-Modus. Karl Ganser sagte sich eines Tages mit Peter Zlonicky beim Rektor der Universität Dortmund an. Er macht ihm einen Vorschlag: Prof. Zlonicky soll, ebenso wie die anderen Direktoren, zwei Tage pro Woche in der IBA arbeiten. Damit es einfach wird, überweist die IBA der Hochschule den Gehalts-Anteil.

Zusätzlich bekommt die Hochschule Geld, über das Peter Zlonicky verfügen kann. Damit entwickelt er ein umfangreiches Programm. Dienstagabends immer Vorträge und Diskussionen. Dazu kann er von überall her Leute einladen.

Als er finanziell in einen Engpaß kommt, springt Manfred Walz mit dem Fachbereich Architektur der Fachhochschule Dortmund ein, so daß die Kontinuität bewahrt bleibt.

So entsteht eine Vortrags- und Diskussions-Kultur, die von seiner Nachfolgerin Christa Reicher bis heute fortgeführt wird.

Der Diskussions-Stil. Peter Zlonicky skizziert den Diskussions-Stil der Direktoren-Runde.

»Er war sehr kommunikativ. Und sehr kompetent. Jeder argumentierte aus seiner Erfahrung heraus.« – Wie geht Karl Ganser mit den Erfahrungen anderer um? – »Ausgesprochen offen«, sagt Peter Zlonicky. »Und sehr interessiert am Austausch. Ich kann mich nicht an irgendeine Situation erinnern, wo einer den Alleinvertretungs-Anspruch auf irgendein Thema oder für sich gesetzt hätte. Alles hat sich durch die Sache ergeben. Natürlich auch durch die Zuständigkeit der Projekt-Begleitung.

Mehr und mehr haben dies dann diejenigen übernommen, die mit der Sache dauernd beschäftigt waren und da rein gewachsen sind. Die Zusammenarbeit war ausgesprochen gut

In meinem Bereich auch die Kooperation mit Henry Beierlorzer. Er hatte vorher bei mir im Büro gearbeitet hat – vier,

fünf Jahre lang. Ich brachte ihn, als eine entsprechende Stelle offen war, mit Karl Ganser zusammen. Dieter Blase kannte ich schon. Auch mit ihm gab es eine Ebene, in der man gut zusammen arbeiten konnte.

Durch die Arbeit an einem Aufsatz für eine Veröffentlichung hatte ich eine Zusammenarbeit mit Helene Kleine, die inhaltlich für Kultur zuständig war. Mit ihr hatte ich relativ viel zur Industrie-Geschichte und Denkmalpflege zu tun. Sie ging dann zur Hochschule nach Potsdam.«

Peter Zlonicky bewertet das Diskussions-Klima als sehr offen.

»Ziemlich rasch duzten wir uns untereinander. Auch mit Karl Ganser.«

Diskussions-Prozesse? Peter Zlonicky berichtet: »Eine Provokation – und mit ihr habe ich am meisten zu tun – war die Energie im Kohlen-Revier. Da hatte ich einen kleinen Vorlauf mit dem Glashaus in Herten. Es war kein IBA-Projekt – es entstand unmittelbar vor der IBA. Mitten in die Stadt sollte eine Stadt-Bibliothek gebaut werden – ein öffentliches Haus. Der Fabrikant Schweisfurth[3] versprach, 1 Million DM-Mark zu geben – unter der Voraussetzung: Die Stadt sollte etwas Gläsernes und etwas für die Umwelt tun: die Solar-Energie nutzen. Es gab ein Projekt-Verfahren, das ich moderierte. Darin hatte ich die härtesten Diskussionen: mit der lokalen Politik und mit den Vertretern von Bergbau, Gewerkschaften und so weiter. Sie sagten: ›Es ist doch wohl klar, daß wir uns an die Fernwärme anschließen – darüber gibt es keine Diskussion! Und die ›Dekorationen‹ da oben [die Paneele für Sonnen-Energie] lassen wir weg!‹

Dann ging ein intensiver Dialog los – über Monate. Ich raffe ihn jetzt zusammen. Meine Frage war immer: ›Klar, Kohle-Region – davon lebten rund 70 Prozent der Beschäftigten in Herne – sie sind direkt oder indirekt von der Kohle abhängig. Klar, daß es das Tragende ist, aber – wie lange dauert das noch? Ewig?‹ – Dann bröckelt das Ewige – und so kam ich zu der Frage: ›Seid ihr eine Kohle-Region – oder versteht ihr euch als Energie-Region?‹ – Das ging eine Weile hin und her.

Ich sagte: ›Jetzt wollen wir mal längerfristig denken. Wenn ihr Energie-Region seid und bleiben wollt, muß es dann nicht auch etwas geben, was einmal die Kohle ersetzen kann?‹ – ›Na gut, wir wollen darüber nachdenken.‹ Das war ein Prozeß – über mehrere Monate.«

Die Idee der Sonnen-Energie läuft in der IBA weiter – sie kommt zu mehreren Objekten. Das Ziel: die Solar-Wirtschaft hoch zu bringen – durch Massen-Produktion, die sie verbilligt, und durch Forschung.

Peter Zlonicky berichtet weiter: »Rolf Kreibich steckte in dieser Phase noch nicht drin, aber dann engagierte er sich ganz stark. Kreibichs Kampf lief gegen ein politisch beschlossenes neues Kohle-Kraftwerk im Bereich von Nordstern in Gelsenkirchen. Er wies nach, daß die Kapazitäten von allen anderen Kraftwerken auf Jahre hin ausreichen und daß das neue gar nicht gebraucht wird.

Und zweitens zeigte er den Widerspruch: Ein Kraftwerk auf Nordstern – und gleichzeitig daneben eine Bundes-Gartenschau? Man wollte dies als ein Spannungs-Verhältnis inszenieren und dadurch das Kraftwerk rechtfertigen. Aber Rolf Kreibich machte mit Härte und Klarheit deutlich, daß es für die Glaubwürdigkeit verheerend wäre. Da war Kreibich toll.«

Wie agierte Karl Ganser in einem solchen Prozeß? – Peter Zlonicky: »Er hörte erstaunlich lange zu – und sagte am Ende: Ich fasse das zusammen. Erstens … Zweitens … Drittens …«

Er hat eine starke Fähigkeit: zusammenzufassen. Und seine Protokolle zu machen. Da haben wir gelernt.« Er lacht:

»Man war sich aber manchmal nicht darüber im Klaren, ob er nicht bei unsern Gesprächen schon vorher die Protokolle geschrieben hat.«

Das hatte er vielleicht von seinem Vater gelernt: Der war Journalist, machte eine Zeitung in Krumbach, ging abends zu Veranstaltungen – aber hatte den Artikel bereits geschrieben.

Peter Zlonicky: »Auch die Bestätigung aus dem Gespräch war etwas, wo wir voneinander lernten – und auch von ihm lernten und seine Argumente genauso abwogen. In der Regel kamen wir zur Entscheidung im Konsens – dann konnte Karl Ganser sie gut tragen, weil sie auch seine Position war.«

Ging es großzügig zu? Oder wurde über Formulierungen gestritten? – Peter Zlonicky überlegt und sagt langsam: »Nein, gestritten wurde selten. Formulierungen wurden manchmal von Karl Ganser gesetzt. In späteren Phasen zunehmend mehr. Wenn es auf die Realisierung von Projekten zuläuft, kannst du nicht mehr lange darüber reden. Dann mußt du schauen, daß du das in der Zeit bis 1999 über die Bühne kriegst.« – Und das wurde verstanden? – »Ja. Ja. Dann kam auch die Phase, in der innerhalb der Agentur gute Leute nachgewachsen waren. Wir haben uns deshalb selbst nicht für überflüssig erklärt.«

Bei Halbzeit wird die Konstellation des Direktoriums aufgelöst. Peter Zlonicky: »Aber sie lief in etwa auch noch weiter: Wir waren immer noch korrespondierende Mitglieder.« Jedoch nahm die Häufigkeit der Treffen ab.

Distanz und Spiel. Peter Zlonicky: »Allerdings blieb Karl Ganser in diesen Diskussions-Prozessen stets in einer gewissen Distanz. Man kam nicht dicht an ihn heran. Das hatte er so an sich. Ich glaube, daß dies mehrere Gründe hat. Er kannte die üblichen Riegen und wollte so etwas nicht haben. Er wollte sachlich entscheiden und nicht per Freundschaft. Karl Ganser hat die Stelle der ausgeschiedenen Lea Rosh inhaltlich nicht neu besetzt. Und ich denke, da ist eine Lücke geblieben. Das war aber auch etwas, worüber wir nie ein persönlicheres Gespräch mit ihm hatten, weil er sagte: ›Das brauchen wir jetzt nicht!‹ Das war dann seine andere Seite: daß er in bestimmten Dingen nicht sehr kommunikativ war. Daß man auch nicht gut an ihn 'ran konnte.«

Für die Distanz gibt es eine weitere Erklärung. Er ist vor allem deshalb distanziert, damit er seine Strategien fahren kann. Er will sich nicht rein reden lassen: weil in gruppendynamischen Prozessen normalerweise viel weich gespült wird.

Die wenigen, die wirklich handeln, sind Spieler. Auch Karl Ganser ist der Typ des Spielers. Er agiert riskant. Er setzt auf Gewinn oder Verlust. Daher will er nicht, daß seine Strategien, die immer ungewöhnlich und überraschend sind, durch Zureden verwässert werden.

Er ist in vieler Weise so ungewöhnlich und so anders als andere, die handeln – oder auch nicht handeln.

Peter Zlonicky stimmt zu: »Ja, dafür brauchte er auch ein Stück Distanz.«

Ist er in diesem Sinne ›ein einsamer Wolf‹? Peter Zlonicky nickt: »Ja. – Man kam in dieser bewußten Distanz nicht persönlich an ihn 'ran.«

Krisen-Bewältigung. »Es gab einmal eine Krise«, erzählt Peter Zlonicky. »Ich wollte aussteigen. Ich hatte mich über Karl Ganser geärgert, daß er sich eine Personal-Entscheidung aufdrängen ließ. Das lief so: Wir wurden zu einer Sitzung eingeladen, wo Frau Behler auftauchte. Gaby Behler war Oberstudiendirektorin in Bielefeld und kam dann ins Schulministerium. Die SPD-Frau sollte über eine Tätigkeit bei der IBA als neue Direktorin für den Kunst-Bereich eine Zwischenstation haben, damit man sie dann ministrabel hochziehen könnte. Ohne daß wir vorher gefragt wurden. Ich glaube, daß Karl Ganser das nicht

freiwillig machte, sondern daß er unter Druck gesetzt wurde. Sie war eine Frau, die in der Verwaltung saß und die politisch aufgewertet werden mußte, um sie ministrabel zu machen. Dazu brauchte sie zwischenzeitlich einen anderen Job, denn man wollte sie nicht aus dem Ministerium heraus berufen, sondern von außen.

Dann hatten wir ein Gespräch mit ihr. Wir waren von ihren Fähigkeiten überhaupt nicht überzeugt. Und auch nicht von der Art und Weise, wie sie zu uns kommen sollte. Wir erkannten auch sehr schnell, daß sie an dem, was IBA war, wenig Interesse hatte, auch keine Erfahrung, und ebenso wenig ein Interesse, sich einzuarbeiten. Ich weiß nicht, was dann noch dazu kam. Wir IBA-Direktoren waren uns untereinander im Klaren: Wir hielten sie nur für eine Karriere-Frau, die in einer bestimmten Phase ein bißchen wirken wollte.

Da schrieb ich Karl Ganser einen langen Brief – mit dem Tenor: ›Ich fand die ersten vier Jahre toll, aber ich glaube, es ist besser, wenn ich jetzt aufhöre.‹ – Karl Ganser holte mich zu einem Gespräch. Er sah, daß es mir Ernst war. Das war das einzige Mal, wo er dann sein Innerstes nach außen kehrte. Und er sagte:

In dem Augenblick, in dem ich [Peter Zlonicky] so eine Kommunikation abbrechen und verändern würde, wäre es eher so, daß auch er dann aufhören würde. Wir haben uns eine ganze Weile ausgetauscht. Und am Schluß kam einer der ganz seltenen Momente, wo wir uns sehr gerührt umarmten. Und ich war wieder drin. Frau Behler kam nicht zur IBA.«

Die Gegensätze. Tatsächlich hat Karl Ganser eine emotionale Ebene – unter seinen Distanzen – die fulminant ist. Er hat eine Theorie der Primär-Emotionen. Da gibt es unten drunter etwas, was er sorgsam überdeckt hält und was er ganz selten raus läßt. Und es ist sehr stark.

Und dann hat er die Distanz des einsamen Wolfes, der seine Strategien macht, weil er immerzu die Verfilzungen mit Pseudo-Freundschaften kennen gelernt hat, in denen man nicht mehr sachlich arbeiten kann.

Distanz und Nähe als Prozeß. Dafür ist auch der Umgang mit der Kunst ein Beispiel: Viele Jahre bleibt Karl Ganser in Distanz. Denn es gibt Hunderte von Künstlern, die nur Aufträge haben wollen. Der Kunst-Markt ist ein Labyrinth. Deshalb ist er zurückhaltend und entwickelt erst dann, als er ganz genau weiß, was an Kunst ins Gesamt-Konzept paßt, das großartige Konzept ›Kunst setzt Zeichen‹. Dies bildet im Kopf eine Landschaft – mit einer Kette von Land-Marken, Halden und Kunst-Zeichen.

Zum Landschafts-Künstler Herman Prigann hat er offensichtlich ein relativ freundschaftliches Verhältnis. Herman Prigann ist nicht nur ein Künstler, sondern auch ein kluger Intellektueller.

Schnitt-Punkte. Karl Ganser sagt beim Planen häufig: »Wenn man Planung macht, muß ein Drittes dazukommen, – sonst schmort man im eigenen Saft!«

Im Studium an der Technischen Universität München entsteht eine Kern-Konstellation: Immer laufen mehrere Methoden zusammen. Die Schnitt-Punkte, die Kreuzungen sind das Spannende.

Karl Ganser skizziert: »Es war nicht mehr weit zu einem anderen Institut – nur ein Stockwerk höher zum Professor Gerd Albers,[4] der damals schon die bedeutendste Figur der Stadtplanung in Deutschland war. Und von dort aus war der Weg nicht weit zur Soziologie von Hans-Paul Bahrdt[5] und Erika Spiegel.[6] Das ging dann in Ketten weiter. Plötzlich kam man, ohne daß man das studierte, in andere Bereiche hinein. Dann ist es auch nicht mehr weit – ein paar Jahre später – zum Bereich der sozialen Indikatoren – für das Thema Bruttosozialprodukt. Dafür müßte man ein soziales Indika-

toren-System haben. Dann kommt man zur sozialen Stadterneuerung. Weiter in dieser Kette erreicht man relativ schnell den Walter Siebel, der derzeit in Frankfurt war. In dieser Weise hat sich in der IBA inhaltlich ein Personen-System entwickelt.«

Es gibt noch nichts Nachlesbares zu dieser spannenden Komplexität.

»Irgendwann erfährt man, daß es – um 1963/1964 – in Amsterdam einen Kongreß über die Stadt gibt. Als Naturwissenschaftler wäre man da nie hingefahren, auch nicht als klassischer Geograph. In Amsterdam trifft man den jungen Tom Sieverts. Das war unsere erste Begegnung: in Amsterdam – auf der Straße. Das sind später alles Legenden. Ich glaube, Tom Sieverts saß auf dem Randstein und las in einem Buch. Ich glaube, damals war er sehr jung als Professor an die Hochschule der Künste in Berlin berufen worden. Der Kontakt von Amsterdam blieb erhalten. Und als es dann in München darum ging, einen neuen Stadtbaurat zu berufen, setzte ich mich sehr dafür ein, daß Tom Sieverts das macht. Er ist es aber nicht geworden. Ich wollte ihn immer in die Praxis holen. Aber das ist mir nicht gelungen. Er hat den aktiven Sprung in die Praxis sein Leben lang nicht gemacht.«

Personen-Netz. Karl Ganser spricht davon, daß sich »Personen-Systeme begegnen und fast ein Leben lang halten.« Er sieht »fast nach dem Zufallsprinzip Personen-Konstellationen zusammenkommen, die kreativ arbeiten. Das kann man nicht planen.«



Arbeits-Weise: Auf den Kern der Sache kommen und Quer-Denken

Der Prozeß-Denker. 1990 sagt Karl Ganser: »Die IBA ist keine Veranstaltung, sondern ein Prozeß. Die IBA ist Brennpunkt der strukturellen Erneuerung.«

Er bewegt sich innerhalb der Möglichkeiten, die die Ressource Finanzen bietet. Aber es gibt ein Reservoir an Zusätzlichem: »Wenn Geld knapp wird, muß die Fantasie reicher und reichhaltiger werden.«

Umgang mit der Stadt. »Immer schon gab es heruntergekommene Städte. Aber wir können es uns nicht mehr leisten, Städte einfach zu verlassen.« Er prangert die Beliebigkeit an, der Qualität egal ist. Zum Start der IBA im Musiktheater Gelsenkirchen sagt Hans Adrian, Baudezernent von Hannover: »Städte in denen man alles dürfen darf wie in ›Mahagonny‹ [ein Theaterstück von Bertolt Brecht] sind nicht die Standorte neuer Industrien.«

Die Rolle des Staates. »Der Staat kann die wirtschaftliche Erneuerung selbst nicht vornehmen. Aber er muß die Randbedingungen setzen.« Karl Ganser formuliert dafür den Gedanken: »Die Schwerindustrie hat Schwerinfrastrukturen geschaffen, jetzt müssen wir Leichtinfrastrukturen schaffen, was das ist, weiß niemand, darüber wollen wir erstmal nachdenken!«

Der Stratege. Die Lage im Ruhrgebiet ist schwierig. Wie kann man sie verändern? Es entsteht die Idee einer Bau-Ausstellung. Ist dies bloß eines der üblichen Zeitgeist-Placebos? Eine Aktion für die Bauzeitschriften? – Nein. »Die Bau-Ausstellung ist eine Strategie-Form«, sagt Karl Ganser 1990. »Eine Bau-Ausstellung mit drei Projekten – das ginge an einer Strategie vorbei. Die IBA unternimmt rund 60 größere Investitions-Projekte.«

Lage-Beschreibung 1993: »Zur Zeit halten sich private Investoren zurück. Daher werden die Baustellen über öffentliche Mittel so angeschoben, daß Private investieren können. In diesem Prozeß darf man nicht pessimistisch sein. Aber nur Traumtänzer fordern, daß heute aufbereitet wird und morgen das Projekt mit Investoren voll ist.«

Karl Ganser skizziert: »Das Planungs-System ist neu. Ein Leitplan führt zu städtischen Rahmen-Plänen und diese zu Investitions-Plänen. Die Kommunen tun sich aus vielerlei Gründen schwer. Dann kommt das Land NW und gibt zum Beispiel für ein ökologisches Projekt 90 Prozent Zuschuß – und der Kämmerer kann nicht mehr verzichten, weil damit viel Geld in die Stadt fließt.«

Es gibt vieles, was ohnehin geplant ist und getan werden soll. Man kann es intelligenter machen. Wenn man dazu mehrere Gedanken hat. Er nennt ein Beispiel: »Die leitende Philosophie für den Landschafts-Park: Die Garten-Schau soll nicht mehr ein Feld des Luxus sein, wie zum Beispiel in der Bundes-Garten-Schau in Stuttgart, sondern eine Alternative: ein Instrument zur strukturellen Verbesserung der Stadt. Die Überhöhung dient lediglich dazu, in die Köpfe zu kommen.«

Er kritisiert, daß die Städte in ihrer Not jedwedem Investor Grundstücke geben, der die Misere nur noch einmal verlängert. Zum Beispiel für Auto-Höfe und Läger, auch für Gewerbe mit üblen

Emissionen. Sie bringen kaum Arbeitsplätze – sie schaden mehr als zu nutzen.

Eine veränderte Stadtentwicklung hat mit dem Nachdenken über Qualität zu tun. Die IBA dringt auf einen anderen Umgang mit den Flächen. In ihren Projekten »werden sie extrem hochwertig vorgebaut. Sie sollen nicht jeden Privat-Investor anlocken, sondern nur Investoren mit besseren Produkten, mit höherer Intelligenz und mit einem höheren Beschäftigungs-Effekt. Es findet durch die städtebauliche Planung also ein Auswahl-Prozeß statt.«

Dafür gibt er 1993 ein Beispiel: Das Gelände der aufgelassenen Zeche Holland in Bochum-Wattenscheid. »Zunächst finanziert das nordrhein-westfälische Wirtschafts-Ministerium mit 300.000 DM eine Studie, die ein Arbeits-Kreis der potentiellen Interessenten begleitet. Eine sogenannte Machbarkeits-Studie.

Die erste Leistung der IBA: Das Gelände aus der Spekulation herausziehen. Es kommt weniger darauf an, daß hier überteuert mit Boden umgegangen wird, oft über Schein-Investoren, als Blind-Verkauf und als Parzellierung, sondern daß das Gelände stadtplanerisch in die falschen Hände und in die falschen Nutzungen gerät, die keine Struktur-Effekte haben. Gegenmittel. Der Grundstücksfond Nordrhein-Westfalen kauft das Gelände auf. Er stellt es ruhig und ermöglicht eine Perspektive. Zweiter Schritt: Sicherung der Substanz der historischen Gebäude, vor allem der Dächer und der Fenster. Erfahrung: Wenn der erste vorläufige Nutzer in einem Gebäude ist, wird es respektiert und es geschieht kein Vandalismus mehr.

In gewisser Weise tritt der Staat als Unternehmer auf. Der nordrhein-westfälische Wirtschafts-Minister [Günther Einert] finanziert 60 Prozent der Kosten. 20 Millionen DM kostet der Umbau. Drei Jahre Anlauf-Kosten werden gefördert.«

Er formuliert dazu den Gedanken: »Das Bauen wird leichter und billiger, wenn vor dem Bauen soziale Prozesse organisiert werden.«

Komplexität. Die IBA entwickelt die Komplexität der Aufgaben, die ein reduktionistischer Funktionalismus nicht erkannt hatte. Komplexität ist nicht bequem, man muß dafür einiges mehr tun. Karl Ganser: »Von daher ist das alles ganz schwierig. Und das ist sicher etwas, was bei der IBA von vornherein nicht nur Credo war, sondern auch Praxis. Wir haben immer gesagt: Jedes Projekt hat zu allen Aspekten einen positiven Beitrag abzuliefern. Für die Landschaft, für die Kunst, für die Funktionen und für das Wirtschaftliche und wenn es das nicht ist, ist es kein gutes Projekt.«

Interdisziplinarität wird ernst genommen. »Und so ist es geradezu selbstverständlich geworden, daß mit jedem Projekt ein dazu passendes Kunstobjekt verbunden ist. Das war auch im Budget drin.«

Dranbleiben und die Uhr aufziehen. Die Vorstellung ist weit verbreitet: Man macht ein Event – und dann entwickelt sich alles zum Guten. »Wer dies annimmt, hat von der IBA nichts verstanden. Die IBA ist kein Event.

Der Scheideweg heißt: etwas Vernünftiges machen wollen oder nicht. Das eine verspricht großes Geld, große Blase, Ansehen, darüber können Zeitschriften herfallen. Es ist nicht leicht, sich zurückhalten können und sagen: Ich brauche die Schlagzeile nicht. Ich bleibe lieber mal ein halbes Jahr ohne öffentliche Resonanz und studiere an irgendeiner Sache. Das ist das, was die Alten Askese nannten.

Die Aufgabe: die wirklich guten Leute vernetzen.«

Dann sagt Karl Ganser ironisch und zugleich energisch: »Das mache ich natürlich nicht mit der Methode eines wie auch immer aufgemotzten Symposiums

in China, wo dann Herr Ganser und Herr [Engelbert] Lütke Daltrup[7] als neuer Staatssekretär und der arbeitslose Herr [Klaus] Töpfer mal einen Vortrag halten und sich dann nie wieder sehen lassen.

Für etwas Substantielles muß ich mich zehn Jahre lang immer wieder engagieren und immer wieder hinfahren.

Erst dann kann man darüber reden, ob man Erfolg hat.

Wenn es ein Erfolg werden soll, mußt du immer da sein.« Er wiederholt die Bedeutung, die die Zeit für die Substanz des Projektes hat: »Immer da sein!«

Er skizziert seine Vorstellung der Dimension Zeit zugleich mit der Dimension Energie. »Einmal in einer Sache einen Tag zu arbeiten, funktioniert meistens nicht. Es sei denn, du gehst immer wieder hin. Der einmalige Impuls wird nicht aufgenommen und weiter getragen. Du mußt immer wieder hingehen und die Uhr aufziehen. Das ist wie ein Federwerk. Die Spieluhr ist nach drei Minuten abgelaufen. Dann mußt du sie wieder aufziehen. Und das mußt du immer wieder machen. Und wenn du Glück hast, könnte es nach zehn Jahren sein, daß sie die Uhr selber aufziehen.

Wenn man die Uhr nicht selber aufziehen kann, dann muß man einen anderen haben, der die Uhr aufzieht.

Neben anderen Rahmen-Bedingungen hing der Kern-Erfolg der IBA damit zusammen, daß eine kleine Gruppe von Menschen – es waren nicht mehr als zehn – zehn Jahre lang am Ort immer wieder die Uhr aufgezogen haben. An jedem Projekt.

Ich machte in dem heute so berühmten Innenhafen von Duisburg garantiert 40 Aufsichtsrats-Sitzungen – und zog immer wieder die Uhr auf. Mehrere Uhren. Ich hab auch den [Dieter] Steffen immer wieder aufgezogen, damit er die richtige Figur tanzt.

Das Beispiel der Spieluhr ist eine schöne Metapher.

Ich hab auch mal geschimpft und gesagt: Wenn es drauf ankommt – bei einem Projekt in der Realisierung – seid ihr nie da, weil ihr ein anderes Projekt habt oder gerade ein Freisemester. Wenn ihr nicht da seid, müßt ihr euch nicht wundern, daß es nicht so wird, wie ihr euch das vorstellt.

Wenn die Herrschaften mal wieder keine Zeit hatten, spielte [der IBA-Mitarbeiter] Henry Beierlorzer die Rolle des Architekten.

Die Vorstellung, sich zeitlich zehn Jahre lang an einen Ort zu binden und immer da zu sein und immer dieselbe Uhr zu drehen, ist überhaupt nicht ausgebildet. In der ganzen wissenschaftlichen Welt nicht. In der gesamten Charaktertätigkeit nicht. In keinem Architekturbüro.«

Er deutete eine Reihe von Beispielen an – in drastischer Sprache. »Extrem war [der Architekt] Foster [aus London]. Er kam mit dem Jet, und fuhr eine große Nummer ab. Dann kam sein deutsches Büro – und da saßen Pflaumen.

Ähnlich: Rem Kohlhaas – bei der Kohlenwäsche in Zollverein Essen. Er kam einmal. Daraufhin hat er die Sache an sein Büro delegiert. Und der Delegierte war dann auch nicht mehr da. Und so hat das Ganze keine Seele. Es bleibt tot.

Die Gesamtschule in Gelsenkirchen-Bismarck[8] ist nur deswegen etwas geworden, weil der Gründungsrektor fünf Jahre lang ununterbrochen daran arbeitete.

Auch in Bürgerinitiativen muß man immer wieder die Motivation herstellen.

In der Region sind die Defizite der Industrie-Gesellschaft sichtbar. Jeder isolierte und kurzfristige Zugang scheitert. Wir müssen an das Thema komplexer herangehen.«

Arbeits-Verfahren. »Für uns als Planer ist das Geschehen ein Anreiz«, sagt der Planungsamts-Leiter Knut Schlegtendal (Recklinghausen). »Es setzt Kräfte

frei und beflügelt die Mannschaft. Allein kann man kein Programm machen.

In unserer Stadt lud der Bürgermeister Jochen Welt zu einem eintägigen Work-Shop ein: Leute, die mit den sieben Leit-Projekten in Verbindung gebracht werden sollten. Das war eine Arbeits-Form, die wir in der Stadt noch nie hatten. Vormittags: Plenum. Dann Arbeits-Gruppen zu den Leit-Themen. In jeder gab es einen Moderator. Der Geschäftsführer unserer Wohnungs-Gesellschaft hatte sich gut vorbereitet. Der IBA-Chef war dabei. Jede Gruppe machte ein Protokoll. Es wurde im Plenum vorgetragen.«

Stichworte (mitgeschrieben in einer Planungs-Sitzung). Karl Ganser: »Sachverständige sind dazu da, Außendruck zu organisieren. Das System bringt es nicht ... Wenn wir alles dieses nicht wollen, was aber dann? ... Einen kreativen Prozeß organisieren ... Mit Moderatoren, die nichts zu verteidigen haben ... Der Ort ist das Thema ... Themen suchen und klären. Ein Gremium, das an Inhalten arbeitet ... Kontinuierliche Auseinandersetzung mit dem Inhalt ... Ich sag erstmal Garten-Gestaltung und noch nicht Kunst ... IBA und ihre Perlen sind parteipolitisch nicht zugehörig ... Karl Kleineberg, Markscheider auf der Zeche Hugo, hat die Sache [Berge-Halden als Landschafts-Bauwerke] gedreht, – das könnte man mit Geld nicht bezahlen.«

Die Reihenfolge läuft so. Es entsteht die Idee eines Projektes. Karl Ganser: »Die IBA nimmt die Initiative: Sie kauft zum Beispiel das Werksgasthaus in Oberhausen. Sie denkt, daraus sei etwas zu machen. Dann gibt es einen Wettbewerb.«

Wem kann man ein Projekt anvertrauen? Karl Ganser: »Die IBA hat gute Erfahrungen mit mittelständischen Unternehmen. Wenn sie eine Hauptverwaltung bauen, dann tun sie es ordentlich. Mit großen Konzernen und verketteten Unternehmen kann man keine Bau-Kultur produzieren. Ihr Corporate Identity ist festgelegt.«

In Bereichen und Stimmungslagen, die depressiv sind, blüht das Lamento und eine negativ orientierte Phantasie sucht oder erfindet sich endlos Bedenken. Im Gegensatz dazu hat Karl Ganser, dynamisch bewegt vom Impuls des Gestalten-Wollens, – wie seine Mitarbeiter sagen, – geradezu eine Aversion gegen die Bedenken-Trägerei.[9]

Umgang in Gremien. Karl Ganser kann Diskussionen lenken, auch wenn man denkt, daß es nicht möglich sei. Er versteht es, ein Gremium durch Argumentation auf das Thema zu bringen, das er will.

In der Arbeits-Gruppe ›Phantasie für Reisen im Revier‹ hört es sich erst gut an, was die Leute zu sagen haben. Damit erkennt er auch, was alles im Busch ist. Dann wirft er all das, was banal ist, was der Zeit-Geist nahe legt, ziemlich schnell heraus.

Dazu macht er keine Kommentare – diese Diskussionen erspart er sich. Zentral steht seine Frage: Gibt es nicht noch etwas ganz anderes?

In einer Situation, in der es eine ganz gute Lösung gibt, sagt er: Gibt es noch etwas anderes?

Erst wenn das folgende Nachdenken nichts wirklich anderes bringt, sagt er: ›In Ordnung, der Vorschlag war gut. Das machen wir so.‹

Er sieht Vorschläge und Argumente überhaupt nicht als persönliche Konkurrenzen an, sondern immer als Teil der Sache.«

Umkehren von Stimmungen. In einer Veranstaltung im Casino auf Zollverein hört er sich als Moderator erst einmal Bedenken über Bedenken an. Dann sagt er – nach einer Stille, die Spannung erzeugt: »Tun wir mal so, als ob es das alles nicht gäbe.« Dieser eine Satz wischt die sophistisch angehäuften destruktiven Einwände, von denen auch sonst die

Welt voll ist, vom Tisch und dreht den Prozeß der Versammlung.

Er ist fulminant darin, solche Stimmungen und Stimmungs-Umschwünge herzustellen.

Dadurch entsteht bei den Teilnehmern das Bild einer charismatischen Person.

Oft bewirkt er bereits durch seinen Auftritt eine produktive Veränderung der Stimmung.

Hinzu kommt die strategische Gesprächs-Führung. Die Sicherheit, auf den Punkt zu kommen. Die Ansprache, die eine Vision ausmalt – und dies konkretisierbar. Er zielt auf keine Begeisterung als ein Strohfeuer, sondern auf Überzeugung. Dann versucht er, dies fest zu zurren.

Moderation. In Arbeits-Kreisen übernimmt Karl Ganser die Moderation. Er öffnet das Thema mit einer vitalen Neugier, die immer danach aussieht: Sagt mir, was ich noch nicht weiß.

Schon früh läßt er keinen Zweifel daran, daß ihn Ziele interessieren und daß Mittel zweitrangig sind.

Er macht deutlich, daß draußen ständig fast nur die Rede von den Mitteln ist, vor allem, wenn die Rede auf den Computer kommt, aber kaum Nachdenken über Ziele. Daher dringt er in Diskussionen energisch auf die Unterscheidung zwischen Zielen und Mitteln.

Er treibt die Diskussion.

Zwischendurch resümiert er.

Ab und zu geht er zu dem Ständer mit dem weißen Papier und schreibt ein Schlüssel-Wort darauf. Vor allem, um es im Zentrum der Diskussion zu halten.

Erst wenn sich nichts abzeichnet, sagt er: Das könnte es also sein!

Wenn sich gegen Schluß ein guter Vorschlag herauskristallisiert, zieht er noch keinen Schluß-Strich, sondern sagt: Tun Sie jetzt mal so, als ob es das alles nicht gäbe! Jetzt müssen wir nachdenken, ob es vielleicht doch etwas Besseres gibt.‹

Erst wenn das folgende Nachdenken nichts wirklich anderes brachte, stellt er fest: ›In Ordnung, der Vorschlag war gut. Das machen wir so.‹

Zusammenfassen. Der Landschafts-Künstler Herman Prigann: »Ich lernte Karl Ganser kennen – als jemanden, der eine großartige Begabung hat, stundenlang den Disput walten zu lassen und ihn immer wieder mit Fragen anzureichern.

Wenn alle Disputanten ihr Pulver verschossen hatten, war er genial in der Weise, wie er zusammenfassend formulierte, so daß bei allen Sitzungen schlußendlich ein Konsens zustande kam, von dem ich wußte: Er lag genau in der Richtung, in die er die Sache entwickeln wollte.«

Herman Prigann ist »sehr begeistert, weil Karl Ganser eine Führungs-Persönlichkeit war, die mit Sach-Verstand und Charisma umgehen konnte, – aber ohne autoritäres Gehabe. Und schon gar nicht manipulierte er intrigant hinter verschlossenen Türen mit kleinen Seilschaften. Das hatte er nie nötig, weil er gute Leute um sich versammelte.«

Prigann fügt hinzu: »Im Vergleich zu den stockkonservativen Leuten aus dem KVR und Bürgermeistern aus dem Pott war es revolutionär – aus der Perspektive von dem, was da angeschoben wurde.«

Umgangs-Weisen. Ulrich Dratz: »Das war unterschiedlich. Karl Ganser hatte Phasen, wo er sehr freundlich mit einem umgegangen ist.

Und dann hatte er aber auch Zeiten, da konntest du in einer Veranstaltung sitzen und er hat dich gar nicht mehr gesehen. Ich hab ihn sogar mal in einer Veranstaltung gefragt: ›Herr Ganser, ist irgendetwas vorgefallen, daß Sie mich nicht mehr grüßen?‹ – ›Nein‹, sagte er, ›ich bin nur ganz in Gedanken.‹ Es steckte also nichts dahinter, daß er jemanden übersah. Im Großen und Ganzen fand ich ihn im Umgang ganz toll.

Er war kein langer Unterhalter. Auch wenn er zum Bahnhof mußte und ich

ihn mitnahm, war er im Auto ziemlich kurz und knapp.

Herman Prigann beschreibt, wie Karl Ganser mit unterschiedlichen Menschen umgeht: »In seiner Art und Weise war er nicht nur der Profi. Er war und ist immer authentisch Karl Ganser. Mit all seinem Engagement. Mit all seinem Wissen um komplexe Zusammenhänge.

Er behandelte Menschen freundschaftlich. Ich erlebte ihn nie als Direktor der IBA.

Da gab es zum Beispiel den ersten Förster auf Rhein-Elbe – er hatte ein großes Problem: Da stand er auf der Fläche – dieser Herr Schmidt, mit Hund, Gewehr und Förster-Hut. Aber es gibt nichts zu ›forsterln‹. Das war für ihn ein schwieriges Orientierungs-Problem.

Karl Ganser machte eine Geste: Lassen Sie uns mal an die Seite treten! Diese Geste stellte eine sehr persönliche, sympathische Situation unter vier Augen her. Dies bedeutete für den Förster: Er wurde nicht allein gelassen – er konnte sich an Karl Ganser wenden. Dieser lief mit ihm auf Rhein-Elbe herum. Er sprach Jörg Dettmar an. Auch ich ging mit ihm herum. Auf diese Weise wurde der Förster Schmidt in das Projekt integriert.

Karl Ganser weiß, daß Projekte gut gedacht, auch strategisch gut durchgezogen werden können, aber wenn sie nicht von den Personen, die darin Verantwortung übernehmen müssen, emotional mitgetragen werden, dann funktioniert das alles nicht. Darauf legte er stets großen Wert.

Ich erinnere mich an einen Gang durch eine Siedlung für türkische Bergarbeiter [Schüngelberg in Gelsenkirchen]. Er sprach die türkischen Leute an und stellte Fragen.

Er sagte nicht: Ich bin Chef der IBA. Er war für die Leute ein Jemand, der zu einer Gruppe gehörte. Seine Art war immer direkt, nie vordergründig interessiert, sondern wirklich interessiert. Und nie nur deshalb, weil gerade ein Fotograf oder die Presse dabei waren.

Er ist immer in Augen-Höhe. Karl Ganser hat eine unprätentiöse Art. Er spielt sich nie auf.

Auch vor der Presse macht er kein Aufhebens – stets ist er der Sachverwalter des Projektes IBA.«

Angst-Freiheit. Kirsten Lehnert ist Reiseleiterin bei der IBA.

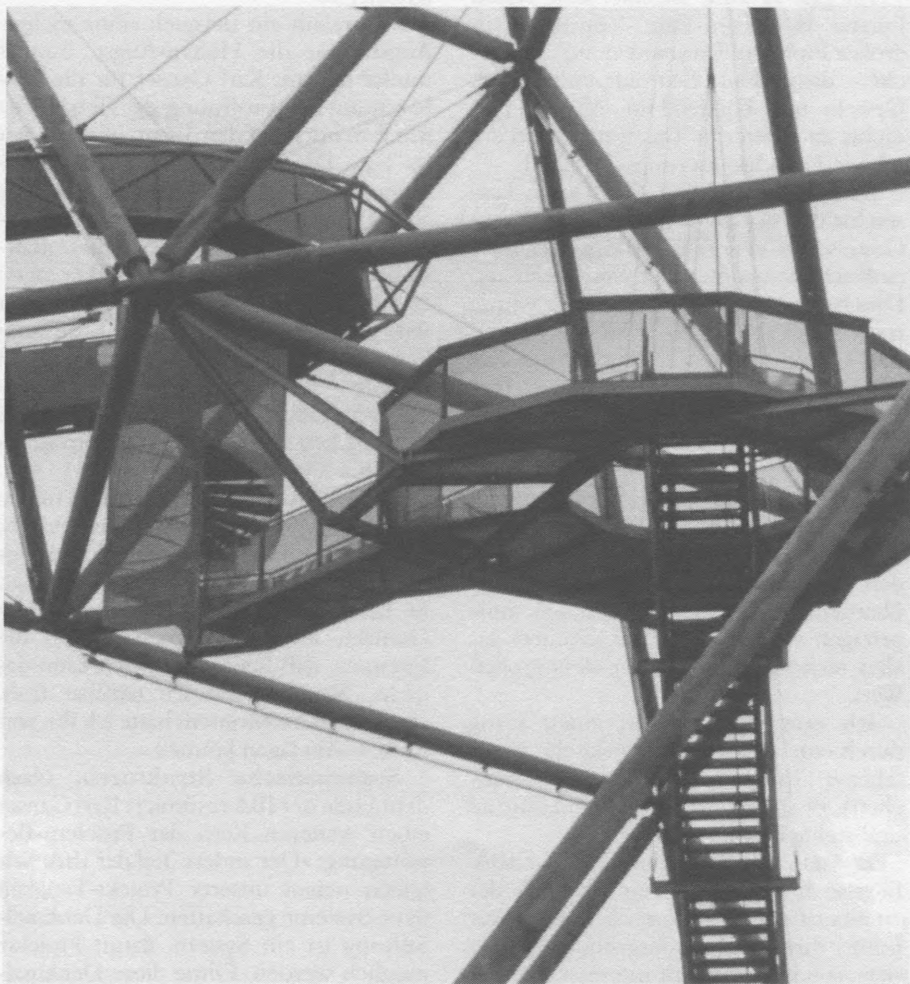
»Eines meiner Erlebnisse war, daß er bei allen Mitarbeitern klassische Ängste ignorierte.«

Sie erzählt ein Beispiel: »Eine meiner Ängste war die Höhen-Angst. Einmal mußte ich mit Karl Ganser für die Vorbereitung der Eröffnung des ›Tetraeders‹ mit ihm hoch auf den Turm. Er war noch im Bau. Die Treppen waren fertig, aber noch nicht die Geländer. Es standen nur alle eineinhalb Meter die Stäbe – und dazwischen ging es runter. Auf diese Baustelle ging er mit mir hoch, weil er sagte: Nur von der ersten Plattform aus können wir das sehen, was wir bei der Eröffnung beleuchten wollen. Oben stand Karl Ganser – er verlangte, daß ich hoch komme. Ich mußte mich in meiner Angst von zwei dicken Ruhrkohle-Männern geradezu hoch tragen lassen.

Ich habe damals im Ruhrgebiet meine Höhenangst überwunden – aber einfach, weil es unter Herrn Ganser nicht möglich war zu sagen: Ich schaffe das nicht. Er hat mich wirklich weit über meine Grenzen hinaus getrieben. Gegen die Ignoranz, daß Leute sagen: Ich kann das nicht. Nachher war ich darüber froh, aber in diesem Moment hätte ich ihn wer weiß wohin jagen können.«

Systematische Strukturen. Nach dem Ende der IBA resümiert Karl Ganser einen weiteren Kern der Problem-Bewältigung: »Der andere Teil der IBA: Wir haben neben unserer Projekt-Tätigkeit neue Systeme geschaffen. Die Denkmal-Stiftung ist ein System, damit Projekte möglich werden. Ohne diese Denkmal-

Stiftung wäre das UNESCO-Weltkulturerbe nicht entstanden, weil die Kokerei nicht mehr existieren würde. Ohne Weltkulturerbe hätte es keine europäische Kultur-Hauptstadt RUHR.2010 gegeben. Ohne meine Gründung der Kultur-Ruhr-GmbH würde es keine ›Triennale‹ geben. Ohne ›Triennale‹ wäre hier keine Organisation vorhanden, die den Musik- und Theater-Bereich in die europäische Kultur-Hauptstadt 2010 einbringt. Es gibt eben auch diese Aufgabe: von Zeit zu Zeit neben der projektbezogenen Tätigkeit systematische Strukturen zu schaffen. Das begreifen die meisten Leute nicht. Man muß auch ein Gefühl dafür haben, daß bei allem personellen Engagement und bei allem Zufall es immer auf systematische Strukturen ankommt. Das ist das wichtigste Verfahrens-Ziel: Das Schaffen von systematischen Strukturen.«



Finanzen

Finanzierung. Im Prinzip, erklärt Karl Ganser öffentlich, gibt es nur Geld für das, was ohnehin gebaut wird – und nur die übliche Summe. Er dementiert die landläufige Meinung, daß die IBA-Bauten mit Sondermitteln ausgestattet werden. IBA verfügt nicht über eigene Investitionsmittel und rechtliche Mittel. Alles geschieht im normalen Verfahren.

Aber wer Qualität bietet, hat die Chance, in der Rangfolge nach oben zu kommen. Die Landesregierung beschloß: IBA-Projekte haben Priorität in der Finanzierungs-Warteschlange.

Alles Besondere entsteht durch Querdenken und Pfiffigkeit.

Insgesamt gibt die Landes-Regierung an Planungs-Mitteln 100 Millionen DM für Wettbewerbe, unrentierliche Kosten und anderes aus, davon 35 Millionen DM für den Betrieb der IBA selbst. Auch dies ist das Übliche, nur etwas anders gestaltet.

Zum Erfolg gehört, daß Karl Ganser über diese Gelder frei verfügen darf, ohne Antrag, ähnlich wie bei Unternehmen. Natürlich muß anschließend vernünftig begründet und abgerechnet werden.

Ein Beispiel: In der Frage der Erhaltung des Gasometers in Oberhausen kann Karl Ganser bei einem Abendessen den RAG-Chefs versichern, daß am nächsten Morgen 1,7 Millionen DM ankommen. Später wird nur ein Verwendungs-Nachweis gegeben. Zweites Beispiel: Verwaltungs-Kreativität der IBA: Karl Ganser kann dem Künstler Richard Serra für ein Projekt in Zeit-Not 30.000 DM auf die Hand zusagen – binnen 14 Tagen.

1991 wird das Ökologieprogramm Emscher-Lippe (ÖPEL) ins Gemeindefinanzierungs-Gesetz aufgenommen: mit jährlich 30 Millionen DM plus zehn oder zwanzig Prozent der Träger. Insgesamt sind dies in zehn Jahren rund 300 Millionen DM.

1999 stellt Karl Ganser fest: »Der Umbau des Reviers [eines weiten Gebietes] ist für den Steuerzahler viermal billiger ausgefallen als der Umbau des neuen Regierungs-Sitzes Berlin. In Berlin durfte der englische Star-Architekt Norman Foster allein 600 Millionen DM für den Reichstag ausgeben. Aber nur 100 Millionen DM kostet die umfangreiche Umstrukturierung des Innenhafen Duisburg. Diese staatlichen Millionen führen in Duisburg zu 400 Millionen DM privaten Investitionen.«

Quer-Denken. »Wenn man die Abriß-Kosten für ein Objekt auf ein Sparkonto legen würde und den Zins-Ertrag zur Erhaltung nutzt, kommt man mit den Kosten für die Erhaltung hin.« Karl Ganser bezeichnet dies auch für viele Fälle als eine »schlichte Überwinterungs-Strategie«. Dafür hat er von Anfang an vor, eine Stiftung zu gründen. Er schafft es. Sie wird ein Modell für die Zukunft.

Zusammenhänge. In der Finanzierung geht Karl Ganser zum Teil ungewohnte Wege, entstanden aus einer Mischung von Übersicht und Quer-Denken. »Der ›Tetraeder‹ wurde aus dem Ökologie-Programm Emscher-Lippe bezahlt. Ich sagte: Ökologie kann nicht nur eine Pflanze sein. Ökologie ist ein übergreifender Begriff. Alles, was ich für den Emscher-Landschafts-Park [der insgesamt Ökologie ist] brauche, egal was, gehört zum Ökologie-Programm Emscher-Lippe.«

Dann setzt er etwas ein, was niemand vermuten würde: »Auch die wunderbare Brücke von Jörg Schlaich im Westpark in

Bochum ist eine Frucht des Ökologie-Programms Emscher-Lippe.«

Diese Denk-Weise unterwirft sich nicht dem landläufigen Kästchen-Denken von Verwaltungen, sondern arbeitet in Zusammenhängen. Das Produkt ist keine Addition, sondern ein Zusammenhang.

Karl Ganser: »Das setzt etwas voraus, was man von Architekten und anderen Leuten nicht verlangen kann, weil sie in Verwaltungs-Strukturen nicht erfahren sind: daß es begleitend zu den klugen Entwürfen der Architekten immer auch eine Verfahrens-Simulation geben muß. Sonst funktionieren die Dinge nicht. Oder sie werden gar nicht gemacht.

Diese Verfahrens-Simulation war schwer durchsetzbar. Aber letztendlich hat die Landesregierung stets mitgezogen.« Er atmet einen Augenblick durch: »Letztendlich.«

Mußte man den Hund zum Jagen tragen? – Die Reaktion von Karl Ganser auf diese Frage ist ungewöhnlich – er explodiert laut, in einer Mischung von Zorn und Triumph. »Man mußte den Hund verprügeln!« – Nach einer kleinen Pause setzt er nach: »Das ging manchmal sehr hart her.« – Erneute Überraschung: Er wird milde. »Aber: man muß ja immer auch die Mentalität der Gegenseite verstehen.«

Er erklärt sie: »Dieses Ökologie-Programm Emscher-Lippe war manchen Leuten deswegen zuwider, weil hier alles eine sehr offene Zweckbestimmung hat. Und eine offene Zweckbestimmung verführt zur Zweckentfremdung des Geldes. Die Kontrolle der Mittel muß ja nun sein, sonst wird das Geld verjuxt und verjubelt. – Die Kontrolle muß man integriert ausüben – und dafür gab es niemanden. Vor so etwas haben die Behörden immer Angst. Sie fragen: Was passiert denn mit dem Geld, wenn man es derart frei vergeben darf? Aber es gab ein gewisses Grundvertrauen in die IBA-Organisation: daß sie aufpaßt, daß es zu keiner mittleren Zweck-Entfremdung kommt.«

Er fügt hinzu: »Sowohl der europäische Rechnungshof als auch der Landesrechnungshof haben intensiv geprüft. Sie hatten zur IBA selbst keine einzige Prüfungs-Bemerkung – in den ganzen zehn Jahren. Obwohl wir – gemessen an den üblichen Verwaltungs-Abläufen – systematische ›Zweck-Entfremdung‹ betrieben haben.

Diese Prüfbehörden sind ja nicht böswillig. Sie gucken sich die Akten an. Und wenn die Akten klar nachvollziehbar sind, das heißt, wenn das öffentliche Interesse klar beschrieben ist, und es ist nachgewiesen, daß das Geld sparsam ausgegeben wurde, dann haben sie keine Bedenken.«

Grundsätzliches – im Großen. Wie kommen Finanz-Entscheidungen zustande? Karl Ganser gibt Beispiele.

»So wird auch im Großen verfahren: Alle Rechnungshöfe, der Bundes- und der Bayrische Rechnungshof sagten: Der Transrapid von München zum Flughafen ist herausgeworfenes Geld. Sie haben Recht. Aber das Projekt wird deswegen durchgezogen, weil Politik in Deutschland so händeringend nach industriepolitischen Zeichen sucht. Und sei es noch so unsinnig. Damit man nicht sagen kann: Draußen in der Welt geht alles und in Deutschland läuft nichts.

Das Geld dafür wird da sein, weil es dummerweise mal diese Rücklage für den Transrapid gab. Was er an Defizit einfährt, darüber wird nicht geredet. Erst wenn er fertig ist, wird es eine Debatte geben, wer das Defizit bezahlt.

Wenn es nach Rationalität geht, dürften wir kein Kernkraftwerk bauen. Aber es wurde trotzdem gebaut.

Jetzt [2006] haben wir Schwarz-Rot. Die Roten waren immer für Industriepolitik und die Schwarzen wollen in Bayern wieder ein Fanal setzen. Die beiden

werden das hinkriegen – und es werden sehr viele Einsprüche kommen – von allen Seiten.

Es wird einen endlosen Ratten-Schwanz von Prozessen geben. Das wird ganz lange dauern. Aber so wie die Verwaltungs-Gerichtsbarkeit in Deutschland organisiert ist, wird der Bayrische Verwaltungs-Gerichtshof das durchwinken.

Der Flughafen in Berlin-Schönefeld ist ökonomischer Unsinn. Seit der Wende wird darüber diskutiert. Aber dann hat irgendwann das Bundes-Verwaltungsgericht in Leipzig entschieden: Er ist rechtens. Und nun wird er auch gebaut.

Das sind Dinge, die in politischen Prozessen entschieden werden. Weil es dafür keine bindenden Rechts-Kategorien gibt.

So hat es ein Verwaltungs-Richter immer schwer. Wenn er rechtsformal entscheiden will, fehlt ihm fast jede Handhabe. Also muß er rechtspolitisch entscheiden. Und deswegen ist es auch immer ein hohes Politikum, wer in diesen hohen Gremien letztlich die obersten Richter sind.«

Finanzierung des Außergewöhnlichen. »Dani Karavan war ein seltsamer Bursche – er verhandelte mit mir mehr über sein Honorar als über seine Arbeit. Er wollte nicht über ein Architekten-, sondern über ein Künstler-Honorar abrechnen. Ein Künstler-Honorar ist nicht kalkulierbar: Es wird gesetzt. Die Stadtverwaltung in Duisburg konnte mit diesem System nicht umgehen. Da kam er nicht mehr und arbeitete nichts. Ich sagte jedoch: Wir wollen Dani Karavan haben. Was ihr nicht zahlen könnt, zahle ich. Ich schob ihm 200.000 DM rüber. Das konnte man nur so begründen: ›Wer Dani Karavan haben will, muß bezahlen‹. Seitdem ist er da.

Ein solches Verhalten setzt voraus, daß man eine sehr souveräne Organisation hat, die über Geld verfügt. Ich hatte einfach Geld. Nicht viel Geld, aber immerhin in zehn Jahren 90 Millionen DM. Diese Summe konnte ich im Sinne der Sache ausgeben.

Mit den 90 Millionen DM dirigierten wir öffentlich sechs Milliarden DM.«

Vorzügliches darf auch etwas kosten. Die erste Aufgabe, Wichtiges zu retten, besteht darin, seine Bedeutung zu recherchieren – und sie sichtbar zu machen. Manches überlebt nur, wenn man seine Bedeutung darstellt. Oft ist Bedeutung etwas Ungewöhnliches. Hinzu kommt, daß eine solche Bedeutung einen Beitrag zur Region leisten kann.

»Am Hüttenwerk Meiderich haben wir sieben Jahre lang herumgerätselt, auch zusammen mit Klaus Mack: Wie könnte man es in der Nacht beleuchten? Immer wieder haben wir gesagt: Eigentlich geht es nicht. Klaus Mack meinte mehrfach: Wenn es überhaupt jemand kann, dann jemand, der Erfahrung aus der englischen Open Air-Szene hat. Dann machten wir einen kleinen Wettbewerb. Dabei entdeckten wir den Londoner Licht-Künstler Jonathan Park. Erst später hörten wir, daß er jahrelang mit Pink Floyd zusammengearbeitet hatte.

Wir schauten uns an, was er macht, – und vor allem, *wie* er arbeitet. Daß er die Lampen selber setzt, daß er so lange probt, bis sie blendfrei sind. Er braucht ein halbes Jahr, bis er an Ort und Stelle ein Gefühl dafür bekommt, *wo* und *welches* Licht *in welcher Stärke* leuchtet. Da sagte ich: Der ist es! Der kann dann auch kosten, was er will.«

Das labile Finanz-System und die Stiftung. »Hinter dem Finanz-System steckt keine reale Güter-Produktion mehr. Es wird ein ständiger Wechsel: Raus aus den Immobilien, rein in die Aktien. Oder: Raus aus den Aktien, rein in die Immobilien. Deswegen entsteht viel Leerstand. Vor allem auf dem Büro-Sektor. Weil das Geld angelegt werden muß. Den Anlegern ist es egal, ob vermietet wird. Wenn es Verluste gibt, dann werden

sie auf dem Geld-Markt verdrückt. Und die [Ausschüttung der] Lebens-Versicherung wird immer schmaler, weil in diesen Bereich die Verluste reingepreßt werden. Die Rendite der angelegten Gelder geht dramatisch herunter.

Jede Stiftung weiß das. Wenn sie annahm, daß die Kapital-Rendite im Durchschnitt bei acht Prozent liegt, wird sie sehen, daß sie auf vier Prozent sinkt. Dann geht die Stiftung am Stock.«

Landschaft. Karl Ganser macht begreifbar, daß zur Landschaft auch die Baukultur gehört – sie hilft, ihr Bild zu prägen. Die 30 Millionen DM im Jahr kommen aus dem Gemeindefinanzierungs-Gesetz zusammen – darin wird an 396 Gemeinden des Landes kollektiv dafür gespart. Dazu gibt es im Landtag eine heiße Debatte.

Weitschauender Wirtschafts-Minister. Viele kulturelle Investitionen stammen aus dem Topf von Wirtschaftsminister Günther Einert, der der IBA sehr zugetan ist – fast 250 Millionen DM.

Hinzu kommen für den Umbau der Emscher die Gebühren aus dem Abwasser-System.

Die Projekt-Finanzierung erfolgt aus dem bereits bestehenden Förderprogramm des Landes mit weiteren Struktur-Mitteln des Bundes und der Europäischen Gemeinschaft. Es fließt Geld aus 36 Töpfen – ein hoch kompliziertes Unternehmen. Darüber hinaus sind die Projekte zum Teil mit privaten Investitionen verknüpft.

Die IBA ist ein großartiges Beispiel dafür, daß ausschließlich mit den vorhandenen Mitteln viel Hervorragendes bewirkt werden kann, wenn:
– man dabei gut zu denken vermag,
– man Ansprüche an Qualität stellt,
– und ausgezeichnet organisiert.



Neue Nutzung einer Zeiche: Fortbildungs-Akademie Städtebau auf Rhein-Elbe in Gelsenkirchen

Presse und Publikationen

Kommunikator. Karl Ganser ist der mit Abstand beste Darsteller der Aufgaben, an denen er arbeitet. Er macht dies nicht mit Werbe-Sprüchen, überhaupt nicht mit gängigen Klischees, sondern indem er den Kern der Sachen darstellt: auf den Punkt gebracht und verständlich.

Dabei leiten ihn nicht die üblichen Vor- und Rücksichten, die im Medien-Betrieb verbreitet sind. Er stellt dar, was geschieht. Die Sache überzeugt. Und der Mensch fasziniert dadurch, daß er die Sache überzeugend vorträgt. Dies ist Authentizität.

Karl Ganser läuft den Medien nicht nach. Trotzdem – oder gerade deswegen – hat er Erfolg. Die Sache selbst ist nicht langweilig. Und ihr Darsteller hat ein Gespür für ihre Dramatik.

Dies geschieht in einer Zeit, in der die Medien nur selten neugierig sind. Aber aufgrund dieser Fähigkeiten wurde nie über das Ruhrgebiet so viel geschrieben wie in der IBA-Zeit.

Der Kern der Sache. »Sie müßten mich im Fall Christo [im Gasometer in Oberhausen] mal beobachten. Ich machte eine Presse-Konferenz, als die ersten Fässer in den Gasometer reingebracht wurden. Da kam ich eine halbe Stunde zu spät. Die erste halbe Stunde sagte ich kein Wort. Und dann erklärte ich, daß mich das nicht so fürchterlich interessiert. Ich erklärte der Presse, daß das gar nicht meine Presse-Konferenz sei. Das ist die Grenze dessen, was man sich leisten kann, zumal wenn man für das Projekt verantwortlich ist.«

Was war sein Beweggrund, so ungewöhnlich mit der Presse umzugehen? – »Ich verhielt mich so, weil ich sehe, daß diese Art von Öffentlichkeits-Arbeit von unseren eigenen Dingen ablenkt.

Der Konflikt läuft quer durch unser Haus [den IBA Sitz in Rhein-Elbe]. Da bin ich der einzige, der sagte: Ich mache die Auftakt-Pressekonferenz des IBA-Finale nicht im Gasometer, sondern im Schloß Oberhausen. Dann müssen die Journalisten wenigstens einmal ins Schloß Oberhausen gehen und sich die Ausstellung ›Kunst setzt Zeichen‹ ansehen. Denn das ist unser eigentliches Thema.

Bei so etwas habe ich die Frau [Jeanette] Schmitz gegen mich, Herrn [Burkhard Ulrich] Drescher ..., weil sie alle glauben, das dürfe man den Journalisten nicht zumuten.

An der Geschichte hasse ich, daß die Namen so populär sind, daß sie von sich aus laufen, weil jeder diese Namen mal gehört hat. Und es stört mich, daß dann die Leute wegen des Namens hinlaufen.«

Öffentlichkeits-Arbeit. Karl Ganser kritisiert die Öffentlichkeits-Arbeit im eigenen Haus. »Das Spiel mit meiner ganzen Presse-Mannschaft war nicht so gut. Ich hatte mit denen eigentlich nur Krieg – wegen ihrer Mentalität. Es waren mindestens so viele in der Öffentlichkeits-Arbeit wie in der Facharbeit. Diese Menschen haben sich keinen Samstag/Sonntag etwas angeguckt. Sie kannten nach zehn Jahren IBA die meisten Projekte nur vom Text her. Sie hatten ein völlig anderes kulturelles Verhalten.

Sie ließen sich auf das Niveau der WAZ ein. Da gab es einen Journalisten, der fast alles schrieb. In den Anfangs-Jahren sagte er immer: ›Herr Ganser, das will ich alles ... Wann sind Sie fertig? Wann kommen die Bagger? Was kostet es?‹

Die Presse-Mannschaft war auch grafisch nicht wirklich gut. Sie machte ihren

Job handwerklich halt so weit, wie sie ihn machen mußte.«

Medien. »Die Medien schreiben alles. Wir können uns über die Berichterstattung überhaupt nicht beschweren. Ich denke, wir werden sehr fair behandelt. Wir müssen wenig tun, damit sie etwas schreiben.

Meine Grundtheorie: Die Öffentlichkeits-Arbeit ist Handwerk, aber wenn du keine Botschaft hast, kannst du auch kein Handwerk haben.«

Nachhaltige Publikationen. Es gibt eine Fülle von Medien. Nur der kleinste Teil wird wahrgenommen. In der Regel sind sie nur Signale. Und so bleibt das Meiste Zufall. Zudem sind Zeitung, Radio und Fernsehen Eintagsfliegen. Die Zeitungen wandern nach zwei Tagen in die Müllverbrennung. Hingegen sind Bücher nachhaltig. Man wirft sie nicht weg – sie bleiben.

Die IBA regte eine größere Zahl an Büchern an. Der Klartext Verlag mit seinen Verlegern Ludger Claßen und Frank Münschke hat das Verdienst, mit vielen Büchern Erhebliches von der IBA dauerhaft festgehalten und zugänglich gemacht zu haben.

Resümee. Christoph Zöpel: »Karl Ganser gelang die Kommunikation nicht, weil er Kommunikation machte, sondern sie gelang ihm mit Inhalten.



Jahrhunderthalle im West-Park von Bochum: Eine Stätte für viele Ereignisse.


Der Oberbürgermeister von Oberhausen Burkhard Ulrich Drescher

Ein Ruhr-Bürgermeister berichtet

In der IBA-Zeit ist Burkhard Ulrich Drescher in Oberhausen Stadtdirektor, dann Oberstadtdirektor und schließlich Oberbürgermeister.[1]

»Ich wußte, daß Karl Ganser als Abteilungsleiter sehr viel gestaltet hat. In Grevenbroich kannte ihn unser Bürgermeister Hans-Gottfried Berrenrath gut, weil er mit ihm sehr viel im Städtebau gemacht hatte.

Er plante damals, als ich in Grevenbroich Stadtkämmerer war, eine Landes-Gartenschau. Diese brachte er in Zusammenhang mit einer Reihe von städtebaulichen Maßnahmen. Damals lief viel über den direkten Kontakt zwischen Berrenrath und Ganser. Ich war nur als Finanzverantwortlicher eingespannt.

Anfang 1991 wurde ich in Oberhausen zum Oberstadt-Direktor gewählt. Da sprach ich zum ersten Mal mit Karl Ganser: über Industrie-Kultur und über die Entwicklung der Stadt, die damals noch von der Industrie gekennzeichnet war. Es gab noch Zechen, ein Elektro-Stahlwerk und Blech-Walzwerke.

Wie wird sich die Stadt weiter entwickeln? Das Projekt ›Triple Five‹ [1986, 1989 gescheitert] war seit zwei Jahren tot. Ich versuchte, meine Vorstellungen darzulegen. Er wies mich dann auf bestimmte Dinge hin, zum Beispiel auf den Hauptbahnhof.

Nachher wurde ich ins Kuratorium der IBA berufen. Dann entstand Zusammenarbeit. Als wir die Neue Mitte entwickelten, fragte ich ihn sehr oft um

Rat – zu vielen städtebaulichen Wettbewerben, die wir machten, sogar zur Architektur des CentrO.«

Zu diesem Projekt gab es starke Spannungen.

»Am Anfang«, sagt Drescher, »waren wir ziemlich weit auseinander. Ich denke aber, daß wir voneinander gelernt haben. Ich sicherlich mehr von ihm als er von mir. Wobei er auf der Strecke, glaube ich, angefangen hat – in vielen Gesprächen – zu akzeptieren, daß wir einen ganz starken ökonomischen Druck in so einer relativ armen Stadt hatten: auch ökonomisch etwas umzusetzen, was dann kommerzieller Natur sein mußte. Aber ich habe auch beim Antreiben gelernt, Rücksicht zu nehmen auf industrielle Vergangenheit.

Ich war schnell auf seiner Seite, als es darum ging, den Gasometer zu erhalten. So schleppte ich Karl Ganser mit in die Fraktions- und in die Rats-Sitzung, um das durchsetzbar zu machen, was mir allein nicht gelungen wäre. Was auch dem damaligen Oberbürgermeister nicht mit mir gemeinsam gelungen wäre, – so daß wir zusammen eine größere Front von Argumenten hatten.

Wir lernten uns noch näher kennen, als das Werks-Gasthaus zum Technologie-Zentrum für Umweltschutz umzubauen war. In den Wettbewerben dazu und in der Realisierung ging es darum, wie wichtig es ist, einerseits die industrielle Vergangenheit in die Zukunft zu transferieren, sie aber auch mit neuen ökonomischen Inhalten zu versehen.

Daß ich das Gebäude kaufte, hat ihn beeindruckt: weil es mir gelang, es aus den Händen eines Spekulanten zu reißen – um daraus das Technologie-Zentrum für Umweltschutz zu machen.

In dieser Zeit entwickelten sich noch andere Dinge. Es galt, den Peter Behrens-Bau in den Besitz des Landschaftsverbandes zu bringen. Für die ›Allee der Industriekultur‹ gab es einen Wettbewerb. Es waren zum Teil IBA-Projekte, letztendlich mündete dies in die Landes-Gartenschau 1999.

Ich habe mich auch bemüht, in der Entwicklung der Neuen Mitte Grundsätze der ganzheitlichen Herangehensweise der IBA-Prozesse zu berücksichtigen, zu kombinieren oder verträglich oder kompatibel zu machen mit kommerziellen Grund-Gedanken eines Shopping-Centers. Das war schwierig. Aus dieser Spannung ist ein produktives Miteinander entstanden.

Die notwendige Sensibilität habe ich von Karl Ganser vermittelt bekommen – in Hinsicht auf Industrie-Kultur und Städtebau. Da hab ich unglaublich viel von ihm gelernt.

Das führte dann dazu, daß bei meiner Amts-Einführung zum Oberbürgermeister 1997 Karl Ganser für mich die Begrüßungs-Worte sprach, während Johannes Rau für meinen Vorgänger die Abschieds-Worte sagte. Es paßte nicht so ganz zusammen, was Rau und was Ganser sagten, weil Ganser auf Städtebau und aufs Ruhrgebiet fokussierte, aber das zeigt im Grunde von 1991 bis 1997, daß offensichtlich zwei unterschiedliche Geister in eine Richtung arbeiteten.

Ich nannte Karl Ganser immer ›Meister‹. Das hatte einen scherzhaften Aspekt, aber auch einen ernsthaften Hintergrund: Als Knowhow-Träger sprengte er weit meinen Horizont. Ich konnte nur zuhören und versuchen, es mit den ökonomischen Notwendigkeiten zu kombinieren.«

Selbst dort, wo es einen Konflikt gab, versuchte Drescher noch IBA-gemäß zu arbeiten.

»Ich schleppte Karl Ganser mit nach Großbritannien in die Halle von Sheffield, die von Healey [dem Investor in der Neuen Mitte Oberhausen] gebaut ist und die viel kommerzieller ausgerichtet war. Das machte er mit, obwohl es ihm widerstrebte, sich in dieser Konsum-Welt



Im Haus Ripshorst am Rhein-Herne-Kanal in Oberhausen haben mehrere Umwelt-Initiativen ihren Sitz.

zu bewegen. Er schrieb mir dazu den einen oder anderen Brief und hob mahnend den Finger. Aber damals bevorzugte ich schon das direkte Gespräch. Ich fuhr dann zu ihm nach Gelsenkirchen und legte ihm die Pläne auf den Tisch und ertrug es, wenn er zunichte gemacht hat, was nicht seinen Qualitäts-Standards entsprach.

Es hat dem Prozeß genutzt. Wir haben nicht alles verwirklichen können, was er für richtig gehalten hat. Ich hab auch nicht immer auf ihn gehört, aber aus der Reibung heraus sind produktive Funken übergesprungen.«

Die Neue Mitte, 1996 eröffnet, ist – im Gegensatz zu allen anderen Einkaufs-Zentren – eine städtebauliche Anlage mit einem weiten Umfeld geworden. Andere haben nicht das Geringste davon.

»Vom Werks-Gasthaus aus, von diesem IBA-Projekt, und davon als Ausgangs-Punkt haben Städtebauer eine ausgreifende städtebauliche Spiralstruktur entwickelt. Daran wirkten mit die Franzosen Reichen & Robert [und Ulrich Dratz], auch der Architekt Kuhn aus Düsseldorf, der in unserm Auftrag die Jury leitete, in der Karl Ganser mitwirkte. So kam eine städtebauliche Figur zustande: eine Spirale, die über das Gewerbegebiet auf dem früheren Schlacken-Berg der Hütte über die Neue Mitte bis oben hin auf das Landes-Gartenschau-Gelände läuft.

Der Architekten-Wettbewerb für die Neue Mitte, fürs CentrO, griff die städtebauliche Figur auf. Kuhn und auch Ganser waren in diesem Prozeß beteiligt. Wir versuchten, dem Areal eine städtebauliche zukunftsfähige Prägung zu geben. Aber immer muß man auch kommerzielle Kompromisse machen.«

Zu dieser städtebaulichen Figur gehört die schöne Bogen-Brücke von Ste-

fan Polónyi über die Mülheimer Straße. »Für sie mußte ich streiten. Dafür gab es im Rathaus keine Mehrheit. Die Politik wollte die Brücke nicht, weil sie damals keinen ökonomischen Zweck hatte. Aber aus dem Schlackenberg wurde gerade ein Gewerbe-Gebiet gemacht – und auf der anderen Seite stand das Technologie-Zentrum. Die Brücke setzt die Spiral-Bewegung fort. Neben ihr spielt der Wasserturm eine Rolle: als Eck-Punkt. Dann läuft die Spirale in großem Bogen über das Schloß – ein weiterer Eckpunk – zum Gasometer bis oben zum ›Dom‹ auf dem Gelände der Landes-Gartenschau.«

Oberhausen hat städtebaulich die beste Substanz aller Ruhrgebiets-Städte.

»Die Parkstadt-Struktur der Innenstadt der 1920er Jahre – das war Städtebau! Wir versuchten von 2001 bis 2004, die alten Park-Strukturen wieder zu regenerieren und als offene Flächen zwischen den Gebäuden herauszuarbeiten. Das hat hohe städtebauliche Qualität.«[2]

Wie hat Burkhard Drescher Karl Ganser als Mensch erlebt?

»Als ich ihn zum erstenmal traf, habe ich das gemacht, was man normalerweise immer unter SPD-Freunden macht: Man bietet das Du an und sagt: ›Wir sind ja Genossen‹. Karl Ganser hat mir sofort gesagt: ›Wir sind zwar Genossen, aber er würde nur ganz wenige Leute auch duzen.‹ Das habe ich sofort akzeptiert. Da war für mich das Thema erledigt.

Da er auf einer sehr sachlichen Ebene arbeitet, halten sich die menschlichen Dinge in Grenzen.

Aber das hat sich über die Jahre gewandelt. Er hat ein sehr gutes freundschaftliches Verhältnis zu meiner Frau [Jeanette Schmitz] entwickelt, mit der er immer noch Briefwechsel hat.

Wir hatten auch eine ganze Phase lang Briefwechsel. Ich würde ihn nicht immer als ›Großer Meister‹ anschreiben können, wenn da nicht ein ironischer und freundschaftlicher Unterton entstanden wäre. Seine Rede zu meiner Amts-Einführung hätte ohne Sympathie nicht funktioniert.

Aber ich habe selten einen Menschen erlebt, der so auf die Sache selber fokussiert ist und die Sache vorantreiben will. Und darauf seine Kräfte orientiert und sie nicht verschwendet, links und rechts – aus seiner Sicht und aus anderer Sicht – für Überflüssigkeiten.«

Drescher ist selbst ein unkonventioneller Manager und sehr effizient. Wie sieht er Karl Gansers Rolle als Manager?

»Ich habe ja verschiedene Welten kennen gelernt. In der öffentlichen Verwaltung in verschiedensten Funktionen.

Seit einigen Jahren arbeite ich in der Wirtschaft [als Vorstands-Vorsitzender der großen Wohnungsgesellschaft Gagfah]. Kapitalistischer geht es nicht mehr. Ich sehe hier, daß man die Management-Qualitäten, die Durchsetzungsfähigkeit, die Karl Ganser hat, in der Wirtschaft lange suchen kann. Karl Ganser könnte auch Konzerne leiten, wenn er nicht idealistischer geprägte Ziele hätte.

Alles, was in der IBA-Zeit im Ruhrgebiet entstand, was heute noch wirkt, das ist seiner Persönlichkeit zu danken. Sie hat dies voran getrieben.

Er hat sich auch über manches hinweggesetzt. Das muß man. Wenn man sich konventionell in bürokratischen Räder-Werken von Ministerialbürokratien, Bezirksregierungen und Stadtverwaltungen unterordnet, dann würde man im Sand versinken. Er hat einfach gesagt: ›Das wird jetzt so gemacht!‹ Er hatte auch die Autorität, alle auf die Seite zu fegen, wenn es erforderlich war. Das ist Ausdruck von Management-Qualitäten.

Ohne seine Management-Kraft wären weder der Gasometer noch andere Dinge entstanden, wenn er nicht auch von der Umsetzung her, nicht nur von den Ideen, das notwendige Rüstzeug besessen hätte.«

Burkhard Drescher hat sein Amt als Oberbürgermeister in ähnlicher Weise

unorthodox betrieben und damit sehr viel Erfolg gehabt. Diesen Typus von Macher könnte man einen »Spieler« nennen. Das ist jemand, der etwas riskiert: Er kann auch verlieren, aber er geht nach vorn. Der Gegentyp ist einer, der, wenn er die Nase nur ein wenig zum Fenster heraushängt, Angst hat, daß eine Guillotine herunter kommt.

Burkhard Drescher: »Ich glaube, wir sind uns sicherlich ähnlich, weil ich denke, man kann nur was bewegen, wenn man auch Risiken eingeht. Wenn man immer den kleinsten gemeinsamen Nenner sucht, dann bewegt man nichts.

Ich beklage es manchmal, daß sich wenig im Ruhrgebiet bewegt, weil man an vielen Stellen in den Städten so lange versucht, den Konsens herzustellen und jede bürokratische Gefahr, die von irgendeinem Rechnungsamt droht, zu berücksichtigen. Bis man das alles geklärt hat, ist die Chance vorüber.

In der Zeit des Ministerpräsidenten Johannes Rau ist am meisten passiert. Rau hat konkrete Ziele gesetzt und ließ es zu, daß Ziele umgesetzt wurden. Natürlich sind manchmal auch Fördermittel schief gelaufen. Auf der anderen Seite: wenn man die Quantitäten betrachtet, ist die Leistung auch ökonomisch sinnhaft. Aber man mußte sich durchsetzen.

Als ich in Oberhausen die Straßenbahn wieder einführen wollte, haben mir alle gesagt: ›Geht nicht! Geht nicht! Geht nicht! Man kann in anderthalb Jahren keine Straßenbahn quer durch die Stadt bauen!‹

Dann sagte der Minister selber: ›Ich glaube jetzt nicht euch Beamten. Ich glaube auf der Stelle dem Drescher. Und dann bau mal deine Straßenbahn. Wir fördern sie.‹ Und es hat geklappt.

Im Nachhinein wurden wegen des schnellen Verfahrens Fördermittel zum Teil zurückgefordert. Da stellte der Landesrechnungshof fest: Sie haben nicht alle Ausschreibungsmöglichkeiten genutzt – wegen der Schnelligkeit …

Normalerweise sind Bürokratien, Ministerien, Bezirksregierungen ein Verhinderungs-Dornengestrüpp. Sie sind so strukturiert, daß sie nichts bewegen und alles verhindern können. Durch dieses Gestrüpp kommt man nur durch, wenn man politischen Rückhalt hat. Zwischen 1993 bis 2000 gab es ein Zeit-Fenster, in dem man etwas bewegen konnte. Danach wuchs das Gestrüpp so dicht, daß es schwer wurde.«

Der Betrieb des Gasometers als Ausstellungs-Halle, sagt Drescher, »ist durch die IBA angesprungen. Die IBA hat einmalige Investitions-Mittel zur Verfügung gestellt – dann hat sich der Gasometer ökonomisch verselbständigt.

Es ist gelungen, aus den Zeitzeugen des industriellen Verfalls Symbole der Zukunftsfähigkeit zu machen. Das ist das Verdienst von Karl Ganser – das Verdienst der IBA.«

Kommunalverband Ruhr (KVR)

Regionaler Konsens. Die IBA fördert vielerlei Zusammenarbeit von unterschiedlichen Institutionen. Sie sind sich nicht immer grün.

Beim Emscher Landschaftspark hilft ein ›goldener Zügel‹ mit: Weil die Städte für den Umgang mit den sieben Grün-Fingern sieben interkommunale Arbeits-Gemeinschaften bilden, erhalten sie bestimmte Förderungen.

Der Kommunalverband Ruhr stellt als regionale Kompetenz die Klammer her: mit einer Leitplanung.

Der Zwischen-Bericht mit Biotop-Kartei und Konflikt-Kartierung gibt den drei Regierungs-Präsidenten Veranlassung, die Kommunen aufzufordern, die Inhalte voll zu übernehmen und in ihren Parlamenten zu beschließen. Alle arbeiten mit.

Dadurch entwickelt sich die Tradition des regionalen Konsenses weiter, die in den 1980er Jahren durch die Bezirks-Planungs-Räte aufgebaut wurde.

IBA und KVR arbeiten in einigen wichtigen Bereichen eng zusammen. Mit unterschiedlichen Personen auf beiden Seiten.

Das läuft nicht ohne Spannungen ab. Denn die Denk- und Handlungs-Weisen sind unterschiedlich. Sie haben auch unterschiedliche Vorstellungen von Verwaltung, Zeit, Effizienz. »Der KVR war immer sauer«, sagt Karl Ganser, »weil er das machen mußte, was wir sagten. Und er lebte von unsern Bildern.«

Insgesamt und am Ende ist die Zusammenarbeit auch bei manchem Knirschen sehr erfolgreich.

Arbeit im KVR. Stephan Reiß-Schmidt ist in den 1980er Jahren Abteilungsleiter im Kommunalverband Ruhr (KVR; heute Regionalverband Ruhr – RVR). Drei Jahre vor dem IBA-Finale wechselt er im Herbst 1996 nach München und wird dort in der Stadtverwaltung Abteilungsleiter der Stadtentwicklung.

Stephan Reiß-Schmidt: »Die Abteilungsleiter haben das Privileg, noch inhaltlich arbeiten zu können. Das war für mich auch ein Grund, weshalb ich meine 13 Jahre im Ruhrgebiet beim KVR nicht als lang empfunden habe.« – Warum verging die Zeit im Flug? – »Durch die Zusammenarbeit mit Karl Ganser in der Vorbereitung und später in der Durchführung der IBA Emscher-Park, Emscher Landschafts-Park und danach der Route der Industrie-Kultur machten wir sehr spannende Projekte.

Es kamen immer wieder neue Anregungen, immer wieder neue interessante Persönlichkeiten, mit denen man Kontakt erhielt – über Preis-Gerichte, Arbeits-Kreise, Workshops und auch über die damals entstehende sehr enge Kooperation von interessierten Kolleginnen und Kollegen der Stadtverwaltungen im Ruhrgebiet, die später teilweise zur IBA gingen. Zum Beispiel Dieter Blase, der in Oberhausen in der Stadtentwicklungs-Planung Verantwortung hatte, bevor er dann in die IBA wechselte.«

Der Ruf zum KVR. Karl Ganser: »Jürgen Gramke [Verbandsdirektor des Kommunalverbands Ruhr] kam dem Ruhrgebiet abhanden, weil er Wirtschaftsminister in Sachsen-Anhalt wurde – für sechs Wochen. [Dann trat er zurück.]

Nach seinem Weggang mußte im KVR ein neuer Chef gesucht werden. Da kam die Überlegung seitens der Allgewaltigen im Ruhrgebiet, ob ich das machen könnte. Aber ich sagte ihnen: ›Ich glau-

be nicht, daß das gut ist: denn KVR und IBA, beides zusammen, geht nicht.‹

Ich wußte sehr wohl, daß es gehen würde. Das habe ich ihnen aber nicht gesagt. Dafür gab es einen objektiven Grund. Wenn man die IBA in den KVR integriert hätte, dann hätte dieses mittelmäßige KVR-Parlament wesentlich mehr mitgeredet, als es bei der IBA möglich war, weil sie da gar nicht reden durften. Ich wäre dann gezwungen gewesen, bei ihnen alles vorzutragen. Das hätte unter Umständen dazu geführt, daß einiges an Projekten nicht gegangen wäre, andere Projekte hätten gemacht werden müssen, die ich nicht gewollt hätte. Es wäre die Gefahr einer Maßstabs-Verflachung gewesen.

Es gab noch einen weiteren Grund. Ich war wild entschlossen, im Jahr 2000 aufzuhören – in meiner Lebens-Planung. Und wenn ich KVR gemacht hätte, hätte ich im Jahr 2000 nicht aufhören können.

Hätte ich es gemacht, wäre folgendes geschehen: Die IBA hätte man zwar 1999 aufgegeben, aber inzwischen hätte ich den KVR gehabt und auf diesem Weg die IBA weiter gemacht.«

Man kann darüber nachdenken, ob dies nicht sehr gut für die Region gewesen wäre.

Gefragt, welche Weichen Karl Ganser im KVR, über den seit Jahrzehnten diskutiert wird, gestellt hätte, antwortet er: »Alle Diskussionen über die Reform des KVR hätten sich erledigt. Denn es waren alles Formal-Diskussionen, keine inhaltlichen. Der KVR hätte vernünftige Dinge gemacht und dadurch hätte sich die Debatte erledigt. Und es hätte auch nie [als Anschluß an die IBA, von der Landesregierung auf die Schiene gesetzt,] ein ›Projekt Ruhr‹ gegeben – dieses unselige Ding. Ob man die Planungs-Zuständigkeit bekommt oder nicht, wäre völlig egal gewesen. Wir haben lange darüber diskutiert, daß eine Planungs-Kompetenz gar nichts bewegt.« Er setzt nach: »Das einzige, was der Regionalverband neu gekriegt hat, ist eine Planungs-Kompetenz, mit der er gar nichts anfangen kann.«

Karl Ganser beendet die Überlegung mit einem brüsken Schluß: »Das wäre aus der gewünschten Interessenlage für das Ruhrgebiet eine vernünftige Lösung gewesen. Aber es entsprach nicht meiner persönlichen. Fertig.«



Alfred Fischer entwarf 1929 für die Selbstverwaltung: für den Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk (SVR), später Kommunalverband Ruhr (KVR), heute Regionalverband Ruhr (RVR)

Ökologisierung der Region

IBA-Chefsekretärin Christel Schwarz: »Auf meinem Weg von [der Wohnung in] Gladbeck zum IBA-Büro sehe ich immer einen Bauernhof mit Kühen. Da stehen ein paar Pferde. Dann kommen die grünen Bäume. Dann sehe ich einsam den Förderturm von Zeche Hugo. Dahinter die Sonne. Das ist ein Bild! Herr Ganser wollte es nicht hören, wenn ich sagte: Es ist doch alles so schön grün hier! Er sagte: ›Grün ist es auch anderswo. Grün ist es auch im Sauerland und an der Ems.‹« Unter Grün versteht er weitere Qualitäten.«

Das Ausgangs-Problem faßt Manfred Sack 1999 zusammen: »Nirgendwo … war die Arroganz der Industriellen … bei der Unterwerfung der Landschaft, der Ausbeutung der Erde, beim Erzeugen und Verbreiten von Schmutz in der Luft und Giftstoffen im Erdboden, waren Verbrauch und Verschleiß von Natur dermaßen zerstörerisch und von so impertinenter Selbstverständlichkeit wie hier. Man dachte und handelte wirtschaftlich, nicht menschenfreundlich, geschweige denn ästhetisch. Die Schönheit des Landes war nichts, gemessen am Reichtum seiner Schätze und ihrer rigorosen Verwertung. Wahrscheinlich haben die angestammten und die unendlich vielen zugezogenen Ruhrpott-Bewohner dies alles nur ertragen können, weil ihnen zum einen die Not um das tägliche Brot kaum eine Alternative ließ und weil die menschliche Psyche sie in ihrer aller Köpfe mit der Umwertung der Werte täuscht. Denn da kein Mensch imstande ist, mit seiner Umgebung unaufhörlich in Zwietracht zu leben, deutet er sie einfach um.«[1] Er folgert: Das Ruhrgebiet hat seine Belastbarkeits-Grenze überschritten.

Es war eine sozial-liberale Regierung, die am Beginn der 1970er Jahre das erste Umweltprogramm vorlegte. Auf dieser Basis entstanden dann Bundes-Gesetze für Immissions-Schutz, Gewässer-Schutz und Landschafts-Schutz.

Im Vorfeld der Gesetzgebung kamen aus NRW viele Bedenken. Auch die Umsetzung war zögerlich. Karl Ganser: »Vorrang für die Arbeitsplätze war der durchgehende politische Gegensatz. Bildlich gesprochen gingen die Großunternehmen mit den Gewerkschaften Hand in Hand durch getrennte Türen, die einen zum Wirtschaftsminister und die anderen zum Arbeitsminister auf Bundesebene, um zu intervenieren.

Besonders lange wurde die Politik der hohen Schornsteine betrieben, bis endlich nicht mehr zu leugnen war, daß der Wald auch weitab geschädigt wird und das Klima global erwärmt …

Die großen ungelösten Aufgaben in der Umweltpolitik stellen sich in diesem Bundesland nicht generell anders als in anderen Regionen, aber in schärferer Form.«[2]

Dennoch wird der vorbeugende Umweltschutz stückweise praktische Politik.

Die IBA als »Werkstatt für die Zukunft alter Industriegebiete« hält den Rückbau von Industrialisierungs-Schäden – auch in den Köpfen – für die Voraussetzung, wenn neue Entwicklungen, auch wirtschaftliche, entstehen sollen.

Die Ökologisierung. Die Region ist in 150 Jahren Industrialisierung eine der am meisten geschundenen auf dem Kontinent. Daher ist die Ökologisierung eine besonders dringende Aufgabe. Gut gemacht, arbeitet sie nicht nur Defizite auf, sondern bietet darüber hinaus durch Umdeutung viele Zukunfts-Chancen. Einige davon gibt es in keiner anderen Region.

Die Grundlage des Spektrums, das Karl Ganser mit der IBA entwickelt, ist der ausgedehnte Emscher Landschaftspark – ein Jahrhundert-Unternehmen.[3]

Die außergewöhnlich durchgreifende Industrialisierung der Region hatte die Gedanken an die Natur im Grunde vertrieben. Nur ein wenig davon war hängen geblieben: mit kleinen Stadt-Parks, im Ausflug über den Rhein ins ›grüne Homberg‹, ruhraufwärts zum Baldeney-See oder ins Sauerland und einmal im Jahr in Urlaubs-Träumen. Viele Manager flüchteten so rasch sie konnten anderswohin oder in Pension, oft nach Bad Godesberg oder Berchtesgaden.

Karl Ganser entwickelt und ermöglicht andere Blicke auf die Natur: mit seiner Gesamt-Vision einer ökologischen Landschaft.

Großtat. Zu den Großtaten der IBA gehört, daß sie die Landesregierung veranlaßt, 1991 ein neues Förderprogramm aufzulegen – nun für kleinteilige Maßnahmen des Ökologie-Programms Emscher-Lippe (ÖPEL).[4] Die IBA setzt es konkret um in einem fünfjährigen Programm. In vielen Projekten schafft es Biotop-Schutz, begrünt und finanziert Wege-Bau.

Die Kern-Projekte sind tiefgreifende Unternehmen besonderer Art: der Umbau der Emscher – ihre Befreiung aus einem Beton-Bett durch einen Umbau zu einem ökologischen System. Und der Industrie-Wald als Wildnis-Parks mit Kultur.

Versickerungs-System. Die Ökologisierung soll auf dem Grundstück beginnen: Das Regenwasser darf nicht weiterhin in der schnellsten Weise in die Kanäle fließen, sie bei anhaltendem Regen überlasten und anderswo immense Probleme schaffen, vor allem im Nachbarland Holland. Hinzu kommt: Wasser ist viel zu wertvoll für eine Wegwerf-Struktur.[5]

Karl Ganser gestaltet Beispiele eines anderen Umgangs mit dem Wasser-System. Im Innovationszentrum in Herne (Bahnhofstraße/Westring) entsteht eine Rigolen-Versickerung, die das Wasser auf dem Gelände hält. Ebenso in der Siedlung Schüngelberg in Gelsenkirchen-Buer hinter den Häusern am Wohnweg. Das Wasser von den Dächern wird in der Küppersbusch-Siedlung (1990 von Szyszkowitz/Kowalski) in Gelsenkirchen-Feldmark in einer ästhetisch sehr wirksamen freistehenden Konstruktion gesammelt und zu einer ›grünen Mitte‹ geführt: in einen linsenförmigen Anger – dort versickert es.

Unter dem Gewerbepark Nordstern (Bundesgartenschau 1997) wird ein großes Kies-Bett angelegt: Es fängt das Wasser des Geländes auf und speichert es. Auf dem weiten abfallenden Platz vor der umgebauten Zeche Nordstern (heute Hauptverwaltung der THS) läuft ein gewunden gestalteter flacher Wasser-Lauf.

Zisternen und Teiche. Wasser kann in geschlossenen Zisternen gespeichert werden, wie es seit Jahrtausenden weltweit geschieht. Im Landschaftspark Duisburg-Nord werden »poetische Bunker-Gärten« (Peter Latz) mit Wasser aus Zisternen, das heißt früheren Bunker-Speichern, bewässert.

Offene Speicher sind Teiche. Im Landschaftspark Duisburg-Nord wird die rekonstruierte »Alte Emscher« ausschließlich vom Regenwasser gespeist.

In einer Anzahl IBA-Projekten werden ähnliche Wasser-Becken angelegt. Beispiele: Im Gewerbe- und Wohnpark Zeche Holland in Bochum-Wattenscheid (Lyren-/West-/Jahnstraße). Ein See dehnt sich vor dem Wissenschaftspark Rheinelbe in Gelsenkirchen-Ückendorf aus. In der Garten-Stadt Seseke-Aue (1991 von Joachim Eble) in Kamen (Gertrud Bäumer-/Helene-Lange-Straße) wird das Wasser von den Dächern in Teichen gesammelt. Einen See erhielt auch das Innovationszentrum Wiesenbusch in Gladbeck.

Wasser-Achsen. Daß sich Ökologie auch mit Ästhetik verbinden lässt, zeigen viele Beispiele. Der Gewerbe-Park Erin (Wedig Pridik) in Castrop-Rauxel besitzt eine Wasser-Achse, gespeist von Dächern und vom Ober-Castroper Bach als Rückhalte-Becken. Er ist der ästhetisch gelungenste unter allen Anlagen für Gewerbe. In der Landesgartenschau (1999 von Peter Drecker) in Oberhausen-Osterfeld gibt es mehrere Wasser-Achsen. Ebenso im Innenhafen in Duisburg, wo der Wohn-Bereich Grachten erhielt (Norman Foster).

Park. Ein Park wurde rund um die Kläranlage (1997 von Jochen Jourdan/Bernhard Müller/Jürgen von Reuß) in der Welheimer Mark (Bottrop) angelegt – mit einem Ausstellungs-Pavillon (1994).

Ökologie-Stationen. Haus Ripshorst (Umbau und Neubau 1997/1998 von Wolfgang Christ) in Oberhausen-Osterfeld wurde ein Sammelpunkt für Öko-Organisationen. Im Wohnhaus des Hofes entstand eine Pflege-Station für den Park. An der Stelle der Ställe steht das Haus des Naturschutzes. In der Scheune, im Haus des Parks: Information und Ausstellung. Die Ökologie-Station Schulze-Heil entstand durch Umbau eines Guts-Hofes (1864) in Bergkamen (Westenhellweg; 1993, archplan Münster) – neben dem Kohle-Kraftwerk. Im Seseke-Landschaftspark ist in Bergkamen die Hof-Anlage Schulze-Heil als Ökologie-Station eine Anlauf-Stelle und das Umweltzentrum von Westfalen. Hier arbeiten viele Vereine im Zusammenwirken mit Land-Wirten. Es gibt eine Baum-Schule. Hinzu kam ein Ökologischer Fleischzerlege-Betrieb (1998, Neuland). Muster-Hof. Pflege-Station für die Landschaft. Kurse.

Gesundheitspark Quellenbusch in Bottrop (Oberhausener Straße): Eine Energie-Spirale und eine Gesundheits-Pyramide wurden als Skulptur aus Erde, Hecken, Stauden und 15 Meter hohen freigewachsenen Lärchen-Stämmern gestaltet. Sie sind Symbole für gebündelte und sprühende Energie. Es gibt eine Lichtung der Düfte und Farben. Ein Garten der Meditation. Eine Lauf-Landschaft. Ein Bewegungs-Labyrinth. Kneipp-Anlage. Kraft-Orte, darunter ein Wasser-Ionisator als Zentrum der Wassersprudler. Transparente Mehrzweck-Halle. Apotheker- und Kräutergarten.

›Kosmos der Bäume‹ des KVR (im Deutsch einer bürokratischen Sprachweise: Ökologischer Gehölzgarten; 1993/1996 von Diekmann/Lohaus) in Oberhausen: ein Museum der Bäume – von 60 Millionen Jahren.

Flächen-Recycling. Schon in den 1980er Jahren gab das Ministerium Zöpel/Ganser die Devise aus: Keine neuen Bau-Flächen ausweisen! Neubau wird nur auf wiederbenutzten Flächen gestattet.

Erster Hintergrund: Statt weitere Ressourcen zu verbrauchen und alte Flächen ohne Sinn herumliegen zu lassen, sollen Brach-Flächen neu erschlossen werden. Zweiter Hintergrund: Meist haben sie eine günstige Lage und vorzügliche Infrastrukturen. Dritter Hintergrund: Weil es viel zu viele schlechte bis mittelmäßige Gewerbe-Flächen gibt, werden dadurch attraktive Standorte geschaffen.

Aber: oft sind die Böden belastet und müssen deshalb aufbereitet werden. Daher sind viele lokale ›Trittsteine‹ Projekte nötig: zur Rekultivierung von Industrie-, Gewerbe- und Verkehrs-Brachen – als Start für neue Nutzung und landschaftliche Gestaltung.

Karl Ganser: Nur hohe Qualität führt zur Sicherung des Standortes durch Ausstrahlung und zieht möglicherweise weitere Ansiedlung an. Beispiel Gewerbepark Brockenscheid in der Zeche (1905/1906) Waltrop. Hier ließ sich Thomas Hoof nieder, der Inhaber des boomenden ›Manufactum‹-Versand-Hauses, mit 78 Mitarbeitern. Für die Investition von zwölf Millionen DM erhielt er eine ausgezeichnete Adresse in Hallen mit der Faszination des Denkmals.

Ökologisches Bauen. Eine weitere Ebene der Ökologisierung ist das Bauen. Sämtliche Projekte versuchen, dafür Maßstäbe zu entwickeln: mit ökologischer Konzeption, ökologischen Produkten und ökologischen Verhaltens-Weisen der Bewohner.

Beim Bauen sollen so wenig wie möglich die unterirdischen Strömungen des Grundwassers gestört werden. Um die Eingriffe in den Boden zu minimieren, erhalten die IBA-Wohnungen keine Keller.

Die Zahl der Projekte ist groß. Einige Beispiele:

Öko-Zentrum NRW – Zentrum für biologisches und ökologisches Planen und Bauen (1991) in Hamm-Heessen – mit einem Schulungs-Gebäude (1996 von HHS Hegger/Hegger/Schleif): gegründet von Stadt und Land. Ökologische Materialien. Vorgefertigtes hölzernes Dach-Tragwerk – erstmals ein acht Tonnen-Gewölbe. Minimierter Energie-Aufwand: Luft-Kollektor. Seminar-Räume, Lager- und Ausstellungs-Halle, Übungs- und Demonstrations-Baustelle. Weiterbildung von Baufachleuten und Laien. Auf dem Gelände neben dem Öko-Zentrum NRW entstand ein ökologisch ausgerichteter Baumarkt, eine Filiale von OBI. Innobau – eine Messe und ein Kongreß im Öko-Zentrum NRW in Hamm-Heessen: zur Förderung des ökologischen Bauens.

›Frauen planen und bauen‹ (Monika Melchior/Heinke Töpper) in Bergkamen (Husemann-/Albert Schweitzer-Straße). – Gartenstadt-Siedlung Seseke Aue (Eble) in Kamen (südlich Lünener Straße), auf Gelände der Zeche Monopol, nach baubiologischen Prinzipien in konsequenter Umsetzung der Elemente des ökologischen Bauens. – Wohnungen auf dem CEAG-Gelände (Hubert Riess) in Dortmund (Immermann-/Münsterstraße).

Gartensiedlung ›Im Sauerfeld‹ (Kare Petersen, Arhus) in Waltrop-Brockenscheidt (Tinkhof-/Kaiserstraße). Ökologische Siedlung ›Im Ziegelgrund‹ (Kostulski) in Recklinghausen (Ziegelgrund). Ergänzender Neubau (Rolf Keller) in der Siedlung Schüngelberg in Gelsenkirchen. Neues Wohnen auf dem Küppersbusch-Gelände (Szyskowitz-Kowalski) in Gelsenkirchen-Feldmark, mit Bürger-Beteiligung.

Zukunfts-Industrie Solar-Strom. Mit ähnlicher Energie geht Karl Ganser mit seinem Team und einem Netzwerk auch die nächste Ebene der Ökologie an: die Frage der Energie.

Das Ruhrgebiet hat die mächtigsten Energie-Industrien der BRD. Das ist eine Chance, aber auch ein Problem. Denn die Chefs von RWE und VEW erweisen sich als wenig aufgeschlossen gegenüber neuen Produkten und möglichem Struktur-Wandel. So lehnte das RWE eine Beteiligung am Solar-Kraftwerk Kokerei Zollverein in Essen ab.

Die IBA gab den Anschub, daß im Ruhrgebiet eine Solar-Industrie entstand.[6] Im Gegensatz zu REW und VEW stieg der Energie-Gigant Shell ins Boot. Eine Shell-Tochter, die Pilkington Solar in Köln, fertigte seit 1993 in Gelsenkirchen Solar-Module. Shell Solar zog in Gelsenkirchen eine Solar-Fabrik auf – 1999 ging die größte europäische Anlage in Produktion. Mit 45 Mitarbeitern produzierte sie im Jahr 13 Millionen Solar-Zellen, deren rund 25.000 Megawatt für 7.000 Familien Strom liefern. In Gelsenkirchen-Bismarck entstand eine Solar-Siedlung mit 75 Einfamilien-Häusern. Die Fortbildungs-Akademie des Innenministers Mont-Cenis in Herne-Sodingen erhielt die damals weltgrößte Photo-Voltaik-Anlage (Stadtwerke Herne) auf einem Dach (1 Megawatt), von Pilkington Solar. Ähnlich: der Wissenschafts-Park Rheinelbe (Uwe Kiessler) in Gelsenkirchen-Ückendorf mit einem Solar-Kraftwerk (0,3 Megawatt) auf den Dächern. Er hat die Schwerpunkte Solartechnologie und Photovoltaik.

Neben der Akademie Herne-Sodingen wird das Grubengas für ein Blockheiz-



Akademie des Landesministerium des Inneren
Mont Cenis in Herne-Sodingen, umgeben vom
›Archäologischen Feld‹ von Herman Prigann.
Das gesamte Dach hat Sonnen-Kollektoren.
In der Halle gibt es eine Misch-Nutzung:
mit einem Stadtteil-Zentrum und Bibliothek.



werk benutzt: für die dort neu entstandenen Wohnungs-Bauten.

Hoffnung: daß im Jahr 2020 fünf bis zehn Prozent aller Energien erneuerbare Energien sind. Weltweit gibt es den größten Bedarf – vor allem in den Sonnen-Ländern.

Zur Ausstellung ›Sonne, Mond und Sterne‹, einer Darstellung von Geschichte und Zukunft der Energie (1999),[7] in der Kokerei Zollverein erschien ein Aufruf, der die Diktion von Karl Ganser zeigt: Das Ruhrgebiet möchte »heute wieder von Anfang an dabei sein, wenn das Solarzeitalter gestartet wird.« Eine Solar-Kampagne wurde initiiert: Das Sonnen-Kraftwerk, das zur Ausstellung auf der Kokerei eingerichtet wurde, soll weitermachen. Vision: ein Sonnen-Kraftwerk mit zwei Megawatt.

Ein produktiver Protest von unten sah so aus: Viele Menschen stifteten 15 DM für ein Watt Sonnen-Energie. Jeder Stifter-Name wird auf einer ›Ehren-Tafel‹ aufgeführt. Diese Stifter machten eine Art ›Menschen-Kette‹ für das Solar-Zeitalter. Karl Gansers Optimismus: »In einigen Jahren haben wir hier die größte Solarmaschine der Welt.« Ein Wort-Spiel mit dem Kohlenpott-Jargon: »Watt von der Sonne. Die Kohle geht, die Sonne kommt. Stiften gehen. Das Solarkraftwerk des Ruhrgebietes auf der Kokerei Zollverein wächst.«

Fassadenintegierte Photo-Voltaik wurde im Zukunftszentrum Herten angelegt und auch gestalterisch genutzt. 1999 fand ein Solar-Kongreß statt.

Neue Wege zur Erschließung der neu aufgebauten Landschaft entstehen, möglichst barrierefrei: als Arbeit gegen ihre historische Zerstückelung und zur Vernetzung der ökologischen Potentiale.

Karl Ganser holt mehrere Mitspieler zusammen: unter anderen den Allgemeinen Deutschen Fahrrad Club (ADFC) und die Wanne-Herner Eisen- und Hafenbahn GmbH.

Es entsteht für das Fahrrad und zum Wandern: der Fernwanderweg Duisburg-Bergkamen.

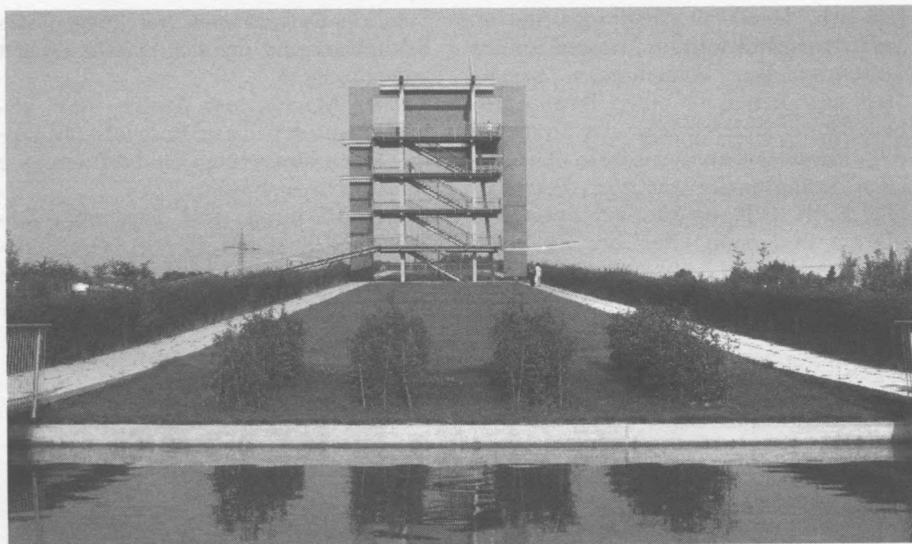
Karl Ganser wünscht, daß eine regelmäßige Schiff-Fahrts-Linie für Ausflüge auf dem Rhein-Herne-Kanal entsteht. Und er möchte dafür einen Teil des Netzes der Privat-Bahnen genutzt sehen: als Emscher Park Eisenbahn. Dies gelingt in der IBA-Zeit nur teilweise.

In Oberhausen verbinden zwei Wege die ›Neue Mitte‹ mit dem Umfeld: über die Tausendfüßler-Brücke kommt man zur Landesgartenschau OLGA und weiter auf der Trasse der Zechen-Bahn zum Volksgolfplatz Jacobi und bis in die Kirchhellener Heide. In Bochum entsteht auf der Erzbahn-Trasse ein spannender Weg vom neuen Westpark zum Rhein-Herne-Kanal.

Ökologie: infrastrukturell und produktiv. Gegen die Vernutzung der Ressourcen setzte Karl Ganser mit der IBA große Anstrengungen an Ökologie. Sie sollen keine Ausnahmen mehr sein, sondern langsam ebenso selbstverständlich werden wie viele andere Infrastrukturen.

Manfred Sack: »Die Toleranz, mit der wir gewohnt sind, im Namen der wirtschaftlichen Blüte und des Fortschritts alles zu dulden, was Schaden anrichtet, die Landschaft verwüstet, aber Menschen Arbeit und Brot verheißt, ist schon erstaunlich. Noch vor ein paar Jahren durfte man mit der Ankündigung, Arbeitsplätze zu schaffen, neues Unheil anrichten. Das ist nun vorbei. Wir passen auf. Die Ökonomie zu preisen, ohne zugleich die Ökologie als eine ihrer Bedingungen zu nennen, ist unmöglich geworden. Kaum eine Institution hat da mehr aufgepaßt als die IBA Emscher Park.«[8]

Die Aufarbeitung von ökologischen Defiziten führte zur ›ökologischen Kultur‹. Karl Ganser zeigt, daß sie auch ästhetisch ist. Dies führt einen Wandel herbei: von der Verbrauchs-Landschaft zur attraktiven Kultur-Landschaft.



An die Stelle der Kokerei Osterfeld in Oberhausen setzte die IBA den Olga-Park und an die Stelle des Löschturmes eine Turm-Konstruktion.

Grund-Gefüge der IBA: der Emscher Landschafts Park

In den 1980er Jahren gilt es im Ruhrgebiet als eine Art Landesverrat, wenn jemand angesichts der wachsenden Industrie-Brachen sagte: Wir wollen wieder Landschaft im Ruhrgebiet. Vor allem Industrie-Angehörige, Parteien und Gewerkschaften mißtrauen tiefgreifend: Du willst wohl die Industrie und die Arbeits-Plätze vernichten.

Im Abstand von vielen Jahren kann man nur staunen, mit welcher arroganten Unzugänglichkeit Industrielle und Gewerkschaften sich gegen ökologische Argumente sperrten – ja wie sie mit einer Fliegenklatsche auf jeden einschlugen, der sie vortrug.

Dann erlebte man einen qualvollen Prozeß: in der Fülle der großen Industrie-Anlagen schloß eine nach der anderen.

Landschafts-Plan. Stephan Reiß-Schmidt (damals beim Kommunalverband Abteilungsleiter, heute Abteilungsleiter Stadtentwicklung in München): »Wir hatten in den 1980er Jahren im Ruhrgebiet einen konzeptionellen Plan. Das war eine meiner Leidenschaften – schon vor der IBA. Wir bearbeiteten dieses Thema intensiv.

Aber: Noch nicht mit der Fokussierung auf den Wandel an der Emscher. Dies entstand erst mit der Diskussion um die Emscher-Renaturierung.

Und dann kam 1986/1987 das Interesse von Karl Ganser. Dann gab es die ersten Termine bei uns im Haus. Er

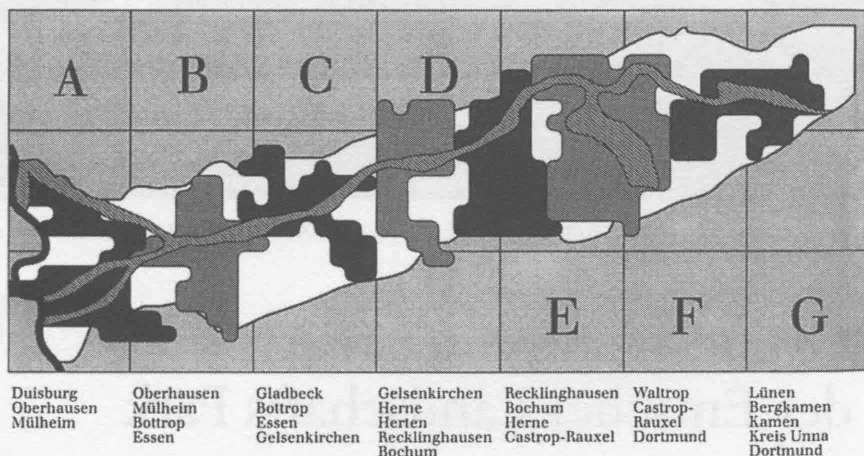
ließ sich, damals als Abteilungsleiter im Städtebau-Ministerium, unsere ersten konzeptionellen Vorstellungen zeigen. Daraufhin hatten wir einen Termin drüben auf der anderen Seite der Straße: in der Emscher-Genossenschaft. Dr. Jochen Stemplewsky war noch Personalchef beim KVR, wurde Stadtdirektor in Hamm und dann Chef der Emscher-Genossenschaft.

Standort-Entwicklung mit Fragen des Städtebaus und der Landschafts-Gestalt zu verknüpfen.

Die Machbarkeits-Studie war zunächst eine detaillierte Bestands-Aufnahme. Dann Bewertung. Und drittens eine strategische Aussage.«

Leit-Planung und Planungs-Verfahren. Zuerst gibt die IBA beim Kommunalverband Ruhrgebiet (KVR) eine

Die Regionalen Grünzüge im Emscher Landschaftspark



Eine Keimzelle des Landschafts-Planes waren unsere landschaftsplanerischen Überlegungen,[1] eine weitere der Umbau der Emscher. Dann beauftragte uns Karl Ganser mit einer Machbarkeits-Studie für den Emscher Landschaftspark.

Wir fragten, wo an den Rändern völlig neue Standort-Qualitäten entstehen können, die für das Ruhrgebiet wirklich neu sind. Das ›Wohnen am Park‹ und das ›Arbeiten am Park‹ – das gab es vorher nicht. Dies alles war in einen Zusammenhang zu bringen.

Das Ziel: Interessen des Naturschutzes mit denen der Wirtschaftsförderung zu verbinden. Und die allgemeine

Machbarkeits-Studie in Auftrag. 1991 werden gemeinsam die ›Leitlinien für den Emscher Landschaftspark‹ erarbeitet, 1992 verabschiedet der Lenkungsausschuß der IBA Emscher Park und die Verbands-Versammlung des KVR den Rahmenplan. Auf dieser Grundlage entsteht im Auftrag der IBA 1990/1992 beim KVR ein Leitplan für eine Fläche von 320 Quadratkilometern – im Dialog mit sechs Rahmen-Plänen für die sieben Grün-Züge. Im Leitplan wird die überkommunale Infrastruktur des Parks angelegt. Dann folgen informelle Pläne für sechs regionale Landschafts-Parks. Sie werden von interkommunalen Arbeits-Gemeinschaften konzipiert, das heißt





Olga-Park in Oberhausen-Osterfeld.

Emscher-Umbau (GS)

mehrere Städte arbeiten zusammen. 1992 diskutieren Ausschüsse und Räte der Städte darüber und versehen sie mit Beschlüssen zur weiteren Bearbeitung. Sogenannte lokale ›Trittsteine‹ werden von den jeweiligen Städten und Projekt-Trägern bearbeitet.

1992 beginnen die Bezirksplanungsbehörden der Regierungsbezirke Arnsberg, Düsseldorf und Münster mit der Arbeit, die Ergebnisse der informellen Leitplanung und der Rahmenpläne in die Fortschreibung der formellen Gebiets-Entwicklungs-Pläne zu übernehmen. 1994 sind die grundlegenden planerischen Arbeiten abgeschlossen. Das Ergebnis publizieren Kommunalverband und IBA im ›Parkbericht‹ 1996.[2] Es zielt darauf, daß »aus den vielen Einzelschritten und Einzelmaßnahmen – ein ›funktionierendes Ganzes‹ entsteht« – ein Regionalpark.

Der Regionalplan koordiniert.

Der Rahmen-Plan, der aus der Stadt-Planung stammt, wird hier erstmals in der Landschafts-Planung angewandt.

Aus dem Park-Projekt wird in der Finanzierung das ›Ökologie-Programm Emscher‹ (ÖPEL) gemacht, ein Förderprogramm des Landes mit 200 Millionen DM – in sieben Jahren.

Zentrale Idee: Landschafts-Park. Karl Ganser: »Ziel ist die Schaffung einer durchgehenden Ost-West-Verbindung, das neue ›Emschertal‹. Mit dem ökologischen Umbau des Emscher-Systems entsteht jetzt die begründete Vision, daß im nächsten Jahrtausend ein neues ›Emschertal‹ entstehen könnte.

Damit wäre die alte Arbeitsteilung im Ruhrgebiet – mit einem neuen Süden an der Ruhr und einem grünen Norden an der Lippe, dazwischen eine hochindustrialisierte Achse mit vielfältigen Belastungen aufgegeben – zugunsten eines dritten Grünzugs in der Mitte entlang von Emscher und Rhein-Herne-Kanal.«

Der »Park« bringt Karl Gansers Tätigkeit auf den Punkt:[3] Sie ist raumorientiertes Wirken – mit einem raumgreifenden Projekt. Raum wird nachhaltig angeeignet und gestaltet.

Die Qualitäten, mit denen dies geschieht, haben globale Bedeutung: Während der IBA und danach kommen ungezählte Gruppen aus aller Welt und studieren die IBA.

Das Kernstück: der Ost-West-Grünzug. Stephan Reiß-Schmidt: »Aus der Machbarkeits-Studie ging dann die Konzeption des Ost-West-Grünzuges hervor. Und die Stärkung der sieben Regionalen Grün-Züge, die auf die Planung des Siedlungsverbands unter der Leitung von Robert Schmidt in den 1920er Jahren zurückgehen.

Diese Studie wurde die Grundlage für die gesamte IBA-Konzeption.

Dies entstand auf dem Besprechungs-Tisch von Karl Ganser – zwischen drei Telefonaten und zwei Minister-Kurzvisiten. »Wir hatten ein Luftbild und zogen dann gemeinsam eine Umriß-Linie. Hinterher stand sie in allen Broschüren als Grenze des IBA-Bereichs. Es war ein spontaner Zufalls-Treffer.«

Hat die Politik das geschluckt? Stephan Reiß-Schmidt: »Den meisten in der Politik war das zu hoch. Wir haben den Plan zunächst in den Gremien des KVR behandelt. Als die IBA schon lief, brachten wir es in die einzelnen Städte. Es gab auch anhaltenden Streit um einzelne Flächen. Aber diese Kontroverse fand damals eine Form.

Wir hatten eine vollkommen andere Herangehens-Weise an die Flächen: Sie waren nun nicht mehr Rest-Flächen sondern Potential-Flächen. Gegen diese Qualität als Teil eines zusammenhängenden Landschafts-Parks mußten sich dann auch andere Projekte behaupten.«

Weitere Grün-Pläne. »Dann entstand der Plan zu den einzelnen Grünzügen«, berichtet Stephan Reiß-Schmidt. »Und Förder-Programme. Das Ökologie-Programm Emscher-Lippe (ÖPEL

1991). Weiterhin Förderprogramme sowohl von den Städten wie vom KVR.

Damit wurden Schlüssel-Flächen für den Emscher-Landschaftspark gekauft. Und aufgewertet.

Hinzu kamen Leit-Projekte. Und und und ...«

Teilweise waren es Flächen des bereits seit über einem Jahrzehnt bestehenden Grundstücksfond des Landes NW. Dort waren sie zunächst so lange ›gebunkert‹, bis sie dauerhaft mit Sinn verkauft werden konnten: für eine Bebauung oder für ständiges Grün. Diese Flächen gingen in die Trägerschaft des KVR oder von Kommunen über.

Dafür war in der zweiten Hälfte der IBA Dr. Jörg Dettmar zuständig [später Professor in Darmstadt].«

Kritik an einer Legende. Stephan Reiß-Schmidt: »Ich habe ein bißchen zum Emscher Landschafts-Park geschrieben. Auch zu der Legende, daß der Landschafts-Park eine Erfindung der IBA gewesen sei, zu der man den KVR hatte hinprügeln müssen. Dies war eine Legende, die Karl Ganser zu einer Zeit in Umlauf setzte, als seine Liebe zum KVR erkaltet war.«

Verhältnis IBA–KVR. Stephan Reiß-Schmidt: »Karl Ganser hatte mit dem Verbandsdirektor Jürgen Gramke noch eine Ebene gefunden – obwohl sie zwei völlig unterschiedliche Typen waren. Dann ging Gramke als Minister nach Sachsen-Anhalt. Zum Nachfolger [Gerd] Willamowski fand Karl Ganser nie einen richtigen Draht. Das schlug dahin um, daß Karl Ganser meinte, als Krönung seiner IBA-Tätigkeit im Jahre 1999/2000 noch rasch die Abschaffung des KVR in trockene Tücher bringen zu müssen. Ich habe versucht, dies aus meiner Sicht zu schreiben.«

Der Ost-West-Grünzug. »Ich erinnere mich an ein paar lichtvolle Ereignisse aus meiner Zeit. Und auch an die Faszination, daß etwas, was man irgendwann mal relativ unbedarft auf einen Plan gezeichnet hat, realisiert wird.

Michael Schwarze-Rodrian war damals ein junger Kollege bei uns, der mutig sagte: ›Jetzt machen wir mal einen Ost-West-Grünzug, mit der Emscher tut sich was. Die Flächen sind zwar alle irgendwie belegt – rechts und links. Teilweise sind sie Kohle-Lager.‹ Irgendwie war es eine verwegene Idee.

Sie stand auch in Zusammenhang mit den Touren, die der Werkbund in der Vorphase der IBA entlang der Emscher gemacht hatte. Und mit der ständigen Thematisierung dieser Emscher-Achse – unter landschaftlichen, städtebaulichen und kulturhistorischen Aspekten.

An der Wiege standen viele Ansätze. Ganz stark kamen sie aus Oberhausen von Dieter Blase und Otto Schulte. Erst langsam erhielten sie eine regionale Ausprägung. Die Nord-Süd-Grünzüge und die Konsequenz, daraus die durchlaufende Struktur zu machen, war in der Machbarkeits-Studie angelegt.

Dies hat bis heute gehalten – bis zum neuen Masterplan, den Michael Schwarze-Rodrian initiiert hat. Darin sind die Grund-Elemente teilweise gefestigt, bekräftigt, konkretisiert.

Im Nachhinein finde ich das Faszinierende daran, daß aus einer relativ vagen und auch etwas verschrobenen und verwegenen Idee, die in den Köpfen verschiedener Leute und verschiedener Gruppierungen entstand und die dann zu einem gemeinsamen Projekt geriet, – daß daraus soviel Realität werden konnte – in einer vergleichsweise kurzen Zeit.

Wir sagten immer: Der Emscher-Landschafts-Park ist ein Generationen-Projekt, 25 Jahre plus X, begonnen mit der Machbarkeits-Studie vor 20 Jahren. Und es ist schon eine Menge auf der Fläche in der Realität zu sehen.«

Emscher Umbau. Der Landschaftspark erhält nach dem Jahr 2000 einen

weiteren Schub durch den Emscher-Umbau.

Dann wird im Jahr 2005 die ›Insel‹ erfunden: der schmale, aber 34 Kilometer lange Streifen Land zwischen der Emscher und dem Kanal.

Im Anschluß an die ›Insel-Werkstatt‹ (2005) schreibt Roland Günter ein literarisches Buch dazu: ›Der Traum von der Insel im Ruhrgebiet‹ (Essen 2008).

Der Park – das Rückgrat der IBA. Der Landschafts-Park ist die Kern-Idee der IBA. Und in der Topographie ihr Rückgrat. An ihr entlang fädelt sich das Spektrum der Projekte auf.

Beteiligte Städte und Kreise: Städte Bergkamen, Bochum, Bottrop, Castrop-Rauxel, Herne, Dortmund, Duisburg, Essen, Gelsenkirchen, Gladbeck, Herne, Herten, Kamen, Lünen, Mülheim, Oberhausen, Recklinghausen, Waltrop, die Kreise Recklinghausen und Unna.

Ziel. Der Wandel: von der Verbrauchs-Landschaft zur attraktiven Kultur-Landschaft. Paradigmen-Wechsel in der Raum- und Landschafts-Planung: das Gerüst der Region soll nicht mehr das dinglich Gebaute, sondern der Raum sein.

Historische Skizze. Kaum jemandem wird bewußt, daß in der Idee des Landschaftsparks eine lange und gewaltige Geschichte steckt: der Umgang der Menschen mit der Natur – und der Zugang zu ihren Möglichkeiten, der sich im Stichwort wachsende Freiheit ausdrückt. Mit der Folie der Geschichte kann man besser wahrnehmen, was für eine Leistung für die Region die Entwicklung des Emscher Landschaftsparks ist.

Die Pracht-Gärten vieler Jahrhunderte kommen nur wenigen zugute. Natur ist ein Privileg. Was bedeutet es dann, wenn ein Garten für das Volk offensteht?

Gärten zum Genuß. Der Garten hat auch eine demokratische Traditions-Linie. 1309 wird vom ›prato‹ in Siena gesagt, er diene »a deletto et gaudio de li cittadini et de'forestieri« (zum Vergnügen und zur Freude der Bürger und der Fremden). In Nürnberg übergibt 1434 der Rat die Hallerwiesen der Bevölkerung: Die Bürger können sich dort »tummeln und lustieren«.[4]

Öffentlichkeit in Parks. Die absolutistischen Könige öffnen zu Festen ihre Gärten – als ein entgegenkommendes Geschenk für das Volk. 1718 steht die Anlage von Versailles »Tag und Nacht offen und können hier ohne Unterschied alle Menschen arm und reich jung und alt vornehm und gering hereingehen und sich divertieren« (Reiseführer 1718). 1770 wird der Tiergarten in Berlin öffentlich zugänglich gemacht. 1776 läßt der Kurfürst in Düsseldorf den ›Hofgarten‹ für die Bevölkerung öffnen – und damit »einen angenehmen Spaziergang« schaffen. Kurfürst Carl Theodor läßt in München 1789/1804 den Englischen Garten schaffen – mit Blick auf die Französische Revolution: um »zum traulichen und geselligen Umgang und Annäherung aller Stände [zu] dienen, die sich hier im Schoße der Natur begegnen«.[5] Der dänische Garten-Theoretiker Christian C.L. Hirschfeld[6] propagiert den ›Volksgarten‹ – für alle Stände. Er dient dem Vergnügen.

Symbol für Freiheit. Das bürgerlichen England inspiriert den Begriff der Natur. Im ›Englischen Garten‹ gilt die Natur als Symbol für Freiheit. Der Gedanke: Die Natur läßt ungezwungen wachsen. Die Formen besitzen ihren eigenen Geist – diese These wird im Analogie-Schluß auf Menschen übertragen. Der relativ unbearbeitete Forst übernimmt die Rolle der Freiheit.[7]

Aussöhnung. Als in dieser Zeit weithin die städtischen Festungs-Mauern abgerissen werden, lesen viele Menschen dies als Symbol des Friedens – und können nun das Land in neuem Licht sehen. Dann entsteht ein neuer Blick auf die Natur-Gewalten: sie werden als dramatische Ereignisse empfunden – und verlie-

ren dadurch ihren feindlichen Charakter. Jetzt entsteht die Versöhnung mit der Natur.

Spaltung der Interessen. Aber in der nächsten Phase, in der Industrie-Epoche, folgt das Gegenteil der Versöhnung: die Unterwerfung der Natur. Darin steckt auch die Neigung, sich an der Natur zu rächen. Denn die Natur bedeutete Jahrhunderte lang weithin Mühe und Armseligkeit, nun aber kann man durch Geschaffenes reich werden – das ist das Versprechen der Industrialisierung.

Die Interessen spalten sich auf: dialektisch hinzu kommt die Position, gegen diese Gewalt die Natur zu retten – sie der Vernutzung zu entziehen. Dann wird in der Natur das Ganzheitliche gesehen.

Siedlungs-Verband. Um wenigstens einige Bereiche der Landschaft zu erhalten, wurde 1920 der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk (SVR)) gegründet. Er legte regionale Grün-Züge fest: seither gibt es in der Region diese sieben ›Finger‹, die von Norden nach Süden verlaufen. Darin steckt ein Ansatz zur Idee, Landschaft wieder aufzubauen.

Gartenstadt-Idee. Zum Vorläufer-Potential der IBA-Park-Idee gehört das Mosaik der vielen Arbeiter-Siedlungen, die vor allem im Zusammenhang mit der Gartenstadt-Idee entstanden. Und die Erhaltungs-Kämpfe um diese grünen Siedlungen in den 1970er Jahren – gegen die steinernen Hochhaus-Komplexe.

Werkbund. Zur Idee, die Landschaft zum Rückgrat der Region zu machen, gibt es im Deutschen Werkbund, dem auch Karl Ganser angehört, mehrfach gedankliche Arbeit.

1946 arbeiteten Werkbund-Leute an der Wiedererstehung des zerstörten Berlin im Architektur-Büro von Hans Scharoun, der zugleich Stadtrat und Mitglied des Magistrats ist, an einem Wiederaufbau-Plan. Hermann Mattern fordert, daß die Landschaft ein Grundgedanke der Planung sein müsse. Und der beteiligte Reinhold Lingner, Leiter des Hauptamtes für Grünplanung beim Magistrat Berlin, sagt, daß dies ein »sehr umfassendes und wichtiges Gebiet des Werkbundes« ist.[8]

1959 wird die Jahres-Tagung des Werkbunds in Marl unter das Stichwort »Die große Landzerstörung« gestellt. Die Aktion ist ein Vorgänger der Umweltschutz-Kampagnen.

Motor ist der Landschafts-Planer Walter Rossow. Er inspiriert den Aufruf – unter dem Titel: »Die Landschaft muß das Gesetz werden.«[9] Seit dieser Zeit spricht man im Werkbund von der Bedrohung der Grundlagen des Lebens. – Karl Otto fordert: Die Planung muß von einem Landschaftsplan ausgehen. Der Werkbund wendet sich gegen das hemmungslose Zubauen der Freiflächen.

Grün als Rest-Fläche. Erst in den 1960er Jahren werden im Ruhrgebiet die Felder, die einst zwischen den Städten liegen, so zugesiedelt, daß man oft die Grenzen zwischen zwei Städten nicht mehr ausmachen kann (Martin Einsele)[10]. Bezeichnend ist die Sprache: Grün und Wald werden nun juristisch und planerisch zur »Restfläche« deklariert – und dadurch zynisch zu Nichtigkeiten degradiert.[11]

Untergang der Natur. In den 1960er Jahren kommt das Bewußtsein für Natur im Industrie-Gebiet so weit herunter, daß man sie aufgibt. Ihre Verteidiger sind schwach und finden nirgendwo Gehör. Sie werden als Gestrige, Konservative, Reaktionäre diffamiert. Die abwinkende Hand-Bewegung bei Politik und Verwaltung wird zum Standard, wenn Stichworte wie Natur, Wald, Bäume fallen.

Der ADAC läßt die Straßen-Ränder »säubern«: von Bäumen, »die Autofahrer gefährden«. In Westdeutschland werden Tausende von Alleen zerstört. Der ADAC trägt seine Behauptung mit dem »Ernst der Sorge um das Leben« vor – heuchlerisch, tatsächlich ist sie absurd-

kabarettistisch. 30 Jahre später hat der ADAC die Lektion gelernt: Daß Autofahrer so fahren sollen, daß sie sich nicht um Bäume wickeln!

Ökologie im Werkbund. Der Deutsche Werkbund weist 1959 auf die akute Gefährdung der natürlichen Lebens-Grundlagen Erde, Wasser und Luft hin. Und auf »Bodengierigkeit« und »antibiologisches Verhalten«. Auf falsche und über-ausgelegte Verkehrs-Erschließungen. Auf »planlose Ausdehnung von Siedlungs- und Industrie-Flächen in das Land hinein«. Der umfangreiche Boden-Abbau, auch durch Bauten, zieht große Landschafts-Veränderungen nach sich: im Wasser-Haushalt, in der Vegetation, in der Tier-Welt, im Kleinklima, im Relief. Der Treibsatz, der dies bewegt, ist eine rein am Profit orientierte Wachstums-Ideologie.

Damit ist 1959 der Deutsche Werkbund eine der ersten Stimmen, die die Ökologie in den Fokus der gesellschaftlichen Diskussion rücken. Die Forderung lautet: umfassender Umweltschutz. Es geht sowohl um die anschauliche Natur wie um ihre kaum sichtbaren und unsichtbaren Grundlagen.

Hans Schwippert bringt Grundsätzliches auf den Punkt: »Nun haben wir es in fünfzig Jahren, *cum grano salis*, zu ganz ordentlichen Trinkgläsern gebracht ... Doch ist uns unterdes zweierlei passiert: Zum ersten haben wir ... derweil verlernt, daraus zu genießen; zum zweiten wurde der Wein inzwischen immer schlechter, ist das Wasser nicht mehr zu trinken, die denaturierte Brühe ... Sind die Denaturierungen des Fortschritts, die Verwüstungen in den Grundlagen des Lebens, sind die großen Landzerstörungen ..., sind auch sie unser Arbeitsteil?

... Das Land als Lieferant von Fläche, Wasser, Rohstoffen, Menschen – und nebenbei auch noch der Nahrung – wird bedenkenlos beansprucht ...

Hier geschieht, auf das Ganze gesehen, ein Kapitalverzehr, der im bürgerlichen Leben jeden Betriebswirt zum sofortigen Rücktritt veranlassen würde. Die Vorstellung von der Unerschöpflichkeit ist tief eingewurzelt, und es wird eine große Aufgabe und eine ebenso große Mühe sein, diese erst einmal ins Wanken zu bringen ...«[12]

Hans Schwippert greift hier auf die historische These des Werkbunds zurück, daß das Leben die Form hervorbringt. Und er erweitert erneut die These der »Guten Form«, wo sie in Gefahr stand, sich teilweise reduktiv zu verselbständigen: Die Grundlagen des Lebens gehören zur »Guten Form«.

1964 erscheint eine Streitschrift von Hermann Mattern: »Gras darf nicht mehr wachsen.«[13] 1966 gründet Walter Rossow an der Universität Stuttgart ein neuartiges Institut für Landschaftsplanung – pionierhaft beispielgebend für weitere: Es bearbeitet die Probleme nicht mehr in Schubladen von Zünften, sondern integrierend, fachübergreifend und kooperativ. Auch Städteplaner und Architekten sollen die Landschaft als Grundlage erkennen und lernen, mit ihr umzugehen.

»Die 60er Jahre«, sagt Martin Einsele, »waren die Jahre des großen Überfluges, aber nicht der Empirie [d. h. der konkreten Untersuchung]. Ein Beispiel: Ich kritisierte die Grünzüge des SVR und wies nach, daß die Lage und die Leit-Idee dieser Grün-Züge äußerst fragwürdig ist – als Nord-Süd-gerichtete Schneisen.«

Vorphase. In den 1980er Jahren entwerfen Hans Otto Schulte, Louis Le Roy und Werner Ruhnau eine Vision für Oberhausen: die ›Öko-Kathedrale‹. Christoph Zöpel und Karl Ganser unterstützen diese Idee.

Karl Ganser trägt solche Impulse mit der ihm eigenen Leidenschaft in den KVR hinein. In einer IBA-Vorlaufphase entsteht im kleinen Kreis mit Stephan Reiß-Schmidt, Michael Schwarze-Rodrian, Annette Nothnagel und KVR-De-

zernent Bernd Reiff ein Entwurf für ein Memorandum. Und dann die Machbarkeits-Studie.

IBA Emscher Park. Karl Ganser bringt das Thema am weitesten nach vorn – ausgerechnet im Ruhrgebiet, das sich bis dahin am stärksten gegen das Stichwort Landschaft gesperrt hatte: Er initiiert den Emscher Landschaftsplan, den dann in einer Herkules-Arbeit Michael Schwarze-Rodrian in der »Projekt Ruhr« und darüber hinaus weiter bringt.[14]

Der Aspekt des Waldes wird vor allem im weltweit völlig neuartigen Projekt »Industrie-Wald Ruhrgebiet« angegangen, das ebenfalls in der IBA-Zeit begonnen wurde.

Entwicklungs-Ressourcen. Die Brachen an der Emscher, die die Industrie 1970/1990 hinterließ, geben die Möglichkeit, für die ›Finger‹ der Grün-Bereiche einen Ost-West-Bereich zu entwickeln und sie damit untereinander zu verbinden. Es entsteht eine im Prinzip neu geschaffene umfangreiche Landschaft.

Die ›Macher‹ des Landschaftsparks haben den Mut, die sogenannten »Restflächen« umzudefinieren: zum zentralen Bereich der Region. Grenzten sich bis dahin die Städte durch die Grünzüge als Ränder – kaum beachtet und wenig markant – gegeneinander ab, so findet nun ein Wandel der Bedeutung statt: Sie werden zu Flächen, an denen sich regionale Identität festmacht.

Ein ästhetisches Konzept wird in ersten Werk-Stätten entwickelt – als Arbeits-Papier: »Neue Landschaft«. Die Vorstellung wächst langsam, auch im Ringen von Personen.

Fragen: Nachahmen oder künstliche Landschaft? Kein Voralpenland! Landschaft mit Charakter! Erkennbar als künstliche Landschaft? Was machen wir mit den Bergen der Zechen und Hütten? Lassen sie sich interpretieren? Wie kann man sie umdefinieren? Was kann dazu kommen, damit eine neue Gestalt mit neuer Bedeutung entsteht?

Das Neue der Park-Idee. Längs durch die einst gewaltigste Industrie-Region Europas an der Stelle der zusammengefallenen Industrie einen 70 Kilometer langen Park entwickeln zu wollen – entlang der Emscher, von Hamm bis Duisburg, bis zu sieben Kilometer breit – dies kommt vielen Menschen als eine total verrückte Idee vor. Sie ist es auch: eine Region wird völlig quer gedacht – und dadurch uminterpretiert.

Diese Idee hat zwei Schichten, die paradox erscheinen – und den Denker und Macher Karl Ganser[15] charakterisieren: Er hat einen weitaus tiefer greifenden realistischen Blick als ihn die Leute in der Region gewöhnlich haben. Und er entwickelt aus dem, was nicht mehr erfüllbar ist, aus der Schwäche der Region, die nicht neu industrialisiert werden kann, eine Vision, die sie erneut stark macht – aber in anderer Weise. Darin steckt der Optimismus, Schwäche in Stärke umwandeln zu können. Aus Defiziten neue Werte zu entwickeln.

Die Park-Idee[16] wurzelt in einer genauen Analyse der Region. Nie wieder werden die vielen Industrie-Brachen große Industrien aufnehmen. Quergedacht: Die Park-Idee ist für die Kette der umfangreichen Industrie-Brachen eine neue Sinngebung.

Der Charakter des Parks ist anders als irgendwo – er hat aufgrund seiner regionalen Geschichte seine Eigen-Art – das heißt seine unverwechselbare Identität: kulturell geprägt, weil er in einer Landschaft, die aus der Industrialisierung stammt und noch deren Spuren besitzt, integrierend wirkt oder sie umwandelt.

Hinzu kommt die Interpretation dieser neuen Landschaft mit künstlerischen Zeichen.

Städtebaulich haben nun Orte die Chance, Parks bis in die Stadt-Zentren wachsen zu lassen. Hier knüpft der Park

an eine ältere Vorstellung an: an die Park-Stadt.

Mit den Anregungen der IBA wird diese Idee und ihre lokale Geschichte in Oberhausen im Jahr 2004 erforscht und dargestellt von Peter Pachnicke, Bernhard Mensch, Thomas Wolf und Roland Günter.[17] Hinzu kommen die Projekte ›Industrie-Natur‹ und ›Industrie-Wald‹.

Erschließen: Rad-Wege. Karl Ganser läßt den Emscher Park durch Rad- und Wander-Wege erschließen: mit zwei langen Rad-Wegen beiderseits der Gewässer, der Emscher und des Kanals längs durch die Region. Dies wird eine höchst erfolgreiche Aktion.

Neue Wege entstehen, möglichst barrierefrei, direkt in der Landschaft, auch als Arbeit gegen die Zerstückelung, – zur Vernetzung der ökologischen Potentiale. Für das Fahrrad: Radfernwanderweg Duisburg-Bergkamen. Zum Wandern: Fernwanderweg Duisburg-Bergkamen. Für Ausflugs-Schiffe auf dem Rhein-Herne-Kanal: Fahrgast-Schiffahrt, Wasser-Wanderweg Rhein-Herne-Kanal. Und für die Eisenbahn: Emscher Park Eisenbahn.

Die IBA arbeitet dabei mit mehreren Fachverbänden zusammen: unter anderen mit dem Allgemeinen Deutschen Fahrrad Club (ADFC) und der Wanne-Herner Eisen- und Hafenbahn GmbH. Auf Aktions-Tagen werden die erarbeiteten Routen-Vorschläge mit der Bevölkerung getestet (z. B. am 25./26.8.1990).

Entlang der Emscher gab es zum Teil Wege, aber sie waren nicht betretbar – dem Wartungs-Personal der Emscher und des Kanals vorbehalten. Jugendliche Arbeitslose starteten den ersten Ausbau: für den Emscher-Ufer-Weg in Castrop-Rauxel im Stadtteil Habinghorst. Für 20 Prozent der Rad-Wege können vorhandene Strecken genutzt werden. Dabei erhalten sie einen entsprechenden Standard. Nur 34 Prozent müssen neu angelegt werden. Insgesamt ist dies eine Maßnahme, die verhältnismäßig wenig Geld kostet.

Neben der Industrie-Kultur werden diese gut ausgeschilderten und ereignisreichen Routen die wichtigste Attraktion für Touristen – und dies nicht nur im Sommer.

Manche Wege bilden Alleen.

Der Weg lebt stark vom Reiz der Kontraste, die sich hier oft wie mit Film-Schnitten auftun. Es ist spannend, wie Räume der Emscher umgewandelt werden: der Wandel bleibt auch später sichtbar.

Dazu gehören viele Flächen, die man lange Zeit für bedeutungslos hielt. Zwischen-Räume – nun für ein neues Zwischen. Ränder – ganz anderer Art. Oft waren sie unzugänglich. Jetzt können Menschen genießen, was sie sich zu Fuß oder mit dem Fahrrad zu erschließen fähig sind.

›Arbeiten im Park‹. Ebenfalls neu: Die Aufarbeitung von ökologischen Defiziten führt in einem weiteren Schritt zur Vorstellung einer ›ökologischen Kultur der Arbeit‹: mit dem Stichwort ›Arbeiten im Park‹. Mit dem Park wird die Hoffnung verbunden, darin anspruchsvolle Gewerbe anzusiedeln, die sich selbst auch ästhetisch gestalten – wie der Park. Beispiel: der Gewerbepark Brokkenscheid in der Zeche (1905/1906) Waltrop in Waltrop. Hier ließ sich Thomas Hoof nieder, der Inhaber des boomenden ›Manufactum‹-Versand-Hauses, mit seinen 78 Mitarbeitern. Für die Investition von zwölf Millionen DM erhielt er eine ausgezeichnete Adresse in denkmalgeschützten Hallen.

Zur Idee gehören: ehemalige Bauflächen, jetzt Brachen, – umzuwandeln in »Park-Erwartungsland« und in »Park-Land«! Naturschutzwürdige Potentiale im Emscher Landschafts Park verdoppeln! Wald in der waldarmen Region vermehren! Land-Bewirtschaftung auf eine

ökologisch verträgliche Wirtschaftsweise umstellen! Erschließen durch Wander-Wege und Radfahr-Wege! Gestalterisch Land-Marken heraus arbeiten!

Die Frei-, Brachen- und Grünflächen der Städte liegen wie ein Flicken-Teppich verstreut. Diese Inseln sollen vernetzt werden. Zum Problem gehört es, Barrieren aufzuheben (Werks-Zäune, Öl- und Gas-Leitungen) und zu überbrücken (Kanal, Autobahnen).

Kunst-Landschaften. »Haben Sie mal meine Folien zur Toskana gesehen?«, fragt Karl Ganser. »Ich nahm aus einem Kalender über die Toskana ein paar Bilder und ließ mir Folien daraus anfertigen. Die Präsentation mache ich immer in einer Abfolge: Erstmal zeige ich, was es an Landschaft gibt.

Es folgt ein Sprung in die neuen Bundesländer: in den Braunkohlen-Tagebau. Zuerst zeige ich die rekultivierten Flächen: Sie sind saumäßig banal. Dann zeige ich den Leuten die nichtrekultivierten Tagebaue: Sie sind aufregend. Aber sehr ausgeräumt. Wüste. Dies ergibt großartige gravurartige Bilder. Und in dieser geradezu total ausgeräumten Landschaft entstehen: blühende Berge – bis das gewohnte Bild der Toskana entsteht.

Ich versuche, den Leuten klarzumachen: Alle Kultur-Landschaften sind totale Kunst-Landschaften.«

Karl Ganser verändert in der IBA-Zeit die Landschaft im Ruhrgebiet. Er bringt die Verantwortlichen zumindest von einem Teil der üblichen Rekultivierungen der Berge-Halden ab und läßt die Halden zu ›Landschafts-Bauwerken‹ gestalten.

Gartenschauen. Hinzu kommen drei Gartenschauen, die von der IBA tiefgreifend beeinflußt wurden: die Bundesgartenschau 1997 Gelsenkirchen (Pridik und Feldmeier/Wrede),[18] die Landesgartenschau in Lünen 1996 (Schupp und Thiel) und die Landesgartenschau Oberhausen 1999 (Peter Drecker).

Neue Landschaft. In der Geschichte gab es noch nie eine Veränderung der Landschaft in so kurzer Zeit. »Ich glaube nicht«, sagt Karl Ganser, »daß es das jemals gegeben hat: daß eine Region in kurzer Zeit, mit relativ viel Fug, sich derart verändert hat.«

Er schmunzelt und kommentiert tiefstapelnd: »Das ist schon ganz schön. Da bin ich auch ein bißchen zufrieden.«

Ein bißchen? Es ist die größte Lebens-Leistung, die jemand haben kann.

Man muß sich klar machen, was diese Umgestaltung für die Zukunft bedeutet: Überall auf der Erde gibt es oder wird es ähnliche Probleme wie im Ruhrgebiet geben – ähnliches Ausplündern, Verbrauchen, Ruinieren. Und die Frage: was nun? In diesem Denk-Laboratorium IBA ist dafür die ermutigende Maxime entstanden, mit der Kraft der Vision das Übel umzukehren und Produktives daraus zu machen.

Resümee. »Wir haben nach ökologischen Grundsätzen gearbeitet«, sagt Karl Ganser, »und damit die ökologische Erneuerung mit speziellen Lösungen für das Ruhrgebiet angestoßen.«

Dies hat Auswirkungen: Allein in die Landschaft wird durch die IBA eine Milliarde Mark gesteckt. Das bedeutet 15.000 Jobs.

Die abgeleiteten Effekte sind noch weit größer. Man lernt, wie man Regenwasser verarbeitet.[19] Wie man mit Industrie-Landschaften umgeht.

Die Perspektive. Gelände, das lange Zeit rücksichtslos dem Primat der Ökonomie unterworfen war, wird nun langsam ökologisch umgewandelt. Noch ist der Park ein Flecken-Teppich mit unterschiedlichen Flächen. Ihn weiter und zusammenhängend zu gestalten, bleibt lange über die IBA hinaus eine regionale Aufgabe – in einem Prozeß, der noch ein halbes Jahrhundert dauern wird. Zukunft heißt: Arbeiten mit solchen Möglichkeiten.

Industrie-Wald – und Skulpturen von Herman Prigann

Der Rest, der kein Rest ist. Es gibt in der Planer-Sprache das Wort Rest-Flächen. »Das ist kein schöner Name«, sagt Karl Ganser. Aber kein Wort könnte genauer ausdrücken, wie die Industrie-Epoche im Ruhrgebiet mit dem Terrain umging, das der Manie der Wirtschaft, des ›unmittelbaren Nutzens‹ entging. Es zeigt eine Denk-Weise: Darin hat Bedeutung etwas einzig, wenn es unter einem außerordentlich verengten, geradezu neurotisch fixierten betriebswirtschaftlichen Begriff ausbeutbar ist.

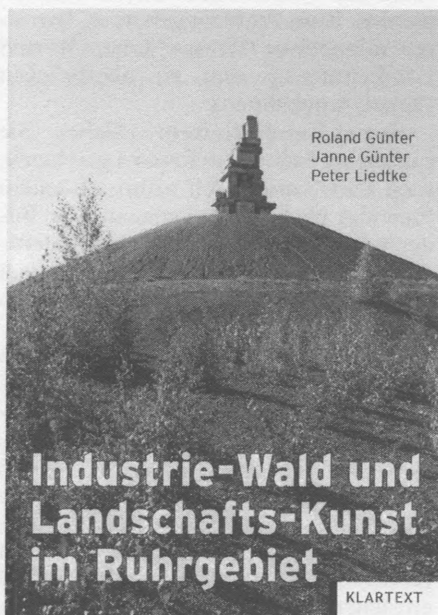
Diese »Rest-Flächen« standen ein Jahrhundert lang ständig in Gefahr, daß sie doch noch für einen solchen Nutzen gebraucht werden konnten. Sie überlebten nur durch Zufall. Man verachtete diese Flächen. Man haßte ihre Nutzlosigkeit und wartete auf Verwertung.

Karl Ganser stellt in der IBA diese Weise des Denkens fulminant in Frage.

Gelände Rhein-Elbe. Die IBA nahm 1989 am Südrand von Gelsenkirchen ihren Sitz auf einem historisch hoch bedeutsamem Gelände, das nun aber eine ausgedehnte Brache war.

Dort stand die Zeche Rhein-Elbe. Sie wurde 1854 gegründet, hatte ein wechselhaftes Geschick, lebte ständig im Wandel, ist Keimzelle der seit 1883 für einige Zeit größten Bergbaugesellschaft des Ruhrgebietes, des Gelsenkirchener Bergwerkvereins (GBAG).[1] Den Aufstieg leitet Emil Kirdorf (1847–1938), eine schillernde Persönlichkeit, seit 1893 auch Chef des Kohlensyndikats.

Karl Ganser: »Alle diese Industriellen des Ruhrgebietes waren Rauhbeine.« Und er fügt lachend hinzu, damit sich keine Landsmannschaft überhebe: »Aber

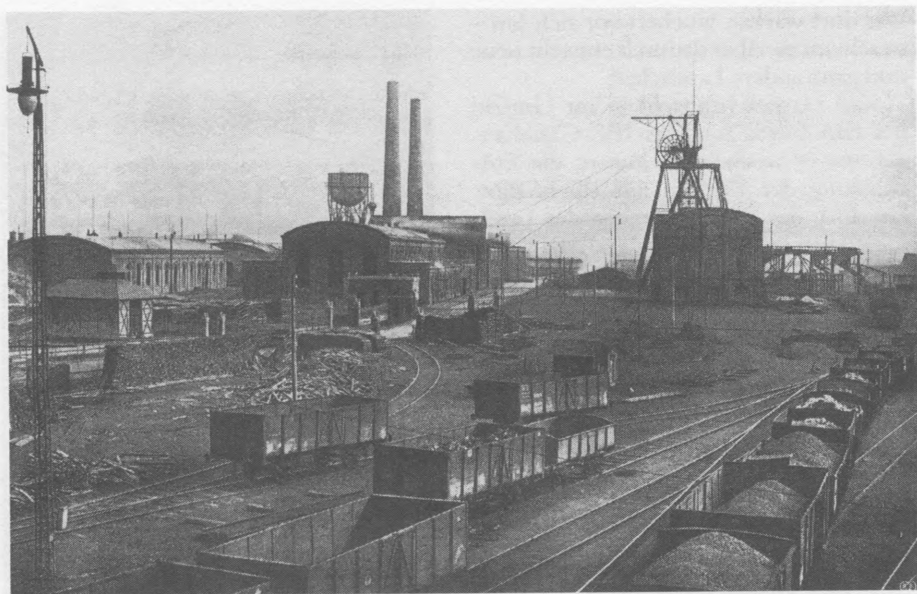


sie waren nicht rauhbeiniger als die bayrischen Könige. Alle bayrischen Könige waren Saubeutel – in jeder Hinsicht. Bis hin zum Franz Josef Strauss.«

Wir diskutieren über das Königs-Schloß Neuschwanstein – es kostete viel Geld, aber inzwischen ist es das am meisten ökonomische Bauwerk in Bayern. Es bringt viel Geld ins Land! Denn die ganze Welt geht dahin. Warum? Das Bau-Werk ist eine gebaute Wagner-Oper. Geschichte darf man nicht kurzatmig sehen.

1928 schließt die Zeche Rhein-Elbe. Im Laufe von Jahrzehnten wird die ausgebreitete Anlage langsam Stück für Stück abgerissen.

»Industrie-Natur« – »Industrie-Wald«. Das Terrain bleibt sich selbst überlassen.



Auf diesem Terrain startete einst die größte Bergwerks-Gesellschaft des Kontinents: Rhein-Elbe in Gelsenkirchen.



Landschafts-Künstler Herman Prigann durchsetzte den Industrie-Wald von Rhein-Elbe mit Skulpturen.

Was dort wächst, wuchert vor sich hin – so scheint es. Aber dadurch entsteht neue und ganz andere Landschaft.

Karl Ganser beobachtete im Umfeld des IBA-Büros und des IBA-Gästehauses, wo er wochentags logiert, die Entwicklung der Flächen auf Rhein-Elbe. Die Idee der Ökologisierung der Landschaft ermöglicht einen anderen Blick auf diese Natur. Sie greift sich das Terrain zurück. Es entstehen neue und oft einzigartige Biotope – mit eigener Ästhetik.

Mit der neuen Sicht nennt die IBA dies »Industrie-Natur«.

Auf dem Gebiet des Hüttenwerkes Meiderich, das 1985 stillgelegt wurde, entfalteten sich über 200 Pflanzen-Arten. Sie siedelten sich von selbst an. Großenteils kamen sie mit den Erz-Transporten aus aller Welt.[2]

Aus der ›Industrie-Natur‹ entsteht in einer weiteren Phase ›Industrie-Wald‹.

»Langfristig wächst da Wald.« Auch dafür entwickelte Karl Ganser eine Bezeichnung: »Dann haben wir Industrie-Wald, weil es ein Wald ist, der auf Industrie-Flächen wächst.« Er denkt das Wort hin und her: »›Industrie-Wald‹ macht ein bißchen den Eindruck, daß es da um Holz-Produktion geht. Um industrielle Wald-Wirtschaft. Das ist es jedoch nicht. Aber mir ist damals kein besseres Wort eingefallen.«

1991 findet in Duisburg ein Symposium Neue Natur auf Industrieflächen statt.[3]

Die IBA entwickelt in Umkehrung des Meinungs-Trends eine Wertschätzung dieser Entwicklung, schätzt sie als produktiv ein und arbeitet damit: 1995 startet die IBA ein Programm für diese Flächen.

Wilde »Industrie-Natur«.

Wilder »Industrie-Wald«.

Städtebaulich bedeutet dies: Wildnis in der Stadt.

»Das pflanzt Ihnen kein Landschafts-Architekt, das wächst ganz von allein«, sagt Karl Ganser. Und lachend fügt er hinzu: »Natur frißt Stadt – mein Lieblings-Thema.«



Die IBA verläßt ganz langsam die lange Zeit durchaus fortschrittliche Position, in den Halden die Landschaft so ähnlich wieder aufbauen zu wollen, wie sie einst war. Sie entwickelt die Vision, mit dem vorgegebenen Potential eine neue und andere Landschaft zu schaffen. Wilder Industrie-Wald. Wildnis in der Stadt. Dieser produktive Umgang mit der Wildnis ist eine neue Variante der ökologischen Bewegung.

IBA mitten im Wald. Eines der von der Zeche übrig gebliebenen Gebäude, das Transformatoren-Haus, gestalten 1990 die Architekten Heinrich Böll und Hans Krabel so um, daß daraus für die rund 35 Mitarbeiter der IBA ein vorzüglicher Arbeits-Bereich entstand. Die IBA arbeitete also mitten im Industrie-Wald.

Nach dem IBA-Finale 1999 nimmt in diesem Haus im Jahr 2000 das Theater-Festival ›Triennale im Ruhrgebiet‹ seinen Arbeits-Sitz.

Der Förster. »Mir wurde klar«, sagt Karl Ganser, »daß es weder ökonomisch vernünftig noch bezahlbar ist, was wir gängig aus den Flächen-Parks machen, die nicht mehr für die Bebauung benötigt werden.

Klassischer Bedarf bedeutete nach klassischem Handwerk: Es gibt einen Wettbewerb unter Landschafts-Architekten und diese Leute machen dann ein End-Bild von einer solchen Fläche. Dann werden Werk-Pläne gezeichnet. Und im nächsten Schritt wird dieser Park am Stück gebaut. Nach fünf Jahren ist er fertig und wird eingeweiht. Danach ist völlig offen, wer ihn pflegt. Dazwischen gibt es sehr viele Boden-Bewegungen. Sehr viele Bäume und Büsche werden gefällt und neue werden gepflanzt. Alles wächst ganz langsam.«

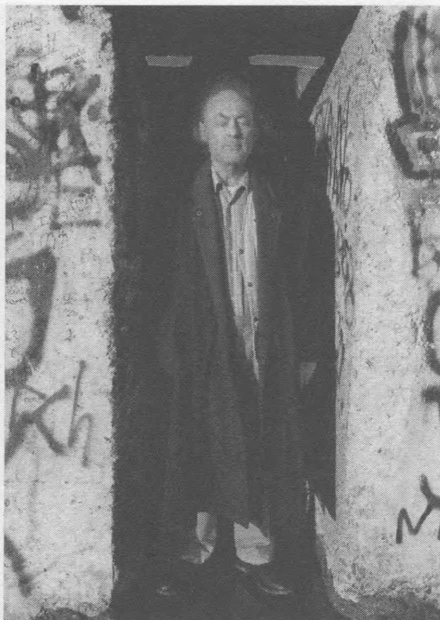
Der Quer-Denker Karl Ganser stellt sowohl das Ziel wie das Verfahren in Frage – unkonventionell, das ist sein Marken-Zeichen.

Die Überlegung: »Laßt doch die Natur wachsen, wie sie sich selbst produziert!« Dies vertritt auch der IBA-Direktor Arno Schmid, ein bedeutender Landschaftsarchitekt. Er spricht von »Natur im Gewährenlassen«.

»In den Industrie-Wald hinein«, sagt Karl Ganser, »setzen wir einen Förster – einen Menschen, der kein Endbild von dieser Fläche hat. Kein Bild von dem, was herkömmlich mit Gewalt hergestellt werden muß. Daher dachte ich: Man muß mal probieren, ob und wie das Wachsen lassen der Natur geht – und ob es dazu einen Menschen-Typ gibt. Man kommt auf solche Ideen nur, wenn man sehr sorgfältig überlegt: Was passiert eigentlich? Und: ist das gut, was Menschen da machen?

Damals bekam ich viel Ärger mit den Landschafts-Architekten. Sie sagten: ›Jetzt nimmt er uns hier die Arbeit weg – mit seiner Idee vom Förster.‹«

Industrie-Wald Rhein-Elbe. Karl Ganser betraut den Landschafts-Künstler



Der Künstler Herman Prigann

Herman Prigann mit einem außerordentlich unkonventionellen Unternehmen. »Ich erinnere mich«, sagt Herman Prigann, »daß das Problem auftauchte: Wie betrachten wir eigentlich diese Flächen? Man unterschied zwischen Flächen, wo es noch Architektur gab, und Flächen, auf denen, wie in Rhein-Elbe, schon die nachwachsende Natur, Sukzession genannt, alles überwuchert hatte. Und auf denen die Architektur schon seit 20 Jahren abgerissen war. Es wurde entschieden, die zweiten Flächen als Wald zu bezeichnen. Damit kam die ganze Geschichte ins Rollen.«

Daraus Park zu machen, so diskutieren die Sachverständigen, ist zu teuer. Denn: Welche Kommune übernimmt für so umfangreiche Bereiche die Verantwortung für die Spaziergänger, das heißt die Verkehrs-Sicherungspflicht? Aber: beim Wald übernimmt der Spaziergänger



Das archäologische Ausgrabungs-Feld

selbst die Verantwortung. Dies erlaubt niedrigere Standards im Wege-Bau und in der Vegetations-Pflege.[4]

Weltgeschichte. Was nun auf dieser Fläche beispielhaft abläuft, hat eine weitreichende Bedeutung – es ist weltgeschichtlich einzigartig.

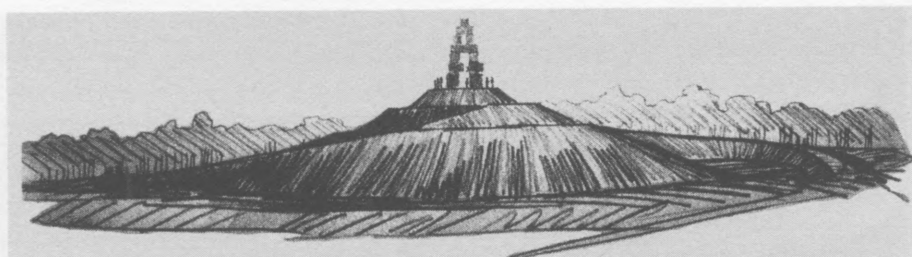
Denn: Zum ersten Mal wird aus dem, was man landläufig als ganz schlecht ansah, Qualität gemacht. Das hat es bis dahin nie gegeben. Denn: Was Abfall war, wurde vergraben oder liegen gelassen.

Nun gab es in den vorindustriellen Jahrhunderten nicht viel Abfall. Erst die Industrie-Epoche produziert gigantisch viel Abfall. Man kann voraussehen: Wenn sie so weiter macht, dann implodiert das. Im Klartext: Dann werden wir mehr Abfall haben als alles andere.

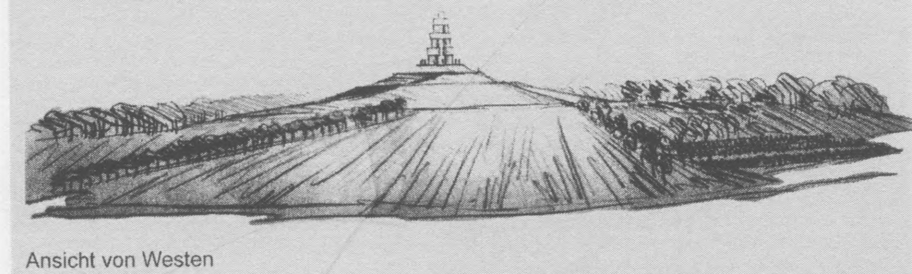
Karl Ganser kommt auf eine Idee, die vielen Leuten als Irrwitz erscheint: »Jetzt gucken wir uns das doch mal an: Industrie-Natur, Industrie-Wald, Industrie-Kultur. Wir machen etwas daraus!« Dies wurde bis dahin nirgendwo formuliert. Es ist ein Zukunfts-Modell von größter Reichweite. Er spielt es auf Rhein-Elbe und an anderen Orten im Ruhrgebiet durch.

Der produktive Umgang mit dem Abfall, das heißt mit den Brachen, ist eine neue Variante der ökologischen Bewegung.

Kritik am Umgang mit der Landschaft. Karl Ganser: »Der Gedanke des Rhein-Elbe-Projektes kam mir, weil ich mit der herkömmlichen Landschafts-Architektur immer das Problem hatte, daß mit großem Aufwand bestehende Landschaft umgebaut wurde. Man veränderte die Topographie: es kam Boden weg, es kam Boden hin. Es wurde viel gepflanzt.



Ansicht von Südosten



Ansicht von Westen

Entwurf und Ausführung des Spiralen-Bergs



Die Himmels-Treppe



Industrie-Wald der Kokerei Dortmund-Huckarde

Die Landschafts-Architektur war eine Dreiteilung, die nicht miteinander verbunden war. Zunächst gibt es Planer. Sie haben uns phantastische Pläne gemacht. Zum Beispiel auf dem Altlasten-Hügel von Zeche Prosper III. Dann kommt als nächstes der Landschaftsbauer, – er macht etwas völlig anderes daraus. Aber dann kommt keiner, der es pflegt – mit dem Ergebnis, daß die Bäume uns im ersten Jahr vertrocknet sind.

Wenn ich gefragt habe: ›Warum hast du nicht gegossen?‹, hat er gesagt: ›Im Rahmen der Gewährleistung ist es für mich viel einfacher, sie im nächsten Jahr nachzupflanzen.‹ – Dann sag ich ihm: ›Du hast aber ein Jahr Wachstums-Verlust.‹ Da sagt er: ›Das geht mich doch nichts an!‹

Da hab ich mir gedacht: Dies System kann es eigentlich nicht sein. Es ist aufwendig und am Ende steht nichts Vernünftiges da. Dann kam mir aus meiner Erfahrung die Idee, daß der Förster damit ganz anders umgeht. Er geht in seinen Wald und läßt den Wald wachsen. Und ab und zu nimmt er etwas raus – und gelegentlich setzt er etwas rein. Es gab damals noch keine Wald-Bewirtschaftungspläne wie jetzt, – er macht das nach Gefühl. So kam das Wald-Projekt zustande: aus Frust über herkömmliche Landschafts-Architektur und deren Ausführung.«

Ein außergewöhnlicher Förster. Die Behörde, die zuständig für diesen Teil des Reviers ist, sagt: »Wir haben jun-

ge Förster, aber keine Reviere für sie.« So erscheint eine zweite Idee: Diese Industriewald-Flächen kann man mit jungen Förstern besetzen, die ein ganz neues Aufgaben-Feld erarbeiten sollen. Zweitens: Es soll ein neues Profil für diesen Typ des Förster geschaffen werden.

Was wir brauchen, ist einen Typ Förster, der alles so läßt, wie es existiert, und der immer durch den Wald geht und auch immer da ist, der sein Forst-Haus im Wald hat, wie das früher üblich war, und dann ohne Plan und architektonische Anleitung etwas wegnimmt und etwas hineinpflanzt. Das ist gut für die Natur.

Und jetzt kommt die praktische Komponente: Das ist eine Sensation – für die Stadt. Wenn nur 500 Meter vom Hauptbahnhof entfernt ein Förster mit Dackel läuft, dann fragen die Leute: Was ist denn hier los?

Ein normaler Förster nimmt solch eine Aufgabe nicht freiwillig an, dachte ich, es werden mit Sicherheit absonderliche Typen sein, die auf das Angebot eingehen, hier tätig zu sein.

Unser erster Rhein-Elbe-Förster war ein schon etwas älterer Herr, der bei der Bundeswehr war und danach erst Försterei gelernt hat. Er nahm den angebotenen Job an.«

Das Forst-Haus. Im Industriewald entsteht eine Försterei. 1995 wird neben der Umspann-Station das Schalthaus der Zeche zum Forst-Haus umgebaut – als Forst-Station, als Stützpunkt zur Pflege von drei Brachen.

Die Qualitäten selbst leben. »In meinem Botanik-Studium wurde mir klar«, erinnert sich Karl Ganser, »warum Botanische Gärten in Deutschland so ausgezeichnet sind. Die Gründer, z.B. der Herr [Karl] Göbel in München,[5] hatten in den Botanischen Gärten ihre Villen. Sie wohnten und lebten in ihnen – das waren ihre höchst eigenen Gärten. Ohne diese Qualität der Gründer wären die Botanischen Gärten heute nicht das, was sie sind. Andernfalls könnten sie Museen für Pflanzen sein, aber sie hätten keine Seele. Die meisten Botanischen Gärten haben eine Seele, weil ihre Gründer ein Leben lang darin wohnten. Es ist meine tiefe Überzeugung: Eine Landschaft, ein Garten, braucht einen Menschen, der eine Seele dort hineinträgt. Und insofern ist es schön, daß der Förster Oliver Balke dort wohnt.«

Spiralen-Berg und Himmelsleiter. In den Wald von Rhein-Elbe plaziert der Landschafts-Künstler Herman Prigann eine Kette von Skulpturen aus Abriß-Materialien.[6]

Der Höhepunkt dieser Gestaltung ist ein Berg und auf seiner Spitze eine Skulptur, die ein Heiligtum in den südamerikanischen Anden assoziieren läßt.

Der Leiter des Bergamtes Gelsenkirchen publizierte in einer Zeitschrift einen Artikel über den »Spiralen-Berg« mit der »Himmelsleiter« auf dem Gelände von Rhein-Elbe. Er schrieb, »was das für eine Herausforderung war – umzugehen mit dieser Himmelsleiter und mit dem Prigann und mit der brennenden Halde, wie sie dann geworden ist.« Er dachte so aus der Sicht eines Bergamtsleiters. Er besaß eine positive Einstellung dazu – »er hätte auch lauter Probleme sehen können«, sagt Herman Prigann.

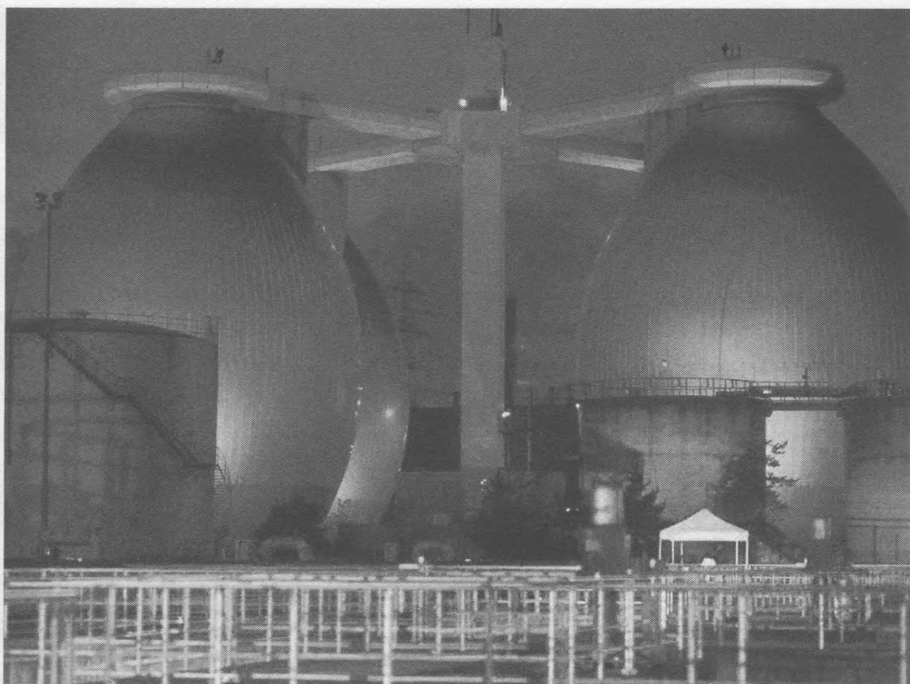
»Die brennende Halde«, berichtet Karl Ganser, »gehört einer Tochter der Ruhrkohle AG, der ›Montan Grundstücksgesellschaft‹. Einer der Leitenden, der Herr [Klaus] Simsch [zuständig für Sanierung von Bergbau-Bestand], hatte viel mit der IBA zu tun. Er fand uns komisch, aber auch lustig – und er war uns nicht abgeneigt. Irgendwann kam er mit den Plänen von Rhein-Elbe und sagte: Wir müssen jetzt diese Halde, die brennt, abdichten. Da fragt ich ihn: ›Was muß man dafür tun?‹ – Er antwortete: ›Üblicherweise werfen wir 10 m hoch Dichtungs-Material aus Ab-



Einst war das große Gebäude ein Umspannwerk für die Zeche, dann wurde es zur Forst-Station umgewandelt – unter Erhalt der elektrotechnischen Einrichtungen. Heute dient es dem Förster im Industrie-Wald Rhein-Elbe. Im Obergeschoß gibt es Tagungsräume, ein Museum für die Arbeit von Herman Prigann und Ausstellungsmöglichkeiten.

brüchen drauf.‹ – Ich entgegnete: ›Es ist aber wesentlich mehr, was Sie da drauf tun‹. – Da rückt er mit der Wahrheit heraus. Er hatte daraus ungenehmigt eine Bauschutt-Deponie gemacht. Denn seine Firma kriegte Geld dafür, daß dort aufgeschüttet werden konnte. Da sagte ich: ›Also – entweder gehe ich jetzt damit in die Öffentlichkeit – oder ihr laßt den Herman Prigann daraus ein Kunstwerk machen.« So einigten sich beide Seiten. »Sonst hätten sie nie diesen Spiralen-Berg und die Himmels-Leiter gemacht – mit einem irrsinnigen Aufwand. Das war die schlitzohrige Basis für die Himmels-Leiter.«

Das Projekt. Der Industrie-Wald ist ein Projekt. Er soll sich ausweiten. Denn im Ruhrgebiet gibt es vieler solcher Flächen: Sie sind Chancen für die Städte. Der Dezernent im Forstamt Recklinghausen, Michael Börth, hat zusammen mit Otto Schulte 2008 den Verein »Industriewald« gegründet und sammelt nun Flächen für das regionale ›Industriewald-Projekt‹.



Gestaltete Faul-Türme der Klär-Anlage in Bottrop

Umbau des Flußes Emscher

Die Emschergenossenschaft. Mit der Kohlen-Gewinnung werden Ruhr und Emscher schmutzige Flüsse. Industrie und Städte entziehen ihnen viel Wasser – über ihre Wasser-Werke. Durch große industrielle Prozesse wird es vergiftet – und in die Flüsse zurück gegeben. Die Städte geraten in Trinkwasser-Not. Zugleich steigt der Wasser-Bedarf in gigantischem Ausmaß.

In einem kleinen Waldstück südlich von Holzwickede entsteht die Emscher.[1] Der kleine Fluß hat wenig Gefälle: von der Quelle zur Mündung in den Rhein gibt es auf 109 km Fließ-Strecke nur 122 m Höhen-Unterschied. Seine Topographie wird am Ende des 19. Jahrhunderts durch den Bergbau tiefgreifend verändert. Der Kohlen-Abbau unterminiert das Terrain in großen Flächen – sie sinken oft zehn Meter, manchmal bis zu 30 und 40 Meter ab. Das verändert die natürliche Wasserhaltung tiefgreifend. Zweimal muß die Mündung der Emscher in die Ruhr verlegt werden, zuletzt weit nach Norden.

1899 tun sich alle Ruhr-Wasserwerke zusammen: zum Ruhrtalsperrenverein. 1905 entsteht die Emschergenossenschaft, 1913 der Ruhrverband für die Reinhaltung, der Ruhrtalsperrenverein für die ›Wassermengenwirtschaft‹ und



Vorindustrielle Emscher

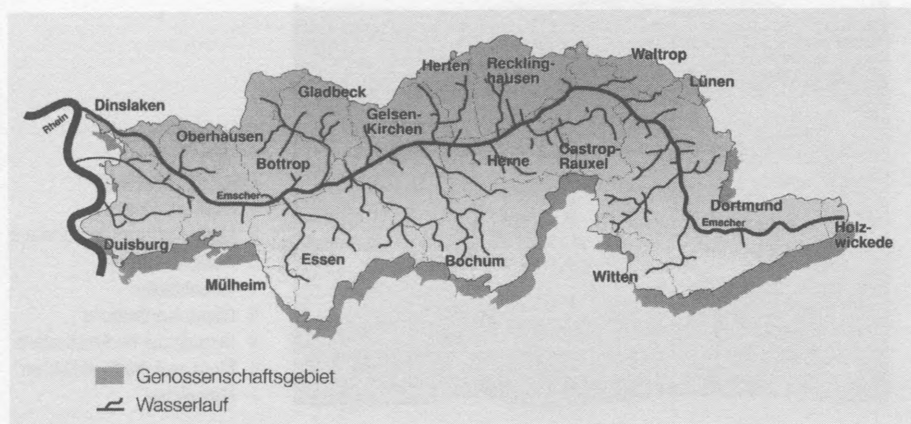
1926 der Lippe-Verband. Das Prinzip: vorort-nahe genossenschaftliche Organisation, Beschränkung der staatlichen Kontrolle auf die Rechtsaufsicht.

Es entsteht eine Infrastruktur-Planung, die lange Zeit als die fortschrittlichste der Welt gilt: Die Ruhr wird, so weit wie möglich, gesäubert – mit 119 Klär-Anlagen: sie soll Wasser für die Industrie und Haushalte liefern. Die kompensatorische Drecks-Arbeit schieben die Planer der Emscher zu.

Die Emschergenossenschaft soll die neue Infrastruktur besorgen. Als Genossen gehören ihr an: die Bergwerke, gewerblichen Unternehmungen und Gemeinden – auf einem Raum von 855 Quadratkilometer Gebiets-Größe mit 1990 2,4 Millionen Einwohnern.

Gewässer in Beton-Röhren. Die Emschergenossenschaft setzt eine radikale Idee durch. Wohl keinem Fluß in Europa widerfährt ein so eingreifendes, die Natur veränderndes Schicksal: In ein Bett aus Beton eingezwängt, wird die Emscher ein Kanal – für sämtliche Abwässer der Industrien als größte Kloake der Welt, als cloaca maxima des Ruhrgebietes.[2] Die Entwicklung des Tiefbaus probiert sich auch am Gewässer-Netz der Emscher aus: auch die Bäche werden zu offenen Abwässer-Kanälen mit vorfabrizierten Beton-Platten gemacht.

1906 beginnt der erste Bauabschnitt: vom Rhein bis Oberhausen. Fünf Meter höher als der frühere Fluß entsteht



Gebiet der Emschergenossenschaft

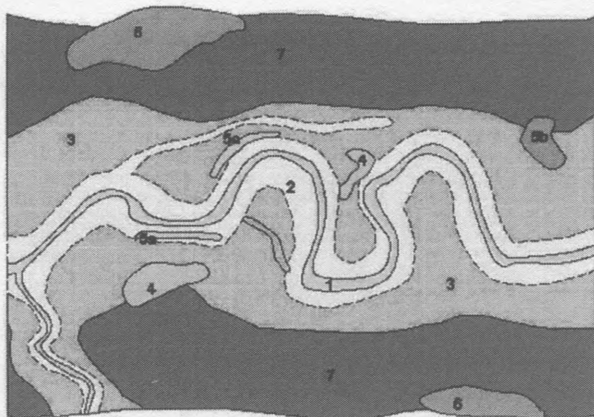
ein Kanal-Bett. 1913 ist die 60 Kilometer lange Emscher-Strecke von Walsum bis Dortmund begradigt. 1956 liegen 77 Kilometer Emscher und rund 300 Kilometer Bach-Läufe in Beton.

Das Konzept ist ambivalent: einerseits ermöglicht es einer gigantischen Industrie die Produktion, andererseits ersetzt es Natur durch ein künstliches System von Beton-Röhren. Volkes Mund: »Rio Tinto.«

Die Häme, die später über dieses Konzept herfällt, ist heuchlerisch: Nach 1960 werden alle großen Flüsse »getarnte Abwasserkanäle« (Franz-Josef Brüggemeier/Thomas Rommelspacher) – z.B. der Rhein quer durch Europa.

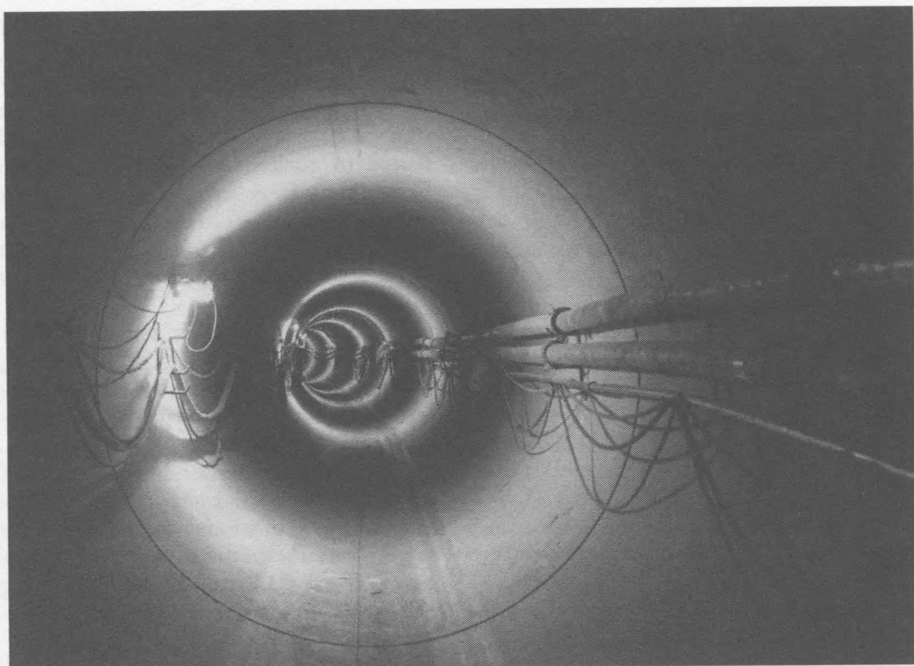
Folgen: Im Ruhrgebiet gibt es kein Grundwasser mehr. Das unterirdisch in den Zechen abgepumpte salzhaltige Gruben-Wasser fließt in die Emscher (1991: 44 Millionen Kubikmeter). Phenol-Dämpfe schädigen die Anwohner. Lange Zeit dulden sie still, in den siebziger Jahren wehren sich einige als Bürgerinitiative (Beispiel: Essen-Katernberg). Die Fabriken haben einen Freibrief, das Wasser in exzessiver Weise zu verunreinigen. Die Gewässer werden erst seit 1975 nach langem Transport vor der Mündung in den Rhein und nur minimal geklärt. Über den funktionalen Schmutz-Wasser-Transport hinaus hat das Gewässer-System keinen Nutzen mehr: es bietet keinen Natur-Genuß für Vegetation, Tiere und Menschen, keine Klein-Klima-Verbesserung, keinen Erlebnis-Raum. Der Volks-Mund: »Die Emscher entspringt bei Achenbach inne Waschkaue.« Insgesamt ist dieser Umgang mit der Natur funktionell und symbolisch die totale Instrumentalisierung eines riesigen Gewässer-Systems für die Zwecke der Industrie: Landschaft als Teil der Fabrik-Struktur.

Ökologischer Umbau. Um 1990 beendet die Emschergenossenschaft die Phase des cloaca maxima-Systems. Der wichtigste Grund: Der Bergbau ist beendet, nach Jahrzehnten gibt es an der Emscher keine neuen Berg-Senkungen mehr. Nun kann das technologisch veraltete System der Entwässerung einer Region ersetzt werden durch ein entwickelteres. Die Logistik der Entwässerung wird im Rahmen der IBA Emscher Park grundlegend modernisiert: vor allem unter ökologischem Ziel. Nun sol-



Fluss mit Idealaue
1 Fluss und Flussufer
2 Flussnahe junge Weichholzaue
3 Flussfernere ältere Weichholzaue
4 Offene Auenbereiche
5 Dynamische Trockenstandorte
6 Moor- und Bruchwaldflächen
7 Hartholzaue

Umbau der Emscher: zu einem mäandrierenden Fluß



Tief unter der Erd-Oberfläche läuft die große Röhre für das Schmutz-Wasser (TW)

len die Notwendigkeiten von Natur und Industrie mit einer neuen Konzeption ausbalanciert werden.

Maßnahmen. Eine umfangreiche und differenzierte Mischung von Maßnahmen entsteht: Vermeidung von Abwasser durch Klärung vor Ort. Wiederverwendung (Recycling) von Wasser in den Betrieben, Minimierung des Verbrauchs. Dezentralisierung des Klär-Systems – durch fünf Anlagen. Die wirksamste Dezentralisierung sollen die Unternehmen leisten: durch Umstellung der Produktions-Verfahren und ein integriertes Wassermanagement.

Schmutz-Wasser und Regen-Wasser sowie Quell-Wasser sollen getrennt werden. Die Emscher enthält, ebenso wie die Elbe, über 500.000 Fremd- und Schadstoffe. Solche Abwässer sollen zum Teil verhindert werden, zum Teil dezentral geklärt, mit dem Rest in einer riesigen Röhre tief in der Erde abgeführt werden.

Hinzu kommt eine ökologisch orientierte Regenwasser-Entsorgung: so umfangreich wie möglich soll Boden entsiegelt werden. Das Wasser bleibt dort, wo es vom Himmel fällt; um dort soweit wie möglich im Boden zu versickern. In 52 IBA-Projekten wird das Wasser auf dem Grundstück zurückgehalten. Das führt auch ästhetisch zu überraschenden Szenerien.

Langfristig entstehen durch das saubere Wasser neues Grund-Wasser und neue Quellen.

Umbau-Zeit: 30 Jahre. Kosten: 8 Milliarden DM (etwa 4 Milliarden Euro).

Dieses umfangreiche Programm beginnt die IBA mit einer Anzahl von Muster-Fällen (»Zitate« genannt), die zeigen sollen: So wird dereinst die Fluß-Land-

schaft aussehen (Läppkes Mühlenbach bei Oberhausen).

Dieter Longdong, Vorstandsmitglied der Emschergenossenschaft, zitiert den Wasser-Direktor des alten Rom, S. Frontinus (um 100 n. Chr.): »Vergleiche doch einmal diese zahlreichen, überaus notwendigen Wasserbauwerke mit den offenbar nutzlosen Pyramiden oder den zwar ebenso nutzlosen und doch sagenhaften Werken der Griechen.«

Komplexe Zugewinne. Diese Logistik ermöglicht den Umbau des Gewässer-Systems der Emscher und ihrer Nebenbäche: Es wird schrittweise möglichst in Natur-Nähe geführt. Durch die Re-Naturierung entstehen stabile Fließwasser-Ökosysteme. Wasser-Läufe werden erneut ökologische Elemente der Landschaft. Hinzu kommen Biotop-Verbund-Systeme als wohnungsnahe Erlebnisräume.

Das offene Kanal-System, das 350 Kilometer Fluß und Bäche in Betonbecken umwandelte, zerschneidet mit seinen aus Sicherheits-Gründen notwendigen Einzäunungen die Landschaft. Es ist praktisch unbetretbar – also Unort. Nun wird es zugänglich gemacht. Freiraum erhält wieder Werte. Die Ufer werden szenenreich gestaltet.

Karl Ganser bringt dieses komplexe Problem mit Leidenschaft auf den Punkt: »Die Natur wehrte sich mit aller Kraft gegen das Gefängnis, und der Mensch strengte sich immer mehr an, es ausbruchssicher zu machen. Immer wieder haben die Menschen diesen Kampf gegen die Natur verloren und trotzdem nichts dazugelernt. Es wäre besser, dem Regentropfen seine Freiheit wiederzugeben. Kein Tropfen mehr in den Kanal! Versickern soll er, langsam abfließen und direkt in den nächsten sauberen Bach!

Zuvor kann er sich zeigen in der Schönheit von Biotopen, Zierteichen, Wasserachsen und Grachten oder in glatten Wasserspiegeln für große Architektur …

So ist der Emscher-Raum nun auf dem Weg vom rückständigsten Abwasserbeseitiger zur modernsten ›Regenwasserregion‹. ›Freiheit für den Regentropfen‹ heißt das Motto für den Übergang zur Kreislaufwirtschaft beim Wasserverbrauch.«[3]

Das besondere Verdienst der Emschergenossenschaft, die von Jochen Stemplewski geführt wird, ist die Tatsache, daß sie über den ingenieurtechnisch exzellenten Wasserbau hinaus etwas macht, was sie konzeptionell an die Weltspitze bringt: Sie betreibt an ihren Ufern auch ausgreifend Landschafts-Entwicklung.

Damit ist sie nicht nur durch ihre Unternehmung, sondern auch inhaltlich das Herzstück des Landschaftspark.



Tafeln in der Siedlung Eisenheim in Oberhausen vor dem heutigen Werkbundhaus, des ehemaligen Waschhauses und Versammlungsraums der Bürgerinitiativen zur Rettung der Arbeiter-Siedlungen

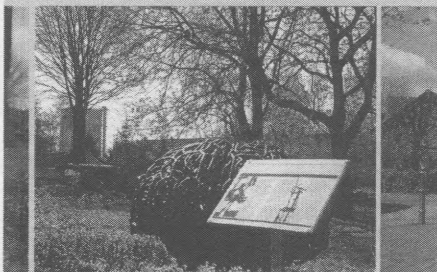
IBA-Siedlungen: alte und neue Siedlungs-Kultur

Siedlungs-Kultur: Garten-Stadt. Zum historischen Potential des Ruhrgebietes gehörten einst rund 2.000 Arbeiter-Siedlungen. Sie sind Vorläufer oder direkter Ausdruck der Gartenstadt-Bewegung. Die Hälfte wurde bis 1972 abgerissen.

Eisenheim. Karl Ganser war beeindruckt von der ältesten dieser Siedlungen, von Eisenheim (1846/1901) in Oberhausen, wo 1972 die erste Bürgerinitiative gegen den Kahlschlag in der Region entstand. Ihr folgten 50 weitere Initiativen. Eisenheim war fünfeinhalb Jahre lang äußerst umkämpft. Es wurde 1977 gerettet.

»Die Bedeutung von Eisenheim besteht darin, daß hier zum ersten Mal der Boden-Spekulation ein Stopp gesetzt wurde«, schätzt Karl Ganser die Bedeutung von Eisenheim ein.

Diese Bürger-Bewegung rettete die bis dahin noch erhaltenen, aber weithin zum Abriß bestimmten 1.000 Siedlungen – in Aktionen, die bundesweit Wellen schlugen, u.a. mit zwei Hunger-Streiks der



Rheinpreußen-Bewohner in Duisburg-Homberg.

Hinzu kommt: »Eisenheim ist der historische Stadtkern von Oberhausen«, sagte Karl Ganser. »Oberhausen gab es ja nicht. Wenn man die alten Karten anguckt, sieht man als erstes die Eisenheimer Siedlung. Der allerälteste Siedlungs-Kern ist Eisenheim.«

Er schließt eine dritte Feststellung an: »In den 1920er Jahren wurde in Oberhausen hervorragend gebaut.« Dazu gehören viele Wohn-Anlagen.

Gegenkonzept. Im Prozeß der Industrialisierung der Region war die Siedlung ein Gegenkonzept gegen das »wilde Bauen«. Siedlung ist Zusammenhang. Siedlung ist Spiel-Regel. Innerhalb dessen gibt es viel Freiheit für Individuelles. Siedlung ist Gestaltung. Und Siedlung ist Schönheit. Dies alles ist jedoch ständig gefährdet, weil es sich dem Zeit-Geist widersetzt.

IBA-Modelle. Modellhaft bereitet die IBA einige historische Siedlungen auf. Diese Aktionen regen an, sorgsam mit dieser wertvollen Ressource umzugehen.

Lernen. Aus historischen Erfahrungen kann man lernen. Historisches Potential dient in der IBA als Motivations-Generator für neuen Siedlungs-Bau. IBA-Ziel und IBA-Maßstäbe sind Siedlungs-Kultur in mehrfacher Perspektive: erstens erhalten – zweitens Alt und Neu verbinden – drittens aus Altem für Neues lernen.

Ingrid Solfrian, IBA-Mitarbeiterin: »Die Siedlungen sind einzigartige Ressourcen. Einmalig. Das gibt es so in keiner anderen Region. Sie sind kleine Juwelen, die man schätzen muß.« Dies mahnt die Wohnungs-Gesellschaften und die Städte: »Sie sollen die Siedlungen pflegen und als Vorzeige-Objekte präsentieren. Die IBA-Projekte haben das Wichtige aus den Siedlungen entnommen. Etwas Besseres an Wohnen und Umfeld ist gar nicht möglich. Die heutigen Unternehmer sollen sich daran erinnern: Krupp und Co. hatten eine viel sozialere Ader.«

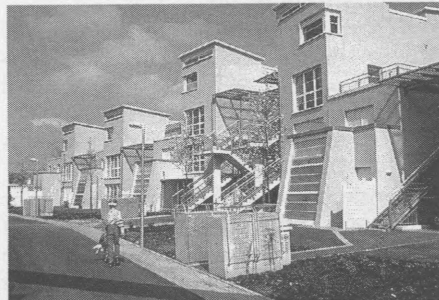
IBA-Arbeiter-Siedlungen. Die IBA läßt beispielhaft eine Anzahl Siedlungen restaurieren. Siedlung Brauck (um 1900) in Gladbeck-Brauck (Horster-/Antonius-/Roßhaldenstraße), mit 600 Wohnungen. – Garten-Stadt Welheim (1913, 1923) in Bottrop-Welheim (Gung-/Aspelstraße), mit 1.135 Wohnungen (Grosche/Dratz). – Mathias Stinnes-Siedlung (um 1900) in Essen-Karnap (Arenberg-/Karnaper-/Boyer Straße), mit 455 Wohnungen. – Siedlung Schüngelberg (1916 von Wilhelm Johow) in Gelsenkirchen-Buer. – Siedlung Teutoburgia (1909/1923 von Berndt) in Herne-Börnig, mit 559 Wohnungen. – Zechen-Siedlung Fürst Hardenberg (1925/1929 von Mebes/Emmerich) in Dortmund-Lindenhorst (Berg-/Herrekestraße), eine von Bewohnern getragene Erneuerung (mit werkStadt e.V. Dortmund, Wohn-

Rechts die riesige Gleisanlage des ehemaligen Güterbahnhofs, links die alte Stadt, dazwischen die »Robert-Geinzmann-Höfe«. Die Siedlung wurde in Ringen um einen mandelförmigen Anger angelegt, der eine Regenmulde ist.









Küppersbusch-Siedlung in Gelsenkirchen

BundBeratung NRW), mit 30 neuen Wohnungen (Krysta/Planquadrat).

Neue Garten-Stadt. Neue Viertel entstehen meist auf Zechen-Brachen. Dazu gehört die Gartenstadt-Siedlung Seseke Aue (1991ff. von Jochim Eble) in Kamen (Lünener-/Gertrud Bäumer-/Helene Lange-Straße), auf dem Gelände der Zeche Monopol: um einen Anger mit Wasser gruppieren sich rund 280 ökologisch gebaute Eigentums- und Miet-Wohnungen. Gartensiedlung ›Im Sauerfeld‹ (1991/1996 von Petersen/Algren) in Waltrop-Brockenscheidt (Tinkhof-/Kaiserstraße): in dänischer Architektur-Sprache. Am Rand der Siedlung Teutoburgia in Herne-Börnig stehen in der Straße Am Knie 19 neue Wohnungen (1992 von Schmitz) für die Bewohner der abgerissenen Korte-Düppe-Siedlung Herne, mit Bewohner-Mitbestimmung der Bürgerinitiative. Neues Wohnen am Kanal auf ›Unser Fritz‹ in Herne-Wanne (Unser Fritz-/Emscherstraße), mit rund 120 Wohnungen (Joachim Eble). Alternatives Wohnen in Recklinghausen-Süd (Bochumer Straße 38/40): Mietwohnungen (1992 von Ringleben/Reicher). Siedlung ›Im Ziegelgrund‹ (1996 von Kostulski) in Recklinghausen (Ziegelgrund/Dortmunder Straße).

Ergänzenden und kontrastierenden Neubau entwirft 1990 Rolf Keller, ein Schweizer Architekt, in der Siedlung Schüngelberg in Gelsenkirchen-Buer (Schüngelbergstraße).

Höhepunkt der neuen Siedlungen: die Küppersbusch-Siedlung in Gelsenkirchen-Feldmark 1990/1998 von Michael Szyszkowitz/Karla Kowalski (Graz). Diese Siedlung ist ein Wunder-Werk an szenischer Architektur.[4]

Einfach und Selberbauen. Die Siedlungs-Kultur der Region hat seit jeher eine Anzahl Maßstäbe, die heute so aktuell sind wie einst: Menschen mit beschränktem Einkommen sollen gute Wohn-Verhältnisse erhalten. Meist sind sie in der Lage, selbst etwas dazu beizutragen: Hand anzulegen. Weil Nachbarschaftlichkeit das Ruhrgebiet geradezu prägt, gibt es viel Nachbarschafts-Hilfe. Dies führt zu neuen Impulsen für den Siedlungs-Gedanken.

So wächst in der IBA die Idee ›Einfach und selber Bauen‹. Mit diesem Stichwort entstehen kleine, städtebaulich geschlossene Siedlungen. Sie ermöglichen Familien mit unterem und mittlerem Einkommen, ein Haus mit Garten zu bauen. Kriterien: Durch Nachdenken lassen sich Flächen und Kosten sparen, vor allem in Bau- und Ausstattungs-Standards sowie Wohnflächen-Ansprüchen. Die Selbsthilfe (»Muskel-Hypothek«) vermindert Ausgaben. Um einen rationellen Bau-Ablauf zu gewährleisten, koordinieren Bau-Betreuer des Trägers vor Ort die »organisierte Gruppen-Selbsthilfe«.

Es entsteht sogenannter verdichteter Flachbau (0,6 bis 0,8 GFZ). Seine Elemente sind Häuser von 85 bis 95 Quadratmeter Wohn-Fläche mit Gärten. Hinzu kommen einige Etagen-Wohnungen (40 bis 60 Quadratmeter) und ein Gemeinschafts-Haus – um einen gemeinschaftlichen Wohn-Hof gruppiert. Jedes Haus kann wachsen: später läßt es sich erweitern. Die einzelne Wohnung kann irgendwann auch zu zwei Kleinwohnungen aufgeteilt werden. Gebaut wird in konventionellem Mauerwerks-Bau. Mit Grün-Dach. Ohne Keller. Es gibt Sammel-Stellplätze am Rand der Siedlung. Heiz-Zentralen versorgen die Häuser mit Wärme. Das ästhetische Konzept: ›Einfachheit mit Geist‹.[5]

Eine ganze »Projekt-Familie« entsteht. Vision: es kann ein regionales Netz-Werk an Erfahrungen wachsen.

Dazu gehört die Siedlung Hagenshof (1993/1995 von Bernd Berghoff/ Christiane Dittrich/Achim Habeney/Anne Klasen/Karin Powileit, Architekturfabrik Aachen) in Duisburg-Neumühl/Ober-

meiderich (Am Hagenshof/Taunusstraße). In Erbpacht auf städtischem Gelände entstanden 52 Eigenheime.

Diese Siedlung ist ein radikales Gegenmodell zum verdichteten Hochhaus-Wohnungsbau, der nach immensem Kahlschlag von Siedlungen nebenan in den 1960er Jahre hochgezogen wurde. In der Siedlung Hagenshof gibt es einen Platz mit einem Gemeinschafts-Haus. Siedlung Grüne Mitte Barmingholten (1999 von Norbert Post/Hartmut Welters) in Oberhausen-Barmingholten (Barmingholtener Straße). Mit einer öffentlichen Grünfläche. Ziel: In der diffusen »Zwischenstadt« wieder kleine Plätze als Fokus-Stätten herstellen.

Das Team Vandkunsten/Lorenzen aus Kopenhagen baut die Siedlung Rosenhügel (1994ff.) in Gladbeck-Rosenhügel (Nelken-/Panschoppenstraße).

Die THS-Siedlung Laar-/Sellmannsbachstraße (Peter Hübner/Martin Busch) in Gelsenkirchen-Bismarck hat 20 Wohnungen in drei Doppel- und 14 Reihen-Häusern. Mit gut organisierten 80 bis 120 Quadratmeter Wohnfläche. In zwei Geschossen. Mit einer Holzrahmen-Konstruktion und einer farbigen Holzfassade. Holz ist praktisch, einfach verarbeitbar, für die Selbsthilfe geeignet, braucht nur wenige Werkzeuge, ist leicht veränderbar, hat eine kurze Bauzeit, ist ökologisch, nachwachsend, gut zu entsorgen, angenehm, reguliert Feuchte, ist gut gestaltbar. Es sind Niedrig-Energiehäuser. Das Dach ist in der Mitte eingeknickt und wird daher Schmetterlings-Dach genannt. Die Dach-Begrünung hat Speicher-Masse: Sie hält Regen-Wasser zurück und schützt die Dach-Dichtung. Die Bewohner investieren eigene Mitarbeit: pro Woche 25 Arbeits-Stunden. An Infrastrukturen gibt es ein Gemeinschafts-Haus, einen Spielplatz, Garten-Wege, ein Regenwasser-Konzept und Biotope.

Besonders kinderfreundlich ist die Siedlung Feldstraße (3-Pass-ArchitektInnen) in Herten-Backum (Feld-/Westerholter Straße): 31 farbige Holzhäuser, mit autofreien Innenhöfen.

Weitere Siedlungen: DfH-Siedlungsbau. Siedlung an der Sandkuhle (Feja/Kemper) in Recklinghausen-Hochlar (Holthoffstraße). – Siedlung Am Calversbach (1994ff. von Hübner/Busch) in Lünen-Brambauer (Rudolfstraße/Am Calversbach). – Die Siedlung (1997/1998 von Norbert Post/Hartmut Welters/Rolf Becker) in Bergkamen-Mitte (Hubert Biernat-/Gedächtnisstraße) hat das Angebot eines Ausbau-Hauses. Sie besitzt eine Mischung von Wohn-Formen. In der Mitte gibt es einen Platz für die Siedlung – mit einer Art Loggia, gebildet durch Dach-Überstände auf Stützen.

Sparen mit Geist. »Wieviele Köpfe müssen umgedreht werden, bis gelernt ist?«, fragt Karl Ganser. Dafür ist ein Wechsel einiger Parameter notwendig. »An den Bau-Kosten können wir 30 Prozent sparen. Der Keller ist teuer und seine Anlage zerstört die Boden-Profile – daher bauen wir keinen Keller. Auch keine Garage. Wir legen ein kleines Nebenhaus an. Die IBA macht keine Erschließungs-Straße, die breiter als 2,50 Meter ist. Und zudem wird sie ganz ruhig gestaltet.«

Siedlungs-Kultur. »Es geht nicht um Wohnungsbau«, sagt Henry Beierlorzer, der in der IBA dieses Ressort lenkt, »sondern um Siedlungskultur. Das haben wir hingekriegt. Besonderheiten: geschlossen, Niedrig-Energie, eigenes Erscheinungsbild.«[6]

Siedlung Schüngelberg in Gelsenkirchen. »Wir machten einen Aufruf«, sagt Karl Ganser, »an die Städte: Sie sollten Projekte vorschlagen. Im IBA-Memorandum stand unter anderem, daß interessante Arbeiter-Siedlungen in die IBA eingebracht werden können, um sie vernünftig zu modernisieren. Herne brachte Teutoburgia ein, Bottrop Welheim, Gelsenkirchen Schüngelberg.

Siedlung Schüngelberg in Gelsenkirchen-Buer



Wer die Vorschläge einbrachte, waren konkrete Personen, die man in Gelsenkirchen immer noch kennt. Dazu gehört der damalige Denkmalpfleger Lutz Heidemann und Herr [Wolfram] Schneider. Die beiden und die Stadt hatten sich schon zuvor mit der Siedlung Schüngelberg auseinandergesetzt, die Mannesmann gehörte und an die THS ging.[7] In Schüngelberg lebte die türkische Belegschaft der Zeche Hugo. Die Siedlung war zu 100 Prozent mit Türken belegt. Es hieß immer: Diese Exklave von reinen Türken! – sie wird irgendwann aufgelöst, wenn man Zeche Hugo nicht mehr braucht.

In Gelsenkirchen dachte man: Wir können überlegen, ob man die Siedlung modernisiert. Dabei suchte man den alten Plan von Wilhelm Johow (1916) heraus und sah: Das ist eine ganz schöne gartenstädtische Planung, aber sie wurde nur halbfertig gebaut. Und so brachte die Stadt Gelsenkirchen diese Siedlung in die IBA ein – mit der Vorstellung: Wir bauen sie fertig, als Rekonstruktion.

Ich fand die Idee nicht unsympathisch, weil mir der Plan gefiel. Aber es gab bei uns in der IBA die Regel: Kein Projekt ohne Wettbewerb. Daher machten wir einen Wettbewerb und luden dazu ein. Fünf Architekten gaben Pläne ab. Keiner schlug eine Rekonstruktion vor. Dies führte dazu, daß der Schweizer Rolf Keller[8] den Wettbewerb gewann. Er hatte sich diametral gegen eine Rekonstruktion ausgesprochen.



Gartenstadt-Siedlung Seseke-Aue in Kamen von Joachim Eble

In dieser Zeit gab es nebenan die Rungenberg-Halde noch gar nicht. Sie wurde

erst in der Folgezeit geschüttet. Aber es war bekannt, daß sie nach fünf Jahren da sein wird. Rolf Keller nahm als einziger die Gestaltung der zukünftigen Halde in seinen Vorschlag auf. Dies führte dazu, daß er die Achsen auf die Halde ausrichtete, daß die Halde zwei Höcker bekam und daß auf die Halde eine Treppe hochlief. So hatten die Straßen-Achsen einen Sinn, denn sie führten irgendwo hin. Später kam es dazu, daß die Halde mit einem Kunst-Werk besetzt wurde.«

Es muß sehr schnell gebaut werden, weil der Bergbau im Gebiet von Aachen restlos eingestellt wird. Zugleich heißt es: Die Bergarbeiter werden ins Ruhrgebiet verlegt. Es kommen auch Familien zur Zeche Hugo – sie müssen sofort Wohnungen erhalten. Also betreibt man Bergarbeiter-Wohnungsbau – mit den Mitteln aus diesem Programm.

»Das Interessante daran ist«, sagt Karl Ganser, »die Einbeziehung einer neuen Landschaft in eine Architektur.

Bei den Gewässern entstand die Idee der Renaturierung. Die Emschergenossenschaft machte ein erstes Renaturierungs-Modell: mit dem Lanterbach. Dieses ganz kleine Gerinne durchfließt das Tal zwischen der Halde und der Siedlung, die sich auf den Hügel hinauf zieht.

Nun hatte dieser Lanterbach eigentlich keine Quelle, sondern die Quelle für den Lanterbach war die Kohlen-Wäsche der Zeche Hugo. Das heißt: das Wasser, das die Kohle gewaschen hat, floß tiefschwarz in den offenen Lanterbach und wurde dann der Emscher zugeführt.

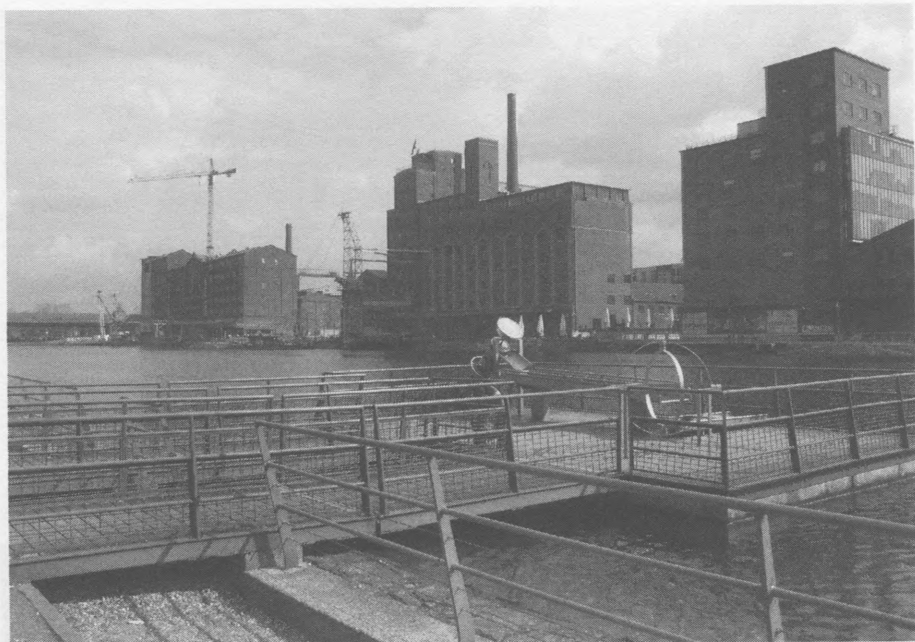
Stallmann nannte es die ›Abwässer der Kohle‹.«

Für den Lanterbach gibt es also das Problem, daß er Wasser braucht. Da kam Stallmann auf eine Idee: Alle Dächer sollen ihr Regen-Wasser in den Lanterbach einliefern. Damit beginnt die Regenwasser-Entsorgung – für das ganze Emscher-System.

»Schüngelberg mit dem Lanterbach«, berichtet Karl Ganser, »ist der Prototyp für die Regenwasser-Versickerung. Diese Idee realisierten wir dann bei allen anderen IBA-Projekten.«[9]

Hinter den Schüngelberg-Häusern wird ein Versickerungs-System angelegt: mit Mulden und Rigolen. »Aber es kam zu einem riesigen Streit mit der Stadt Gelsenkirchen über die Frage: Wer pflegt dieses Rigolen-System?«

Zukunft. Eine Siedlung nimmt ein uraltes Problem auf und verarbeitet es konstruktiv. Eine Siedlung ist die ständige Mahnung, das Bauen im Zuammenhang zu sehen und zu realisieren. So wurde Geschichte ein Teil der Zukunft: als ein immenser Bestand in der Region und als eine ständige Herausforderung.[10]



Umgenutzte Speicher-Gebäude im Innenhafen Duisburg

Innenhafen in Duisburg

Die meisten, mit denen Karl Ganser es in den 1990er Jahren zu tun hatte, kennen ihn aus seiner Tätigkeit in den 1980er Jahren im Städtebau-Ministerium. Auch Dieter Steffen. In dieser Zeit leitete er in der Stadtverwaltung Duisburg die Entwicklung von neuen Gewerbe-Flächen – in denglischer Matschsprache »Business Parks«. Der wichtigste Bereich war die abgeräumte Fläche des umkämpften Krupp-Hüttenwerkes im Stadtbereich Rheinhausen.

Weil dies nicht ohne Geld vom Ministerium lief, setzte Karl Ganser ökologische Begleitmaßnahmen durch. Damals begeisterte das nicht, aber im Nachhinein formuliert Dieter Steffen: »Ich denke, da haben alle gewonnen. Denn damit erfuhr die Fläche eine Aufwertung.«

Leben am Wasser. Dieter Steffen meditiert über Duisburgs Lage am Wasser. »Wo nutzen wir Wasser? Wie nutzen wir Wasser? Eine klassische neue Konfliktsituation: Was entsteht auf den Flächen? Urbanes Leben? Oder Container-Lagerflächen?

Unser Planungsdezernent«, sagt Dieter Steffen, »hat keine Diskussion geführt. Die Politik traute sich nicht. Lange Zeit war es undenkbar, am Wasser irgendwelche Flächen zu nutzen.

Nur einmal gab es von Norman Foster den Versuch, ›Wohnen an der Ruhr‹ zu initiieren.«



Lehnkering-Speicher im Innenhafen von Duisburg

Wie kam man auf den Innenhafen?

»Das ist aus der Not geboren«, antwortet Dieter Steffen. »Und aus einer Veränderung der Sichtweise, die nach 1990 Karl Ganser ins Spiel brachte.«

Dieter Steffen wird als Duisburger Vertreter für die IBA-Projekte benannt. Eines Tages schauen er und ein LEG-Kollege sich den Landschafts-Park Nord an. »Karl Ganser marschierte mit uns über die Fläche – in seiner typischen Art, direkt vor Ort das ausgedehnte wilde Gelände zu erklären. Anschließend konnte der LEG-Kollege seine Modeschühchen wegwerfen und sich neue Schuhe kaufen.«

Dann entstand die Überlegung, den Innenhafen zum IBA-Projekt zu deklarieren. »Er ist als letztes in die Liste reingerutscht.«

Doppelpaß-Spiel. 1993 wird eine Entwicklungsgesellschaft gegründet. »Der Vorschlag von der Duisburger Seite, mich als Geschäftsführer auszuwählen, wurde mit Karl Ganser abgestimmt. Seither, schon seit 1992, hatten wir stets intensiven Kontakt, weil Karl Ganser im Aufsichtsrat saß. Den halben Aufsichtsrat stellte die Stadt, die andere Hälfte das Land.«

Dieter Steffen formuliert die Zusammenarbeit mit einem Bild aus dem Fußball: »Ein Spiel mit Doppelpässen. Karl



Küppers-Mühle im Innenhafen von Duisburg

Ganser war der Ideengeber, er schlug die klugen Pässe, ich vollstreckte – schoß die Tore.«

Er schwärmt von der »seit 1992 sehr vertrauensvollen Zusammenarbeit. Es war das Besondere dieser Gesellschaft, daß ich als Geschäftsführer keinen Aufsichtsrat hatte, der sich bloß als Kontrollorgan verstand, sondern er war Ideengeber. Ein Diskussions-Forum. Ein Problemlöser für vieles, was ich nicht regeln konnte. Der Erfolg des Innenhafens lebt von den handelnden Akteuren.«[1]

Auch über das IBA-Finale 1999 hinaus haben Steffen und Ganser »regelmäßig Briefkontakt. Er berät mich immer noch«, sagt Dieter Steffen.

Auf die Frage ›Wie eine solche Zusammenarbeit zustande kommt‹, antwortet Dieter Steffen: »Dabei spielt auch Chemie eine Rolle.« Dann schildert er: »Karl Ganser ist ein Typ, der anecken kann, – der zu provozieren versteht. Er produziert zehn Ideen. Bei acht sage ich: ›Das ist Blödsinn! Das läßt sich nicht umsetzen!‹ Denn ich bin ein Macher-Typ. Die zwei Ideen, die ich umsetzte, waren genial. Wenn ich schon am Anfang gesagt hätte ›Das ist Blödsinn!‹, dann hätte er das moniert. Wir diskutierten sehr fachlich. Ich denke, was wir in verschiedenen Facetten geschaffen haben – zum Beispiel im Denkmalschutz – das wurden zum Teil Referenz- Projekte.«

Immobilien-Geschäft. Dieter Steffen läßt durchblicken, daß man es Karl Ganser bei den Städten keineswegs einfach machte.

»Er hat eine Menge dazu gelernt – im Immobiliengeschäft. Anfangs erklärte er

mich für verrückt, wenn ich sagte: ›Ich muß zur Messe.‹ Hinterher akzeptierte er, daß das zum Geschäft gehört. Auch meine Form der Strategie: Zum Beispiel über ein Standort-Marketing eine Aufmerksamkeit für den Innenhafen zu erzielen – mit Events und Festen.«

Darin war Dieter Steffen nicht skrupulös: »Das erste Event war 1994 die Sprengung eines großen Gebäudes. Es rückte die Industrie-Brache rund um den Binnenhafen in den Blickpunkt der Öffentlichkeit. Vorher hat diese Industrie-Brache keiner angesehen – mit ihren Birken auf den Dächern und den Ratten. Solche alten Fotos gibt es von der Küppers-Mühle.«

Der Erfolg. Dieter Steffen spricht enthusiastisch über den Prozeß: »Er ist eine Erfolgs-Geschichte. So etwas läuft, wenn man Doppelpaß spielt und gemeinsam versucht, das Spiel zu gewinnen.« Wie gut das Spiel war, kommentiert er, »das hab ich besonders im Nachhinein erkannt, – seit ich nicht mehr alltäglich im Geschäft stehe, ich bin Ende 2006 ausgeschieden. Meine Lebens-Planung: Ich mache nur noch Beratung – das operative Alltagsgeschäft, eine Tretmühle, muß ein anderer machen.«

Auf dem verlassenen Hafen-Terrain, sagte Dieter Steffen, »hat sich die Büro-Stadt Nr. 1 im Ruhrgebiet entwickelt. Wir haben uns einen Namen erworben. Wir sind eines der Leitprojekte für die IBA. Sicherlich in anderer Form als andere Projekte.«

Der Spagat. Am Wasser entlang stehen an beiden Seiten gigantische alte Speicher-Bauten. Wie wurden sie erhalten? »Im Grunde nur dadurch, daß wir eine Mischung machten wie zum Beispiel in der Küppers-Mühle: Im Alten etwas Neues. Es war ein harter Kampf, das hinzukriegen. Wir haben um jeden Speicher gekämpft.

Karl Ganser sah, daß wir einen Riesen-Spagat versuchten: die IBA-Philosophie zu 100 Prozent zu halten – und gleichzeitig uns an den Anforderungen des Marktes zu orientieren. Das Kunststück: dies deckungsgleich zu machen. Allmählich erkannten viele Leute, daß ein gut restauriertes altes Gebäude einen Mehrwert bietet: für den Investor und für den Nutzer.«

Denkmal-Milieu. Die alten Hafen-Speicher, die Kai-Anlagen und Kräne schaffen Milieu. Es wurde gezielt gepflegt. Dieter Steffen: »Ich hatte die Philosophie: Wir lassen die Hafen-Kräne stehen und richten sie wieder her. Es war eine erfolgreiche Arbeitsbeschaffungs-Maßnahme, diese Kräne denkmalgerecht zu sanieren. Mit Gutachten und allem.«

Die Mischung. Wer zieht in die alten Gebäude ein?

»Es entstand eine Mischung, die ich nicht für möglich hielt. Wir haben alle Branchen gewonnen. Ein Beispiel: Das Tourismus-Unternehmen »alltours« – als Ansiedlung war dies ein Paukenschlag. Aus dem Bereich Medien ließen sich Firmen nieder, die sonst nur nach Düsseldorf gingen.

Wir bekamen eine Nutzungs-Vielfalt hin. Zum Beispiel in einer Kultur-Immobilie wie der Küppers-Mühle: Museum, Gastronomie, Büros. Im Hafen-Forum gibt es unten Gastronomie, oben unsere Büros. Solch eine Mischung hat Wechselwirkungen. Dies hat uns zum Durchbruch verholfen. Unser Logo symbolisiert die Philosophie: Arbeiten, Wohnen, Freizeit und Kultur.«

Dieter Steffen hat Gefallen an der symbolischen Reflexion bekommen. »Als Logo wählten wir bewußt Kugeln: Sie sind instabil – aber flexibel. Wir haben aus den vier sehr unterschiedlichen Faktoren eine Gesamtheit gestaltet.«

Aus dem Ungewöhnlichen der Szenerie des Wassers entwickelten die Macher weiteres Ungewöhnliches. Dieter Steffen berichtet: »Karl Ganser brachte mir Dani Karavan. Wir haben lange diskutiert. Ich wollte zwischen der Speicher-Zeile und

der alten Stadtmauer kein Tulpenfeld anlegen lassen – keine klassische Grün-Anlage. Karl Ganser sagte: ›Guck dir mal Nordstern an!‹ Und so entwarf Dani Karavan einen eigentümlichen ›Park der Erinnerungen‹.

Neuland! Anstelle einer Grün-Fläche gestaltete Landschaft. Eine Landschaft als Kunst-Werk. Wo hat es das so gegeben?«

Dieter Steffen nennt ein zweites Problem: »Wie gehen normale Grün-Pfleger damit um? – Ich sprach mit meinem Nachfolger, worauf er achten soll. Denn die Qualität fällt schnell ab. Es geht bergab, wenn sie keinen haben, der den Leuten ständig auf die Füße tritt. Und wenn es verloddert ist, wird es schwierig.«

Vision und Durchsetzung. Dieter Steffen: »In diesem Prozeß war Karl Ganser immer mitten drin. Ich schätze an ihm, daß er sich voll einbrachte – mit seinen Ideen, mit seinem Denken. Fakt ist: Karl Ganser hat Visionen gehabt. Nur wenn man Visionen hat, kann man die Gegenwart verändern. Der Innenhafen war ein großer Brocken und den haben wir gemeinsam bewältigt.«

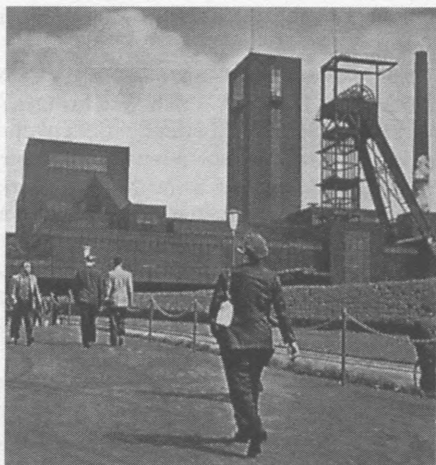
Wie kann man ein Projekt bei seinen Bedenken-Trägern auf den Weg bringen?

Dieter Steffen überlegt: »Bedenken-Träger? – das ist so. Man muß einige Multiplikatoren auf seine Seite ziehen. Sie müssen so etwas wie den Innenhafen erst mal in Bewegung bringen. Das ist ein Schneeball-System. Anfangs war dies mühselig – und zur Schluß-Präsentation lief eine Begeisterung durch das Ruhrgebiet. Wie viele Bürger waren bei uns!

Karl Ganser spielte von Anfang an den Vorreiter. Und irgendwann schaffte er es durch seine Überzeugungs-Kraft, die Unterstützung in der Politik zu erhalten. Bei uns hatte er offene Türen. Beim Oberstadtdirektor Richard Klein und beim Planungsdezernenten Norbert Giersch. Sie waren sehr aktive Unterstützer. Bürgermeister Josef Krings war anfangs skeptisch. Solche Leute wollten überzeugt werden. Wenn es dann läuft, springt man auf den fahrenden Zug.«



Ruinen-Skulptur im Innenhafen von Duisburg

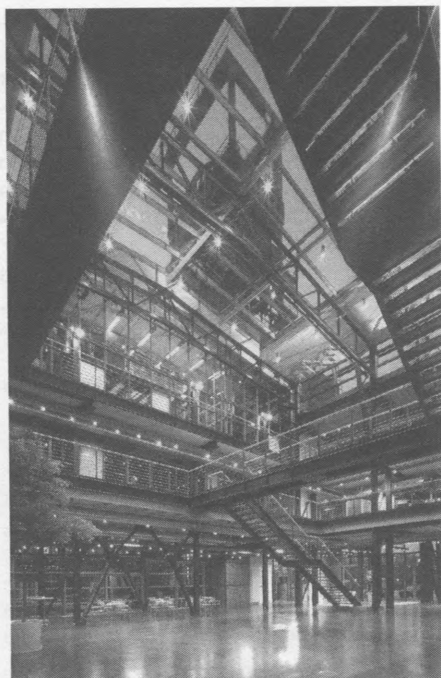


Zeche Nordstern in Gelsenkirchen-Horst
von Fritz Schupp



Arbeiter auf der Kokerei Nordstern

Kokerei der Zeche Nordstern in Gelsenkirchen –
bis auf Reste abgerissen



Widerstände?

»Es wird immer Widerstände geben«, sagt Dieter Steffen. »Wie viel Widerstand hatten wir in der Verwaltung Duisburgs! Beim Beharrungs-Vermögen in den Ministerien! Für mich waren die 15 Jahre Innenhafen ein ständiger Kampf gegen Widerstände. Ich fühlte mich in Duisburg manchmal als Wanderprediger: um aktive Partner zu gewinnen.

Karl Ganser hatte das gleiche Problem auf einer anderen Ebene – für alle seine Projekte. Er löste Mammut-Aufgaben.«

Wie ging Dieter Steffen mit Widerständen mental um?

»Als ich anfangs nach Düsseldorf in die Ministerien kam, haben mich alle belächelt. Duisburg: Großstadt-Wohnort, Dienstleistungs-Standort, Modernes Wohnen. Dafür stand nicht Duis-

Umwandlung einer Zeche – für die Hauptverwaltung der THS

Büros in der umgewandelten Zeche Nordstern

burg. Dafür standen andere Städte. Alle Grundsatz-Abteilungen haben meine Vorlagen geprüft. Wir waren wohl die am meisten geprüfte Gesellschaft in Nordrhein-Westfalen. Ich wurde immer wieder abgewiesen. Die Frage ist: Wie gehst du mit Widerstand um? – Wenn ich vorn aus der Tür rausflog, kam ich hinten wieder rein. Irgendwann veränderte sich die Lage: Dann standen die Türen offen, wenn ich kam.«

Warum? Dieter Steffen strahlt: »Weil wir über 5.000 Arbeitsplätze bei den Projekten am Innenhafen geschaffen haben. Das Verhältnis von Fördermitteln und privater Investition von über 500 Millionen Euro hat das fabelhafte Verhältnis von 1 : 10. So wurden wir ein Referenz-Projekt für dieses Land.

Der Erfolg hat viele Väter und einer der entscheidenden war sicherlich Karl Ganser.«

Dieter Steffen enthüllt die Geheimnisse der konkreten Arbeit. »Erstens: In den Beratungen schätzte ich an ihm, daß wir offen reden konnten. Zweitens: Im Land konnte er sagen, wo man eine Strippe ziehen muß – und ich konnte das in Duisburg sagen. Drittens: Er ist Kommunikator, er ist Motivator und er ist Vollstrecker an der Spitze. Das führte die IBA zum Erfolg.«

Modell und Ausstrahlung. »Fakt ist, daß wir mit dem Duisburger Innenhafen modellhaft für Deutschland waren – auch für die Hafen-City in Hamburg, die viel größer ist.

Daraus entsteht jetzt auch eine Chance, die sehr zurückgebliebene Innenstadt von Duisburg wieder auf Vordermann zu bringen. Wir haben auch hier nichts anderes gemacht als die Konsequenzen aus der IBA zu ziehen und auch auf Bau-Kultur zu achten.«

Baukultur. Erfolg durch Qualität. Dieter Steffen: »Wir waren gemeinsam Kämpfer für eine besonders hohe Bau-Qualität.

Dabei hatte ich immer meine Diskussion mit den Investoren im Nacken. Ein Teil der Grundstücke lag in unserer Verfügungs-Gewalt. Städtische Grundstücke haben wir nur verkauft, wenn Investoren mit uns einen gemeinsamen Weg gingen. Wir versuchten, über ein Planungsverfahren eine Qualität im Bauen zu erhalten.

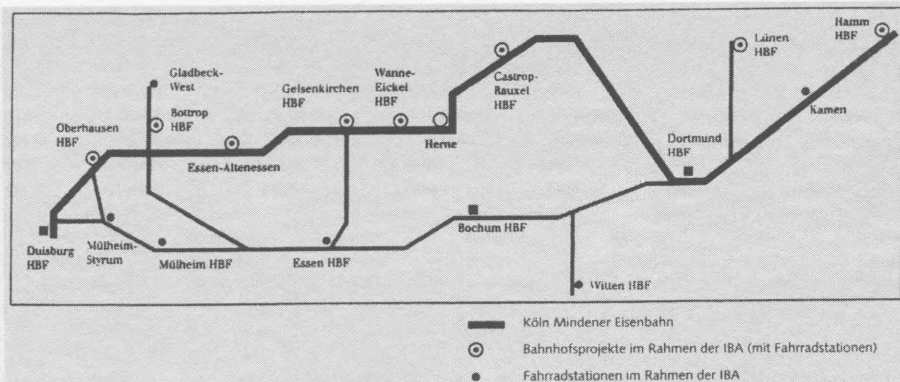
Oder wir »verheirateten« aus einem Pool von Investoren und Architekten. Mit dem Versuch, möglichst viel Baukultur zu bekommen. Es gibt auch einige Sünden, aber unterm Strich ist der Innenhafen ein klassisches IBA-Projekt.

Standort-Qualität. Am Anfang hatte es Duisburg sehr schwer. »Ein schwieriger Prozeß. Es war als Standort von der Landkarte der Wirtschaft verschwunden. Wir hatten keine Flächen. Und keine guten Rendite-Objekte.« Duisburg hatte das Image des Niedergangs. »Anfangs wurde ich belächelt, wenn ich auf die Messen kam. Das haben wir gedreht. Wie? Mit einem Konzept der Nutzungs-Vielfalt. Inzwischen ist der Innenhafen ein Szene-Treff – zugleich ist der Versuch gelungen, auch darin die Qualität hoch zu halten. Das kann auch wieder abbröckeln.

Wir haben um jedes Bauvorhaben gekämpft. Immer voll an meiner Seite: Karl Ganser. Manchmal haben wir uns gegen den gesamten Aufsichtsrat durchgesetzt.

Alles zahlte sich aus. Duisburg stand in den 1970/1980er Jahren im Bereich der Immobilien schlecht da. Hier setzte 1990/91 eine ganz neue Entwicklung ein. Mit verschiedenen Maßnahmen schufen wir ein schönes neues Bild.«

Das Kinder-Museum. »Karl Ganser kam mit der Idee, daß es in Essen Aktivitäten eines Vereins gibt, der ein Kinder-Museum gründen möchte. In Essen klappte es nicht. In Dortmund klappte es nicht. Kann es im Innenhafen klappen? Ich machte ihm einen Vorschlag: ›Wir haben einen wunderschönen Speicher da-



Restaurierter und erweiterter Hauptbahnhof in Oberhausen

für. Aber er ist sehr marode. Dafür brauchen wir Geld.‹

›Ja‹, sagte er: ›Laß uns ein Konzept machen!‹

Dann bastelten wir ein Betriebs-Konzept – für ›ein Kindermuseum Atlantis‹. Aus einem alten Getreide-Speicher von 1899 entstand ein wunderschönes Gebäude – mit einer neuen Nutzung.

Daß das Kinder-Museum ein bißchen auf Zick-Zack-Kurs kam, hängt mit den Akteuren des Projektes zusammen: Sie



Blick in die Schalterhalle des restaurierten und erweiterten Hauptbahnhofs in Oberhausen

konnten nicht unternehmerisch denken.

Aber die Grundidee von Karl Ganser ›Neues Leben in alte Gebäude‹ zu bringen, ist in idealtypischer Weise erfüllt.«

Die Synagogen-Gemeinde. Zum Innenhafen gehört das Zentrum der jüdischen Synagogen-Gemeinde. NS-Gewalt vernichtete die Synagoge von 1874. In den 1970er Jahren publizierten Duisburger Historiker in den Duisburger Forschungen in zwei Bänden ein Gesamtverzeichnis aller jüdischen Mitbürger.

In 20 Jahren wuchs die jüdische Gemeinde Duisburg/Oberhausen/Mülheim von 100 auf 2.000 Mitglieder aufgrund osteuropäischer Zuwanderer. Dies führt nun dazu, daß jüdische Kultur im Rhein-Ruhrgebiet, sieht man von wichtigen Museen ab, sich zum ersten Mal öffentlich darstellt.

Wie kam Karl Ganser mit ihr zurecht? »Wir haben [1996/1999] die Synagoge gebaut. Ich bekomme immer noch den Gemeinde-Brief, den Schäfchen-Brief, von der jüdischen Kultus-Gemeinde von Duisburg, Mülheim und Essen. Zuerst waren es nicht viele Menschen, aber mit der Zuwanderung aus dem Osten stieg ihre Zahl sprunghaft.

Es gibt eine Absprache, daß Synagogen und jüdische Gebets-Häuser vom Land mitgefördert werden. Darin hieß es: Sie bekommen ein neues Bethaus. Dann fragte man: Wo soll es gebaut werden? Damals bekam die jüdische Gemeinde von der evangelischen Gemeinde in Duisburg ein Grundstück in der Nähe der Stelle, wo vor der Reichskristallnacht die Synagoge stand. Was baut man dahin?

Für das Land als Fördergeber der Synagoge sagte die Ministerin Frau Brusis, die für Städtebau und Kultur zuständig

war: Wir geben für den Bau den Investitions-Zuschuß, aber den Wettbewerb fördern wir nicht. Daraufhin bin ich auf die Barrikaden gestiegen und sagte: ›Ihr könnt doch nicht in dieser IBA-Zeit eine Synagoge bauen, ohne daß ihr einen Architekten-Wettbewerb macht!‹ Dann haben wir mit [eigenen] IBA-Mitteln den Architekten-Wettbewerb bezahlt.

Unter den Teilnehmern waren Libeskind und Zvi Hecker. Es gab eine lange Diskussion, ob man den Entwurf von Libeskind baut. Wir haben uns für Zvi Hecker entschieden: weil wir den Hafen-Speichern keine Konkurrenz machen wollten.«

Zvi Hecker (Berlin/Tel Aviv) errichtet ein faszinierendes Raum-Gebilde: Synagoge, Mehrzweck-Halle, Wohnungen und Büros. Es symbolisiert die Seiten eines aufgeschlagenen Buches. Wie eine gespreizte Hand greift es aus in den Park – eine spannende Bau-Figur und eine dramatische szenische Architektur. Sie hebt Außen und Innen auf und läßt sie wieder neu entstehen, um sie dann wieder aufzuheben.

»Der Architekt Zvi Hecker ist Jude«, berichtet Karl Ganser. »Dann kam der zweite Jude, der Künstler Dani Karavan. Die beiden verstanden sich überhaupt nicht. Sie konnten sich nicht riechen, wie das mit manchen Menschen halt so ist. Von daher war es schwierig, den Park der Erinnerungen des Dani Karavan mit der Synagoge des Zvi Hecker einigermaßen in Verbindung zu bringen.

Beide waren extreme Honorar-Jäger. [Karl Ganser lacht.] Ich war am Ende fast perfekt in der Frage von Doppelbesteuerungs-Abkommen. Weil sie da immer noch ein paar Prozente heraus geschunden haben. Man muß auch sagen: Sie haben sich um ihre Bauwerke nicht sehr gekümmert. Aber es ist trotzdem ganz gut geworden.

Wir haben es im wesentlichen über die Innenhafen-Gesellschaft GmbH gesteu-



ert. Die eigentlichen Bauherren waren Dieter Steffen und ich.«

Nachfrage und Zeit. »Ich weiß nicht«, meditiert Karl Ganser, »wie wir abgeschnitten hätten, wenn wir in der Region eine große Nachfrage gehabt hätten. Wir kamen mit der IBA in eine Zeit hinein, wo es keine stadtzerstörende Nachfrage wie in der Wende-Zeit im Osten und in Berlin gab, – eine Nachfrage, die von uns keiner wollte.

Wir standen im Duisburger Innenhafen nicht vor dem Problem wie im Medien-Hafen in Düsseldorf: daß die Architekten machen durften, was sie wollten. Wir hatten nicht das Problem, wirkliche Bösewichte abwehren zu müssen. Es gab sie gar nicht. – Das lag an der ökonomischen Situation.

Die Nachfrage wuchs dann sehr langsam und Stück für Stück. Man muß überlegen: Der Innenhafen brauchte fast zehn Jahre Anlauf, bis überhaupt jemand zu bauen begann. Und dann eher vorsichtig. Wir hatten das Glück des Nicht-Begehrten.«

Auslöser: Bürgerinitiative und Denkmalschutz. Erst Aktionen von Bürgern lösten Querdenken aus. Als 1972 der Küppers-Mühle der Abriß drohte, forderte eine Bürgerinitiative: Denkmalschutz. Scheinbar paradox, aber logisch: Bewahren setzt Gedanken in Bewegung, über Potentiale und Entwicklungen nachzudenken. Dann kamen

Speicher und Mühlen-Gebäude unter Denkmalschutz.

Markt oder öffentliche Hand? Das Gebot der Landesregierung, keine neuen Gebiete auszuweisen, sondern alte Flächen wieder zu beleben, lenkte zu den Hafen-Brachen, die zudem weithin der öffentlichen Hand gehörten. Bittere Erfahrung in zwei Jahrzehnten: Der Markt richtet es nicht. In Duisburg liegt das Areal mitten im Zentrum – und kein freier Markt investierte.

Die Wirtschafts-Kräfte sind bequem, haben Stereotypen im Kopf, leben ohne Querdenken. So muß die öffentliche Hand mit Beispielen vormachen, wie faszinierend das Umnutzen alter Gebäude sein kann.

Allen voran ging die IBA Emscher Park, die umfangreiche Strukturentwicklungs-Maßnahme der Landesregierung Nordrhein-Westfalen. Sie konzipiert das Großprojekt Duisburger Innenhafen. Die Vorleistung: eine Infrastruktur, die Investoren anzieht. Dann kommen halböffentliche Träger: die AWO mit einem Altenheim und die Synagogen-Gemeinde. Erst dann regt sich der freie Markt.

Das Verhältnis zwischen historischem Potential und Neuem ist hier komplizierter als anderswo – trotz IBA Emscher Park, die hier einige Maßstäbe ein bißchen zurück stellte. Am Kai entlang bleibt eine eindrucksvoll dichte Kette von Hafen-Mühlen und Silos erhalten, in die nach dem Umbau Firmen aus der Region einziehen. Aber rundherum räumt der Masterplan Norman Foster nicht wenig ab. Dabei ist Foster beileibe nicht einfallsreich.

Betriebe. Auf dem Gelände entstehen Wohn-Zeilen und zwischen ihnen drei Grachten – eine Tautologie des Wassers. Auf der anderen Seite des Hafens soll ›World Trade Center‹ ein riesiges Hochhaus mit Foster bauen, das einzige Hochhaus der IBA. Es kann Firmen dienen als vorübergehende Unterkunft, wenn sie erproben, ob sie in der Region ein Marktfeld finden. Aber bis heute wurde es nicht gebaut.

Mühlen und Speicher. Der Innenhafen in Duisburg liegt unmittelbar an der alten Stadt-Mauer. Er war einst die Drehscheibe für den Holzhandel. Und der wichtigste Hafen des Ruhrgebiets für den Import von Getreide. Die Getreide-Mühlen bilden eine eindrucksvolle Stadt-Krone. Sie rufen Vergessenes ins Gedächtnis: Den Kampf gegen die Ernährungs-Krisen im 19. Jahrhundert. Die neue Reichweite des Welthandels brachte Getreide aus Südrußland, den Donau-Ländern und Übersee. Im deutschen Nationalstaat übernahm Duisburg die Rolle von Rotterdam. Im Hinterland wuchsen Industrie und Bevölkerung. So war der Hafen, auch mit seiner Getreidebörse, um 1900, in den 1920er und 1930er Jahren der »Brotkorb des Ruhrgebietes«.

Seit 1860 wurde hier auch das Getreide, das vom Land kam, gemahlen – mit der Energie der Dampf-Maschine und 30 Jahre später der Elektrizität. Erst seit 1884 konnten die Firmen ihr Bau-Gelände kaufen und damit in die neue, aufwendige Technologie investieren. Für die Halbhochmüllerei mit 20 Mahlgängen entstanden die hohen Getreidemühlen. Die Produktion läuft von oben nach unten und in jedem Geschoß in der Runde: Im Dach-Bereich waren Filter angelegt, darunter Siebe, es folgten Putz-Maschinen, 20 Mahl-Maschinen (Walzenstühle), das Waren-Lager. Dazwischen lagen Verteiler-Geschosse. Von den Speichern gibt es zwei Typen: den älteren Schüttboden mit hölzernen Geschossen und seit 1900 den Silo.

Die Autarkie-Politik ließ 1935 einen Boom für diese Speicher entstehen – und damit neue, nun riesige Lager-Stätten: Stahlbeton-Silos. Ein Stahlblech-Speicher (1935) erregte Auf-

sehen. Die Küppers-Mühle erhielt einen nichtummauerten Stahlsilo. Von weither, auch aus den USA, reisten staunende Experten an.

Bislang legte die Denkmalpflege keinen Wert auf Details. Schade. Viele Speicher hatten kleinteilige Vorbauten, mit Mitarbeiter-Wohnungen und Werkstätten. Aber das stand dem Konzept eines zeitgeist-abhängigen Schick-Machens im Weg und wurde »gereinigt.« Befragt werden kann das Reinigungs-Konzept von Norman Foster im Hafenforum und von Herzog & de Meuron an der Küppers-Mühle. Viel wurde vergeben, weil nicht wenigstens in einem Gebäude auch das Innenleben erhalten blieb – als Außenstelle des nahen Stadtmuseums.

In der Küppers-Mühle entstand ein Museum für einen privaten Kunst-Sammler, umgebaut von Herzog & de Meuron. Es lebt von Wechsel-Ausstellungen.

Zur Geschichte des Hafens informiert das Stadtmuseum im ersten umgenutzten Mühlengebäude.

Phantasie-Anregung. Im Gegensatz zu Düsseldorf wird das Viertel in Duisburg wohl eher ein Ort der Stille. Die größte Wirkung hat zweifelsohne die konzentrierte Kette der industriekulturellen Baudenkmäler. Diese phantasieanregenden Spuren öffnen den Augenblick in die Komplexität von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Weitere Lichtpunkte sind zwei großartige Orte des Nachdenkens.

Die poetische Dimension breitet sich mit der Synagoge und mit dem ›Park der Erinnerungen‹ vom israelischen Bildhauer Dani Karavan (1998/1999) aus.[2] Subtil fordert Karavan heraus, wenn er Reste benutzt. Auf dem Gelände gab es Holz-Sägereien und Speditionen. Es war vollgebaut mit Hallen. Karavan zeichnet Grundrisse in Weißbeton nach. Direkt vor einem gelungenen Altersheim (Kohl/Kohl) legt der Bildhauer ein Feld mit Bauschutt der alten Gebäude an: urtümlich aufgetürmt als ein wildes Meer von Felsen – eine gespenstische dramatische Landschaft. Das trifft nicht jedermanns Verständnis und führte zu Diskussionen. Von einer Halle bewahrt Karavan Spuren: in die Luft ragen Stützen-Binder-Konstruktionen wie große Waagen. Rasen wellt sich, in Beton gefaßt, und assoziiert Wasser – eine Überschwemmung? Von zwei Verwaltungs-Bauten läßt Karavan die abgeschälten Treppen-Häuser wie herausgerissen stehen. In ein erhaltenes Gebäude zieht der Komponist Gerhard Stäbler. Zwischen Grün und Promenade ragt das Gerippe einer Ex-Halle – eine Veranstaltungs-Fläche. Nachts verwandelt Licht den ›Garten der Erinnerungen‹ in wieder einen anderen phantasmagorischen Raum.

Struktur und Qualität. Der Duisburger Innenhafen ist gegenüber dem Düsseldorfer im Vorteil: Duisburg hat mehr Struktur und ist in der Qualität weit besser als Düsseldorf.

»Die Qualität hat sich ausgezahlt«, berichtet Dieter Steffen. »Wir haben kaum Leerstand. Die Düsseldorfer haben einen Leerstand von rund 10 Prozent. Bei uns werden große Wohnungen ab 130 Quadratmeter sofort verkauft. Die THS hat eine lange Warteliste. Wirtschaftlich sind wir viel erfolgreicher. Wir hatten die Idee, Kultur auch im öffentlichen Raum zu zeigen. Daran dachten die Düsseldorfer überhaupt nicht. Jetzt beginnen sie ebenfalls damit.«

Der Duisburger Innenhafen ist ein Beispiel dafür, wie ein ganzer Stadtteil durch eine umnutzende Weiterentwicklung seiner Ressourcen »neu« entsteht. Er hat den Verfall überwunden mit einer Synthese von geretteten alten Bedeutungen und hinzu gekommenen neuen.



Schwinge im Westpark Bochum von Jörg Schlaich

Brücken

In den 1980er Jahren beschäftigte viele Menschen der Verfall der gigantischen Industrien, von denen sie noch kurz zuvor beeindruckt waren – in einer Mischung von angst-einflößend und hochgeachtet. Wie überall ist der Strukturwandel verbunden mit einer aufregenden Ambivalenz der Gefühle: Untergang, Verlust, soziale Ungerechtigkeit, von Schuldzuweisungen, von einer Flut unterschiedlicher Zukunfts-Verheißungen, die zu glauben schwer fällt, weil sie offenkundig von Werbung durchsetzt sind. Auf der anderen Seite entstand bei einer Minderheit von Menschen das Gefühl, daß es nun viel zu tun gibt, und eine Euphorie, daß Chancen entstanden sind für manches, was bis dahin ausgelassen wurde.

Symbol dafür ist die Kultur, die die IBA für das Thema Brücke entwickelte.

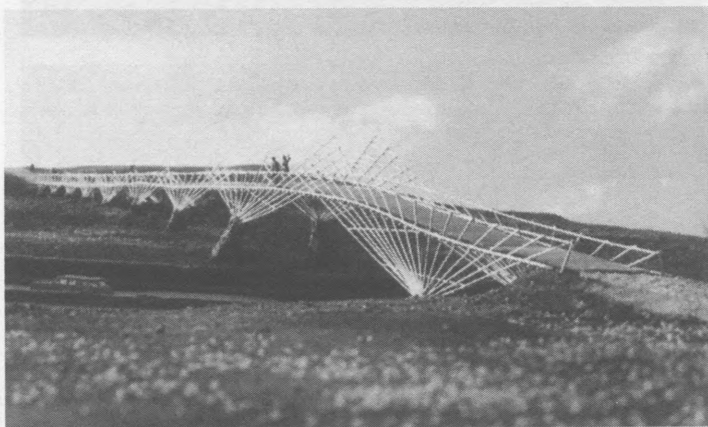
Rückblende. Jahrhundertelang war die Brücke eine Seltenheit. Manche Orte, die sich mühsam einen Übergang über ein Gewässer gebaut hatten, benannten sich stolz nach ihr und dem Fluß, den die Brücke überschreitbar machte.[1] Brücken wurden bestaunt. Um Brücken spielten sich dramatische Geschichten ab. Es entstanden Mythen. Später wurden viele Brücken mit einem intensivierten Blick als Baudenkmäler angesehen und durch Denkmalschutz bewahrt. Erich Masch-



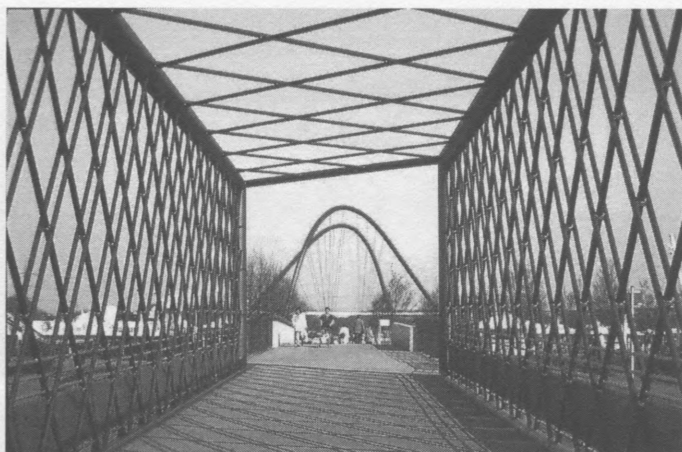
Brücke über den Kanal in Oberhausen von Jörg Schlaich



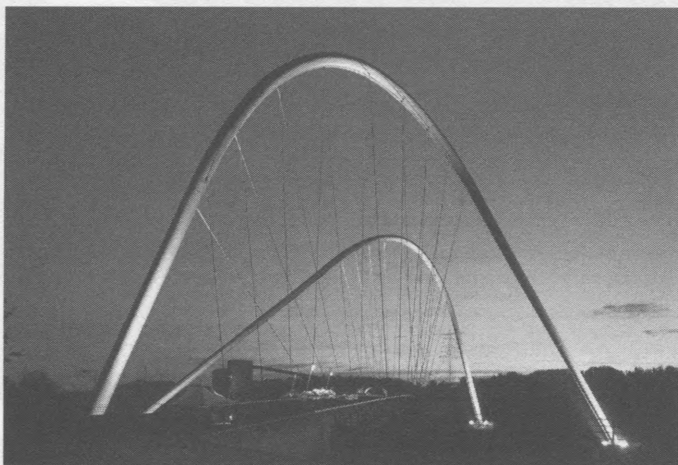
Schlangen-Brücke in Castrop Rauxel von Stefan Polonyi



Brücke am Mechtenberg in Gelsenkirchen von Frei Otto



Nordstern Park in Gelsenkirchen: Brücken von Stefan Polonyi - in Folge inszeniert



Doppelbogen-Brücke im Nordstern-Park in Gelsenkirchen von Stefan Polonyi – das zweite Wahrzeichen der Region Ruhr



Komplexe Brücken-Konstruktion im Nordstern-Park in Gelsenkirchen von Stefan Polonyi



oben: Brücken-Plateau von Stefan Polonyi im Nordstern-Park in Gelsenkirchen
unten: Brücke am TZU in Oberhausen von Stefan Polonyi

ke[2] schrieb zur Soziologie von Brücken: Als öffentliche Infrastruktur gab es dafür Verantwortlichkeiten, Diskussionen, Fragen der Finanz-Beteiligung, der Macht. Herrscher und Gemeinwesen repräsentierten mit Brücken. Funktional zogen Brücken Transport-Wege und Handel an. Sie verbesserten Absatz-Chancen. Damit standen sie für Einkommen und Wohlfahrt.

Die Technik des Brückenbaues bestand im Wesen darin, daß sie – im antiken Sinn des Wortes – die Natur durch Kunstfertigkeit überlistete. Für das Privileg, eine schwierige Situation bequem überwinden zu können Reisende und Transporteure bezahlen: Brücken-Geld oder Brücken-Zoll – zur Finanzierung und als Gewinn.

Die Gewalt des unberechenbaren Wassers gefährdete die Brücken. Sie nagte an den Pfeilern – bei langem Regen, Schneeschmelze oder plötzlichem Gewitter. Die Macht der Natur brachte manche Brücke zum Einstürzen: eine Katastrophe. Daher wird die Statik im Brückenbau bis heute als etwas Unheimliches empfunden – mit einer Mischung von Angst und Bewunderung.

Immer schon wurden Brücken als Wunderwerke der Technik angesehen: bisweilen gefürchtet, bisweilen gefeiert. Vielen wurde die dämonische Fähigkeit des Teufels zugeschrieben – und so gibt es in Europa unzählige »Teufelsbrücken«, mit aufregenden Geschichten.

Zu den Wunderwerken des Hochmutes gegenüber der gewaltigen Natur wurden schon antik-römische Brücken gezählt, wie sie zum Beispiel das Militär in Köln über den Strom gebaut hatte. Brükken bemächtigen sich des scheinbar unbetretbaren Raumes – und machen darüber hinaus weiteren Raum erschließbar. Sie bedeuten Herrschaft über Räume, indem sie Distanzen unterschiedlicher Art zugänglich und damit beherrschbar machen.

Die Industrie-Epoche vermehrte die Reichweiten des Überspannens von Räumen – nicht nur von Gebäuden, sondern auch von Brücken: mit den neuen Materialien des Gußeisens und des Stahls. Im 19. Jahrhundert ließ die Kunstfertigkeit des Schmiedens von Ketten eine vielbewunderte Statik des Hängens an hohen Pylonen entstehen: Es gelang, unglaublich weite Brücken zu konstruieren – zum Erstaunen der Menschheit (z. B. Ketten-Brücke in Mülheim an der Ruhr, nicht erhalten). Manche wurden neue Wahrzeichen von Städten. Auf dem Kontinent zerstörte der Zweite Weltkrieg diese Hängebrücken. Sie wurden durch funktional simple Konstruktionen ersetzt.

Der Massenverkehr durch Automobile erzeugte eine Unmenge von Brücken. Ihre rein funktionale Technik in Stahl und Spannbeton und ihre Massenhaftigkeit führten dazu, daß die Brücke zur Selbstverständlichkeit wurde – und damit banal. Sie hat nahezu keinen sinnlich anschaubaren Charakter und wird daher kaum wahrgenommen: Die Ereignishaftigkeit der Brücke ist verschwunden. Ihr Mythos blieb meist nur mit Großfotos aus anderen Ländern und durch Beispiele der Denkmalpflege bewahrt.

In der dichten industriellen Stadt-Landschaft Ruhr entstand in zwei Jahrhunderten eine Fülle von Brücken für Eisenbahnen, Straßen, Fußgänger: über Gewässer, auch hoch über Industrie-Anlagen hinweg, manchmal sogar eine Brücke über der anderen (vor dem Gasometer in Oberhausen).

Der Bruch des Strukturwandels eröffnete neue Chancen. Ein Planer veränderte viele Parameter: Karl Ganser. Als Geograph besaß er einen interdisziplinären Horizont, hatte sich im Blick auf Zusammenhänge trainiert. Mit einem Denken, wie es seit 1907 der Werkbund entwickelte, versuchte er, sowohl den alltäglichen Nutzen zu erweitern wie

ihn mit Schönheit zu verbinden. Nicht als Stil, sondern psychologisch: In seinen Projekten entdeckte er die Chancen für Mehrwerte.

Vieles dient zunächst dazu, der gebeutelten Region eine Identität zu geben.

Das größte Projekt ist die Umwandlung der industrialisierten Emscher, die die Abwässer der Region in ihr Betonbett aufgenommen hatte, – ein Unternehmen von zwei Generationen. Hier finden über die IBA hinaus wichtige Innovationen statt. Der Blick geht auch seitlich über die Ufer des Flusses hinaus – mit einer umfangreichen Landschafts-Entwicklung.

Diese Landschaft ist nicht Meer und nicht Alpen, aber voller spannender Gegensätze. Zur Erschließung entwickelte die IBA ein umfangreiches Wander- und Radwege-Netz. Sofort wurde es eine Erfolgsgeschichte.

Zur Intensivierung dieser Wege entstand eine Kette überraschender Brükken. Wir können sie als Symbol für den gewaltigen Prozeß lesen, eine Kultur-Region zu entwickeln. Brücken für Fußgänger und Radfahrer bieten leichter und mehr Chancen zur Gestaltung. Sie erschließen sich auch besser für die Wahrnehmung, wenn die Geschwindigkeit nicht das einzige Kriterium für den Bau ist. Brücken spielen eine wichtige Rolle im Wege-Netz, das die IBA für Wanderer und Radfahrer schafft.

Die Ouvertüre für dieses Programm ist der Nordstern-Park in Gelsenkirchen. Auf der »Insel im Ruhrgebiet« zwischen den beiden Gewässern der Emscher und dem Rhein-Herne-Kanal entstand ein Museum der Brücken. Stefan Polonyi, geholt von Karl Ganser, schuf insgesamt sieben, in vielen Variationen (1993/1995). Außer ihrer Funktion als Brücken sind sie: Land-Marken. Plastiken – orientiert an Minimal Art. Sie nehmen in der Gestaltung Elemente des Bergbaues auf: Förderband. Fachwerk. Gitter. Rohr.

Stefan Polonyi ist der Poet unter den Brücken-Konstrukteuren. Sein Thema stammt aus der Region. Das Labyrinth der Rohr-Leitungen regte ihn an, aus Rohren Brücken entstehen zu lassen: hohe Bögen, mit Überschneidungen, auch Schlangen, die über die Erde kriechen und sich in die Höhe schwingen. Dies geschieht geradezu musikalisch – in Melodie und Rhythmus. Und bildhauerisch im Raum.

Stefan Polonyi: »Eine Verbindung zum anderen Ufer des Flusses stellt der geworfene Stein her, der Bogen der Flugbahn überbrückt die Spannweite. An so einen Bogen aus Stahlrohr kann man einen Steg anhängen, der den Wasserlauf oder die Straße überbrückt. Der Bogen symbolisiert das Verbinden, die Pylonen markieren die Entfernung.

So entstanden einige Bogenbrücken. Die Fußgängerstege sind schmal, daher reicht ein Bogen, um sie abzuhängen. Der Bogen in der Stegachse wäre störend. Legt man den Bogen in eine Ebene, die zur Stegachse im schiefen Winkel steht, so entsteht ein räumliches Gebilde, das möglicherweise auch ohne Zweckbestimmung als Kunstobjekt Bestand hat.

Der Steg der Kanalbrücke auf dem Gelände der Bundesgartenschau 1997 in Gelsenkirchen hat eine Spannweite von ca. 100 Metern. Die beiden Bögen überbrücken die kurze Spannweite (79 Meter) rechtwinklig zum Kanal, während der Steg entsprechend der Wegeführung auf dem Gelände schiefwinklig verläuft. Vom Kanal aus gesehen, muten die Bögen symmetrisch an, signalisieren eine doppelbogige Durchfahrt. Obwohl die Bögen in zwei parallelen Ebenen liegen, erlebt man sie in der Landschaft und vom Steg aus als asymmetrischen Doppeltorbogen: bei jedem Schritt ergeben sich neue, spannungsreiche Überschneidungen.«

Das Rohr ist ein Industrie-Element. In Castrop-Rauxel konstruierte Ste-

fan Polonyi zum erstenmal damit eine Rohr-Brücke. Die weit geschwungene Rohr-Brücke über die Mülheimer Straße, die Stefan Polonyi 1997 in Oberhausen gestaltet, verbindet das TZU mit dem Gewerbe-Gebiet Am Schlackenberg. »Brückenschläge ist das Motto des Struktur-Wandels. Dies animiert uns zur phantasievollen Assoziation« (Burkhard Drescher). In Oberhausen entstanden besonders viele Brücken. Es sind durchweg intelligente und ästhetisch spannende Konstruktionen, die die Phantasie des Benutzers beschäftigt.

Ein weiterer großartiger Konstrukteur ist Jörg Schlaich in Zusammenarbeit mit Rudolf Bergermann. Sie gestalten Brükken als Abenteuer. Die Möglichkeiten der Statik werden aufs Äußerste herausgefordert – bis an die Grenzen getrieben. Die Ripshorster Brücke (1997) in Oberhausen-Vondern läuft hoch über den Kanal – zwischen der Siedlung Vondern und einer wilden Brache zum ›Kosmos der Bäume‹ (ökologischer Gehölzgarten). Dies macht sie in einem eleganten und dynamischen Bogen, sie scheint von einer imaginären Gewalt exzentrisch gestreßt zu sein und zu schweben.

Der Ort ist wichtig. Die Abenteuerlichkeit der Brücken-Gestaltung von Jörg Schlaich[3] erreicht ihren Höhepunkt im Westpark von Bochum, einem umgewandelten Industrie-Gelände. Die Erzbahn-Trasse wurde in einen Rad- und Wander-Weg umgewandelt. Sie läuft sieben Kilometer lang zum Rhein-Herne-Kanal. In dem dramatischen Westpark-Terrain entstand eine dramatische Brücke: die Erzbahn-Schwinge. Aufgehängt an zwei Pylonen, die fast imaginär wie dünne Nadeln erscheinen, schwingt der Brückensteg sich in mehreren eleganten Kurven weit durch den Raum. »Das ist etwas ganz Phänomenales«, sagt Jörg Schlaich. »Mit jedem Schritt geben Sie einen Stoß auf die Brücke. Je mehr Menschen auf der Brücke sind, desto mehr synchronisierte Stöße gibt es. Und deshalb passiert es auch bei den Eröffnungen, wenn viele Leute da sind, ... Das Schöne ist, daß man jedes Mal wieder etwas ganz anderes machen kann. Gerade mit den Schwingungen. Das ist eine Temperamentssache.«

Jörg Schlaich hat nicht nur zu rechnen gelernt, sondern, wie er sagt, auch zu malen: »Es ist das Unglaubliche an meinem Beruf des Bauingenieurs, daß Bauingenieure mit ihrem Wissen und ihrer Phantasie so wenig wissen von ihren Möglichkeiten und so wenig davon gebrauchten – keine zwei Prozent. Daher konstruieren sie 08/15-Brücken – aus lauter Angst, sie könnten etwas falsch machen. Und so machen sie nichts mehr richtig. Der Bauingenieur ist der letzte Generalist, der etwas Schöpferisches tun kann.

Im Innenhafen in Duisburg entwarf Jörg Schlaich 1998 ein weiteres Kunststück: eine Zugbrücke von 75 m Länge, die sich in die Höhe heben läßt. Wenn ein Schiff mit einem hohen Masten kommt, wird sie in der Mitte hochgezogen und erhält dann die Gestalt eines Katzenbuckels – daher nennt der Volksmund sie »Katzenbuckel-Brücke«. Die bewegliche Hängebrücke wird auch als Symbol für die IBA und für Innovation interpretiert.

Für den Landschaftspark Mechtenberg in Essen/Gelsenkirchen schuf 1999 Frei Otto, der Entwerfer des Olympia-Zeltes in München, eine Brücke über die Hattinger Straße.

Über ein Gelände in Oberhausen hin-weg, das man bis dahin für nicht verbindbar hielt, schlug Oliver Witan die »Tausendfüßler-Brücke« (1999): von der Landesgartenschau Olga zur Neuen Mitte.

Das Thema der Brücken in der Metropole Ruhr faßte der Kurator Peter Pachnicke anschaulich zusammen: in einer einzigartigen Ausstellung und einem

hervorragend gestalteten Katalog – unter den literarischen Stichworten »leicht und weit«. Das Museum, die Ludwig Galerie in Oberhausen, integrierte sich in die IBA und übernahm damit Verantwortung für die Region: mit dem Engagement und dem Blick des Fotografen Thomas Wolf schuf es ein Gesamtbild zum Thema Brücke und zugleich eine Ebene der intelligenten Verarbeitung. Peter Pachnicke: »Wir haben es mit einer Brücken-Landschaft zu tun. Wir wollen ein Bewußtsein für die Intensität eines Brücken-Erlebnisses geben. Die Arbeit von Thomas Wolf hat gezeigt, welche Schönheit in diesem Raum liegt.«

Im Rahmen einer Vortragsreihe erinnerte Jörg Schlaich an den IBA-Gedanken: Alles, was in Zukunft nötig ist, besser zu gestalten. Sein Aufruf: Die Region darf keine banale Brücke mehr bauen! Der Autor brachte Klaus Wehling, den Oberbürgermeister von Oberhausen, dazu, dies Ernst zu nehmen und konkret zu werden: Weil die Ripshorster Brücke über die Köln-Mindener-Eisenbahnlinie baufällig war, durfte Stefan Polonyi nach seiner Brücke über die städtische Hauptachse nun eine weitere sehr schöne Rohrschlangen-Brücke gestalten.

Mit ihr wies Stefan Polonyi auch nach: Das Schöne muß nicht teurer sein als das Banale. Seine Brücke kostete trotz Teuerung der Stahlpreise weniger.

Es wird vor allem im Generationen-Projekt der Umwandlung der Emscher noch viele Gelegenheiten geben, den Ruhm der Metropole Ruhr als »Landschaft der Brücken« zu erweitern.

Aus der Metropole Ruhr stammen die Impulse, die nun höhere Anforderungen an die Gestaltung von Brücken stellen. Auch dadurch wurde die geplante Banalität an der Elbe zum Skandal und kostet Dresden den Titel Weltkulturerbe. Im Oberrhein-Tal versuchen Karl Ganser und Jörg Schlaich, die Bahn AG zu überzeugen, über einer neuen ICE-Strecke statt Übergängen mit landschaftszerstörenden Dämmen elegant gestaltete durchsichtig filigrane Konstruktionen zu bauen.

Die Brücke als öffentliche Infrastruktur soll mehr sein als ein unmerklicher oder störender Übergang. Die IBA-Brücken setzten neue Maßstäbe – mit einem hoch intelligenten Einfallsreichtum. Chance für jede Landschaft: Brücke als anreichernde Szenerie, als Gestalt der Phantasie, als Abenteuer, als »Gedicht«. Sie weckt Assoziationen: an den Baukasten des Kindes. An Situationen. An Theater. Die Doppelbogen-Brücke von Polonyi wurde Wahrzeichen von Ruhr. Sie sind Konstruktion als Poetik.

Ein weiterer Höhepunkt entsteht 2009 in Oberhausen an der »Insel«, dem Zukunfts-Projekt der Metropole Ruhr. Zwischen dem Kaisergarten-Park, in dem der einzige Rest der alten gewundenen Emscher aufbewahrt ist, und dem Sport-Park auf der »Insel« errichten Tobias Rehberger und Mike Schlaich über dem Kanal eine Brücke: den farbigen Steg umhüllt eine Rohrspirale – rhythmisch und reich an Variationen. Das Schreiten durch den Raum als psychologisch wirksames Ereignis.



Landschaftspark Duisburg Nord: Großfotos von Bernhard und Hilla Becher

Industrie-Kultur

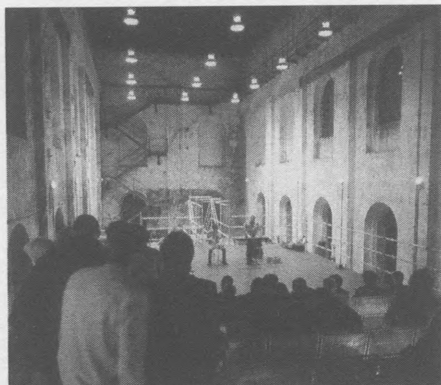
Daß Industrie kurzlebig ist, machte sich 150 Jahre lang in gegenwarts-fixierten Zeiten kaum jemand klar. Hinzu kommt, daß es aus ideologischen Gründen bis um 1970 eine gesellschaftlich weit verbreitete Ablehnung der Industrie gab. Adel und umfangreiche Bereiche der Mittelschichten sahen Industrie mit vielen und unterschiedlichen Vorurteilen an. Der jahrhundertelang etablierte und 1918 entmachtete Adel sprach von Schlotbaronen, um reich gewordene Industrielle als »Emporkömmlinge« zu diffamieren. Man traute der Industrie keine Kultur zu. Ihre gebauten Bereiche wurden als Landschafts-Zerstörung angesehen – was sie auch in erheblichem Umfang waren. So gab es geradezu eine pauschale Ablehnung.

Eine Ausnahme machte der Deutsche Werkbund: 1907 gegründet, schloß er angesichts eines damals günstigen Zusammentreffens sofort einen Pakt mit der Industrie – nicht unkritisch, aber mit dem Optimismus, die sich ausbreitende Industrie »veredeln« zu können – mit ihren Produkten und dann auch mit ihren Bauten. Für die AEG mit der Zukunfts-Technologie Elektrizität ließ Peter Behrens eine zweite Ästhetik entwickeln – aus den Phänomenen der Industrie-Prozesse. Walter Gropius mit Adolf Meyer, Hermann Muthesius, Erich Mendelsohn, Hans Poelzig und weitere Architekten der Avantgarde entwickelten Meisterwerke an Fabrik-Bauten. Die Industrie beschäftigte in erheblicher Zahl ausgezeichnete Architekten und Konstrukteure. Dies wurde gesellschaftlich jedoch fast nicht als kulturelle Leistung wahrgenommen. Und so gab es dafür vor 1970 keinerlei Denkmalschutz.

Wenn die Funktion von Gebäuden endete, wurde gnadenlos jeder Industrie-Bau abgerissen. Einzig gelegentliche Nutzungs-Veränderungen bewahrten manches.

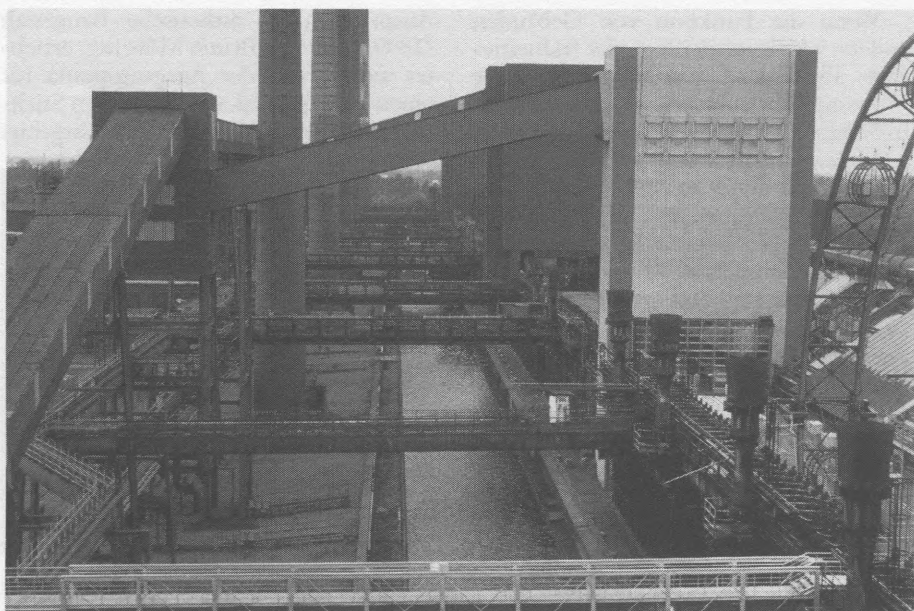
Untergegangen sind vor dem Ruhrgebiet auch anderswo große Industrie-Standorte. In Teilen von Berlin (Kreuzberg, Mitte und Tiergarten). Vom riesigen Industrie-Komplex von August Borsig ist lediglich das Grab übrig geblieben. Ebenso nur einige Gräber von Industriellen – von einer einstigen »Weltmetropole der transportablen Architektur« in Sterkrade (Oberhausen). Die letzte Halle, übrigens 1907 von Bruno Möhring, einem der Werkbund-Gründer, wurde noch 2006 illegal am hellichten Tage geschleift, unter dem Jubel der politischen Verantwortlichen.[1]

Die Zeche Zollern 2/4 in Dortmund-Bövinghausen, die um 1900 mit hohen Ansprüchen an ästhetische Baugestalt (1899; 1904 von Bruno Möhring) errichtet wurde, war der Ausgangspunkt für einen Denkprozeß, der unter dem Stichwort Industrie-Kultur im Ruhrgebiet



Gasgebläsehalle im Landschaftspark Duisburg Nord

Landschaftspark Duisburg Nord: Großfotos von Bernhard und Hilla Becher



Kokerei Zollverein in Essen von Fritz Schupp



und weit darüber hinaus Furore machte – unter vielen Aspekten.[2] Der Skandal: Der Halle drohte der Abriß. Dagegen erhob sich Widerstand. Einige wenige Personen bildeten eine Bürgerinitiative. Sie hatte Erfolg. Die Halle kam unter Denkmalschutz. Erstmals für einen Industrie-Bau wurde öffentliches Geld eingesetzt. Am konkreten Beispiel bildete sich Nachdenken über die Geschichte von immensen Leistungen, deren anschauliche und anfaßbare Zeugnisse nicht länger spurlos verschwinden sollten.

Ins ›Nordrhein-Westfalen-Programm 1975‹ kam ein wichtiger Text: »In Zukunft wird die Landesregierung verstärkt die Erhaltung wertvoller Bauwerke sichern, die für die technische und wirtschaftliche Entwicklung des Landes charakteristisch sind. Dazu gehören unter anderem Fördertürme, Maschinenhallen, Schleusen und Schachtgebäude.«

Fünf Jahre später wird dies noch einmal intensiviert – mit einem Passus im Landesgesetz zum Denkmalschutz: »Sachen, die … für die Entwicklung der Arbeits- und Produktionsverhältnisse … bedeutend … sind.« (Nordrhein-westfälisches Denkmalschutzgesetz von 1980, § 2)

Trotzdem waren die 1970er Jahre weiterhin auf Abriß gestimmt, vor allem weil das Bauwesen in der Hand der verständnislosen liberalen Innenminister Willi Weyer und nachfolgend Burkhard

Hirsch lag, die auch in den Altstädten rüden Kahlschlag mit Milliarden-Beträgen förderten.

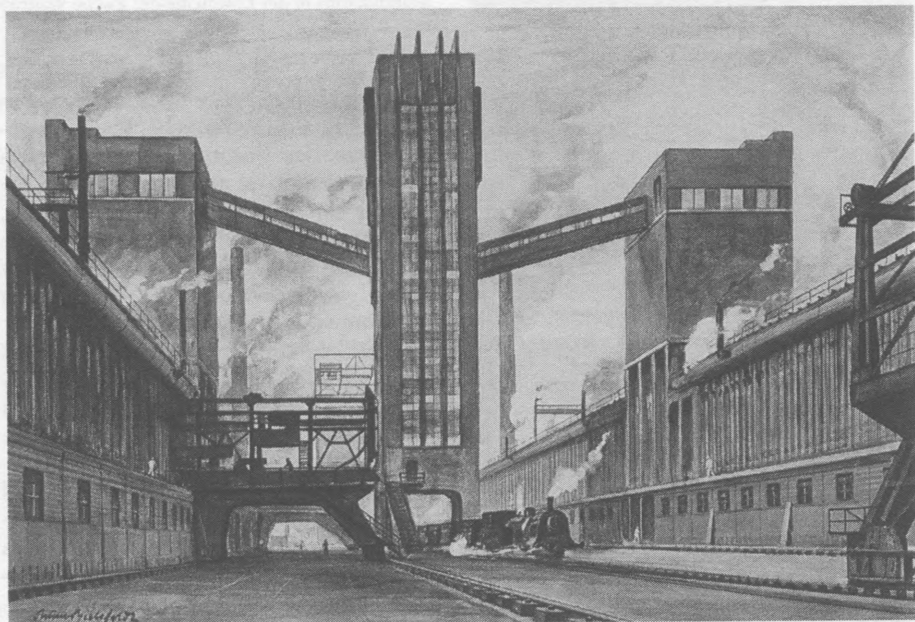
Erst das von Bürgerinitiativen in den Ruhrgebiets-Siedlungen geforderte und vom sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Johannes Rau realisierte Ministerium für Stadtentwicklung veränderte die Parameter der Denkmalpflege – durch den Minister Christoph Zöpel und seinen Abteilungsleiter Karl Ganser.

Industrie-Kultur. Seit 1989 stoppt vor allem die IBA viel raschen Abriß. Ihre Philosophie bringt Karl Ganser auf den Punkt: »Gebt den Dingen Zeit!« Dies bedeutet: Nutzung kann nicht das einzige Kriterium sein. Der Vergleich mit der Via Appia in Rom liegt nahe: In Rom gäbe es keine Denkmäler mehr, wenn die Menschen sie gleich nach dem Ausbrauchen beseitigt hätten. Mit Karl Ganser beginnt verstärkt die Suche nach weiteren Werten und Perspektiven. Nie zuvor hat jemand Bau-Denkmäler von solcher Größen-Ordnung erhalten wie Karl Ganser an der Emscher.[3]

Daraus entsteht in einer schwierigen Landschaft und mitten im tiefen Umbruch ein unbezahlbares Identitäts-Kapital,[4] das sich viele Regionen wünschen würden: eine Mischung von Geschichte und Gegenwart. Und Kraft: zum Sich-wohl-fühlen und zum Vorwärts-Gehen.

»Ich habe mit Ulrich Borsdorf [Direktor des Ruhrlandmuseum, heute Ruhr Museum auf Zollverein] in der Frühzeit viel diskutiert«, sagt Karl Ganser, »über Industrie-Denkmalpflege und das Verhältnis zur Industrie-Kultur. Das Verdienst von Ulrich Borsdorf ist, daß er sagt: Kultur ist der geschichtlich-geistige Zusammenhang einer Epoche.«

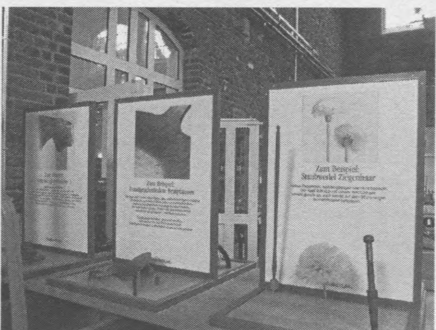
Einbindung und Umnutzung. Städtebau- und Kultur-Minister Ilse Brusis sagt 1999 im gewaltigen Raum des Gasometer in Oberhausen: »Nichts au-



Kokerei Nordstern in Gelsenkirchen-Horst von Fritz Schupp







Manufactum in der Lohnhalle der Zeche Waltrop

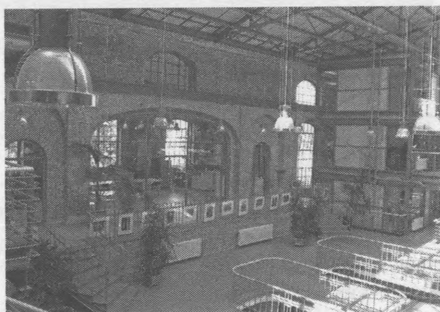
ßer dem Himmel wäre über uns, wenn es nicht eine ungewöhnliche Vision gegeben hätte: den Gasometer zum Wahrzeichen der Industrie zu machen. Bloße Erhaltung hätte nicht zur Erhaltung genügt. Gewinnen konnten wir nur, weil wir die Zeugnisse mit neuer Arbeit und neuer Kultur gefüllt haben.[5] Über 40 sind es an der Route der Industrie-Kultur.

Dies bedeutet neue Attraktivität für die Region. Wenn historische Industrie-Bauten in neue Terrains eingebunden werden, verschafft die Nutzung dieser alten Ressource unbezahlbare zusätzliche Werte: eine zweite Erfahrungs- und Sprach-Ebene, Spannung und Schönheit … Das Areal des Landschafts-Parks Duisburg-Nord hat viel Neues: Es ist Industriemuseum, Volks-Park, Abenteuer-Spielplatz, Kletter-Garten für Alpinisten, Taucher-Station (im Gasometer), Platz



für Bogen-Schützen, Theater-Stätten, Lern-Bauernhof.«

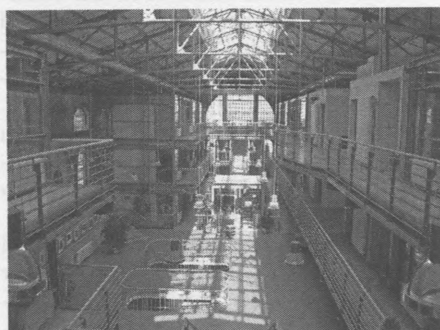
Mehr-Werte. Die Bauten sind Herausforderungen für die Phantasie: Vielfalt. Größe. Konstruktionen. Fülle und Leere. Oben und unten. Steil und sacht. Treppen. Emporen. Türme. Eine Vielfalt von Szenerien und Atmosphären – wie im Theater. Rost – zum Nachdenken über Zeit. Gestänge – als Labyrinth. Unterschiedliche Farben und Nuancen – mit Stimmungen. Steil und sacht. Lauter fremde Gestalten. Exotischer geht es nirgendwo zu.



Dies ist nicht mehr einem gradlinigen, beschränkten, sogenannten rentablen Nutzen unterworfen, auf das neoliberales Wirtschaften die ganze vielschichtige Welt zu reduzieren versucht.

Es hatte einst viele Ambivalenzen. Aber nun bedrohen solche Konstruktionen niemanden mehr.

Sie regen die Phantasie an, die lange verboten war. Sie setzen sie dynamisch in





Umgewandelte Zeche Minister Stein in Dortmund

Bewegung. Sie assoziieren Tätigkeiten, später auch die vorgestellten und erzählten. Eine große Rolle spielen Interpretationen. Von jedermann, vor allem von Künstlern. Es kommen Literaten hinzu, mit einer Fülle von Büchern. Entdekkend wird rekonstruiert.

Maurice Ravel reiste 1911 ins Ruhrgebiet und komponierte anschließend ein Streichquartett. 80 Jahre später wurde es in der Gasgebläsehalle im Landschaftspark Duisburg Nord aufgeführt. Besser als in dieser Halle kann man Schönberg, Alban Berg, Busoni, Schostakowitsch und ähnliche Komponisten nicht aufführen.

Man findet ein immenses Potential an Räumen für Entwicklungen. Nur Reduktionisten der Funktionalität empfinden sie als Schreckmittel. Es sind konkurrenzlose Orte. Mit vielen Eigenarten. Hier kann man lernen, daß es nicht nur um Wirtschaft geht.

Schauplätze. Karl Ganser brachte im Städtebauministerium mit seinem Minister Christoph Zöpel und später in der IBA eine stupende Vielzahl von Umnutzungen[6] in Gang.

Einige davon seien hier genannt: Versand-Handel ›Manufactum‹ in Waltrop-Brockenscheidt. – Design-Center im Kessel-Haus der Zeche Zollverein XII (Foster/Böll/Krabel) in Essen-Katernberg. – Umnutzung (Pfeiffer/Ellermann) der Zeche Oberschuir in Gelsenkirchen-Feldmark. – In der Lüfter-Maschinenhalle der Zeche Consolidation in Gelsenkirchen-Bismarck entstand »unser Festspielhaus« (Pianist und Komponist Michael Gees): eine Spiel-Stätte für

Laien-Theater und vieles mehr. – Zeche Holland in Bochum-Wattenscheid ist das Eco-Textil-Zentrum, in dem Klaus Steilmann (Mitglied im Club of Rome) das ›Denken im Kreislauf‹ proben läßt – vom Woll-Schaf in Australien zur wiederverwendbaren Textil-Verpackung. Die Lohn-Halle dient als Forum für Tagungen zu ökologischen Perspektiven. – Im Innenhafen Duisburg finden wir in der Küppers-Mühle ein Museum für moderne Kunst. – Hallen für Theater und Konzert entstanden aus der Gasgebläse-Halle und der Maschinen-Halle im Landschaftspark Duisburg Nord, darin führte die ›Deutsche Oper am Rhein‹ Wagner auf. – Aus der Jahrhundert-Halle in Bochum entsteht nach der IBA der wichtigste Spiel-Ort des Theater-Festivals ›Triennale im Ruhrgebiet‹. – Eine Spiel-Stätte und eine Art Stadt-Halle ist die Zeche Zweckel in Gladbeck. – Der Gasometer in Oberhausen wurde mit nur minimalen Anfügungen zur einem der faszinierendsten Ausstellungs-Räumen.

Bahnhöfe und Eisenbahn. IBA-Planer Dieter Blase schuf die »Renaissance der Bahnhöfe« an der ersten deutschen Überland-Eisenbahn, der Köln-Mindener Eisenbahn. Zehn verwahrloste Bahnhöfe wurden restauriert und modernisiert.[7] Den populären Höhepunkt bildete 1999 ein Festival mit viel Programm.

Zur Wiederauferstehung des Eisenbahn-Gedankens gehört auch die Besucher-Eisenbahn, die die IBA ins Leben zu rufen versucht. Leider sind die Erfolge begrenzt.



Maschinenhaus der Zeche Sachsen von Alfred Fischer



Stahlwerk in Oberhausen (rechts) – leider sinnlos zerstört

Das Motto lautet »ganzheitliche Revitalisierung« – das schließt das Umfeld ein. Dazu entstehen im Landesprogramm Fahrrad-Stationen.

Die Kette der Bauten beginnt im Westen mit Oberhausen: Es entsteht ein ansehnlicher Bahnhofs-Platz (Kossel/Quick/Bäckmann). Teilweise rekonstruiert wird das Empfangs-Gebäude mit seiner großen Halle (Böll/Schmidt-Waldbauer). Bottrop erhält ein neues Empfangs-Gebäude (Lange/Ulrich) mit einem Platz und einer Fahrrad-Station. Auch in Essen-Altenessen entsteht ein neues Empfangs-Gebäude. Der verunglückte Hauptbahnhof Gelsenkirchen wird ein wenig verbessert (Böll/Krabel). In Herne-Wanne-Eickel werden Empfangs-Halle und Platz wieder vernünftig herausgearbeitet. In Herne wird das Empfangs-Gebäude wiederhergestellt, vor allem die Kuppel (Böll/Krabel). Castrop-Rauxel erhält einen Vorplatz, ein Empfangs-Gebäude und eine Fahrrad-Station (Scheffler). In Lünen entsteht eine städtische Neuorientierung durch einen Vorplatz (Pohl/ Strey/Brackhagen) und durch Bauten (Friedrich, Weiß/Kinay). In Kamen wird der klassizistische Bau rekonstruiert. Umfangreiche Arbeiten verbessern Hamm: Vorplatz (Kossel/Quick), Restaurierung, Fahrrad-Station, Spielstätte des Helios-Theaters. In Mülheim-Styrum entsteht eine Fahrrad-Station.

Öffentlichkeit. Christoph Zöpel, der Städtebau-Minister, der den Prozeß der Erhaltung von Industrie-Kultur forcierte, bezeichnet es als den größten Gewinn, daß aus den »verbotenen Stätten« der Industrie-Bereiche neue städtische Öffentlichkeit entstand. »Hier wird öffentlicher Raum geschaffen – im Landschaftspark Duisburg-Nord mit seiner Hochofen-Szenerie in einer Vielfältigkeit wie nirgendwo anders. Ähnlich in Zollverein in Essen.«

Industrie als Kultur und Geschichte. Den schwierigen Weg zur Industrie als Kultur skizziert blitzlichtartig der Soziologe Walter Siebel, einer der Ko-Direktoren der IBA: »Karl Ganser hat den Begriff des Denkmalschutzes von der mittelalterlichen Stadt auf Stahlwer-

ke übertragen!« Dies war ein Problem. Denn: »Das Ruhrgebiet hat sich immer über die Moderne definiert. Es ist mit der Moderne, mit der Industrie-Gesellschaft groß geworden und das Alte war nur im Weg. Wenn etwas seine Funktion verloren hatte, wurde es sehr schnell abgeräumt, um Platz zu machen für die neueste Moderne. Das Ruhrgebiet hat sich über Modernität und nicht über Geschichte definiert.

Karl Ganser hat es geschafft, dem Ruhrgebiet ein Bewußtsein seiner einmaligen und besonderen Geschichte klar zu machen, nämlich einer Stadtentwicklung, die fast ausschließlich durch die industrielle Urbanisierung geprägt ist. Das war seine ganz große Leistung im Rahmen der IBA.«[8]

Vertiefte Geschichts-Theorie. Es ist unverständlich, warum jemand etwas gegen Geschichte haben kann – und warum er ihre Abschaffung das heißt ihre Zerstörung fordert? Es hängt doch fast alles in der einen oder anderen Weise an der Geschichte.

Aber um sie zu begreifen, brauchen wir eine vertiefte Geschichts-Theorie: Geschichte ist unsere ständige Ressource. In engsten Zusammenhang stehen: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wir alle sind profund Geschichte – jeder von uns. Denn jede einzelne Person bringt in jedem Augenblick Geschichte mit sich: als ein Potential an biographischer Erfahrung – das heißt er lebt heute und morgen wesentlich aus seiner Geschichte. Und in der Person steckt



Zeche Oberschuir in Gelsenkirchen – ein Versammlungs-Raum zur Baukultur

stets ein Teil des Reichtums einer noch weitaus umfassenderen Geschichte, die – ohne daß wir es jedes Mal explizit erfahren – uns in vielerlei Weise vermittelt wird. Daher wird Geschichte ständig auch heute gelebt.«

Bazon Brock: »Vergangenheit ist gegenwärtig wirksam.« – »Um die Erinnerung zu sichern, ist es sinnvoll, sie möglichst vielen mitzuteilen, die sie weiter tragen können. Man überträgt seine Erinnerung in die Erinnerung anderer. Diese Übertragung ist die Basis aller Beziehungen zwischen Menschen und besonders wichtig für die Beziehungen zwischen den Generationen.« – »Die Vergangenheiten sind ehemalige Gegenwarten, in denen man sich auf die Zukunft bezogen hat, während die jeweiligen Gegenwarten zukünftige Vergangenheiten sind.«[9]

Historiker der französischen Mental-Geschichte können uns methodologisch die langen Fäden (*longue durée*) in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft begründen.

Was soll da die Verachtung der Geschichte, die Killer-Phrasen, die von Zukunft tönen, dabei alles auslöschen möchten und über dem leeren Tisch Zukunft mit nicht mehr als Blasen in die Luft werfen – also inhaltslose Banalitäten. So geschehen in der Düsseldorfer Ausstellung RheinRuhrCity, ihren Fest-Reden und ihren medialen Lautsprechern. Die Ausstellung ist vergessen.

Die langen Fäden der Geschichte der Region weben auch in der Zukunft dieser Landschaft weiter.

Hinzu kommt, daß Geschichte die Chance ist, am »Anderssein des anderen« (Adorno) zu lernen und damit zu partizipieren. Dies ist ein wichtiger Aspekt für den Umgang mit Bau-Denkmälern, die der Zeit-Geist nur teilweise besetzen darf, wenn sie als Herausforderung und Erweiterung des eigenen Horizonts wirksam werden sollen.

Industrie-Kultur. Es gibt mitten im Mediokren, das wir kennen, und in der Suburbanisierung, die hier genau so banal ist wie anderswo, viele versteckte und offene Qualitäten.

Wer weiß, wo sie zu finden sind? Weithin fehlt die Kommunikation darüber. Die Region hat einen Fundus, um den sie andere beneiden würde.

Sie hat Siedlungen wie kein anderes Land der Welt. Allein 40 in Duisburg. Sie wurden in dramatischen Kämpfen gerettet. Aber die Obrigkeiten und viele Menschen begreifen immer noch fast nichts davon – und gehen deshalb städtebaulich sehr schlecht damit um.

Die industriekulturelle Vergangenheit ist im Ruhrgebiet – vor allem im Kontext der IBA – besser, strukturierter, intelligenter aufgearbeitet als irgendwo anders in Europa. Sie ist geradezu ein Alleinstellungs-Merkmal auf dem Kontinent.

Was ist Industrie-Kultur? Sie ist in dieser Landschaft ein gigantisch gestaltetes, materielles und mentales Gewebe. Sie ist eine Struktur der Lebens-Welt dieser Region. Sie ist auch ein wichtiger Teil der Bildung. Aus der Alltags-Erfahrung hervorgehend, war und ist sie eine ständige Herausforderung zur Reflexion. Seit ihrer Entdeckung ist Industrie-Kultur komplex und daher im wissenschaftsmethodischen Bereich interdisziplinär angelegt.

Die Region kann stolz sein auf die Tätigkeit früher Denkmal-Schützer, die vor anderen begriffen, daß die Industrie-Epoche ein grandioses Erbe hat.

Der erfolgreichste Denkmal-Schützer der 1970er Jahre, Helmut Bönninghausen, hatte die geniale Idee, an der Schnittstelle von Denkmal-Schutz und Museum das dezentrale Westfälische Industriemuseum (1978) zu entwickeln. Ihm folgte das ähnliche Rheinische Industriemuseum (1984).

Hinzu kamen die industriekulturellen Objekte der IBA.

Wo sonst ist die Epoche der Industrialisierung sogar und gerade im Struktur-Wandel so gut greifbar gemacht wie an Ruhr und Emscher? Zudem bietet sie neue Stätten des sozialkulturellen Lebens und neue Dimensionen der Urbanität – bis hin zum Festival der Triennale.

Auch die von der IBA gegründete »Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur« entwickelte zum ersten Mal in breiter Weise im Ruhrgebiet ein Gefühl für seine Geschichte.

Karl Ganser, der IBA-Dirigent und Denkmalschützer, der den großartigen Helmut Bönninghausen noch übertraf, durchschaute den Zusammenhang von Gestern und Morgen: Ohne die Kenntnis des eigenen Kontextes, die durch Erhaltung von Dokumenten unterschiedlicher Art hergestellt wird, schweben die Menschen über dem Bodenlosen und in einem nihilistischen Zustand – das wirkt sich psychisch und gesellschaftlich verheerend aus. Daher standen in der IBA in engem Zusammenhang: Denkmalschutz und neue Gestaltung.

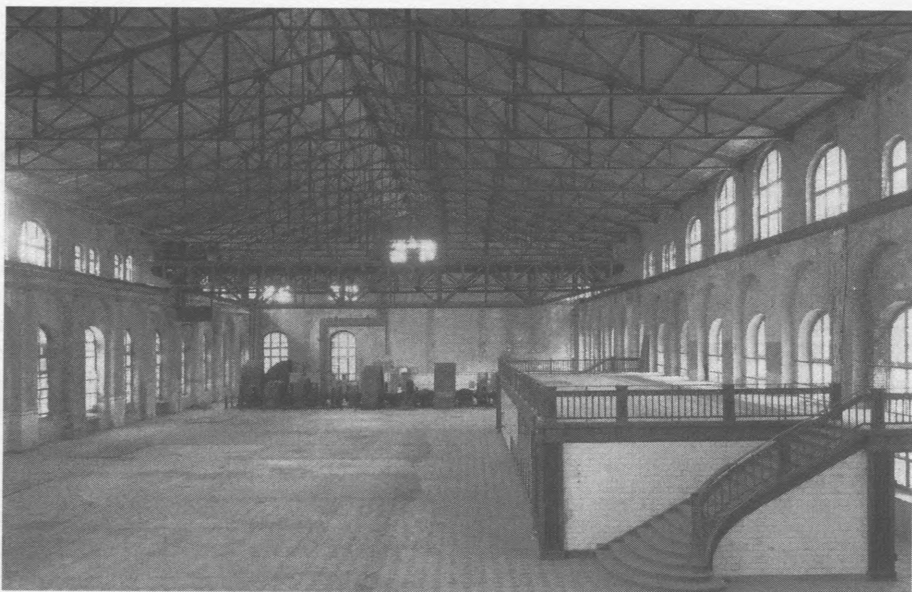
Ein weiterer Teil der IBA: Nirgendwo gibt es eine so umfangreiche Bücher-Liste und einen so engagierten Regional-Verlag (Klartext Verlag in Essen mit seinen Verlegern Ludger Claßen und Frank Münschke). Dies zeigt, wie viele Menschen die Kraft des Untersuchens, Forschens, Reflektierens und Darstellens haben.

Gewerbe-Flächen. Die IBA Emscher Park ist in den 1990er Jahren mit über 20 Projekten ein Laboratorium für eine neue Gestalt der Arbeit.

Stellen Gewerbe-Flächen in der Tradition der Schuppen-Agglomerate weithin bis heute überhaupt keine städtebaulichen Ansprüche, so gibt die IBA ihnen nun eine Gestalt. Die besten Beispiele dafür sind die Flächen der ehemaligen Zechen Erin in Castrop-Rauxel und Waltrop in Waltrop.

Industrie-Denkmäler und Theater. Die Anziehungskraft der Industrie-Denkmäler ist geblieben, sie hat sich noch gesteigert. Teilweise verdankt sie dies dem Konzept der Triennale. Spannende Industrie-Bauten waren die günstigsten Stätten für neue Konzeptionen von Theater. Ein neues Theater braucht andere Atmosphären als das alte – womit nichts gegen das alte gesagt sein soll. Und so stört es nicht das Alte.

Industrie-Zeugnisse wurden in ein anderes Licht gestellt: aus den Symbolen des Verfalls werden Symbole des Aufbruchs.



Zeche Zweckel in Gladbeck

›Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur‹

Die Region besitzt hoch bedeutende Zeugnisse des Bergbaus und der Eisen-Industrie. Als Bau-Dokumente erklären sie Geschichte – und machen sie sinnlich anfaßbar.

In den 1970er Jahren entsteht der Gedanke, daß sie für die Stadtentwicklung wirksam sein können: als auffallende Marksteine und als Anknüpfungs-Punkte für behutsame städtebauliche Gestaltungen.

Nutzung? In den 1980er Jahren nahmen im Denkmal-Schutz das Interesse und die Einfluß-Möglichkeiten der beiden Landes-Denkmalämter Rheinland und Westfalen ab, umgekehrt wuchs das Interesse des Städtebau-Ministeriums am Denkmalschutz außerordentlich.

Karl Ganser stellt eine fundamentale Frage, vor allem zu den Industrie-Denkmälern: »Die Frage der Umnutzung kann nicht die erste Frage sein. Der Nutzungs-Begriff deckt nicht alles ab.«

Hinter vielen IBA-Aktionen steht die Infragestellung des Verbrauchs- und Verwertungs-Gedankens.

Wenn etwas aufgebraucht ist, erscheint es verbraucht und gilt als wertlos. Walter Siebel: Die IBA hat »der Region endlich eine eigene Vergangenheit beschafft.« Es lohne sich, sich ihrer zu erinnern.[1]

Karl Ganser entwickelt gegen ein verheerend zerstörendes enges Nutzungs-

Denken eine Gegen-Strategie – mit drei Phasen.

1. Phase: »Ein rigider Denkmal-Schutz wirkt erst einmal verstetigend – bis sich gesellschaftliche Lösungen ergeben.«

2. Phase: Finanzierung von Werten. In das Leit-Memorandum der IBA bringt Karl Ganser den Gedanken ein: Die Denkmäler der Region, insbesondere die Industrie-Denkmäler, sollen nicht unter banalem Nutzungs-Wert diskutiert werden. Dann macht er einen findigen konkreten Vorschlag zur Finanzierung eines Übergangs: Allein wenn man die Abriß-Kosten auf ein Sparkonto legen würde und den Zins-Ertrag zur Erhaltung einsetzt, könnten sie gerettet werden. Mit diesem Gedanken fädelt die IBA eine ›weiche langfristige Strategie‹ ein.

3. Phase: Politische Durchsetzung. Dies gelingt in vielen Fällen.

Dramatische Gründung. »Daß die Kokerei Zollverein heute erhalten blieb, ist eine total verrückte Sache«, berichtet er. »Sie stand ja nicht unter Denkmal-schutz. Alle Beteiligten wehrten sich, sie unter Denkmalschutz zu stellen. Außerdem hatten sie Angst vor den Altlasten, die da drin stecken.«

Für schwierige Fälle holt nun Karl Ganser den Gedanken an eine Stiftung hervor. Er hat ihn schon länger im Kopf. Jetzt betreibt er dynamisch den Prozeß, die Stiftung zu realisieren.

Fall: Kokerei Zollverein. »Ich sagte: ›Zollverein ist ein unglaubliches Industrie-Denkmal, ein Technik-Denkmal.‹

Dann habe ich das Argument noch überhöht: ›Ich möchte mir bei der IBA mal etwas wünschen: Ich möchte eine Kokerei haben. Das ist ein ganz persönlicher Wunsch. Ich möchte endlich eine Kokerei haben.‹ Daraufhin gingen wir viel spazieren – mit vielen Besprechungen. Bedenken wurden hoch aufgetürmt. Dann merkte ich: Irgendwie finden sie das Bauwerk, das da vor ihnen steht, toll.

Die erste Entgegnung: ›Die schwarze Seite? – da kann man drüber reden. Aber die weiße Seite? – die Chemie-Fabrik – wir müssen sie abreißen. Wir müssen sie entsorgen. Und außerdem brauchen wir eine Gewerbe-Fläche, auf der wir endlich ordentliche Arbeits-Plätze ansiedeln können.‹ – ›Ja‹ sagte ich, ›einigen wir uns auf die schwarze Seite.‹ – Und dann fügte ich an: ›Aber wenn ich die schwarze Seite allein stehen lasse …? – sie hat ja Flügel – auf die weiße Seite hinüber. Dann fällt sie um. Nicht statisch, aber als Gestalt. Wenn es das Gegengewicht nicht gibt, dann ist das nichts mehr.‹ – Dann kam das nächste Problem: Wer nimmt das Objekt? – Es gab niemanden.

Nun bestand – unabhängig von der Kokerei – der Arbeitskreis Geschichts-Kultur. Darin hatten wir 30 bis 40 Eier-Köpfe versammelt, die sich mit Geschichts-Kultur befassten. Sie schrieben ein Memorandum. Wir haben viele Memoranden gemacht. Am Ende dieses Memorandums stand als Forderung: für die Industrie-Denkmalpflege und die Geschichtskultur eine Stiftung machen!

Dann schrieb ich dem Ministerpräsidenten einen Brief: Es wäre doch schön, wenn das Land Nordrhein-Westfalen eine Industriedenkmal-Stiftung machen würde.

Ich ging zu Wilhelm Beermann [dem stellvertretenden Chef der RAG] und sagte: ›Eine Stiftung kann auch für die Ruhrkohle AG interessant sein. Sie kriegen alle Denkmäler vom Hals – unter der Bedingung, daß sie sie uns schenken. Sie sparen Abriß-Kosten …‹ – Ich fügte hinzu: ›Ihr müßt in die Stiftung kein Geld einbringen, sondern ihr gebt ihr 30 Leute mit, die von der Anlage etwas verstehen, weil sie darin gearbeitet haben.‹

Dann ging die Sache dreimal und viermal hin und her. Immer wieder beriet das Kabinett. Darin bestand immer dieselbe Konstellation: Das Kabinett war dafür – und der Wirtschaftsminister war

dagegen. Dann entschied der Ministerpräsident [Johannes Rau], daß diese Stiftung zustande kommen soll.

Wenn die Stiftung nicht entstanden wäre, hätte es für die Kokerei niemanden gegeben, der sie genommen hätte. Die Stiftung übernahm sie.«

Die Stiftung. 1995 gründen das Land NRW und die Ruhrkohle AG (RAG) gemeinsam die ›Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur‹, um einen Teil des kulturellen Erbes zu sichern.

Finanzierung: 40 Millionen DM vom Land. Die RAG bringt ersparte Abriß-Kosten, zu denen sie gesetzlich verpflichtet ist, in das Stiftungs-Kapital ein: 4,3 Millionen DM. Und Grundstücke sowie Gebäude im Wert von rund 22,5 Millionen – einen Wert, den sie allerdings durch Verkauf nie erlöst hätten. Das Geld wird angelegt – auf dem Kapital-Markt. Mit den Zins-Erträgen werden Betriebs-Kosten und Sicherungs-Arbeiten bestritten.

Konkretes Ziel: Die Stiftung nimmt Objekte solange in Obhut, bis ein Träger gefunden ist.

Sitz der Stiftung seit 1997: die stillgelegte Kokerei Hansa in Dortmund-Huckarde.

1999 besitzt sie elf Bau-Komplexe. Daneben gibt es eine Liste mit 29 weiteren Industrie-Denkmalen, die möglicherweise unter den Schutz-Schirm der Stiftung gelangen.

Katalog der Objekte. Schacht 1 der Zeche Pattberg in Moers-Repelen (Pattbergstraße). Förder-Maschine (1912) mit zwei Umformern und Schalt-Kästen. Teufen-Zeiger mit Fahrt-Regler und Führerstand (wohl 1932 erneuert). – Zeche Sterkrade in Oberhausen-Sterkrade (von Trotha-Straße). Förder-Gerüst (1903) und Schacht-Halle (1913) – Zeche Zweckel in Gladbeck-Zweckel (Frentroper Straße): Doppelschacht-Anlage mit zwei Zechen-Türmen (1908) und Maschinen-Halle (1909). – Kokerei Zollverein (1957/1961 von Fritz Schupp) in Essen-Katernberg (Haldenstraße) – heute in der Denkmal-Landschaft Zollverein. – Zeche Consolidation in Gelsenkirchen-Bismarck (Bismarckstraße). Förder-Turm (1922) über Schacht 9 mit südlichem Fördermaschinen-Haus (1922, darin dampfbetriebene Zwillings-Fördermaschine, 1963) und nördliches Fördermaschinen-Haus (1937, darin dampfbetriebene Zwillings-Fördermaschine, 1938). – Zeche Schlägel und Eisen in Herten-Langenbochum (Scherlebecker Straße). Förder-Turm über Schacht 3 (1896) und Fördermaschinen-Haus (1896 von Werner Gellhorn; dampfbetriebene Zwillings-Fördermaschine, 1928). – Zeche Unser Fritz in Herne-Wanne-Eickel (Unser Fritz-Straße). Malakoff-Turm (1873). – Großkokerei Hansa (1926/1928) von Helmuth von Stegemann und Stein) in Dortmund-Huckarde (Mengeder Straße 111), auch Sitz der Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur. Gebäude von 1931/1932. – Zeche Fürst Hardenberg in Dortmund-Lindenhorst (Evinger Straße). Malakoff-Turm (1872). Fördermaschinen-Haus (1872). – Zeche Gneisenau in Dortmund-Derne (Derner-/Altenderner Straße) ist der wichtigste Ort der frühen Förder-Gerüste. Über Schacht 2 ›Tomson-Bock‹ (wohl 1885). Schacht-Gebäude und Maschinen-Halle. Über Schacht 4 Doppelbock-Fördergerüst (1933). Fördermaschinen-Häuser (1933 von Fritz Schupp). – Zeche Radbod in Hamm-Bockum-Hövel (Hammer Straße). Zwei Förder-Gerüste (1905/1906) und zwei Fördermaschinen-Häuser (1905), darin Zwillings-Tandem-Fördermaschinen (1907).

Kooperation. 2007 wird ein Kooperationsvertrag zwischen der Fakultät Raumplanung der Technischen Universität Dortmund und der Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur unterzeichnet.



Landschaftspark Duisburg Nord – mit Erklärungs-Tafeln

IBA-Tourismus und Ruhr-Tourismus

Beginn des IBA-Tourismus. Karl Ganser möchte im Grunde einen Tourismus, so wie er ihn selbst in der IBA führt. Dies macht er erstaunlich häufig. So zurückhaltend er ist, aber ein solches Zeigen macht er enthusiastisch.

Ulrich Eckert, Kommilitone aus der Münchner Hochschul-Zeit: »Karl Ganser hat sich etwas Burschikoses, Jungenhaftes bis ins Alter hinein bewahrt. Er kann enormen Charme entwickeln und faszinieren. Vor allem im Einzelgespräch. Ich sah wiederholt, wie er kleine Gruppen, Gemeinderäte oder Politiker beeindrucken kann. Wie er die schwedische oder norwegische Königin einfach an die Hand nimmt und sagt: ›Das muß ich Ihnen jetzt zeigen!‹ Und dann läuft sie mit. Die Sicherheits-Beamten werden kreidebleich. Und er rennt mit ihnen voraus.«

Führungen von Karl Ganser. Karl Ganser bündelt die Führungen, die er macht. Weil der Kleinbus, den er fahren darf, acht Personen zuläßt, lädt er meist acht Personen zu einem Termin ein. Dies sind Leute, die er für wichtig hält

und die er überzeugen möchte. Die Personen im Bus sind oft sehr unterschiedlich, manchmal kennen sie sich nicht, häufig lernen sie sich auf der Fahrt kennen.

Auf dem Hof steht ein Bully. Mit raschen Schritten – auch hier dynamisch, zieht er die Leute dort hinein, setzt sich ans Steuer und fährt mit dieses Truppe los – ohne Vorrede. Sein Programm ist variabel, abgestimmt auf das, was er je nach Gegenüber vermitteln will.

Führungs-Weise. Seine knappe Art läßt stets eine Überraschung erwarten. Er redet nicht darüber, sondern läßt die Situation mit den Füßen und allen Sinnen erleben. Dazu sagt er nur, was man nicht unmittelbar aus der Situation heraus lesen kann und wozu man eine Erklärung braucht, um zu verstehen, was vor sich geht.

Hin und wieder stellt er eine Frage.

Alles geschieht wie in einem Film – knapp geschnitten. Er ist der geborene Reise-Führer: Das beginnt damit, daß er auf dem Gelände den Weg geht, der die Situation am besten erschließt und den gezielten Blick bietet. Eine räumliche Inszenierung.

Er versteht es, von Anfang bis Ende die Aufmerksamkeit im Ereignis zu halten: etwa im Landschaftspark Duisburg Nord vom Torhaus an, zum Verwaltungsgebäude, dann am Gasometer, an der Gasgebläse-Halle, an den Stellen im weiten Rundgang vorbei, die er ausgewählt hat, damit man viel sieht, aber kurz bleibt, denn sein Tages-Programm ist umfangreich.

Zusammenhänge. Der Eindruck dieser Führungen ist stark. Zum Besten gehört, wie er Zusammenhänge darstellt. Das Ruhrgebiet erscheint nicht als Addition, als Stückwerk, sondern als ein Programm und ein panorama-artiges Bild. Die IBA ist zugleich die große Geschichte der Region und eine Skizze dessen, was als Vision entsteht.

Ruhr-Tourismus. Einen solchen kulturellen Tourismus möchte Karl Ganser auch im Ruhrgebiet in Szene setzen.

Er hat in dieser Region keinerlei Tradition. Aber es gibt zwei Wurzeln.

Die erste ist der Studien-Tourismus, der seit 1972 viele Hochschul-Seminare und Wissenschaftler zu den Bürgerinitiativen führte, die mit ihrem Kampf um die Arbeiter-Siedlungen auch ein tatsächliches Bild vom verachteten Ruhrgebiet geben wollten – und dies exzellent konnten.

Die zweite Wurzel hatte wenig später Dietrich Springorum, der unorthodoxe Chef der Öffentlichkeitsarbeit des Ruhrsiedlungsverbandes (heute RVR) in Gang gesetzt: Bus-Touren in die Region.

Die Verhältnisse in den Tourismus-Büros bzw. Verkehrsvereinen, die jede Stadt seit langer Zeit besitzt, sind nahezu ausnahmslos verheerend ignorant, uninspiriert, ohne Perspektive.

Daher nimmt Karl Ganser auch den Tourismus in die Hand und entwickelt ihn. Fast niemand glaubt an einen Erfolg. Karl Ganser sagt: In der Tat ist das Ruhrgebiet nicht Bayern, auch nicht die romantische Straße, sondern etwas ganz anderes: Zeigen wir es!

Es wird eine Erfolgs-Geschichte.

Führungen. Im Laufe der Zeit entwickelt sich eine große Nachfrage nach Führungen. Sie kann von den Mitarbeitern der IBA in diesem Umfang nicht mehr geleistet werden. Daher engagiert die IBA junge Leute als Führer.

An die Reise-Führer wird von außen und mehr noch von innen der Anspruch herangetragen, eine höhere Qualität zu haben als man sie gemeinhin bei Reise-Führern in dieser Zeit findet.

Die Leitbilder dafür sind Karl Ganser und einige Mitarbeiter, die häufig Führungen machen. Ziel dieser Führungs-Elite ist es, auch anschließend dem Tourismus ein erheblich höheres Niveau zu geben und zu erhalten. Dies gelingt

im Wesentlichen auch nach der IBA. Reise-Führungen im Ruhrgebiet liegen in ihrer Qualität weit vor denen anderer Gebiete.

»Im Tal der Könige«. Roland Günter gibt Karl Ganser 1992 sein Buch über die Toskana. Zwei Wochen später suchen Karl Ganser und Thomas Sieverts Roland Günter in Eisenheim auf. Karl Ganser sagt: ›Machen Sie mir so ein Buch für das Ruhrgebiet und für die IBA.‹

Roland Günter hat zur Region viel gesammelt und so erscheint 1994 ein Buch, sprachlich gut zugänglich und inszeniert. Alle Kapitel haben in Kurzform einen angehängten Text, der diese Publikation auch zum Reisen geeignet macht. Es wird in kurzer Zeit zum Ruhrgebiets-Bestseller und trägt dazu bei, daß viele Menschen die Region differenziert sehen und erfahren.[1]

Phantasie für Reisen. Karl Ganser diskutiert zwei Jahre lang mit einem Arbeits-Kreis über ›Phantasie für Reisen im Ruhrgebiet‹.[2]

Die Ausgangs-Überlegung ist nicht touristisch: Es ist die Überlegung, daß die Neugier von Besuchern für die Ruhr-Bewohner Übersehenes in Wert setzt und dann vermitteln kann. »Gäste können den Einheimischen, die oft Schwierigkeiten mit ihrem Selbstbild haben, deutlich machen, stolz auf die Region zu sein – damit sie selbstbewußt werden.«

Das Ruhrgebiet ist ein Tourismus-Gebiet, das völlig quer zum üblichen läuft. Stich-Worte: Studien-Reisen vom Typ des besonderen Interesses (*special interest*). Städte-Reisen. Kultur-Reisen. Tourismus kann ein Teil der Struktur-Politik werden.

Im Arbeitskreis ist auch ein Manager des etablierten Tourismus – und so haben die Phantasievollen geradezu Spaß, von ihm die Phantasielosigkeit vorgeführt zu bekommen, die die gängige Sackgasse in den städtischen Ämtern und Institutionen gebiert.

Infrastruktur. Der Kreis stellt fest, daß es für die angedachte Art des Tourismus nahezu keine Infrastruktur gibt.

Im Landschaftspark Duisburg Nord entsteht eine ausgezeichnete Jugendherberge, auch für alle weiteren Alters-Gruppen.

Casino Zollverein. Auch die touristische Gastronomie in der Region ist unterentwickelt. Als Pilot-Projekt gründet das Arbeitskreis-Mitglied Claus Dürscheid in Zollverein das ›Casino‹. Es wird geradezu ein Treffpunkt der IBA, auch mit Versammlungen, und hat später eine glänzende Karriere als der interessanteste gastronomische Ort in der Region.

›Tour de Ruhr‹. Im Arbeits-Kreis ist Monika Dombrowski, die mit einem anderen als dem üblichen Tourismus angefangen hat. Mit den neuen Anregungen baut sie ihn aus – zu einer stattlichen unorthodoxen, flexiblen und leistungsfähigen Firma. Diese bedient dann auch den Landschaftspark Duisburg Nord mit Information und Führern.

Monika Dombrowski: »Wir gründeten uns 1989 – mit der Idee, Stadt-Reisen zu machen. Damals gab es so etwas im Ruhrgebiet noch nicht. In Bochum-Wattenscheid fingen wir an – im Kultur-Laden. Wir hatten eine Idee – aber von nichts eine Ahnung. Doch wir besaßen Durchhalte-Vermögen. Wir waren zu viert, dann lange zu zweit. Ich blieb übrig.

Gerettet hat uns die IBA, weil damals die Region wichtig wurde. Die Vernetzung der Örtlichkeiten und der Themen gab uns eine Plattform. Ich kam ganz früh mit der IBA in Berührung. Bernhard Rapkei aus Dortmund ist mit mir über die Industrie-Brachen geschlappt.

Dann zogen wir nach Duisburg – auf den IBA-Standort Landschaftspark Duisburg-Meiderich. Zur Zwischen-Präsentation der IBA entwickelten wir die Idee: Solch ein Ort braucht ein Besucher-Zentrum. Wir spielten Besucher-Zentrum: im Pförtnerhaus.[3]

1995 bekam in der IBA auch der Tourismus eine Ebene: einen Arbeitskreis. Er lief sehr lange. Ich war dabei. Das war die Vorgruppe für den Masterplan Tourismus. Es war wirklich das erste Mal, daß sich in der Region irgendwer mit Tourismus auseinander setzt.«

Tour de Ruhr betreut in den folgenden Jahren jährlich rund 2.000 Führungen durch den Landschaftspark Duisburg Nord. Die Führer machen auch szenische Inszenierungen.

Auch Monika Dombrowski steht, weil total im Markt, unter dem Erfolgs-Druck der Umsatz-Zahlen, hält aber eine gewisse Qualität durch.

Institutionen. Im Tourismus steht im Zentrum die Industrie-Kultur. Sie ist nach außen hin das attraktivste Feld.

Die Kommission für den Tourismus im Ruhrgebiet hat das Ziel, die Institutionen in den Städten zu einem Qualitäts-Sprung zu veranlassen. Dies mißlingt. Fast alle bleiben so behäbig und eingeschränkt wie sie auch zuvor waren. Die Städte sind wenig interessiert, über die übliche Organisation von Hotel-Plätzen sich selbst qualifiziert zu erklären.

Aus dieser frühen Einsicht, die sich bis heute bestätigte, ging der Plan hervor, neue Tourismus-Organisationen zu gründen.

Masterplan. Aus dem außergewöhnlich kreativen Arbeits-Ergebnis der Kommission geht der ›Masterplan‹ des Wirtschafts-Ministers hervor.[4] Oberbürgermeister Burkhard Drescher (Oberhausen): »Wir wollen eine internationale Stätte für den Welttourismus werden.«

Auf die innere Kritik an der Aktion, in der lauter Personen bestimmen, die von den Arbeitskreis-Leuten sehr skeptisch angesehen werden (niemand aus dem IBA-Arbeits-Kreis ist dabei) antwortet der schlaue Karl Ganser, ihm käme es hier überhaupt nicht darauf an, daß etwas Kluges entsteht, sondern daß er eine Anzahl Leute aus der Funktions-Elite der Region ins Boot bekommt. Sie müssen zumindest verstehen, was entwickelt wird, damit sie nicht bremsen. Er macht sich keine Illusionen über Qualität, aber er sagt: Es ist viel erreicht, wenn sie nicht dagegen sind.

Es funktioniert mit Maßen.

Diese Leute geben die Sache nur unterschiedlich an ihre städtischen Verkehrsämter weiter und diese lernen auch nur unterschiedlich.

Aus dem Masterplan geht hervor, daß im nächsten Jahr (1998) eine regionale Touristik-Agentur gegründet wird: die Ruhrgebiet Touristik GmbH (RTG). Mehrheits-Gesellschafter ist der KVR/RVR. Sitz: im Harenberg-Hochhaus am Hauptbahnhof Dortmund.

Einige wenige Tourismus-Büros in den Städten lernen dazu.

Ein Erfolgs-Modell wird – von der RTG veranstaltet – die jährliche ›Extra-Schicht – die Nacht der Industriekultur!‹

Was fehlt? – Das Anschauungs-Bergwerk zur Erlebniswelt Bergbau als ein Park mit Geschichten der Steinkohle. Beispiel: Ein Junge kommt mit 14 Jahren aus Königsberg ins Revier – wie lebt er, bis er mit 65 an Staub-Lunge stirbt? Eine Mischung aus Tradition und Vision. Bergbau als »Raumfahrt in die Erde« (Alfred Schmidt) – auch dies war ein Stück Jules Verne.

In der IBA-Zeit gibt es mehrere Anläufe. Kandidaten sind das Bergwerk Friedrich Heinrich in Kamp-Lintfort und das Bergwerk Hugo im Norden von Gelsenkirchen mit dem Betriebsratsvorsitzenden Herzmanatus. Es wird auch diskutiert, ob man in Zollverein in Essen wenigstens bis in eine gewisse Tiefe einfahren kann.

Alle Versuche scheitern.

Eisenbahn. Zur Wiederauferstehung des Eisenbahn-Gedankens gehört auch die Besucher-Eisenbahn, die die IBA ins Leben ruft.[5] Auftakt sind 1993 Fahrten mit dem legendären ›Rheingold-Zug‹.

Alle Fahrten sind ausverkauft – insgesamt 120. Diesen Luxus-Zug setzte die Deutsche Reichsbahn erstmals 1928 zwischen Holland und der Schweiz ein – mit 23 Meter langen Wägen (1928 und 1929). Der einstmals modernste Zug der Welt fährt zweieinhalb Stunden lang durch die ›Hinterhöfe des Reviers‹ – ein Ereignis.

Ganzheitlich revitalisieren – das schließt das Umfeld ein. Dazu gehören Fahrrad-Stationen des Landesprogramms. In Bottrop (112.000 Einwohner) ließ die Bahn AG den Bahnhof zu einer verkommenen Station für die S-Bahn und einen einzigen Zug nach Borken verkümmern. Da ergreift der Oberbürgermeister die Initiative: er läßt einen Bahnhof bauen (1998) – städtisch, mit architektonischem Anspruch. Darin finden ihren Platz: ein Reisebüro, die Taxi-Zentrale, davor Taxis, eine Rad-Station, ein Zeitungs-Laden und eine Bäckerei.

In der Rad-Station macht Hermann Lobeck eine einfallsreiche und psychologisch ausgezeichnete Sozialarbeit mit Langzeit-Arbeitslosen – einer unkonventionellen Bahnhofs-Gesellschaft: »Wir sind am Bahnhof da, einfach da, wir machen alles. Die Mitarbeiter laufen im T-Shirt herum, um erkennbar zu sein. Wir tragen Koffer und Kinder-Wagen nach oben. Wir geben Auskunft. Wir versorgen die Nichtseßhaften: die Leute mit ›fünf Bier – Arsch voll – toll‹. Die Backstube macht um 19.30 Uhr zu, dann gibt sie den Leuten, was übrig ist. Denn sie halten den Bahnhof sauber. Die beiden Penner da oben passen auf. Wo Krokodile sind, gibt es keine Nilpferde, das heißt Drogen-Abhängige. Und keine Skater, die alles über den Haufen fahren. Hier geht es sauber zu. Das Video überwacht kritische Bereiche. Bei einer Tasse Kaffee im Café können wir viel regeln.«

Aktion Gastgeber. Eine geniale Idee ist eine andere und sehr persönlich wirkende Weise des Tourismus: Karl Ganser ruft zu einer Schneeball-Aktion auf: ›Gastgeber im Ruhrgebiet‹. 1.600 Multiplikatoren werden gewonnen, die weiterwirken. Sie führen Freunde und Bekannte aus dem Gebiet und von außerhalb durch die Region. Mit ihnen entsteht auch ein Potential an Sympathisanten.

Ein Ereignis: An diesem Tag sperrt die Polizei für die Kette der Busse bereichsweise für kurze Zeit Autobahnen und Straßen. Ein gewaltiges Verkehrs-Chaos entsteht.

Ferienziel Ruhrgebiet. Mit gängigen Urlaubs-Vorstellungen hat der Ruhr-Tourismus wenig zu tun. Seine Wurzel ist die Bildungs-Reise. Das Motto: »Es muß nicht schön sein, aber es ist außerordentlich interessant: Es schrämt und knirscht. Heinrich Böll sagte: »Hier riecht es nach Menschen.« Die Region hat auch etwas Exotisches, das anzieht. Und mit den 120 IBA-Projekten besitzt sie eine Perlen-Kette an attraktiven Orten.

Zum Theater in der Gießhalle im Landschaftspark Duisburg Nord zeigt 1998 ein Plakat ein Foto und in großen Buchstaben den Text: Das haben nur wir!

Als im Mai 1999 die IBA im Finale Fotos ihrer Projekte in der Kraftzentrale des Hüttenwerks Meiderich ausstellt, schreibt eine Besucherin: »Mensch, guck' dir das an! Und da fahren wir jedes Jahr nach Frankreich!«



Route der Industriekultur: erklärende Stelen vor dem Gasometer in Oberhausen

Route der Industrie-Kultur

Im Arbeits-Kreis ›Phantasie für Reisen im Revier‹ entsteht 1995 die Vorstellung einer Route zu den industrie-kulturellen Stätten: zu den sinnlich erfahrbaren Dokumenten einer spannenden Geschichte.

Dafür setzt Karl Ganser zusammen mit dem Kommunalverband (KVR) einen weiteren Arbeits-Kreis ein. Zunächst liefert die Deutsche Gesellschaft für Industriekultur e.V., die ihren Sitz im Landschaftspark Duisburg hat, eine Machbarkeits-Studie.[1]

Der Kommunalverband wird mit der konkreten Realisierung beauftragt.

Mit einem großen Fest auf der Zeche Zollverein in Essen wird am 29./30. Mai 1999 die ›Route‹ eröffnet. Verbandsdirektor Gerd Willamowski: »Heute sind die Kathedralen der Arbeit zu Markenzeichen der Region geworden: Hochöfen und Gasometer haben sich zu attraktiven Veranstaltungsorten mit touristischer Anziehungskraft entwickelt. Mit der Route der Industriekultur präsentiert sich das Ruhrgebiet als selbstbewußte Metropolenregion.« Die Route entwickelt sich zur wichtigsten und einzigartigen touristischen Schöpfung.

In einem Rund-Kurs von insgesamt 400 Kilometern erschließt sie wichtige Stätten der Industriekultur. Insgesamt sind dafür rund 1.500 Schilder aufge-

stellt. Es gibt 19 Ankerpunkte, die für die Besucher umfangreiche Informationen bereit halten.[2] Daneben arbeiten mit: sechs sozial- und technikgeschichtliche Museen. Neun Aussichts-Punkte bieten einen Panorama-Blick.

Hinzu kommen Vertiefungs-Routen. Dadurch entsteht ein Netz.[3]

Eine Anzahl intelligenter und leicht handhabbarer Publikationen, die sich erheblich von denen des Massen-Tourismus unterscheiden, begleiten die Route.

Innerhalb des Projektes gibt es eine Differenzierung. Zu den industriellen Bau-Dokumenten kommen hinzu: die Route der Siedlungen und die Route der Industrienatur.

Route der Siedlungen. Einst gab es 2.000 Siedlungen im Ruhrgebiet. Die Hälfte wurde vor 1972 zerstört. Dann retteten, ausgehend von Eisenheim, 50 Bürgerinitiativen die noch bestehenden 1.000.

Die Route der Industrie-Kultur läuft zwölf charakteristische Siedlungen an: Flöz Dickebank in Gelsenkirchen-Ükkendorf. Dahlhauser Heide in Bochum-Hordel. Teutoburgia in Herne-Börnig. Externberg in Dortmund-Eving. Ziethenstraße in Lünen. Lange Riege in Hagen-Eilpe. Altenhof II in Essen. Margarethenhöhe in Essen. Rheinpreussen in Duisburg-Homberg. Alt-Siedlung Friedrich-Heinrich in Kamp-Lintfort. Eisenheim in Oberhausen. Gartenstadt Welheim in Bottrop.

Die meisten dieser Siedlungen waren auch Brennpunkte im langen Streit um ihre Rettung.



Route der Industriekultur: Ankerpunkt in Zollverein Essen

Stadt-Landschaft des industriellen Wandels

Potential-Denken. Karl Ganser hat schon lange ein Dogma des 20. Jahrhunderts verlassen, das sich als ein tiefgreifender und folgenschwerer Irrtum herausstellte: die *tabula rasa*. Das hieß: Wenn etwas geschaffen werden soll, müsse zuerst der Tisch völlig abgeräumt werden. Dieses Dogma bedeutete faktisch: alles Vorhergehende und Vorhandene wird zerstört. Diese Weise des Gestaltens fügte dem 20. Jahrhundert ungeheure Verluste zu.

Karl Ganser setzte an dessen Stelle das Potential-Denken.

Es ist Jahrtausende alt.

Im 20. Jahrhundert wurde diese Denk-Weise in weiten Bereichen verlassen: durch grausame Kriege, mißverstehende Fortschritts-Ideologien, unbedachte System-Wechsel und grob explodierende Produktivität.

Wer bis in die 1980er Jahre in der Architektur »modern« sein wollte, war häufig Gefangener einer fatalen weit verbreiteten Verabredung: Beim Gestalten keinen Blick auf das werfen, was mehr als zehn oder oft nur fünf Jahre zurück liegt. Das Ausmaß des Unsinns, der daraus folgte, ist noch nicht übersehbar. Es waren gewaltige Zerstörungen.

Karl Ganser ist einer der ersten, die mit einer Fülle von tiefgreifenden und komplexen Argumenten diese »Moderne« einer kritischen Revision unterziehen. Mit seinem Werk, das an Umfang wohl unübertrefflich ist, vermag er zu zeigen, daß der Weg des Potential-Denkens sehr viel fruchtbarer ist.

Statt Neubau: Umnutzung. Eine der Konsequenzen daraus führte zur Devise der IBA: nicht mehr als notwendig Freiflächen in Anspruch nehmen, nur noch an wenigen Stellen. Stattdessen so viel wie möglich: das Vorhandene umnutzen! Dies ist ein grundsätzlich anderer Umgang mit der Welt. Der Gedanke produzierte eine umfangreiche Wirklichkeit. Er gehört zu den Glanzleistungen der IBA.

Stadt-Landschaft. Zum erstenmal in der Geschichte der Stadtplanung deutet sich mit der IBA-Emscher Park ein gestalterisches Konzept für die Stadt der Industrie-Gesellschaft an: für die Stadt-Landschaft des ständigen industriellen Wandels.

- Die Grundlage ist das Potential-Denken.
- Es wendet sich dagegen, alles und jedes – im Zeit-Geist – in eine sich unentwegt drehende und alles verschlingende Mühle zu tun und dann das Nächste so anzulegen, daß es wenig später ebenso von derselben Mühle verschlungen wird.
- Es gibt in der Geschichte dieser Stadt-Landschaft keine Statik: Die Industrialisierung führt zu einem ständigen Aufbau. Darin steckt zugleich der Abbau von viel bereits Aufgebautem. Nach den 1960er Jahren fällt in den 1980er Jahren der zweite Bereich der Montan-Industrie zusammen.
  Dem historisch unzutreffenden Bild des ständigen Aufwärtsgehens setzt ein differenziertes Bewußtsein ein anderes Bild entgegen: das Bild des Wandels.
- Nächster Schritt: Die Herausforderung der »Moderne«, in der die Aufklärung zum Tragen kommt, heißt: Den Wandel gestalten. Dies ist ein

Gedanke, der seine stärksten Impulse seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts aus dem Denken im Deutschen Werkbund bezieht.
- Gestalten bedeutet: Vorhandenes (dies wurde im Werkbund unzulänglich gesehen) und neue Möglichkeiten in eine Balance zu bringen.
- Und dies nicht als vordergründige Mixtur, wie es nach den ersten Widerständen gegen das Zerstören der Ressourcen umfangreich betrieben wurde, sondern mit nachdenklichen und ausgreifenden Überlegungen.

Die IBA ist das konkrete Beispiel dafür, wie eine Denk-Weise erfahrbare Gestalt erhält.

Flächen-Recycling. Schon in den 1980er Jahren gab das Zöpel-Ministerium die Devise aus: Keine neuen Bau-Flächen ausweisen und Neubau nur auf wiederbenutzten Flächen gestatten. Statt weitere Ressourcen zu verbrauchen und alte Flächen ohne Sinn herumliegen zu lassen, werden Brach-Flächen neu erschlossen. Meist haben sie vorzügliche Infrastrukturen und eine günstige Lage. Weil es viel zu viele schlechte bis mittelmäßige Gewerbe-Flächen gibt, werden dadurch attraktive Standorte geschaffen.

Aber oft sind die Böden belastet und müssen aufbereitet werden. Daher sind viele lokale ›Trittsteine‹ als Projekte nötig: zur Rekultivierung von Industrie-, Gewerbe- und Verkehrs-Brachen – als Start für neue Nutzung und landschaftliche Gestaltung. Hohe Qualität führt zur Sicherung des Standortes, zu Ausstrahlung, und zieht möglicherweise Ansiedlung an.

Ein überholtes Gesetz. Die Oberbergämter fordern nach der Stillegung einer Zeche »de lege« die Wiederherstellung des früheren Zustands. Das Gesetz ist alt und hatte seinerzeit weithin Sinn. Aber es wird lange Zeit in orthodoxer Weise und undifferenziert angewandt: ausschließlich zum Abriß. Die Interessenten verschanzen sich hinter dem Gesetz, wenn sie *tabula rasa* machen wollen. Bergamt und Gemeinden streiten, ob bis auf die Erdoberfläche oder auf die Fundament-Tiefe abgerissen werden soll.

Daraus entstehen viele Probleme. Christoph Zöpel und Karl Ganser lösen sie häufig dadurch, daß sie Grundstücke mit Bauten in den Grundstücksfond des Landes tun, der von der Landesentwicklungsgesellschaft (LEG) verwaltet wird.

Liegenschaften. Karl Ganser (2007): »Ein großer Teil der IBA war deshalb relativ einfach zu regeln, weil die Liegenschaften dem Land gehörten. Und die Gemeinden immer sagen konnten: Das geht uns eigentlich gar nichts an.

Aus Zollverein wäre nie etwas geworden, wenn Zollverein der Stadt Essen gehört hätte. Für die Essener war das Gelände immer etwas, womit sie nichts zu tun hatten. Zollverein hat immer dem Land gehört. Und Zollverein würde heute von Essen immer noch abgerissen werden. Aber nun können sie es nicht mehr.«

Das Mosaik. Karl Ganser schafft mit den 120 Projekten der IBA ein Mosaik.

Auf den ersten Blick sieht es unzusammenhängend auf, weil die Projekte wegen ihrer Entfernungen voneinander keine sichtbare Verbindung haben. In früheren Zeiten konnte es in alten Städten visuell zusammenhängende gelungene Gestaltungen gaben; in der Industrie-Epoche ist dies nur noch selten möglich – denn die überaus komplexen Verhältnisse lassen sie nur in Ausnahmen zu. Die explodierende Produktivität und die daraus folgende Siedlungstätigkeit schuf eine außerordentlich umfangreichen Suburbanisierung. Thomas Sieverts nennt sie die »Zwischenstadt«. Sie ist ein unzusammenhängender Siedlungsbrei – hier ebenso wie überall.

Eine wichtige Gegenbewegung: In der Industrie-Epoche waren die vielen, rund tausend Arbeiter-Siedlungen in der

Region als Garten-Städte eine deutliche Gegenbewegung gegen das mehr oder weniger zufällige Besiedeln. Sie sind Bereiche mit einer stimmigen Ästhetik, die zeigt: Siedlung heißt Zusammenhang.

Aus der Bürger-Bewegung, die den weiteren Abriß dieser Siedlungen aus Gründen der Spekulation verhinderte, zog nahezu einzig Karl Ganser die substantielle Konsequenz: Er erkannte sie als wichtigen Städtebau der Region: sowohl unter dem Aspekt der Denkmalpflege wie vor allem als bedeutende Phase der Stadt-Entwicklung.

Diese Bereiche sind in sich stringent gestaltet. Aber in der gesamten Stadt-Landschaft liegen sie verstreut.

Damit kommt das allgemeine Verständnis und auch bis dahin die Stadt-Theorie nicht zurecht, weil sie von der Industrie-Stadt ein unzutreffendes Bild hat, das aus der Anschauung der historischen kompakten Stadt entstand – aber auch dort entspricht es bei genauem Hinsehen nur teilweise der Realität. Auch in der historischen Stadt gab es Gemenge. Das heißt: Unterschiedliches, aus verschiedenen Zeiten ineinander geschichtet.

In der Industrie-Epoche verbreitert eine explodierende Produktivität das Gemenge. Darin gibt es lange Zeit – meist bis zu uns – kaum Ansprüche an Zusammenhänge und Gestaltung.

Die Stadt eigener Art. In einer so hochindustrialisierten Region wie dem Ruhrgebiet, bestimmt zuerst die Funktionalität der Industrie die Stadt-Landschaft. Dann werden – mühsam, aber wirkungsvoll – zivile Infrastrukturen hinein gebaut. Und erst als Drittes erhält diese Stadt-Landschaft hier und da gestaltete Bilder.

Entgegen vorherrschenden Stadt-Theorien kann man am Ruhrgebiet lernen: Die Industrialisierung hat eine Stadt eigener Art (*sui generis*) geschaffen – mit einer anderen als der jahrhundertelangen Struktur: die »Gemenge-Stadt«.

Dazu gehört weiterhin, daß die Region ein Netz von solchen Städten ist – im Grunde eine Regional-Stadt.

In ihr erscheinen die IBA-Projekte ebenso verstreut wie die Siedlungen – und auf den ersten Blick sogar verloren. Nur wenige stehen in der sogenannten besten Verkehrs-Lage.

Aber es gibt – auf den zweiten Blick – zwischen den Projekten innere Zusammenhänge. Wer die Gemenge-Stadt begriffen hat, erkennt, daß sich darin diese Zusammenhänge nur über Wissen, Denken und Vorstellungs-Vermögen bildet. Wenn man die IBA in ihrer Struktur verstehen will, ist es unumgänglich, ihre 120 Projekte als einen weitreichenden Zusammenhang zu lesen. Dann ergeben sie eine zweite Ebene der Stadt: als regionale Stadt-Landschaft der Industrie-Epoche.

Diese imaginäre Ebene zeigt sich besonders ausgeprägt in der Kette der Landschafts-Bauwerke mit ihren künstlerischen Zeichen.

Was in der IBA entsteht, ist eine bedeutende weitere Phase der Stadtentwicklung in der Industrie-Gesellschaft.

Menschliche Gestalt. Die wichtigste Entscheidung der IBA ist in der Industrie-Gesellschaft keineswegs selbstverständlich: die Bildung menschlicher Gestalt. Dies sieht zuerst Menschen und dann erst Gebäude. Folgerichtig orientiert es sich an konkreten sozialkulturellen Gebrauchs-Werten, die für das Leben von Kindern und Alten und damit auch für jedermann eine Lebens-Erweiterung bedeuten.

Das Dorf. Karl Ganser kam aus einem kleinen Dorf, hat dort sein Haus, lebt am Wochenende in diesem überschaubaren Ort und besitzt eine Sicherheit in den menschlichen Fragen, um die es in Stadtplanung und Architektur geht. Aus solchen Erfahrungen zieht er Werte: Menschlich. Nachbarschaftlich. Öffentlich. Verantwortlich. Anschaulich. Ein Netz-Werk. Schönheit. Das Dorf ist für

ihn ein Gewebe, in dem lange Erfahrungen als Potentiale stecken. Er versteht es natürlich nicht als Eins-zu-Eins-Modell, sondern im Sinne eines idealtypischen Begriffs, wie es Max Weber formulieren würde.

Karl Ganser entdeckt im Ruhrgebiet durchaus Ähnlichkeiten mit seinem »Dorf«. Auch dies läßt sich skizzieren. Die Wellen der Eingemeindungen, die große Verwaltungs-Bereiche geschaffen haben, täuschen: Das Ruhrgebiet ist eine Landschaft von kleinen und mittleren Städten. Das Ruhrgebiet ist keine Megalopolis, außer vielleicht im Bereich von ein paar hundert Metern südlich vom Hauptbahnhof in Essen – aber da wohnt niemand und da geht man auch nur hin, wenn man funktional etwas zu tun hat. Das Ruhrgebiet, das hat der Stadtplaner Martin Einsele den Megalomanen stets entgegen gehalten, besitzt eine Netz-Struktur.

Daher sind alle IBA-Projekte so angelegt, daß sie davon einiges aufnehmen: den menschlichen Maßstab, die Kleinteiligkeit, eine Übersichtlichkeit, mit platzräumlichen Charakteren ausgestattet.

Bewegung. Als das Auto neu war und sich gerade verbreitete, als das elektrische Licht in die Städte einzog, als es in den Dörfern noch dunkel war, hatte Leuchten, Blinken, die Schnelligkeit der Autos, die Hast der Fußgänger ihre Faszination. Heute gibt es davon viel zu viel – und all die Vordergründigkeit und der schnelle modische Wechsel mit seiner Wiederkehr des ständig Gleichen ist durchschaut. Daher wählt Karl Ganser für seine Projekte Erfahrungen gut aus und weiß, was auch andere Menschen im Kern brauchen. Und es tritt an die Stelle der Beschleunigung, in der man sich selbst verliert, die Entschleunigung.

Keine Megalopolis. Karl Gansers Modelle sind nicht die üblichen erfahrungs-vagen Stadt-Ideologien von Paris und New York, die den riesigen Kranz des Elends rund um den Glitzerglanz ihres Kerns ignorieren. Sie stammen nicht aus den Zeitschriften und nicht vom Jahr-Markt der Eitelkeiten. Die IBA folgt in ihrer Vorstellung von der Stadt nicht den Mythen der Megastadt, die weithin eine akademische und medial abstrakte Diskussion über Urbanität bestimmen.

Karl Ganser antwortet nicht auf den letzten Schrei mit dem nächsten Geschrei und fällt nicht darauf herein, daß am nächsten Tag anders herum geschrieen wird – er durchschaut, wo unter den schillernden Seifen-Blasen immer dieselbe Leere herrscht. Es wurde kaum bemerkt, daß er in seinem einzigartig ausgebreiteten IBA-Projekt, in dem eine ungeheure Finanz-Summe steckt, niemals auch nur das Geringste in Richtung solcher Stadt-Vorstellungen unternommen hat – keinen Schritt ist er in diese Richtung gegangen.

Substantielle Struktur. Die IBA ist kein Seifenblasen-Produkt, sondern das wichtigste substantielle Struktur-Entwicklungs-Projekt. Warum? Weil es in der direktesten Weise den konkreten Menschen in den Mittelpunkt stellte. Dieser Kern einer menschlich orientierten Person kann das Zentrum von Stadtplanung und Architektur sein.

Norbert Elias spricht von Menschen-Wissenschaft. Daraus geht hervor: Gestaltung für Menschen. Und so können Stadtplaner und Architekten sein: erstens die Bildhauer ihrer eigenen Gestalt und zweitens die hilfreichen Bildhauer der Gestalt von anderen.

Dies dirigiert in der IBA der gelernte Geograph Karl Ganser: aus der Vorstellung eines übersichtlichen Bereiches, in dem Menschen sichtbar und erlebbar sind und in denen sich auf sie hin bezogene Kontexte gestalthaft aufbauen.

Das Wort Dorf ist ein Symbol. Es geht um Übersichtlichkeit – in der sich jeder als Mensch wiederfindet. Die beste Wirklichkeit der großen Städte sind

nicht die Skylines und nichts, was groß ist, sondern das Kiez. Das Quartier Latin. Pöseldorf. Der Römer-Platz in Frankfurt. Hier geht es ums Verlangsamen, nicht ums Beschleunigen.

Menschlich ist das übersehbare Quartier – eher ein Dorf als eine Stadt, schon überhaupt nicht die verblasene Großstadt. Vergessen wir einen großen Teil der Urbanitäts-Theorien!

»Alle modernen Metropolen«, sagt Karl Ganser, »werden polyzentral sein, weil sie die Überzentrierung nicht aushalten. Insofern ist das Ruhrgebiet in der Metropolen-Entwicklung der Zeit eher voraus.«

Es ist verständlich, daß es dazu viel Diskussions-Bedarf gibt.

Fokus-Punkte. Für die Stadtplanung haben bestimmte Bauten eine wichtige Bedeutung: als Pflöcke, als Erdung, als Orientierung, als Merk-Zeichen, als Nachdenk-Stätte, als Überhöhung, als Zeichen von Gemeinsamkeiten, als Bild, als Vorstellung.

In der Suburbanisierung, das heißt in der industriezeitlichen »Gemenge-Stadt« entstanden, bilden die meisten IBA-Projekte in einer ausgedehnten »Zwischenstadt«, deren diffuser Charakter beklagt wird, Fokus-Punkte – oft die ersten, oft zusätzliche.

Bauliche Symbole für unterschiedliche Lebens-Formen entstehen. Karl Ganser denkt, daß das Ruhrgebiet »alle Talente für eine moderne Metropole hat.«

Industrie-Denkmale. Solche Fokus-Punkte sind vor allem Industrie-Denkmäler. Sie sind das billigste Geschenk, das eine Gesellschaft erhalten konnte. Man mußte sie nicht erst mit viel Geld bauen, weil sie bereits gebaut waren. Oft bleiben sie einfach nur stehen.

Die Gesellschaft fängt erst langsam an zu begreifen, welche Findigkeit im Konzept der Industrie-Denkmäler steckt – auch als Land-Marken in einer Region, die ein scheinbar unendlicher Siedlungs-Brei mit sonst wenig Markantem ist.

Hinzu kommen in einer landschaftlichen Topographie, die nirgendwo dramatisch ist, künstliche Berge: Karl Ganser hat viel getan, sie zu dramatischen Ereignissen zu machen. Und der Emscher-Umbau ist dabei, in das flache Land hinein eine Gewässer-Dramaturgie zu entwickeln.

Integrierte Stadtteil-Entwicklung. Zu den Qualitäten der IBA gehört, daß sie bei allen Projekten grundsätzlich städtebaulich denkt, also in Zusammenhängen mit der Umgebung. Dies geschieht verstärkt in Beispielen ›integrierter Stadt-Entwicklung‹.

Stadtbildung. Den Versuch, eine völlig verkorkste Stadtmitte-Bildung zu verändern, findet in Bergkamen statt: als Stadt-Reparatur – mit mehreren Einzelprojekten an der Achse Hubert Biernat-Straße (›Frauen planen und bauen‹, 1991 von Monika Melchior/ Heinke Töpper, Ebertstraße 22). Ebertstraße (Verkehrs-Beruhigung) und Marktplatz mit Platz-Gestaltung und Neubauten (1993/1994 von Gerber).

Ein fulminantes Projekt: Im Vorort Herne-Sodingen entsteht ein Stadtteil-Zentrum und die Fortbildungsakademie Mont-Cenis (1991/1999 von Jourdan/ Perraudin/Hegger) in Herne-Sodingen. Der ausgezeichnete Innenminister Herbert Schnoor »stielte die Konzeption für die Fortbildungs-Akademie im öffentlichen Dienst mit uns ein«, berichtet Karl Ganser. »Ohne Herbert Schnoor wäre das schlecht gegangen, denn diese Akademie ist ein außergewöhnlicher Bau.«

Der ausgedehnte Gebäude-Komplex ist 176 Meter lang, 72 Meter breit, 15 Meter hoch besitzt eine Klima-Hülle aus Glas, getragen von Holz-Säulen. Er integriert eine Stadtteil-Bibliothek, eine Bürger-Begegnungsstätte und die Bezirks-Verwaltung der Stadt.

Fokus-Punkte sind hilfreich – alte oder neue. Um die Hülsmann-Brauerei (um 1905) in Herne-Eickel entsteht so etwas: mit neuer Nutzung des Sud- und Treberhauses, Bürger-Saal, öffentlichen Einrichtungen und Wohnungen (Schultenhof; Schuster-Architekten).

Stadtteil (1993 von Franz Pesch) in Recklinghausen-Süd (Bochumer-/Marienstraße), mit Wohnungsbau ›Alternatives Wohnen‹ (Grullbad-/Bochumer Straße; Ringleben/Reicher), Aufstockung Kaufhaus (Theodor Körner-/Bochumer-Straße) mit Wohnungen (Kostulski).

Stadtteil mit besonderem Erneuerungs-Bedarf: Gelsenkirchen-Bismarck/Schalke-Nord in Gelsenkirchen (Bismarck-/Bickernstraße/Trinenkamp). Umgestaltung der Bismarckstraße. Consol-Theater (Feldmeier/Wrede) für das ›forum kunstvereint‹. Bewohnerorientierte Bestands-Erneuerung. Siedlung ›Einfach und Selberbauen‹ (Hübner/Busch; Laar-/Sellmansbachstraße).

Die ökologische und multikulturelle evangelische Gesamtschule Gelsenkirchen-Bismarck (1993 ff. von Prof. Peter Hübner; Laar-/Bramkampstraße) ist angelegt um eine »Dorfstraße« als Lernstraße – mit seitlich kleinen überschaubaren Einheiten. So wollte Walter Gropius die Universität Bochum gebaut sehen. Die Schule ist multikulturell und multikonfessionell. Schule wird verstanden als ökologischer Lern-Ort. Sie ist auch eine Begegnungs-Stätte für den Stadtteil.

Altenessener Forum in Essen-Altenessen, im weiten Umfeld des Ortszentrums (Altenessener Straße) und der Zeche Carl (Hömannstraße).

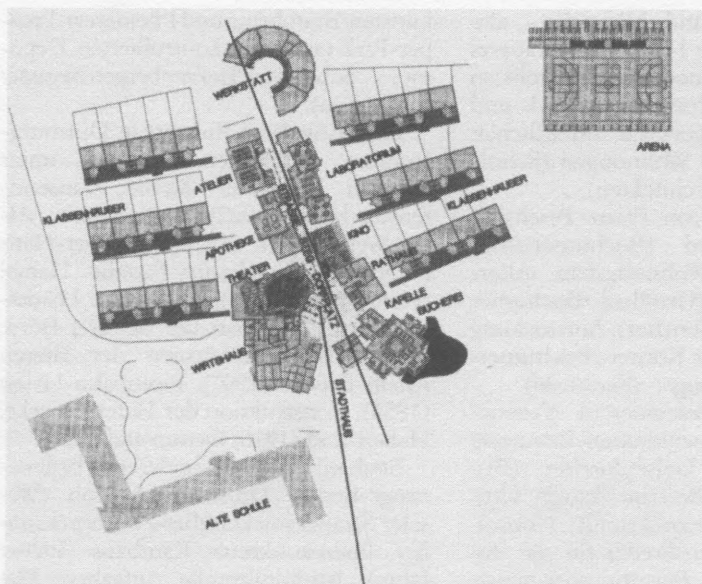
Auf einem nahezu völlig abgeräumten Zechen-Gelände in Bottrop (Gladbecker-/Rheinstahlstraße/Beckheide) entsteht der Stadtteil Prosper III (Trojan/Trojan/Neu) – genannt der »Prosper Hügel«: Misch-Struktur Gewerbe, Gründer-Zentrum (Trojan), Handel, 246 Miet-Wohnungen (Vandkunsten/Brambring und Pfleiderer), Prosper-Park (auf einer kontrollierten Deponie; Schmelzer/Bezzenberger/Begasse/Kuhlmann).

Hafen-Stadtteil Ruhrort in Duisburg-Ruhrort, mit vielen Projekten, unter anderen Ruhrorter Straße: Tausendfenster-Haus (1922). Hafenstraße: Alter Werft-Hafen (1820). Verleger-Haus (1756) der Spediteurs-Familie Haniel (Hafenstraße 16/20), darin Franz Haniel-Museum. Dammstraße: Schiffer-Börse (1901). Brücken-Türmen der älteren Rhein-Brücke (1907). Eisenbahn-Hafen (1854), Konstruktion der Hafen-Brücke. Hallen-Bad (1910; Dammstraße 12).

Stadtteil mit besonderem Erneuerungs-Bedarf Duisburg-Marxloh (Weseler Straße/Stockholmer-/Warbruckstraße). Pollmannkreuz: Kaufhaus (1920er Jahre). Multikulturelle Aufgaben. Planung: Poelzig/Darmstadt.

Wohnen. Die IBA läßt rund 3.000 Wohnungen denkmalgerecht sanieren und rund 2.500 Wohnungen neu bauen.

Stich-Worte: Infragestellen von herkömmlichen Vorstellungen, Standards, Bau-Weisen und Ausstattung. Städtebau mit maßvollen Dichten (um 0,8 GFZ). Öffentliche und halböffentliche Räume. Geringer Erschließungs-Aufwand. Autofrei oder autoarm. Nachbarschaft. Soziales Netz. Ergänzungs-Einrichtungen wie Gemeinschafts-Räume und Kinder-Tagesstätten. Ressourcen-Schonung in Bau-Materialien, Bau-Konstruktion, Haus-Technik, Energie (oft Fernwärme und Photo-Voltaik), Wasser (Grün-Dach, Versickerungs-Mulde). Kostengünstig. Kleinteilig statt großformig. Unterschiedliche Wohnungs-Typen. Viel Maisonetten d. h. zweigeschossige Wohnungen. Gebrauchs-Werte. Eigener Eingang. Große Wohn-Küche. Allräume. Innen-Außen-Bezüge. Terrassen. Garten. Planungs-Beteiligung. Anregung zur Quartier-Planung. Stadtspaziergänge – ohne Auto.



Ev. Gesamtschule in Gelsenkirchen-Bismarck – angelegt wie ein Dorf mit Straßen

Wohnungs-Bau. Karl Ganser: »Anfang der 1990er Jahre wurde die neue Wohnungs-Not in Deutschland ausgerufen. Ich habe immer auf die demographischen Ziffern geguckt. Und dann sagte ich: Ich kann mir nicht vorstellen, daß wir eine Wohnungsnot haben. Wir werden Wohnungs-Leerstände kriegen. Da sagten alle: ›Der spinnt!‹ Am Anfang wollte die IBA null Wohnungen bauen. Weil ich sagte: ›Das ist nicht unser Thema.‹ Aber dann kam diese ›neue Wohnungsnot‹ und es wurde gesagt: ›Du kannst keine Bauausstellung machen, ohne daß du Wohnungen baust.‹«

Innerhalb der IBA wird hin und her diskutiert. Das Ergebnis: »Wir bauen notgedrungen Wohnungen, aber extrem kleine Einheiten.« So entsteht das Programm ›Einfach bauen, selber bauen.‹ Die neuen Siedlungen haben nirgendwo mehr als 200 Wohnungen.

»Aber selbst da war es wahnsinnig schwer, die Häuser voll zu kriegen. Daß Bottrop-Prosper nicht funktioniert, hing damit zusammen, daß es eine Nummer zu groß ist – und zu dicht.

Guck dir die neuen Muster an: Berlin-Adlershof – tausend Einheiten. Die EXPO-Stadt Hannover. Die Messestadt Wien. Sie sind alles andere als begehrt. Und sie sind alles andere als Qualität.«

Die Entscheidung der IBA, das Gewicht nicht auf den Wohnungs-Bau zu legen, erweist sich als richtig. Aber der Wohnungs-Bau, der dann doch entsteht, hat besondere Kriterien. Er gibt Beispiele, die für die Region wichtig sind. Einfach bauen, viel Selbstbau, zugleich aber eine Siedlungs-Qualität erreichen, die an die Tradition der historischen Arbeiter-Siedlungen anknüpft.

Stets gibt es einiges zu bauen – vor allem mit einem Angebot an Alternativen. Als alternatives Investment in schrumpfende Städte.

Neues Wohnen nach alten Ideen entstand im Baugebiet Velsenstraße/Tinkhoffstraße in Waltrop. – Wiedernutzung des ehemaligen Küppersbusch-Geländes in Gelsenkirchen. – Tor zur Süd-

stadt in Recklinghausen. – Verbesserung des Wohn-Standortes Siedlung Schüngelberg in Gelsenkirchen. – Wohnen im Gewerbe- und Wohnpark Holland in Bochum-Wattenscheid (Weststraße). 1. Bauabschnitt Bertelt-Glöß/Kupchevsky/Remscheid/Drecker. 2. Bau-Abschnitt: Bisewski/Freudenthal/Drecker.

Frauen-Projekte. Weil häufig Erfahrungen nicht verarbeitet werden, die Frauen im täglichen Leben in der Arbeit und im Wohnen machen, läßt die IBA das Thema an vier besonderen konkreten Projekten untersuchen.

Kombiniertes Frauenwohn- und Qualifizierungsprojekt im Gewerbepark Arenberg-Fortsetzung in Bottrop (Horster-/Siemensstraße), Werkstätten und Dienstleistungs-Büros. Berufs-Orientierung. Weiterqualifizierung. Selbständigmachen. – Alternatives Wohnen im ›Tor zur Südstadt‹ in Recklinghausen-Süd (Bochumer-/Grullbadstraße), mit 37 Wohnungen (Ringleben/Reicher, Düsseldorf) großenteils für Alleinerziehende auf hierarchiefreien Grundrissen, gegen die alten Rollen-Verteilungen gerichtet, mit Mitbestimmung und Konzept ›Frauenhaus zweite Stufe‹. – ›Frauen planen und bauen‹ (1991 von Monika Melchior/Heinke Töpper) in Bergkamen (Ebertstraße 22).

Mitmischen, mitplanen, mitreden. In den 1970er Jahren organisierten sich Bewohner, vor allem in Arbeiter-Siedlungen. Sie wurden Träger von Planungs-Prozessen. Das Zöpel-Ministerium geht in den 1980er Jahren darauf ein. Daran knüpft der IBA-Wettbewerb »Initiative ergreifen« an: 18 Beispiele für engagierte Bürger-Beteiligung. 1998 legt die IBA »noch eine Schippe drauf«. 1997 und 1998 Impuls-Programm.

Kulturbahnhof Hamm im Eilpost-Schuppen des Hauptbahnhofs (Willy Brandt-Platz; Umbau 1999/2000 von Schneider-Weßling). – ›Frauen planen und bauen‹ Wohnungen in Bergkamen (Ebertstraße 22): Mitsprache. – Soziokulturelles Zentrum ›Depot‹ in der Nordstadt Dortmund (Immermannstraße 39/41): Straßenbahn-Depot (Umbau 1996/2000 von Schneider/Kaulisch) mit Ateliers, Spiel-Stätten für freies Theater, Büros, Werkstätten, Gastronomie.– Zechen-Siedlung Fürst Hardenberg (1925/1929 von Mebes/Emmerich, Berlin) in Dortmund-Lindenhorst (Berg-/Herrekestraße), eine bewohnergetragene Erneuerung (mit werkStadt e.V. Dortmund, WohnBundBeratung NRW).

Dienstleistungs- und Gewerbepark Erin in Castrop-Rauxel (Erinstraße): Erin-Förder-Turm-Verein. – Die Bürgerinitiative ›Hände weg vom Stadtgarten e.V.‹ (1996) rettete das Parkbad Süd (1920er Jahre) in Castrop-Rauxel (Am Stadtgarten). Der Bade-Betrieb war nicht mehr haltbar, aber jetzt dient es bürgerschaftlichen Aktivitäten, u.a. als Bistro (Planung 1999: Jarzina/Winkelmann). – Seit der Mitte der 1980er Jahre schufen die Griechische Gemeinde und das Industrie- und Sozialpfarramt Herne in Castrop-Rauxel den soziokulturellen Ort Kultur-Café und Amphitheater Zeche Ickern (Zechenstraße 2 A), der als IBA-Projekt ausgebaut wird (1998/2000 von 3-Pass-ArchitektInnen Köln).

Die Stadt Herne kaufte 1980 die Korte-Düppe-Siedlung (1875) im Industrie-Gebiet Baukau, die Bewohner kämpften um den Erhalt mit vielen Aktionen, unter anderen einem symbolischen Schutzwall (1988) der Kunst-Klasse des Pestalozzi-Gymnasiums: aus Folien – der Verpackungs-Aktion von Christo & Jeanne Claude nachempfunden. 1993 abgerissen, heute Brache. Die IBA baut den Bewohnern eine neue Siedlung (1990/1992); so entstehen am Rand der Siedlung Teutoburgia in Herne-Börnig (Am Knie) 19 neue Wohnungen (1992 von Schmitz) – mit Bewohner-Mitbestimmung der Bürgerinitiative.

Siedlung Schüngelberg in Gelsenkirchen-Buer (Schüngelbergstraße). – Consol-Theater (1999 von Feldmeier/Wrede) in der Lüfter-Maschinenhalle in Gelsenkirchen-Bismarck (Bismarckstraße) des ›forum kunstvereint‹. – Handwerkerpark Katernberg-Beisen (Am Handwerkerpark). – Kultur-Zentrum ›Ethno Art Ruhr‹ in Essen-Katernberg (Katernberger Straße), im Prüfstand-Gebäude Zollverein 4/11 (Umbau 1998/2000 von Böll), mit Förderverein. – Verein VorOrt. Sport- und Gesundheitszentrum Zeche Helene (1927 von Edmund Körner) in Essen (Twentmannstraße 125), in Regie der Sport-Vereine (Umbau: Frank Ahlbrecht). – Altenessener Forum und Maschinenhaus der Zeche Carl in Essen-Altenessen (Wilhelm Nieswandt-Allee 100), als offener Produktions-Ort für Künste, mit Kleinkunst-Bühne (Umbau 1996/1999: Krabel).

Gartenstadt-Siedlung Welheim in Bottrop (Welheimer-/Gungstraße): Mieterrat. – Malakoff-Turm (1875) Prosper II in Bottrop (Knappenstraße): die Historische Gesellschaft nutzt ihn zur Dokumentation von Industrie-Geschichte, in Zusammenarbeit mit Schulen und Kulturschaffenden (Umbau: DMT/Ritter). – Gesundheits-Park Quellenbusch (1991/1996 von Drecker/ Dittus/Wolfert) in Bottrop (Osterfelder Straße), zwischen Knappschafts-Krankenhaus und Revierpark, mit Gesundheits-Pyramide und Gesundheits-Haus (Koschany/ Zimmer).

Siedlung Stemmersberg (1902) in Oberhausen-Osterfeld (Westerwald-/Hügelstraße): Mieterrat, Gruppen-Selbsthilfe, Wohnumfeld mit Regenwasser-Versikkerung, Restaurierung der Stall-Gebäude, Werkstatt, Selbstbauhof (Planung: afa/ Kaiser). – In der ›Riwetho-Siedlung Ripse‹ in Oberhausen (Ripshorster Straße) entsteht ein Gemeinschafts-Haus. – Die Jugendzentrums-Initiative Mülheim hat als Zentrum die ›Alte Reithalle‹ (Auerstraße 51). – Im Landschaftspark Duisburg-Nord (Emscherstraße) sprechen eine Reihe von Vereinigungen, die gemeinsam den Hütten-Rat bilden, mit. Ausbildungs-Stätte. Interessengemeinschaft Nordpark. Geschichtszentrum Hütten-Betrieb. Gesellschaft für Industriegeschichte. Taucher. Bergsteiger. Vereine.

Orte der Öffentlichkeit. Fabriken waren verbotene Orte. Selbst die Arbeiter durften sich nur wenig in den Terrains bewegen. Zu Baudenkmälern gemacht, werden sie zugänglich.

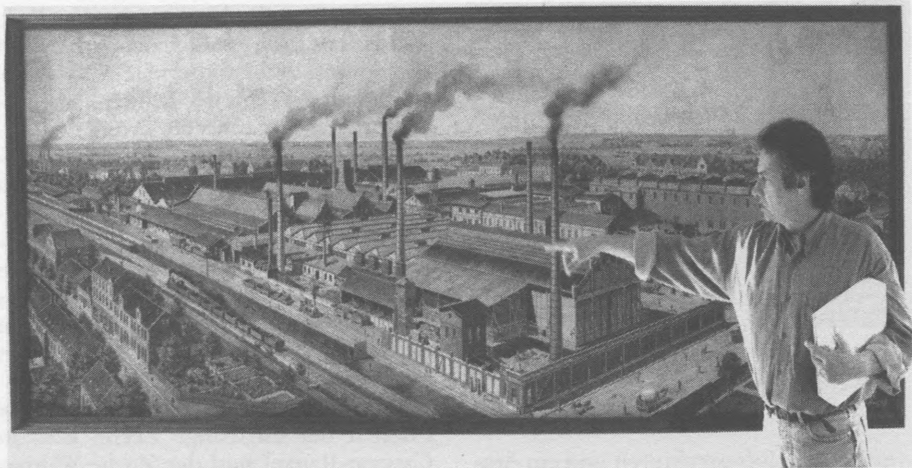
Die IBA hat viel öffentliche Dimension und Orte geschaffen, die die demokratisch wichtige Aufgabe ausgezeichnet bedienen, Menschen zusammenzuführen, um sich kennenzulernen und miteinander zu reden. Einzigartig ist das gesamte Gelände des Landschaftsparks Duisburg-Nord mit seinen vielen Szenerien.

Innenhafen Duisburg. Ein Beispiel dafür, wie ein ganzer Stadtteil durch eine umnutzende Weiterentwicklung seiner Ressourcen »neu« entsteht, ist der Innenhafen in Duisburg.

Bei 100 Projekten werden die alten Flächen in Anspruch genommen.

»Eine Bauausstellung ist normalerweise eine Neubauausstellung. Wir sind eine Umbau- und Altbauausstellung. 80 Prozent unserer Projekte haben nichts mit Neubau zu tun, sondern mit der Nutzung alter Substanz. Das ist ganz spektakulär.«. Karl Ganser hielt das Ruhrgebiet für eine schwierige Region. Er nutzte die Tatsache, daß es wenig Wachstum hat – als Chance: Es hat keinen schwierigen Druck: Es gibt weniger »Nur dann-Sätze«. Es muß manches Geld durch Phantasie und Bürgersinn ersetzen. Es kann Alternativen anbieten. Aus der Industrielandschaft etwas zu machen, erfordert einen völlig neuen Begriff von Schönheit.

Sein Resümee: »Zustande gekommen ist der Anfang einer Kulturlandschaft, die es in der Welt sonst nicht gibt.«



In Gelsenkirchen stand hier einmal ein riesiges Gussstahlwerk

Arbeiten im Park

Die Wirtschaft. »Die IBA hatte die Hoffnung, daß sie die Wirtschaft gewinnen kann«, sagt Karl Ganser. Er schüttelt den Kopf: »Aber die Wirtschaft interessierte sich nicht für die IBA. Nirgendwo kann man derart empirisch das Desinteresse für regionalpolitische Entwicklungen und Verantwortung nachweisen, wie am zehnjährigen IBA-Prozeß. Die Ruhrkohle AG bleibt äußerst reserviert – und muß in den wenigen Fällen, wo sie mitmacht, wie der Hund zum Jagen getragen werden. Der Initiativkreis bleibt in Distanz. Es gibt nur wenige Wirtschafts-Leute, die mit der IBA auch mit Motivation zusammen arbeiten.«[1]

Er nennt als vorzügliche Wirtschaftsleute: den Textil-Unternehmer Klaus Steilmann in Bochum-Wattenscheid und Heinz Lechtenberg von Babcock in Oberhausen. »Der THS-Chef Karl Heinz Cox war verständig, aber er hat seinen Laden kaum in den Griff bekommen.«

Arbeiten im Park. Mit dem wirtschaftlichen Niedergang ist stets ein Verfall des Ansehens verbunden. »Städte, in denen man alles dürfen darf wie in ›Mahagonny‹ [Brecht], sind nicht die Standorte neuer Industrien« (Hans Adrian).

Realistische Analyse: Arbeits-Plätze der alten Art werden sich hier nicht mehr vermehren. Es gibt kein Wachstum. Also: Schluß mit den Illusionen! »Wie Arbeits-Plätze geschaffen werden, weiß niemand – auch wir nicht« (Karl Ganser).[2] Die IBA vermutet: Wenn die Bereiche interessant gemacht werden, ziehen sie wahrscheinlich Menschen an. Denn interessante Investoren können sich attraktive Stand-Orte aussuchen.

In der grobianistischen Phase der Industrie-Epoche entstanden zuerst die Fabriken, also die Arbeits-Plätze. In diesen Zeiten mußten sich die Arbeitssuchenden auf alles einlassen – egal wie schwierig es war. Dann wurde im Nachhinein in Jahrzehnten in mühsamen Abläufen



Nach dem Abriß baute die IBA auf dem Terrain den Wissenschaftspark von Uwe Kiessler

vernünftige Infrastrukturen und ein Ambiente mit meist nur ein wenig Qualität geschaffen. Jetzt soll ein entwickeltes Ambiente angelegt werden, das menschlich und kulturell entwickelt ist – und sich dadurch – so die Hoffnung – entsprechendes Gewerbe holt.

Ein typischer Fall: In Oberhausen droht 1998 die Firma AD, die von hier aus seit 1983 Apotheken-Hightech liefert, mit Abwanderung, wenn die Beton-Recycling-Firma Roco an die Erlenstraße in der Weiherheide angesiedelt wird. Dann entfallen 25 Hightech-Jobs – gegen 28 Lowtech-Jobs. »Hier werden komplizierte Programme geschrieben. Dazu braucht man Ruhe.«

Intelligente Arbeit sucht hochwertige, anregende Atmosphäre. Daher schafft die IBA Terrains, in denen Nutzen und Schönheit eine Synthese eingehen. Dies steht in einer langen Tradition mit dem Stichwort: ›Humanisierung der Arbeits-Welt‹. Sie ist auch eine Herausforderung an die Gestaltung aller Arbeits-Plätze – als einer Kultur der Arbeit.

Was mit solchen Akupunktur-Aktionen geschieht, meint Karl Ganser, ist auch eine Herausforderung an die Gestaltung aller Lebens-Bereiche und aller Arbeits-Plätze – als eine Kultur des Lebens und der Arbeit.

Stichworte: Einbindung in den Park. Landschaftliche, städtebauliche, ökologische und architektonische Qualitäten. Funktions-Mischung. Milieu. Service-Leistungen. Synergie-Förderung.

Gewerbe-Flächen. Die IBA Emscher Park ist in den 1990er Jahren mit über zwanzig Projekten ein Laboratorium für eine neue Gestalt der Arbeit. Stellen Gewerbe-Flächen in der Tradition der Schuppen-Agglomerate weithin bis heute überhaupt keine städtebaulichen Ansprüche, so gibt die IBA ihnen nun eine Gestalt.

Die besten Beispiele dafür sind die Flächen der ehemalige Zeche Erin in Castrop-Rauxel und der Zeche Waltrop in Waltrop. Auf Erin nahmen die Landschaftsplaner (Pridik) die Impulse aus den letzten gebliebenen Ruinen auf und machten daraus eine Landschaft, die wie in Irland aussieht – zur Erinnerung daran, daß irische Zuwanderer die Zeche aufgebaut und ihr den Namen gegeben hatten: Erin heißt Irland. In Waltrop baute der Bildhauer Jan Bormann auf der Halte einen Aussichts-Turm aus Resten des abgerissenen Turmes: aus den Spurlatten des senkrechten Förderschachtes

Zum erstenmal in der Geschichte der Stadtplanung deutet sich mit der IBA-Emscher Park ein angemessenes Konzept für die Stadt-Landschaft des ständigen industriellen Wandels an: Es heißt gestalteter Wandel – unter Sicherung und Nutzung der vorhandenen historischen Ressourcen.

16 Technologiezentren geben Impulse, die Wirtschafts-Struktur in Richtung umweltverträglicher Produktions-Verfahren und Produkt zu entwickeln.

Orte: ›Arbeiten im Park‹. Öko-Zentrum NRW für biologisches und ökologisches Bauen und Planen (Hegger/Hegger/Schleif, Kassel) in Zeche Sachsen in Hamm (Sachsenweg 8), mit Maschinen-Halle (1913/1925 von Alfred Fischer) für Messen (seit 1993),



Die öffentliche Halle

Crüsemannschem Hof (Umbau: Luckmann), Bauhandwerker-Hof, Baumarkt, Landschafts-Park (Eppinger/Schmid, Leonberg).

Wohn- und Technologie-Park Monopol (Grillo) in Kamen (Lünener Straße/ Gertrud Bäumer-Straße), mit Verwaltungs-Gebäude, Förder-Turm, Gründer-Zentrum (1994 von Freudenthal), Siedlung (1991 von Eble/Landschaft, Planen und Bauen). Neue Evinger Mitte-Minister Stein in Dortmund-Eving (Evinger-/ Neue Deutsche Straße), mit Verwaltung, Lohnhalle, Kaue, Lampen-Stube und Hammerkopf-Turm, Einkaufs-Zentrum, Sozialforschungsstelle, Institut für Landes- und Stadtentwicklung, Wohnbauten. Städtebaulicher Rahmenplan: Zlonicky/Wachten/Ebert, weiterentwikkelt von Kees Christiaanse/Rotterdam. Hammerkopf-Turm; Grüneke/Bahl.

Technologie-Zentrum LÜNTEC (1992 von Weiß/Mandler) in Lünen-Brambauer (Heinrichstraße), mit Zechen-Bauten Minister Achenbach IV: Schwerpunkt Umwelt und recyclingfähige Verpackung (ZUPACK) und Colani-Design-Center Germany.[3] Gewerbepark Brockenscheidt (1992 von Scheidler/ Stadtplaner Köln/Stumpfel/Leser) in Waltrop-Brockenscheidt (Sydowstraße), mit Hallen-Ensemble Zeche Waltrop I/ II (1903/1906). Umbau Hallen: Baubude Essen, Planquadrat, Feldmeier/Wrede, Soyer.

Dienstleistungs- und Gewerbe-Park Erin in Castrop-Rauxel-Behringhausen (Altstadtring/Herner-/Karlstraße), mit Technologie-Zentrum ›Technomedical‹, Gründer-Zentrum, Frauen-Akademie, Zechen-Turm, Landschafts-Park (Pridik/Marl), mit einem Leitbild für die Landschafts-Gestaltung (Pridik): Irland. Wasser-Achse (1998 von Pridik). Gründerzentrum I und II (1990, 1994 von Bisewski/Freudenthal), Dienstleistungs-Zentrum (1996 von Bolles/Wilson). Erin-Förderturmverein.

Technologie-Park und Zukunfts-Zentrum (1992/1996 von Kramm/Strigl) in Herten (Konrad Adenauerstraße 1), mit Maschinenhalle (1920er Jahre) der



Außenansicht

Maschinen-Fabrik Hese, für Mikro-Biologie, Wertstoff-Rückgewinnung, Entsorgung. Innovations- und Gründer-Zentrum (1994/1996 von Pesch/Nicolic) in Herne (Westring/Bahnhofstraße), mit Technologie-Park, vor allem für Bergbau-Zulieferung.

Dienstleistungs-Park Krupp-Gelände (Sieverts) in Bochum (Allee-/Gahlensche Straße). Gewerbe-Park Zeche Holland (1990ff. von Boockhoff/Retrop, Demmel/Mühlbauer, Eble/Sambeth, dt8 Köln) in Bochum-Wattenscheid (Lyrenstraße): Lohnhalle, Waschkaue, Technologie-Zentrum EcoTextil, in Zusammenarbeit mit der Firma Klaus Steilmann, Öko-Brotfabrik Scherpel, privates Dienstleistungs-Gebäude. Wohnungs-Neubau (Kupchevsky, Drecker). Wissenschaftspark Rheinelbe (1994/1995 von Kiessler/Drecker) in Gelsenkirchen-Ükkendorf (Munscheid-/Rheinelbestraße), mit Verwaltungs-Bau des Thyssen-Gußstahlwerkes (Arbeits-Gericht) und im Wissenschafts-Komplex mit einer 300m langen Glas-Arkade, Schwerpunkt: Solar-Technologie und Photo-Voltaik.

Kindergarten (Kiessler; Munscheidstraße). Trafo-Haus (1990 von Böll/Krabel; Leithestraße 35) als Sitz der IBA, Maschinen-Halle (Umbau 1995 für Zwischenpräsentation IBA 1994), Casino-Gebäude als Gründer-Zentrum (1995/1996 von Feldmeier/Wrede), Forst-Station. Nordsternpark in Gelsenkirchen-Horst (Kranefeldstraße): 1998 Hauptverwaltung der Drogerie-Kette ›Spinnrad‹. 2000 Hauptverwaltung der TreuHandStelle.

Zentrum für angewandte Produktionstechnik und Organisation in Gladbeck (Siemensstraße 2/4). Gewerbe-Park Brauck (1991 von Patschan/Winking) in Gladbeck-Brauck (Phönix-/Luxemburgerstraße), neben einer Halden-Landschaft und der Arbeiter-Siedlung Phönixstraße. Innovationszentrum Wiesenbusch (1994/1995 von Wolters/



Kindergarten beim Wissenschaftspark von Uwe Kiessler

Parade/Drecker) in Gladbeck-Rentfort (Hegestraße/Am Wiesenbusch), mit dem Zentrum für Angewandte Produktionstechnik.

Gründer-Zentrum Prosper III (Trojan, Darmstadt) in Bottrop (Rheinstahlstraße). Gründer- und Technologie-Zentrum Arenberg-Fortsetzung in Bottrop-Batenbrock (Fortsetzungs-/Horster Straße 297), mit Lohn-Halle und Wasch-Kaue (1910). Umbau (1994/1995): Büro Biefang. Zechen-Platz: Drecker. Neubau (1995): Peter Freudenthal.

Handwerker-Park Zollverein 3/7/10 in Essen-Katernberg-Beisen (Dornbuschhegge/Am Handwerkerpark), mit Förder-Turm, Pförtner-Haus, Fahrrad-Halle, Schalt-Haus, Fördermaschinen-Halle (»Erfahrungsfeld der Sinne«). Wissenschafts-Park (Hentrich/Petschnigg) in Essen-Nordostviertel (Bottroper-/Grillostraße) für Universität und Private.

Technologie-Zentrum Umweltschutz (1992/1993 von Reichen/Robert/Dratz) in Oberhausen (Essener Straße 3/5), mit Werksgasthaus (1914 von Carl Weigle, Stuttgart), 4. Bauabschnitt 1997 (650 Arbeits-Plätze). FRIEDA – Qualifizierungs- und Beschäftigungs-Gesellschaft für Frauen in Oberhausen (Allee-/Annastraße), in Hauptschule Lirich. Dienstleistungs-Park Innenhafen (Norman Foster, London) in Duisburg (Schifferstraße/Philosophenweg), mit Mühlen- und Speicher-Häusern, Büro-Glaspalast.

Technologie- und Wissenschafts-Zentren außerhalb der IBA. Technologie-Park Eurotec in Moers-Fünderich in der Zeche Rheinpreußen (Bergwerkstraße). GTT-Technologie-Zentrum in Duisburg (Mülheimer-/Pappenstraße), ein gläserner Bau von Norman Foster (London), mit ›Mikroelektronik-Markt‹ und Ausstellung.

Denken in Bildern

Die Bedeutung von Bildern. »Ich bestehe eigentlich nur aus Bildern«, sagt Karl Ganser. »Die Bilder stammen aus dem Ruhrgebiet.

Was habe ich als Biologe gelernt? – Das Schauen. Nur durch Beobachtung. Nicht durch Versuche. Nicht durch Analytisches. Ich habe das sehr genaue Sehen gelernt. Ich hab es in Bilder transformiert. – Dann habe ich darüber geträumt. Da sind Phantasien entstanden.

Mir war früh klar, daß das niemals ausgeleuchtet werden kann.

Die Bilder im Kopf entstehen aus der Realität. Aber man muß die Fähigkeit haben, sie zu transformieren. Sie transformieren zu können.«

Damit formuliert er den Kern: Aus dem Potential arbeiten und es umdefinieren – zu neuen Konstellationen, in denen das Potential nicht vernichtet wird, sondern aus seinen Möglichkeiten eine vertiefte und damit erweiterte Gestalt erhält.

»Wenn ich ins Archiv der IBA [nach IBA-Ende ins Ruhr Museum aufgenommen] gehe, finde ich mindestens 20.000 Bilder – aber ich finde die Bilder, die ich sehe, nicht. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen.

Weil kaum jemand die Bilder fotografieren kann, die ich brauche, habe ich eine Leidenschaft entwickelt: Ich rede solange auf den Fotografen ein, bis er das sieht, was ich sehe – und es dann fotografiert.«

Überbringen. »Wenn man das Glück hatte, ihn in der Gruppe zu haben«, sagt Annette Kolkau, »dann ist Herr Ganser in der Lage, jemandem, der ganz fernab von Kunst ist, klar zu machen, daß man sie braucht. Und wozu die Region sie braucht. – Und wie er das anbahnt! Es hatte nicht nur eine Ästhetik für sich, sondern es ist auch funktionalisiert worden – für neue Bilder.«

Christel Schwarz: »Er hat diese Gabe, das herüber zu bringen. Er sprach nie wie eine Dokumentation. Sondern er erzählte stets spannende Geschichten. Dazu kamen Bilder. Alle Leute waren immer beeindruckt.«

Vorstellungs-Vermögen. »Was mich an Karl Ganser überzeugte«, sagt der Landschafts-Künstler Herman Prigann, »waren sein Sach-Verstand, sein hohes Engagement in der Sache, sein Weitblick, seine visionäre Art. Damit konnte ich mit ihm über [das Projekt] Rhein-Elbe reden und, warum es so aussehen soll. Karl Ganser ist einer der wenigen, der sich vorstellen konnte, wie das so sein wird – in zwanzig Jahren. Er hat ein sehr hohes Vorstellungs-Vermögen.«

Tatsächlich denkt Karl Ganser nicht nur abstrakt, sondern immer sehr stark in Bildern. Herman Prigann: »Dieses bildhafte Vorstellungs-Vermögen ist die Basis für Projekte.«

Bilder-Denken. Karl Ganser kommt aus einer Gegend, aus dem schwäbischen Bayern, die starke Bilder besitzt, und er gerät in ein Gebiet, wo er erstaunt feststellt: »Sie hatten keine Bilder. Wie wichtig Bilder sind, kann man vom Barock lernen. Die Durchsetzung ging über die Bildmächtigkeit.«

»Er ist groß im Bilder-Entwerfen«, sagt Ulrich Eckert. »In der Sprache benutzt er verbale Bilder, die man sich gut vorstellen kann.«

Ihn interessiert das Bilder-Denken. Er lebt ganz stark in Bildern. Man könnte ihn für einen eiskalten Logiker halten, aber die Logik steckt eher in den Bildern als daß sie sich verselbständigt.

Ulrich Eckert: »Ich habe Karl Ganser auch in meine Schule mitgenommen – er hielt Unterricht – wir sprachen über Landwirtschaft. Ich sagte: ›Eigentlich ist es für einen landwirtschaftlichen Betrieb ziemlich schwer, ein Entscheidungs-Modell zu finden.‹ – Da schwieg er, setzte sich hin und sagte: ›Laß mich mal in Ruh'!‹ Er rückte seinen Stuhl an den Tisch und fing an zu zeichnen.

Dann entstand eine Matrix – ich habe sie aufgehoben, bis heute: ein Entscheidungs-Modell mit vielen, vielen Kästchen als Flußdiagramm. Der Entscheidungsprozeß. Verzweigungen. Konsequenzen. Dazu brauchte er eine halbe Stunde – und das Ergebnis war phantastisch.

Ob ich es so zusammengebracht hätte, weiß ich nicht. Und wenn, dann hätte ich einen ganzen Tag dazu gebraucht. Er konnte so etwas ganz schnell ins Bildliche umsetzen. Er gestaltete es grafisch. Er hatte eine Vorstellung, wie es aussieht.«

Karl Ganser bedauert, daß er selbst nicht malen kann. Der geniale Architekt und Bauhaus-Dirigent Walter Gropius konnte nicht zeichnen. Aber er hatte eine so starke bildliche Vorstellung, daß er seinen Mitarbeitern sehr genau zeigen konnte, was er an Architektur-Bildern haben wollte.

IBA-Fotografen. »Peter Liedtke ist ein guter Fotograf«, sagt Karl Ganser. Mit ihm habe ich auch lange geredet. Liedtke und Werner Hannapel haben, glaube ich, 80 Prozent der Bilder [für meine IBA-Publikationen] gemacht.

Aber ich bin mit ihnen immer zuerst an die Standorte gereist und hab ihnen gesagt: ›Es ist nicht wichtig, was *ihr* interessant findet, sondern ich muß euch erzählen, was *ich* sehen will.‹

Das war mühsam zu begreifen, denn der Fotograf sucht nach einer Bild-Form, die ihn aufregt. Da hab ich gesagt: ›Ich erzähl euch jetzt, was das Bild aussagen soll und wie ich glaube, daß man es am besten fotografiert.

Es war ziemlich mühsam, weil man die Bebilderung immer zweimal machen mußte. Erst nach einer Einübungs-Phase gelang es.

Das hat dann dazu geführt, daß wir gut gezahlt haben – mit Zeit-Aufwand. Und daß ich sagte: ›Dann gehören die Bildrechte nicht euch, sondern der IBA‹, – so daß ich für sämtliche Reproduktionen, die wir gemacht haben, keine Bild-Honorare mehr gezahlt habe.

Ich habe das ganze Bildarchiv der IBA an Ulrich Borsdorf ins Ruhrland-Museum (heute Ruhr Museum) gegeben und gesagt: ›Solange die Wiederverwertung der Bilder in Zusammenhang mit der IBA steht, sind keine Honorare zu zahlen.‹ Das ist vertraglich gesichert.«

Bilder vom Ruhrgebiet. Vor aller Werbung für eine Landschaft drücken Bilder substantiell wichtige Dimensionen aus.

Auch das Ruhrgebiet hatte längere Zeit sehr eindrucksvolle Bilder.

Aber seit den 1970er Jahren stürzten die Inhalte, die diese Bilder speisen, zusammen – und so verloren die vorhandenen Bilder zunächst und einige Zeit an Wirkung. Später entstanden sie erneut – allerdings unter anderen Voraussetzungen.

Im Ruhrgebiet überlagerten seit den 1980er Jahren andere Bedeutungen die überkommenen Bilder: So galten zum Beispiel die Giganten Hüttenwerke als unökonomisch, wurden außerhalb des Ruhrgebietes als »Dreck-Schleudern« eingeschätzt und waren Abriß-Kandidaten.

Neue Bilder. Karl Ganser verlieh dem Ruhrgebiet neue Bilder. Dadurch wurden einige alte Bilder in anderer Weise interpretierbar – nun als Industrie-Kultur. Und es entwickelte sich substantiell viel Neues.

Dies geschah nicht in der Ebene der Werbung, deren Bilder sich rasch verbrauchen, weil sie keine Authentizität

besitzen, sondern ist inhaltlich komplex und treffsicher fundiert. Dadurch entstand Glaubwürdigkeit. Es gelang der IBA, diesen Bildern eine starke Bild-Mächtigkeit zu geben.

Die Falle. Mitentscheidend ist, daß die IBA mit dem festen Rückgrat eines Karl Ganser den massiven Aufforderungen der Medien und der Werbe-Leute widerstand: Diese rieten und raten dem Ruhrgebiet nach wie vor geradezu gebetsmühlenartig, sich von den herkömmlichen Bildern der Region zu trennen und total neue Bilder der Region einzuführen – Bilder, die bei genauerem Hinschauen das »So wie überall« auch hierhin transportieren wollen.

Solche Aufforderungen sind jedoch abstrakt: Niemand von diesen Leuten ist in der Lage, neue wirkmächtige Bilder vorzuschlagen. Wenn sie überhaupt Bilder vorschlagen, dann sind es die üblichen Banalitäten zum Beispiel von Hochhäusern und Spektakulärem, das überall zu finden ist. Dem hält Karl Ganser die Frage entgegen: »Wollen wir endlich so sein wie überall?«

Der Erfolg der IBA resultiert nicht wenig daraus, daß sie nicht in diese Falle ging, sondern spezifische, charakteristische Bilder schuf.

Bilder und Architektur. Karl Ganser: »Es kam eine Zeit, da hat man angefangen, Bilder zu reproduzieren, aber es war noch mühsam. Wenn du siehst, mit welcher abartigen Geschwindigkeit jetzt Bilder reproduziert werden, dann muß das ja geradezu zwangsläufig dazu führen, daß es völlig egal ist, ob noch eine Realität dahinter steht, weil sowieso jedes Bild retouchiert, manipuliert, grün gemacht wird, grau gemacht wird, raus, rein. Das führt zwangsweise dazu, daß in Sekundenschnelle alle Bilder vergessen werden, damit die nächsten Platz haben. Das heißt: Wenn das Bauen immer dazu da war, reale Bilder zu produzieren, die für Jahrhunderte stehen, dann gibt es nun keinen Gedanken mehr dafür.

Das führt auch beim Architekten dazu, daß er am Computer alles und jedes entwirft. Oder daß das Bauen in eine Geschwindigkeit gelangt, durch die es nach einem Jahr schon entwertet ist. Was wird alles in den Feuilletons jeweils als der erste Schrei gepriesen! Und wer redet in zwei Jahren noch darüber? Diese radikalen Zerfalls-Erscheinungen von Bildern stellen die Frage: Was bleibt eigentlich noch?«

Bilder: komplex und spezifisch. Karl Ganser entwickelte Bilder mit Komplexität und Spezifik. Zunächst trennte er sich nicht von der Biographie des Ruhrgebietes. Er weiß, daß es den totalen Neuanfang nicht gibt. Er setzt auf die Wurzeln der Region. Dies drückt er dadurch aus, daß er eine erhebliche Anzahl von Bau-Dokumenten der Industrie-Geschichte bewahrte – und sie vorzeigt.

Strahl-Kraft. Bildhaftigkeit sollten auch die einzelnen Projekte haben. Ein Beispiel: »An der Siedlung Seseke Aue fasziniert mich die Farb-Philosophie der Architektin. Die Siedlung leuchtet auch im Regen-Wetter. Sie hat eine Strahl-Kraft. Es gibt feine Details. Mineralputz. Mineralische Farben. Die Fenster sind innen weiß umrandet. Wenn die Sonne scheint, sieht alles noch mal anders aus.

Anders in der Siedlung Küppersbusch: Hier wurde die Farbe in den Beton eingemischt. Dies bringt jedoch keine Brillanz und Leuchtkraft. Das Motiv lautete Sparen, – aber es wurde nichts gewonnen.«

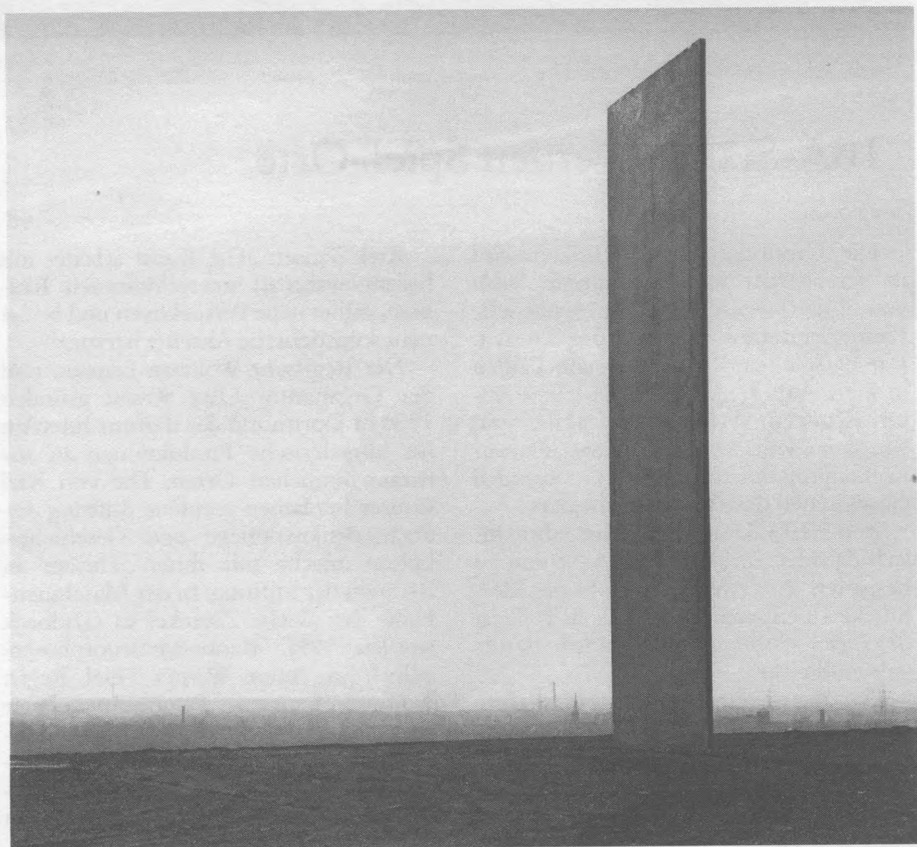
Architektur und Malerei. Karl Ganser: »Ich hatte in der IBA für viele Dinge keine Zeit. Eines davon, was mich persönlich mal sehr umtrieb, war die Verbindung des Bau-Werks mit der Malerei. Diese Verbindung finden wir in der gesamten Kultur-Geschichte. Oft sehen wir, daß ein Bauwerk *a priori* mit Male-

rei verbunden war und nicht anschließend etwas an die Wand gehängt oder als Kunst am Bau hinein gestellt wurde oder daß farbige Architektur auf das Anstreichen beschränkt war. Vielmehr hat der Maler zum Bau-Werk immer eine Geschichte erzählt. Im Festspielhaus in Recklinghausen war das ein Wandgemälde.«

Glas-Malerei. »Mich hat immer eine Technik fasziniert, die enorme Eindrucks-Kraft entwickelt: die Glas-Malerei. Wenn man eine Architektur hat, die mit soviel Glas baut, wie gerade in den 1990er Jahren, warum kamen wir, auch die Architekten, nie auf die Idee und sagten: Jetzt machen wir Glas-Malerei.

Ich war bei [Heinrich] Oidtmann in Linnich [in seiner Werkstatt für Glasmalerei] und schaute mir an, was seine Leute herstellen. Da gibt es großartige Verfahren.

Mir kam die Idee: Wenn wir in Glas bauen oder wenn wir eine alte Halle haben, wie in Gladbeck, könnten wir doch ein paar Hinterglas-Bilder rein hängen – und etwas über die Geschichte dieser Halle erzählen. Dann erhält die Halle einen völlig anderen Charakter – anstatt sie aufwendig zu restaurieren. Im Kirchen-Bau gibt es die Tradition des Glas-Fensters, aber in der zeitgenössischen Architektur kann so gut wie niemand mit Glas-Malerei umgehen.«





Theater im Gasometer Oberhausen

IBA-Stätten werden Spiel-Orte

Die Umnutzung von Fabriken wird in den 1970er Jahren erkämpft. Viele von ihnen werden als atmosphärische Räume genutzt – bis hin zum Theater. Ein Beispiel sind die Flottmann-Hallen in Herne, in denen der »verrückte« Autor, Regisseur, Schauspieler, Maler und Musiker Willi Thomczyk sein ›Theater Kohlenpott‹ inszenierte – mit dunklen Geschichten des absurden Theaters.

In der IBA dauerte es einige Jahre, bis sich die Idee ausbreitete, IBA-Stätten zu bespielen. Am Anfang entsteht die Idee, Stücke zu entwickeln, die aus dem Geist des Ortes stammen. Sie wird jedoch nur gelegentlich realisiert.

Das Konzept geht weiter: besondere Orte mit künstlerischen Mitteln zu interpretieren, zu ergänzen und dadurch zu einem gesteigerten Erlebnis zu gestalten. Ein hoher Standard der Bespielung wird leitbildhaft vorgegeben.

Karl Ganser: »Die Kunst arbeitet mit bislang wahrhaft unerschlossenen Räumen, öffnet neue Perspektiven und bringt neue künstlerische Akzente hervor.«[1]

Der Regisseur Wolfram Lenssen und der Organisator Uwe Kiwitt gründen 1994 in Dortmund das ›Forum InterArt‹ für künstlerische Produktionen an außergewöhnlichen Orten. Die von Karl Ganser ins Leben gerufene Stiftung ›Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur‹ macht mit ihnen Theater in Räumen der Stiftung. In der Maschinen-Halle der Zeche Zweckel in Gladbeck werden 1997 ›Raum-Metamorphosen‹ aufgeführt. Autor: Werner Thiel. Regie: Wolfram Lenssen. Pantomime: Peter Paul und Ensemble. In der Maschinen-Halle der Zeche Pattberg in Moers-Repelen spielt ›Maschinen Musik‹ – ein Percussions-Stück von Eckart Koltermann (Theater Moers).

Die Gasboden-Fackel der Kokerei Zollverein in Essen-Katernberg, in der bei Betriebs-Störungen Gas abgefackelt wurde, erhält zum IBA-Finale 1999 eine neue Feuer-Inszenierung: eine ›Pyro-Performance‹. Regisseur Wolfram Lenssen läßt eine Dramaturgie entstehen: von meditativen Momenten zu gewaltigen Eruptionen. Im kühlturmartigen Raum Feuer-Effekte. Im Gegensatz zu Künstler-Installationen, die meist wenig Inszenierungs-Reichtum besitzen, wird sichtbar, daß hier ein Theater-Regisseur am Werk ist.

Wiederum in der Maschinen-Halle Zweckel (1909) führt das Forum InterArt, inszeniert von Wolfram Lenssen, 1999 das Spektakulum ›Himmel und Hölle‹ auf – eine Reise mit Motiven und Texten von Dante (1265–1321).

Zur Bundesgartenschau 1997 in Gelsenkirchen initiiert Karl Ganser in den Resten der Kokerei Alma (1929) einen ›kunstklang raum‹.[2] Er ist ein Environment des israelischen Landschafts-Künstlers Dani Karavan mit dem Klang des Kölner Komponisten Hans Ulrich Humpert[3] – eine Ehrung (Hommage) an die Architekten Fritz Schupp und Martin Kremmer. Der funktionale Weg der Kohle wird zum erlebnisreichen Kunst-Weg für Menschen: Eine 170 Meter lange Band-Brücke führt von der Großskulptur des Kohlen-Bunkers zur Land-Marke der Kohlen-Mischanlage mit seiner Dach-Terrasse (Panorama-Blick) und zu den 17 Meter tiefen Kohle-Trichtern.

Zur Einweihung (1999) der ›Nachtzeichen‹ auf Halde Rungenberg in Gelsenkirchen-Buer liest der Schriftsteller Hikmet Kubac eine Text-Montage aus seinen ›fiktiven Briefen‹ zum Thema ›Nacht-Licht-Industrie‹. Uwe Grzybek (›Avantgarde Drachen‹) setzt ein ›Feuer-und-Flamme-Spektakel‹ in Szene.

Ein Großkonzept, wie es innerhalb der IBA acht Jahre lang bewußt nicht verfolgt wurde, strandet. In der Jahrhunderthalle in Bochum weicht das Dröhnen der Maschinen dem Flimmern der Bildschirme: im ›Ruhrwerk‹ (1998) des Medien-Künstlers Klaus Armbruster und des Komponisten Wolfgang Hufschmidt. Mangels Nachfrage wird es nach wenigen Vorstellungen stillgelegt.[4] Kosten: 2,8 Millionen DM, davon 1,5 Millionen vom Kultusministerium, für jede Vorstellung also 271.430 DM. Dies geschieht in Zeiten, wo der Theater- und Museums-Etat gnadenlos zusammengestrichen wird. »Gigantomanie kann kein künstlerischer Maßstab sein« (Johannes K. Glauber).[5]


Theater im Gasometer Oberhausen

Allerdings erweisen sich in der IBA-Ära die Theater in der Region als wenig kooperativ – ausgenommen das Theater Oberhausen und die ›Deutsche Oper am Rhein‹ (Düsseldorf/Duisburg).

Erst spät (1999) entdeckt das Theater Bochum die Jahrhunderthalle: Dimiter Gotscheff inszeniert ›Don Quixote‹ – und sperrt in der wichtigsten Finale-Zeit den Raum für die IBA.

Oben auf der Halde Haniel in Bottrop lassen die IBA und die Deutsche Steinkohle AG wie auf dem Dach der Welt für das Theater Oberhausen das ›Bergtheater‹ anlegen – ein griechisches Epidauros an der Emscher. Höhepunkte sind Inszenierungen von Ulrich Greb (Theater Oberhausen): 1995 ›Der Berg ruft‹. 1997

im Klärwerk Dinslaken: ein szenisches Spektakel zum Wasser. 1999 erneut auf der Halde Haniel:[6] ›Jedermann – das Sterben des reichen Mannes‹.

Wer einen Abend lang auf dieser Hochfläche lebt, spürt, was Theater in IBA-Stätten bedeutet: »Der Ort ist der Star« (Heinz Trenczak). Die Kunst der Theater-Leute: dem Ort seine Geschichten entlokken, sie zu mischen mit den Geschichten, die sie in den Ort mitbringen – und sie dort zum Erlebnis machen. Das Theater zeigt den Menschen, wie schön das Außergewöhnliche ist: in einer der ungewöhnlichsten Landschaften der Welt. Die Inszenierung macht den *genius loci* durchsichtig und läßt auf den Kämmen der schwarzen Hügel Sirenen erscheinen.

›Musik im Industrieraum‹. Musik bringt Räume zum Klingen. Räume verändern Musik. »Hier wird ein Stück Zukunftsmusik gespielt« (Karl Ganser).[7]

Die erste Musik im Gasometer Oberhausen machen im Winter 1995 der Posaunist Vitus Böhler (SWF-Orchester Baden-Baden) und der Schauspieler Christoph Quest (Düsseldorf) – eine poetische Hommage mit Texten von Roland Günter an den gerade geretteten Gasometer, den Tonino Guerra, der Drehbuch-Autor von Fellini und Antonioni, als den ›Kosmos der Erinnerung‹ bezeichnet.

Der Landschaftspark Duisburg-Nord, wo die Thyssen-Hütte in Meiderich 1985 still gelegt wurde, entwickelt sich zu einer Musik-Stätte: In der Gasgebläse-Halle, in der einst zehn Gas-Maschinen Strom produzierten und sechs Gas-Gebläse die Hochöfen heizten, klingt Arnold Schönberg als interpretierende Musik zur Stätte der Industrie-Kultur.

Nebenan in der Abstich-Halle vor dem Hochofen spielt die ›Deutsche Oper am Rhein‹ Puccinis Widerstands-Stück ›Tosca‹.

Auf dem Gelände inszeniert die ›Deutsche Oper am Rhein‹ in der riesigen Halle der Kraftzentrale Richard Wagners ›Tannhäuser‹. Dann Wagners Welt-Parabel ›Ring der Nibelungen‹. Tobias Richter beginnt mit den Wagner-Opern ›Rheingold‹ und ›Walküre‹. Die Bild/Raum-Konzeption von Matthias Nitsche und das Licht von Hanns-Joachim Haas nutzen die Industrie-Szenerie. Die Zuschauer-Tribüne gleitet auf Schienen zu den Schau-Plätzen in der gewaltig ausgedehnten, 170 Meter langen, 35 Meter breiten und 15 Meter hohen Halle. Wo spielt der Ring? In jeder Zeit? – das macht der ungewöhnliche Theater-Ort fühlbar.

IBA-Finale. In der weiten Halle spielt auch die Musik des IBA-Finale 1999. Auftakt: Die ›Junge Deutsche Philharmonie‹ mit dem Dirigenten Lothar Zagrosek[8] führen Beethovens ›Missa solemnis‹ auf. Mit drei Chören: Städtischer Konzertchor Duisburg, Kettwiger Kammerchor, Kettwiger Bachensemble. In dieses grandiose Werk intergriert Dirigent Lothar Zagrosek Stücke von György Ligeti und Luigi Nono. Es ist die einzige Messe, die nicht in einer Kirche uraufgeführt wurde. Dieses grandiose, immer mißverstandene Kunstwerk [von Beethoven] hat mit sakraler Musik nichts zu tun. Hier ringt, und das ist in jedem Takt zu spüren, ein Mensch ganz allein mit seinem Gott.

Es folgen weitere Veranstaltungen auf »Land-Marken«.

Gasometer Oberhausen. Der Gasometer hing über dem Abgrund. Dann haben ein paar Leute ›Halt!‹ gerufen – und Karl Ganser holte ihn aus dem Abgrund.

Karl Ganser bringt ›Christo und Jeanne-Claude‹ in den Gasometer. »Zu Christo muß ich sagen: Er macht die einzige Bespielung des Gasometers, die berechtigt ist. Denn bisher inszenierten wir in den Gasometer alles hinein, was man normalerweise in alles hineinstekken konnte. Mit der besonderen Raum-Dimension dieser Halle ist bisher keiner



Jahrhunderthalle in Bochum – Spielstätte der ›Ruhr Triennale‹

umgegangen. Daher ist es gut, daß mal einer kommt, der dem Raum eine ähnliche Größenordnung gegenüber setzt – und zeigt, wie das wirkt.«

Karl Ganser: »So kommt es auch, daß viele Künstler nicht merken, daß eine bestimmte Form nicht in den Gasometer paßt. Zum Beispiel der Sternen-Himmel.

Sie merken nicht, daß man die Gestalt des Zylinders verstärken muß. Wahrscheinlich auch die Höhe. Damit er noch höher erscheint, als er jetzt schon ist. Daß man hier in die Vertikale gehen muß, daß alles nach oben zieht. Das kann man wunderbar machen. Eine Ansammlung von Leucht-Platten wie Sterne hänge ich an die Seiten-Wand, – dann zieht es das Ganze nach oben. Das Verständnis für den Raum ist die Charakteristik eines guten Architekten.«

Karl Ganser kritisiert, daß für viele Künstler »Kunst museumsfähig sein muß. Damit steht sie aber meist nicht im Leben.«

Wer in den Grundlagen seiner Kunst sicher ist, kann sich auch in mehreren Gattungen bewegen: »Karavan könnte auch als Architektur verstanden werden.«

In der Tat: Dani Karavan ist ein Künstler aus dem Bereich des Mittelmeeres. Viele dieser Mediterranen können wunderbar mit Räumen umgehen.

Fellini im Gasometer. Der italienische Dichter und Drehbuch-Autor Tonino Guerra besuchte eine Aufführung von Shakespeares Sturm im Gasometer. Der Theater-Intendant Klaus Weise ließ ihn fragen, ob er ein Theater-Stück für diesen Raum schreiben könne. Tonino Guerra hat spontan eine Idee: »Mein Freund Federico Fellini kommt wieder und inszeniert: ein Stück, das in die Höhe geht, die Höhe nutzt, sie mit Bedeutung füllt.«

Es wäre interessant, mit dem Gasometer einen Ausflug in die italienische Kunst- und Kultur-Welt zu machen. Etwas rein zu holen, was dann auch populär sein kann. ›Wir zeigen die Welt von Fellini im Gasometer‹. Die Bild- und

Denkwelt dieses grandiosen Regisseurs, die viele Leute aus dem Film kennen. »Für den Gasometer«, sagt Karl Ganser, »braucht man immer eine grandiose Kulissenwelt. Fellini eignet sich dazu großartig.« Wir denken an Fellinis Film ›Achteinhalb‹. Darin kommt plötzlich ein Hubschrauber und mit dem Kran schwebt eine Madonna ein. Dieser Film steckt voller verrückter Geschichten.

Karl Ganser ist stets ein Kritiker landläufiger Verfahren. »Man kann kein gutes ›Ereignis‹ machen, wenn man zuerst fragt: Wo kommt Geld her? Man muß eine gute Idee entwickeln – und dann gucken, ob es dafür Geld gibt.«



Theater auf der Hale in Bottrop

Zum Gasometer hat er eine Vorstellung. »Man muß den Gasometer aus seiner Regionalität zu befreien versuchen. Auch Berlin und München muß man klar machen, daß der Gasometer Kommunikationswirkung für ganz Deutschland haben kann.«

Parzival. Im Gasometer inszeniert der vorzügliche Regisseur Johannes Lepper, Intendant des Theater Oberhausen den ›Parzival‹ von Tankred Dorst. Die Geschichte ist uralt. Ein Mann sucht den geheimnisvollen Gral. Niemand weiß, was der Gral ist. Es kann ihn auch nicht jeder suchen, sondern nur ein ganz besonderer Mensch.

Heute fragen wir: Warum kann ihn nicht jeder suchen? Im Gasometer zeigt Tankred Dorst seine moderne Version: Ein ganz einfacher Bursche steigt auf. Er wird wie bei Shakespeare zu einem Menschen, der glaubt, eine gewaltige Kraft zu haben. Das Theater zeigt, was aus einem Kerl wird, der Macht erhält. Als einfacher Junge kannte er sich aus mit den Vögeln, liebte sie, wußte, was Natur war. Jetzt aber erschlägt er alles, was ihm in den Weg kommt. Es begegnet ihm die Liebe, in einer Personifizierung, – und dreimal schlägt der Bursche zu. Aber die Liebe steht immer wieder auf. Dann findet er den Gral: Das ist ein kleines Vögelchen. Und jetzt geschieht das Unfaßbare: Er zermalmt diesen Vogel. Dann hat er einen Stein in der Hand – und jemand höhnt ihm zu: Du hast den Gral gefunden, aber du warst zu blind, um ihn zu sehen.

So einfach die Geschichte ist, so schwierig ist sie auch. So schwierig sie ist, so einfach ist sie auch. Tonino Guerra fragt: »Ist dies das Geheimnis unseres Lebens? Die Suche nach dem Gral ist ein Beispiel dafür, wie Menschen nach etwas fahnden, was sie in die Irre führt.«

Die Theater-Aufführung fand im Frühjahr statt – und es war bitter kalt. Die Leute bekamen mehrere Decken und hüllten sich darin ein.

Ebenfalls in der kalten Jahreszeit inszeniert später Johannes Lepper im Gasometer eine Montage von Büchners ›Dantons Tod‹ und Fellinis ›Orchesterprobe‹, zu der Tonino Guerra den größten Teil des Drehbuchs geschrieben hat.

Theater entwickelt sich zu einer wichtigen urbanen Intervention.

Nach der IBA erfindet Karl Ganser für diese kulturellen Stätten der Region ein Festival: die ›Triennale Ruhr‹.



Die Halde in Bottrop mit ihren Stelen und dem Blick auf das Kraftwerk Scholven

Vision des neuen Emscher-Tals

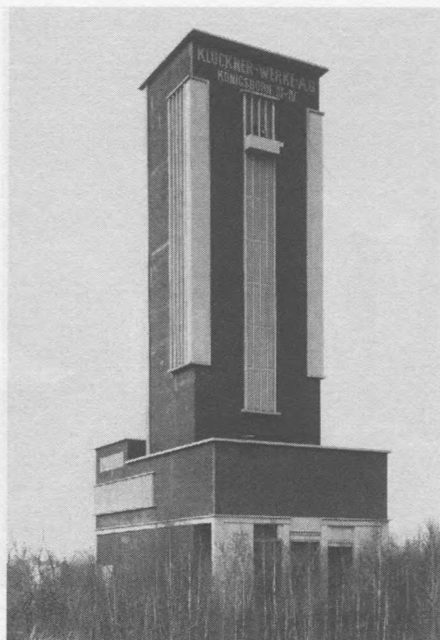
Die Wende auch an der Emscher. Peter Zlonicky formuliert ein grundsätzliches Problem in der IBA: »1989 fällt plötzlich die Mauer und 1990 kommt die Wiedervereinigung. Damit verändert sich auch in der IBA viel, weil das, was wir vorab schon auf den Weg gebracht hatten, auf einmal so nicht weiter laufen konnte. Die politische Linie änderte sich: Erst mußten Gelder in den Osten geschoben und der Osten aufgebaut werden. Das setzte eine andere Priorität.

In der ersten Phase gab es Wohnungsbau-Projekte wie Schüngelberg [in Gelsenkirchen-Buer] und Teutoburgia [in Herne]. Teutoburgia hatten wir schon vorher mehr oder weniger fertig, dann wurde es nachträglich zum IBA-Projekt geadelt. In dieser ersten Phase der IBA wurden Erweiterung und Neubau-Projekte relativ stark diskutiert.

Aber dann war es klar, daß nach dem Abflauen der Zuwanderungs-Welle von Rußland-Deutschen die demographische Entwicklung schwächer wurde. Das heißt: Neubau-Projekte waren kein Thema mehr. Die Bestands-Projekte waren zum großen Teil schon abgearbeitet. Wir mußten uns – neben großen Projekten wie Zollverein – neu orientieren.

Daraus entstand die Hinwendung zu Landschaft und Zeichen [in der Landschaft]. Die Aufgabe lautete: Die Landschaft auch optisch erfahrbar machen. Wir wollten die Topographie und den Raum im Großen neu besetzen.«

Wer hatte im IBA-Direktorium am meisten das Gefühl für so etwas? – »Ich



Der Ostpol der Halden-Kette in Bönen von Alfred Fischer

könnte es nicht mit Einzelpersonen verbinden. Ich denke, daß es ein kommunikativer Prozeß war. Am meisten wies Tom Sieverts auf künstlerische Bedeutungen und Veränderungen hin. Auch Rolf Kreibich ist ein kulturell sehr informierter und sehr gebildeter Mensch, der seine eigene Position stark einbrachte. Es war nicht so, daß der eine oder andere es gewesen wäre, sondern wir hatten immer einen sehr kommunikativen Prozeß.«

Wie kam Christoph Brockhaus, der Museumsdirektor aus Duisburg in diesen Prozeß hinein? – »Für mich erfahrbar durch ›Feuer und Flamme‹ [1995] im Gasometer in Oberhausen – die wunderbare Ausstellung, in der die Ruhrgebiets-Geschichte großartig aufgearbeitet und dargestellt wurde.«

Marken, Geschichten erzählen, Bedeutsamkeit. »Ich bin ein Anhänger von Marken«, sagt Karl Ganser. »Denn das Leben braucht Marken.« – Was ist eine Marke? Wofür ist eine Marke eine Marke? – »Ich kann nicht irgendwo etwas hin- oder rumstellen. Ein Hochhaus in Köln, in dem ein schlichter Büro-Raum vermietet wird, ist zwar hoch aufragend, aber es ist keine Marke. Es erzählt keine Geschichte. Es hat keine Bedeutung. Es ist einfach nur hoch – und stört. Entscheidend: Wenn jemand eine Marke setzt, wer auch immer das ist, dann muß er wer sein, was immer dieses ›Wer‹ ist.

Die Kirchen haben einen Kirch-Turm – zu Recht, weil sie in der Geschichte eine Rolle spielten. Ich kann keine Zeichen setzen, ohne daß das Zeichen eine innere Bedeutsamkeit hat.

Die IBA setzte ihre Land-Marken. Man kann jedes Zeichen daraufhin befragen, ob es eine Bedeutung hat oder nicht. Ich glaube, nicht alle besitzen eine gleich große Bedeutung – aber alle haben eine Bedeutung. Deswegen dürfen wir sie zu Recht ›Zeichen‹ nennen.«

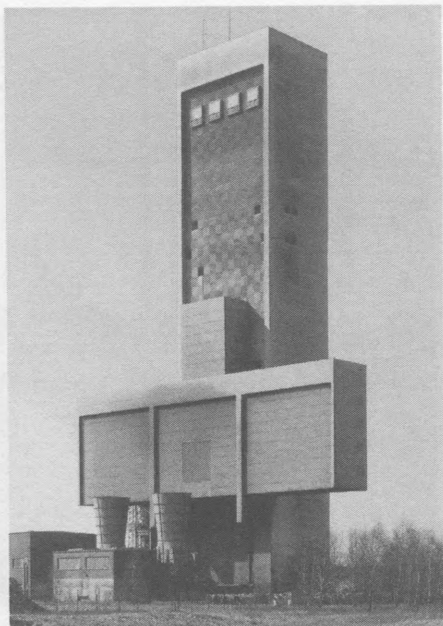
Etappen zur Kunst. Der Gedanke an die Marken, die Geschichten erzählen, ist der Beginn des Prozesses der Kunst in der IBA. Im Ruhrgebiet kommt Karl Ganser relativ spät auf die Künste, dann allerdings vehement. Dies geschieht in Etappen.

Der Landschafts-Künstler Herman Prigann schildert sie: »Bei vielen Gebäude-Komplexen wie zum Beispiel Zollverein konnte man das Feld Denkmal-Schutz aktivieren. Die Gebäude sind außen Denkmäler und innen erhielten sie einen neuen Ansatz in dem Sinn: ›Denk mal neu!‹ Es wurden innovative Kräfte reingesetzt!

Irgendwann waren auch die Modelle ›Wissenschaftspark‹ und ›Industriepark‹ abgearbeitet, sprich realisiert. Aber es gab einen weiteren Komplex: Es galt, eine neue ästhetische Form im Ruhrgebiet zu finden – eine Kunst-Form zu etablieren, die der Problem-Stellung gerecht wurde.

Um 1995/1996, als Karl Ganser mich in Werningerode kennen lernte, als er die Eröffnung meiner Installation ›Der Ring der Erinnerung‹ besuchte, spürte er, glaube ich: Hier ist ein Ansatz einer Landschafts-Kunst, die noch nicht vielfach verwandt wurde, – die man auch nicht vergleichen kann mit der ›land art‹ der 1960er/1970er Jahre in Amerika. Er erlebte hier etwas, das ihn sehr faszinierte. Und er überlegte: Was geschieht auf einer Brache im Harz, wenn so etwas dabei heraus kommt? Was ist das für eine Kunst-Form ist, die nie ein End-Bild produziert, sondern die in dem Bild immer Zeit und Raum integriert, – also die Metamorhose.

Ich glaube, daß ihn dies inspiriert hat, es in die IBA hinein zu holen – durch Menschen wie mich, – weil die IBA selbst einen Metamorphose-Prozeß darstellt. Ich denke, da gab es von seiner Vision, dem Wandel des Ruhrgebietes, den gedanklichen Sprung: fasziniert zu sein von einer Kunst, die die Wandlung in den Mittelpunkt stellt.«



Der Westpol – Zechenturm in Kamp-Lintfort

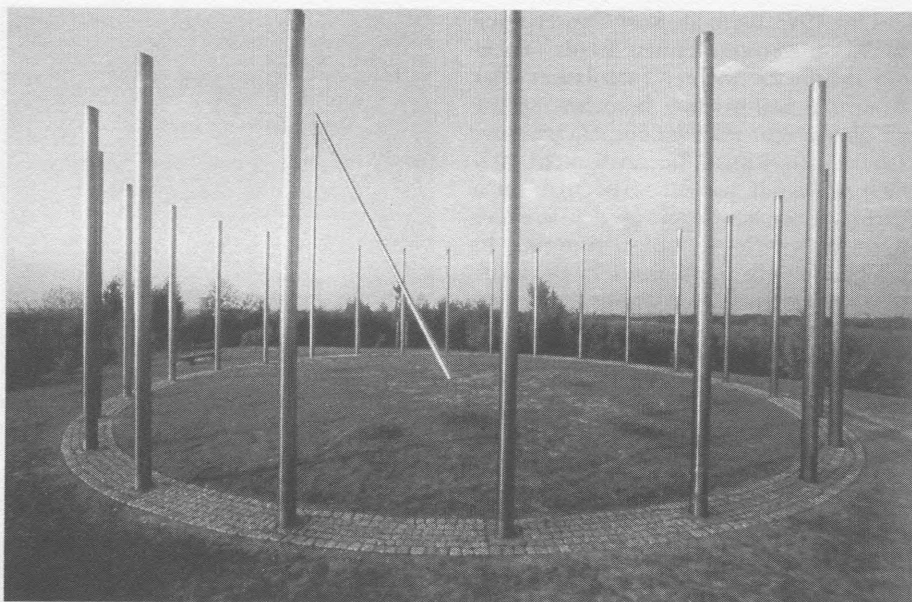
Prigann trifft Ganser. 1992 findet im Harz im Rathaus in Werningerode ein Symposion statt: zur Eröffnung des ›Rings der Erinnerung‹ von Herman Prigann. Die Tagung wird veranstaltet von Herman Prigann und Dieter Ronte (Museums-Direktor in Hannover). Der Titel lautet ›Ökologie, Ökonomie und Kunst.‹ Zum ersten Mal in Deutschland wird diese Thematik im Kontext aufgearbeitet.

Nach den Veranstaltungen diskutieren einige Leute in einem Keller. »Ich habe ihn«, sagt Prigann, »Auerbachs Keller genannt, weil mich dieses Gewölbe an die Geschichte vom Dr. Faust erinnerte. An diesem Abend lernte ich Karl Ganser und Rolf Kuhn, damals Bauhaus-Direktor, kennen. Karl Ganser kam auf mich zu und sagte, das hätte ihn alles wahnsinnig fasziniert. Er ist dann mit mir hoch gewandert: zu dem Objekt oben im Harz. Es habe ihn sehr inspiriert, sagte er. Und er bat mich, ihn im Ruhrgebiet zu besuchen. Er sei dort seit einigen Jahren Chef der IBA und er möchte mir gern Restflächen vorstellen und mich damit konfrontieren. Er hoffe, daß ich da mitarbeite.«

Gleichzeitig kommt Rolf Kuhn auf Herman Prigann zu. Karl Ganser empfiehlt Rolf Kuhn, Prigann ins Bauhaus in Dessau einzuladen.

Einige Wochen später hat Herman Prigann einen Termin mit Karl Ganser im IBA-Sitz auf Rhein-Elbe in Gelsenkirchen. Zwei Tage danach tagt der Sachverständigenrat zum »Restflächen-Problem«.

Karl Ganser fragt Herman Prigann: »Haben Sie Interesse, hier zu wirken?« Er antwortet: »Ja, absolut.« Sie schauen sich verschiedene sogenannte Rest-Flächen



Sonnenuhr von Jan Bormann auf der Halde Schwerin in Castrop-Rauxel

im Ruhrgebiet an. Am Ende fragt Karl Ganser: »Kann Sie Rhein-Elbe faszinieren?«

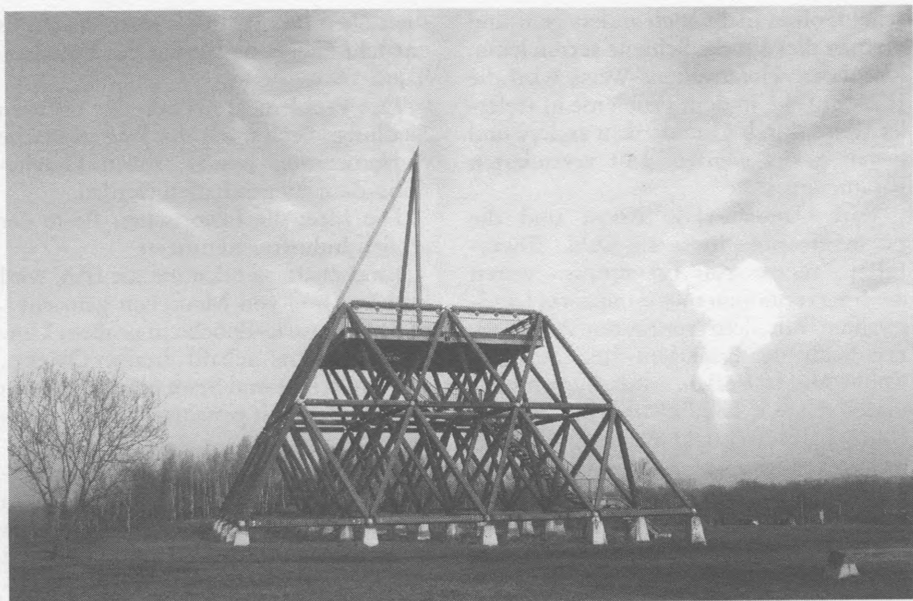
»Ich erinnere mich, daß er sagte – wir waren schon per Du: ›Du kannst dir auf Rhein-Elbe auch eine Bank reinsetzen. Und bis 2000 hast du Zeit. Das sind jetzt noch fünf Jahre. Und Du kannst träumen, bis dir etwas einfällt. Aber 2000 erwarte ich, daß irgendetwas ganz Wichtiges und noch nie im Ruhrgebiet Dagewesenes auf dieser Fläche passiert.«

Das kommt Herman Prigann großzügig vor, – »so wunderbar! Das hatte ich vorher noch nie erlebt. Da gibt mir einer 75 Hektar an die Hand – wie in alten Zeiten: ein Lehen. Darin bin ich eigenverantwortlich, nicht eingegrenzt mit finanziellen Mitteln. Mit einer offenen Zukunft.«

Es gelingt Herman Prigann, in der Landschafts-Gestaltung und in der Landschafts-Kunst – ein einmaliges Unikat Rhein-Elbe zu schaffen. Es setzt einen Meilenstein im Umgang mit Industrie-Brachen.

Wie wird das von der Bevölkerung angenommen? Herman Prigann meditiert: »Wir beide haben uns darüber viel unterhalten. Ich sagte: Die Erinnerungs-Werte, die an dem Material, mit dem ich umgehe, haften, sind Reste von ehemaligen Industrie-Standorten, Die Menschen werden lernen und annehmen. Und so geschah es.«

Herman Prigann: »Das Unternehmen wäre ohne Karl Ganser nicht möglich gewesen. Als Künstler braucht man immer einen höchst engagierten Kurator, der Sachverstand hat und auf der kulturpolitischen Ebene bereit ist, sich aus dem Fenster zu hängen für etwas, das noch nicht mehrfach da war und daher fast immer abgelehnt wird. Sein Verdienst: Er hat den Mut, total unkonventionelle Wege zu gehen.«



Auf der Halde Waltrop: Spurlatten-Turm von Jan Bormann

Herman Prigann erinnert sich: Bei der Eröffnung von Rhein-Elbe nahm sich Karl Ganser eine Holzkiste aus der Forst-Station, die im früheren Umspann-Werk entstanden war, stellte sich darauf, bat um Aufmerksamkeit und sagte: »Sie werden es nicht glauben – was Prigann hier machte, da hat der Quadratmeter nur eine DM gekostet.«

Prigann bemerkt dazu: »Daß er dies sagte und kein Wort darüber, ob er es toll fand, nichts zur künstlerischen Perspektive, sondern zum Nerv von Leuten, mit denen er ständig im Gerangel war, – das war das schlagende Argument: eine Mark für einen Quadratmeter Rhein-Elbe. Es hat mich amüsiert. Ich lachte laut. Niemand konnte mehr etwas dagegen sagen. An diesem Punkt war das psychologische Geschick von Karl Ganser sichtbar, weil er seine Leute kannte.«

Finde-Prozesse. »Von den Rest-Flächen hatte ich keine Ahnung. Karl Ganser hat gesehen, daß mein Ansatz passen könnte. Er hatte seine Problem-Felder im Kopf und suchte dann: Wo sind Leute, die kompatibel sind – mit Lösungs-Beiträgen?«

Karl Ganser erweist sich dadurch als der Geograph, der in der Lage ist, weit über die Stadtplanung hinaus Terrains zu sehen. Dann wird ein Wort wie Restfläche von der IBA infrage gestellt und schließlich abgeschafft.

Maßstabs-Veränderung. Er verändert die Maßstäbe: vom Stadtplaner zum stadtplanerischen Geographen. Dies ist die fundamentale Veränderung im Planungs-Geschehen der IBA. Sie wird nicht aus Zunft-Denken dirigiert, sondern arbeitet mit einem anderen Denk-Ansatz.«

Symbolische Thematisierung. »Das IBA-Team befragt die herkömmliche Bearbeitung der Aufgaben«, spinnt Herman Prigann den Argumenten-Faden weiter, »stellt Aufgaben in Frage,

schaut, ob es nicht auch anders geht und ob man dies auf die Schiene setzen kann. Mit dieser Herangehens-Weise wird die IBA ein Feld, in dem Probleme in vielerlei Weise durch Querdenken anders und besser gelöst werden. Mit veränderten Parametern.«

Karl Ganser: »Die Kunst und die Försterei [im Industrie-Wald Rhein-Elbe] – meine späte Erkenntnis – waren die Interventionen in komplizierte Landschaften mit dem geringsten Aufwand. Das heißt: der Rückriem-Stein auf dem Kohle-Absatz-Becken auf Zollverein thematisiert mehr Landschaft als der größte Landschafts-Architekt machen kann. Das haben die Leute nur nie begriffen.

Die Landschafts-Architekten sagten immer: ›Karl Ganser hat etwas gegen uns‹. – Nein, es ging mir immer – auch unter dem Gesichtspunkt des ökologischen und finanziellen Aufwands – darum: mit einem Minimum an Eingriff ein Maximum an Umdeutung zu geben. Der Förster, der in Uniform durch Gelsenkirchen läuft, deutet mehr um als der beste Landschafts-Architekt auf Industrie-Flächen. Herman Prigann, der irgendwo etwas hinsetzt, zum Beispiel die Himmelsleiter auf Rhein-Elbe, deutet mehr um für das ganze Revier als die größte Architektur.

Oder Serra, der die Bramme auf die Halde setzt, erzeugt mehr Aufmerksamkeit, – ganz einfach: weil eine insgesamt hektische Region einen Ort der Ruhe braucht. Das kann man mit Mitteln der Bildenden Kunst machen. Aus diesem Grund kam ich zur Bildenden Kunst.«

Gravitations-Zeichen. Weithin im westlichen Ruhrgebiet ist der Gasometer von Oberhausen sichtbar – ein Orientierungs-Zeichen wie das Straßburger Münster. Er steht in einer Kette von Landmarken – entlang der Emscher, von Dortmund bis Duisburg.

Sie fielen nicht wie Meteore vom Himmel, sondern sind Frucht eines ästhetischen Programms – einer Vision: Es entsteht eine neue Gestalt des Emscher-Tales.

Das Problem: innerhalb des diffusen Siedlungs-Breies, wie ihn jede städtische Agglomeration besitzt, sollen Gravitations-Zentren geschaffen werden.

Die Idee: die historischen Reste der großen Industrie zu nutzen.

Landschaft, so erkannte die IBA, wird immer schon von Menschen gemacht – in der Industrie-Epoche in großem Umfang. Industrie schafft riesige Objekte, die Landschaft und Stadt prägen. Warum nicht auch damit gestalten? – aber anders als bisher.

In den 1960er Jahren sollte das Ruhrgebiet nach großflächigem Abriß neu gebaut werden. Das scheiterte: Denn in einem solchem Ausmaß kann niemand gestalten. Die IBA entwickelte eine pragmatische Strategie: minimaler Eingriff – aus Respekt, aus Ohnmacht, aus klugem Umgang mit Ressourcen, aus Erkenntnis der Möglichkeiten. Das Gestalten erhält eine andere Konzeption: Es entsteht eine Landschaft des ästhetischen Bewußtseins.

So wurden als Protest gegen das »*tabula-rasa*-Denken«, einem Jahrhundert-Irrtum, viele »Unorte« produktiv gemacht. Es bilden sich aus Zusammenhängen mit dem Alten neue Zeichen. Gerade wegen seiner Verletzungen nimmt sich die Industrie-Landschaft das Recht auf Schönheit.

Die erste Schicht der Landmarken waren aufragende Industrie-Giganten. Dafür hatte sich seit den späten 1970er Jahren der Blick verändert.

Die zweite Schicht ist besonders eigentümlich. Seit eineinhalb Jahrhunderten wurde im nördlichen Ruhrgebiet in großem Umfang Kohle aus großer Tiefe geholt. Mit ihr kamen erhebliche Mengen an Gestein aus der Erde – so entstand eine Kette von völlig künstlichen Bergen.

Zunächst versuchten die Zechen, diese Berge zu verstecken: sie derart mit Ve-



Siedlung Schüngelberg und ihre Halde in Gelsenkirchen-Buer

getation zu überziehen, daß sie so aussahen, als hätten sie dieselbe Natur wie das Münsterland.

Dann wandelte sich der Blick. Das formulierte der Schweizer Querdenker Rolf Keller sinngemäß so: Diese Berge sind Kunst-Formen – setzen wir sie in Wert!

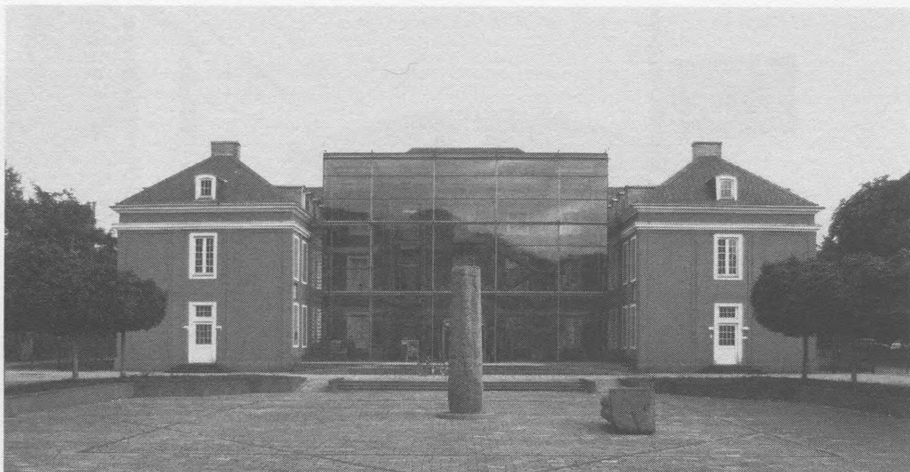
Auf Initiative von Karl Ganser ließ sich Karl Kleineberg bei der Ruhrkohle AG darauf ein, noch einen Schritt weiter zu gehen: Er setzte durch, daß von vornherein Gestein so geschüttet wurde, daß Kunst-Formen entstanden. Die IBA nennt diese Hügel nun ›Landschafts-Bauwerke‹.

Die dritte Ebene: Kunst-Orte. Martin Oldengott in Castrop-Rauxel begann damit, auf diese künstlichen Berge Kunst-Objekte zu setzen – in Zusammenarbeit von Bewohnern und Künstlern.[1] Auf der Halde Schwerin gestaltete der Bildhauer Jan Bormann mit blinkenden Stäben eine große Sonnen-Uhr.

Karl Ganser formulierte Kriterien: Diese Kunst darf nicht beliebig sein, sondern muß etwas mit dem Ort zu tun haben – ihn in Schwingung versetzen, ihn interpretieren, zuspitzen, Kontrast schaffen, ihn in eine Szenerie verwandeln.

Dann entsteht eine Kette von Landmarken und Kunst-Orten. Sie startet im Osten der Region in Bönen: mit dem ›Ost-Pol‹. Er wird gebildet vom avantgardistischen Zechen-Turm (1927) von Alfred Fischer.[2] Die riesige Halde in Bergkamen trägt den bezeichnenden Namen ›Großes Holz‹. Ein Industrie-Gigant ist die Kokerei Hansa in Dortmund-Huckarde, auch Sitz der ›Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur‹.

Hoch über Castrop-Rauxel erhebt sich auf einem Bergrücken die Halde Schwerin: mit einem Geo-Kreuz und einer Sonnen-Uhr aus blinkenden Stäben – gewidmet dem Mythos der Sonne. Am Fuß stellte eine Gruppe von Bewoh-



Ausstellungs-Ort für die IBA – die Ludwig Galerie im Schloß Oberhausen

nern zusammen mit dem Künstler Peter Strege einen Quell-Tempel auf: Antike – in Stahl. Unweit ragt ein Hammerkopf-Zechenturm auf – umgeben von einem ›irischen Baum-Kreis‹, den Martin Oldengott entwickelte. In der Ebene hält der Turm der Zeche Erin mit dem Erin-Park die Erinnerung an die Herkunft eines Gründers wach: mit einer »irischen« Landschaft.

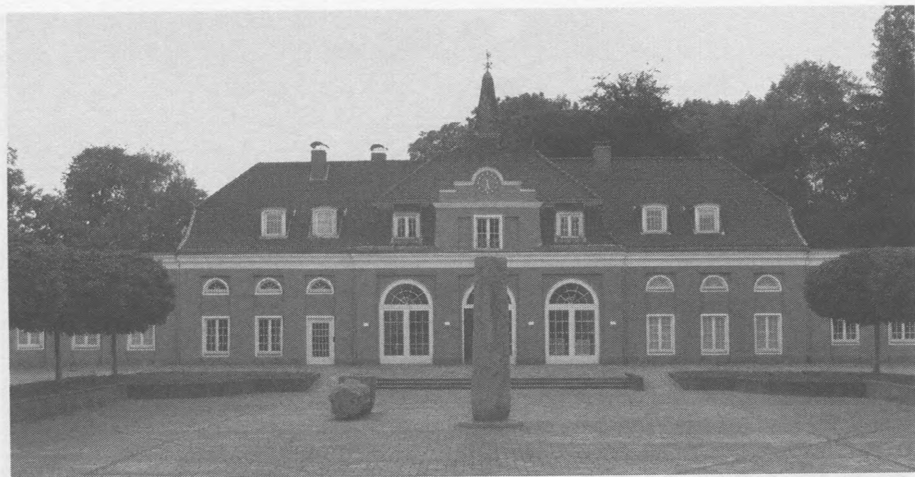
In Herne-Börnig liegt neben der großartigen Siedlung Teutoburgia der ›Kunstwald‹: Industrie-Natur, ein Zechen-Turm und Kunst-Werke. In Herten breitet sich die mächtige Halde Hoppenbruch aus. In Bochum treffen wir einen Schau-Platz von antiker Größe – in Stahl: die Jahrhunderthalle.

Im Süden von Gelsenkirchen, auf dem Gelände der Zeche Rhein-Elbe, legte Herman Prigann einen Skulpturen-Wald an: Fundstücke abgerissener Bauten sind Spuren, die Prigann weiter gestaltet, um wirkmächtig Assoziationen entstehen zu lassen. Sie laden die Gegenwart auf, weil sie sowohl in die Geschichte wie in die Zukunft führen. Weiter südlich kommen die Wanderer zu Priganns Pyramide: zum ›Spiralberg‹, an dem eine ›Himmelstreppe‹ in die Höhe führt – zu einer südamerikanisch wirkenden Gestalt. Stille. Ausrufe-Zeichen. Frage-Zeichen. Erinnerung an die Mythen der Welt – in Zusammenhang mit den Mythen des Ruhrgebietes.

Jenseits der Emscher in Gelsenkirchen-Buer führt eine Achse der Siedlung Schüngelberg weiter mit einer steilen Treppe in die Höhe auf die kahle Halde Rungenberg.

In Essen-Katernberg steht mit Zollverein das einst größte Bergwerk der Welt: eine ›Bauhaus-Zeche‹ (1928).

Zur Künstlichkeit des »Glasperlen-Spiels« der Architekten Fritz Schupp und Martin Kremmer kontrastiert Industrie-Natur: ein Labyrinth. Mitten darin steht eine große Skulptur des Bildhauers Ulrich Rückriem – nach dem Leitbild megalithischer Steine, wie sie auf angelsächsischem Boden stehen. Einst war sie die erste Außenstelle der Documenta Kassel. In Sichtweite erheben sich weit in den Himmel sechs Schornsteine der erhaltenen Kokerei Zollverein.



Ausstellungs-Ort für die IBA – die Ludwig Galerie im Schloß Oberhausen

Unweit in Essen-Karnap neben der Emscher-Autobahn (A 42) breitet sich ein langer Hügel aus unterirdischem Material aus. Richard Serra schuf auf seiner Hochfläche eine »Wüste«. Von hier aus haben wir den besten Blick über den Landschafts-Körper des Emscher-Tales. Karl Kleineberg war Zeuge eines bildhauerischen Schaffens-Prozesses und berichtete davon: Auf die vielen Spitzen von Kirch-Türmen und Schornsteinen gibt Richard Serra bewußt eine Antwort: mit einer schmalen, sehr hohen Stahl-Stele – der »Bramme«.

Über Bottrop erhebt sich die Halde Beckstraße. Das Paradox: Das Unterste, das jemals aus dem Berg geholt war, ist heute das Oberste. Inszeniert wird der weite Blick: mit einer Pyramide aus einer fulminanten Stahl-Konstruktion. Auf ihren Schwindel erregenden Hänge-Treppen entsteht »das Gefühl, durch die Luft zu laufen« (Rosemarie Noack).

In Gladbeck wird die Halde Mottbruch wie ein Vulkan geschüttet. Über die Grenze von Bottrop und Oberhausen greift die Halde Prosper-Haniel mit einer Reihe von Stelen und dem runden Berg-Theater – wie im griechischen Epidauros. In Oberhausen stehen auf dem Plateau des Olga-Parks drei Land-Marken: Zechen-Turm, »Dom« (eine umgebaute Kokskohlen-Mischanlage) und ein neuer Aussichts-Turm.

Die wirkmächtigste Land-Marke ist der Gasometer. Er schafft Stille – inmitten der ungeheuerlichsten Bewegung von Energien der Industrie-Epoche zu seinen Füßen.

In Mülheim an der Ruhr bildet der Wasserturm ›Aquarius‹, ein Museum zum Wasser, eine Land-Marke. Ein weiterer Höhepunkt: Die drei Hochöfen des Hüttenwerkes im Landschaftspark Duisburg Nord. In der Industrie-Natur des umgebenden Parks entstand ein Biotop mit seltenen Arten von Pflanzen und Tieren.

Wo die Ruhr in den Rhein mündet, ragt auf der Landspitze ein hoher ›Farbkörper‹ aus Stahl hoch: ›Rheinorange‹ intensiviert den Ort. Gegenüber: die Halde Rheinpreußen. Rheinabwärts: die Halde Pattberg.



Den ›West-Pol‹ der Kette von Landmarken bildet der gigantischste Zechen-Turm: Rossenray in Kamp-Lintfort.

Nachts treten an die Stelle eines Jahrhunderts von tausend Feuern heute die Gestalten der Licht-Kunst – die Fortsetzung der »Nachtschönheit« (Heinrich Hauser) mit anderen Mitteln: Nacht-Zeichen und Nacht-Bilder.

Das ideale Bild im Kopf. Wie kann diese Kette der Land-Marken als Bild wirksam sein? – In der Fülle, die inzwischen in allen dichtbesiedelten Gebieten herrscht, ist diese IBA-Gestalt des Landschafts-Körpers nicht einfach erkennbar. Sie ist ein Bild – aber so funktioniert im Grunde doch alles: als Bild im Kopf.

Der komplexe Zusammenhang benötigt Vermittlung. Erst das Wissen bringt die Anschauung zur Entfaltung. Die IBA bestimmte eine Ausstellung in der Galerie Ludwig im Schloß Oberhausen: zu Füßen des Gasometers, am einzigen erhaltenen Rest der alten Emscher, nahe der Autobahn gut erreichbar. Hier kann sich der Einheimische und der Besucher zu einer spannenden Reise über die Vision des Tales informieren: über die Kette der Landmarken. Die Museums-Gestalter haben dies selbst zum Kunstwerk gemacht.

Licht-Inszenierungen. Lange Zeit galt Gelsenkirchen als die ›Stadt der tausend Feuer‹: Hochofen-Abstich. Schlacken-Transport. Aufschütten auf der Halde. Kokereien hatten brennende Abflamm-Fackeln. Die Industrien und Gleis-Anlagen waren beleuchtet. Lichter der Großstadt. Ein Jubiläums-Buch für Thyssen trug den Titel »Die Feuer verlöschen nie«.

Castrop-Rauxel stößt 1995 als erste Stadt im Emscherraum mit einer Idee von Martin Oldengott eine Licht-Inszenierung an: mit dem ›Nacht-Tag-Panorama‹ in seinen Regionalen Grünzügen.

Karl Ganser: »Die großen Zeichen der Industriezeit nachts erstrahlen zu lassen, ist so legitim wie die Beleuchtung von Kirchen und Schlössern. Aber in der Wahl der künstlerischen Mittel sollten die Ansprüche weitergehen. Der jungen Geschichte dieser Anlagen ist es angemessen, das neue Lichtkleid frech,



farbig, auffallend zu entwerfen und sich auf diese Weise bewußt von der Mode der Ausleuchtung historischer Gebäude abzusetzen … Das Ruhrgebiet hat es gewagt, eine große Licht-Baustelle zu eröffnen.«

Die neue Gestalt der Landschaft. Die Kern-Idee des Visionärs Ganser steht bereits 1989 vor Augen: der Park – quer durch die Region. Die Vision entwickelt sich weiter, wie er sagt, durch lange Jahre der Beobachtung, oft auch aus der Distanz.

Das umfangreiche Unternehmen geschieht in mehrerer Hinsicht gegen den Zeit-Geist – in einer Zeit, in der kaum jemand mehr an zusammenhängende Planung glauben will.

Am meisten ambitioniert ist der Gedanke, dieser Region erneut ein Profil zu verleihen: eine Gestalt – merkbar und mit einer Faszination, die den Millionen Bewohnern eine positive Identifikation mit Perspektiven gibt. Nach außen hin sollte sie so attraktiv sein, daß das Ruhrgebiet wieder wahrnehmbar wird – mit einem veränderten Bild.

In der Tat: Das Kaumglaubliche geschah – die IBA brachte eine neue Landschaft zustande – eine Gestalt.

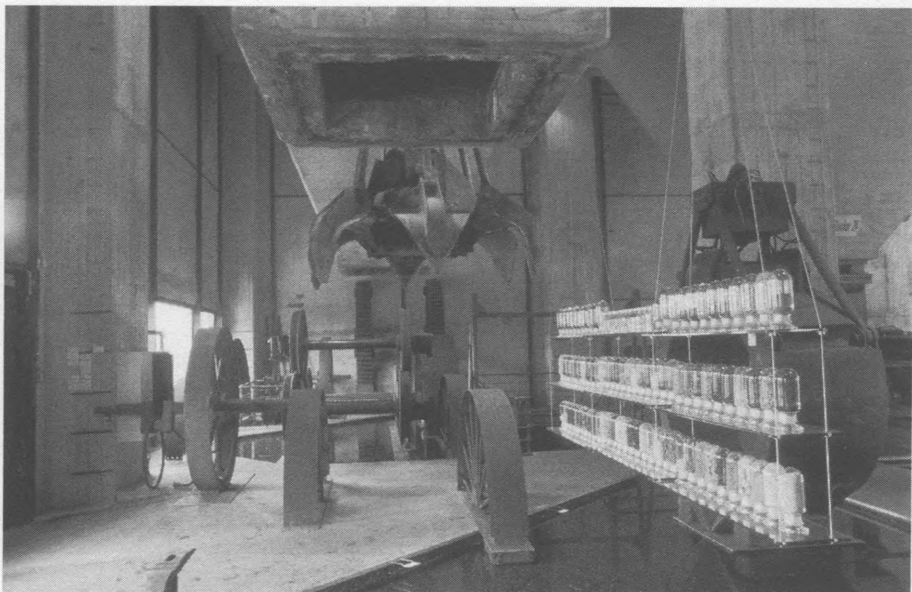
Nun dürfen Generationen daran weiter arbeiten.

Die Ludwig Galerie im Schloß Oberhausen machte eine große Ausstellung mit Katalog und Routen-Führer.[3]

Das Recht auf Schönheit. Das Industrie-Gebiet nimmt sich das Recht auf Schönheit, indem es Schönheit herstellt – indem es sie macht.

In einem zehnjährigen Prozeß überwindet die IBA zunächst einen zerstörerischen Jahrhundert-Irrtum: Sie stellt das Alte und das Neue nicht mehr gegeneinander, sondern gestaltet es in einer Synthese. Das Alte wird nicht mehr planiert, sondern bildet eine Struktur-Ebene in dem neuen Bild der Landschaft. Daraus entsteht eine Dramaturgie.

Zudem entsteht in einer zehnjährigen Diskussion die Erkenntnis, daß die Industrie-Epoche sich ihre eigene Ästhetik schafft: sie stammt aus ihren eigenen Voraussetzungen, Materialien und Prozessen.



IBA-Ausstellung „Sonne Mond und Sterne“ in der Kokerei Zollverein in Essen

Finale der IBA 1999

Das Finale ist ein Welt-Ereignis. »Mit ihm bringt Ganser das Ruhrgebiet groß heraus.« (Andreas Rossmann) Ein halbes Jahr lang läuft ein intelligentes Ereignis nach dem anderen vor Augen und zum Miterleben ab. Fast nirgendwo ist es Schau, sondern immer hat es eine erkenntnis-öffnende Faszination – in die Substanz von zehn Jahren Arbeit. Nie zuvor gab es irgendwo eine Landes-Entwicklung in dieser Breite und mit dieser Qualität. Sie stellt das Ruhrgebiet nach einer großen Katastrophe wieder auf die Füße.

Das Finale zeigt: 140 Jahre lang war die Landschaft beherrscht vom industriellen Komplex, dann kam eine tiefe Krise, jetzt aber ist sie die dichteste kulturelle Region der Welt.

Am 24. April 1999 beginnt morgens das Finale.

Die Ouvertüre des Finale: in der riesigen Halle der Kraft-Zentrale im Hüttenwerk und Landschafts-Park Duisburg Nord. Geladen sind 1.400 Ehren-Gäste.

Wie wenig die Bürgermeisterin von Duisburg, der Ministerpräsident des Landes und der Bundeskanzler Lust haben, sich in die IBA zu vertiefen, sie wert zu schätzen und aus ihr zu lernen, wird in ihren faden Reden deutlich. Besonders peinlich: Bundeskanzler Gerhard Schröder trägt weithin seine letzte Wahlrede vor. Die Politik erstarrt in eitler Selbstzufriedenheit, der Ministerpräsident schwafelt, der Kanzler will zum Büfett. Und vorzeitig verläßt er das Fest.

Dann tritt Karl Ganser ans Mikrophon und spricht völlig im Gegensatz zur »ritualisierten Langeweile« der drei Politiker. Seine Rede und seine auf drei Leinwänden projizierten Bilder beschäftigen die Zuhörer: Er breitet seine Vision aus – auf den Flügeln der Leidenschaft. Er setzt auf die faszinierende Kraft seiner Bilder. Zu spüren ist, wie es lodert und brennt. Schon nach wenigen Sätzen ist es in der weiten Halle ganz still, die Menschen hängen an seinen Lippen, – die einen entsetzt, weil er provoziert, die anderen begeistert, weil die Provokationen den Kern treffen.

Mit leiser, aber zwingender Stimme redete er dem Ministerpräsidenten Wolfgang Clement ins Gewissen, die stupide Bürokratie stärker politisch zu führen, die gerade erst implantierten Ideen weiter zu pflegen, die Köpfe der Menschen wach zu halten, nicht wieder alles durch Routine zernagen zu lassen. Letzte Herausforderung des IBA-Intendanten: »Es darf im Jahr 2000 keine Zäsur geben. Und die Milliarden dürfen nicht in die Betonierung der Region gehen.« Die Region soll nachdenken, wie sie unter dem Gesichtspunkt »Mehr Ökologie und mehr Bau-Qualität« weiter arbeiten will.

»Das war der Abschied von seinem Lebenswerk, dem milliardenschweren Ruhrgebiets-Umbau«, sagt kurz danach im Gespräch einer der Zuhörer.

Es gibt einige Momente in den hoch aufgeklärten zehn Jahren der IBA, wo es



IBA-Ausstellung „Sonne Mond und Sterne" in der Kokerei Zollverein in Essen



Zur Ausstellung: Ein Riesen-Rad in der Kokerei Zollverein in Essen

fast religiös zugeht. Karl Ganser läßt am Schluß des Festes die ›Missa solemnis‹ von Ludwig van Beethoven aufführen. Dieser Beethoven! – er spricht nicht darüber – aber man kann sich vorstellen, daß er sich auch selbst darin sah.

Der Chefdirigent der Stuttgarter Symphoniker, Lothar Zagrosek, und die Junge Philharmonie spielen diese Musik, die das Ereignis großartig interpretiert. Es ist eine Messe, die die Dramatik der Welt vorstellt. Im Zentrum steht nicht mehr die Kette der kirchlichen Rituale, sondern die eigene und starke Verarbeitung des Menschen Beethoven. Es ist die einzige Messe, die nicht in einer Kirche uraufgeführt wurde.

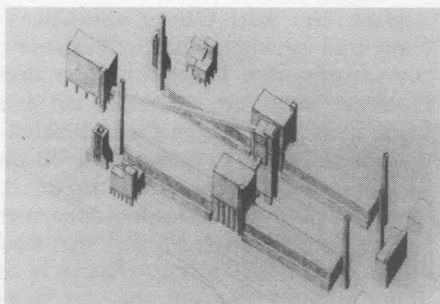
Die Routen werden mit vielen Veranstaltungen eröffnet. Dazu gehört: der ›Finale 99 – Emscher Park Radweg‹. Seinen Start erhält er im Nordsternpark Gelsenkirchen.

Am 29./30. Mai 1999 wird die Route der Industriekultur der Bevölkerung übergeben: Sie ist ein 400 Kilometer langer Rundkurs. Sie hat Ankerpunkte mit Info-Zentren.

Bahnhöfe. IBA-Planer Dieter Blase schuf die »Renaissance der Bahnhöfe« an der ersten deutschen Überland-Eisenbahn: der Köln-Mindener Eisenbahn. Zehn verwahrloste Bahnhöfe wurden restauriert und modernisiert. Den populären Höhepunkt bildet zum Finale ein Festival mit viel Programm.

Kongresse. Es gibt zahlreiche Kongresse.

Ehrendoktor. Die Abteilung Geographie der Ruhr-Universität Bochum mit den Professoren Heiner Dürr und Lienhard Lötscher verleiht Karl Ganser die Ehrendoktor-Würde. Karl Ganser nimmt dies mit einem ambivalenten Satz entgegen. »Als mir die Geographen der Universität Bochum den Ehren-Doktor offeriert haben, sagte ich: Ich brauche ihn nicht, aber wenn ihr glaubt, das nutzt euch, dann macht das.« Da beginnt man zu fragen, ob das Fach Geographie vom Querdenker-Geographen Karl Ganser gelernt hat bzw. lernen möchte.



Kokerei Nordstern von Fritz Schupp in Gelsenkirchen

Ausstellungen. Im Finale gibt es vier große Ausstellungen und vier Routen kreuz und quer durch's Revier. Und zahlreiche dezentrale Veranstaltungen.[1]

Eine ganz neue Weise der Ausstellung präsentiert die Kraft-Zentrale im Landschaftspark Duisburg-Nord: an den Außen-Seiten des großen Gebäudes hängen hoch oben – zu einem Fries aneineinder gereiht – riesige Fotos von Bernhard und Hilla Becher – dauerhaft. Innen sehen die Besucher eine Ausstellung von Fotographien der zehn Jahre IBA.

In Oberhausen findet die IBA-Landesgartenschau Olga 1999 statt.[2] Mit vier Park-Festen ›Luft‹, ›Wasser‹, ›Erde‹, ›Feuer‹, inszeniert von Roncalli-Zirkusdirektor Bernhard Paul.

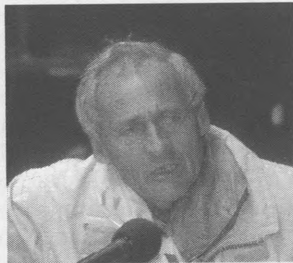
In Sicht-Weite stellen Christo & Jeanne Claude aus. Sie eröffnen mit dem Satz: »Der Gasometer ist transformiert: er ist das größte Museum of Modern Art der Welt.« 13.000 bunte Fässer – »ein Schrei der Farben« – wachsen bis in 26 Meter Höhe empor: ›the wall‹[3] – so hoch wie ein zehnstöckiges Haus.

Im Erdgeschoß: zwei dokumentarische Ausstellungen zu Werken von Christo & Jeanne Claude: »Die Schirme« und die »Verhüllung des Reichstags«. –









Karl Ganser im Gespräch mit Ilse Brusis, Ministerin für Städtbau und Kultur NRW.

Städtebau- und Kultur-Ministerin Ilse Brusis: »Ein fast mystisch anmutender Raum. Einmalig. Im IBA Emscher Park wird die Kunst zur Beschützerin der Natur – mehr als es Gesetze vermögen.« – Oberbürgermeister Burkhard Drescher: »Weltkunst im Ruhrgebiet.« – Fast 500.000 Menschen kommen.

Nebenan präsentiert die Galerie Ludwig im Schloß Oberhausen eine Vision des Emscher-Tales – mit dem Titel ›Kunst setzt Zeichen‹.[4] Titel der Säle: Land-Marken. – Bei Tag und bei Nacht. – Kathedralen der Arbeit. – Ruinen-Landschaft. – Nacht-Bilder. – Der weite Blick. – Aus der Tiefe. – Rückkehr der Natur. Ausstellungs-Kurator Peter Pachnicke und der Fotograf Thomas Wolf verstehen es, im Gebäude den Kosmos der Industrie-Kultur mit seiner neuen künstlerischen Dimension wirksam werden zu lassen. Es ist eine Ausstellung von Welt-Rang.

Einige Kilometer entfernt steht im Norden von Essen, in Katernberg, die Kokerei Zollverein. Bis zur Stillegung

1993 produzierte sie täglich 10.000 Tonnen Koks. Jetzt besuchen 200.000 Menschen die Darstellung von Geschichte und Zukunft der Energie: die Ausstellung ›Sonne Mond und Sterne‹.[5] Sie entstand aus Ideen von Ulrich Borsdorf, Karl Ganser, Gottfried Korff und Jürg Steiner. Karl Ganser betitelt den dafür hergerichteten Kohlen-Turm: »Der schönste Museumsbau der Nachkriegszeit im Ruhrgebiet.« Er ist eine Aufforderung: Nutzt die verlassenen Tempel der Industrie – sie erzählen Geschichte.

Feste. Nahezu alle Projekte werden von Festen begleitet.

Beispiele: Haldenfest Hoppenbruch in Herten. – Fest der Sinne im Kunstwald Teutoburgia in Herne. – »LandMarks 5-Himmelstreppe und MusikCirkus« am Tetraeder in Bottrop. – Landschaftspark Duisburg-Nord: im Projekt ›LandMarks‹ vereinen sich IBA und Rheinisches Musikfest, angebunden an die ›Duisburger Akzente‹.

Im Innenhafen Duisburg: Hafen-Musik von Gerhard Stäbler für Sirenen, Hupen, Bläsern und Schlagwerk.

Im Landschaftspark Nord breitet sich die Schluß-Veranstaltung aus: sechs Stunden multimedialer Schau-Platz. – In Essen-Karnap treffen sich viele Menschen zum Haldenfest Schurenbach: zum ›Übertage Festival‹. – An der Stadt-Grenze von Essen und Gelsenkirchen feiern sie Land Art und das Park-Fest Mechtenberg. – ›Vitale Areale‹, heißt das Fest in der Kokerei Hansa in Dortmund-Huckarde.

In der Evangelischen Gesamtschule in Gelsenkirchen-Bismarck wird eine ›Mitmach Pyramide‹ inszeniert. Im ganzen Ruhrgebiet erlebt die Bevölkerung die ›Lange IBA-Nacht der Illuminationen‹ (31. Juli/1. August).

Von viel Volk beklatscht heiraten im Gasometer in Oberhausen Stefanie Schwarz, die Tochter von Karl Gansers Sekretärin Christel Schwarz, und Sven Steckel.

Abschluß des IBA '99 Finale. Die Akademie Mont-Cenis in Herne ist am 1. Oktober, dem Geburtstag von Roberto Benignis ›Prinzessin‹, die phantastische Szenerie für den Abschluß.

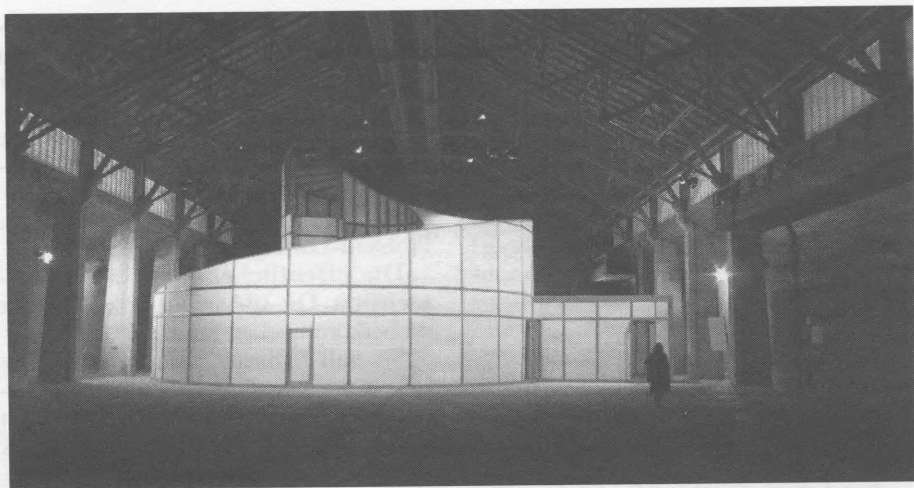
Johannes Rau, einst als Ministerpräsident des Landes politischer Initiator, später Bundespräsident, spricht: »Wer ausgetretene Pfade verläßt und Neues wagt, der weckt oft Zweifel ... Die Internationale Bauausstellung zeigt, daß sich visionäre Leitvorstellungen in praktische Politik umsetzen lassen ... Es lohnt sich, das Kästchen-Denken zu überwinden, das es nicht nur in Politik und Verwaltung gibt ... Es lohnt sich, die Geschichte der Industrialisierung als wichtigen Teil unserer Kulturgeschichte zu begreifen ...«

In dieser Nacht scheint Karl Ganser zu fliegen. Er taucht mit seiner Weste und seinem Seiden-Schal plötzlich in vielen der gleichzeitigen Feste auf – für kurze Zeit, spendiert dieser kleinen Runde etwas und jener kleinen Runde, und ist dann auf dem Weiterflug.

Feuer-Werke.

Nach dem Fest. Das Finale hat die bekannte Wirkung großer Feste: Nach der Hochstimmung erscheint das Frage-Zeichen: Was folgt?

Jetzt müssen die Jugendlichen erwachsen werden. Wie machen sie das?



Ilya Kabakow: Palast der Projekte – in der Kokerei Zollverein in Essen

IBA-Summe

Ilse Brusis erhält den Zuschnitt eines Ministeriums, von dem in den 1980er Jahren Christoph Zöpel nur träumen konnte: neben der Stadtentwicklung ist sie auch für die Kultur zuständig. Christoph Zöpel, und mit ihm Karl Ganser, durfte nur auf Umwegen als Minister für Kultur tätig werden – aber er tat es: mit größter Raffinesse und gewaltig. Niemand vor ihm hat so viel in kulturelle Infrastrukturen investiert.

Vor der Szenerie von Ilya Kabakow und Emilia Pavillon mit dem »Palast der Projekte« der tausend Ideen für utopische Träume sagt Ministerin Ilse Brusis zur IBA: »Die Frage ist nicht, *ob*, sondern *wie* wir uns dem Strukturwandel stellen.«

Die IBA ist »… ein Grund, warum die größten Verwerfungen vor allem in sozialer Hinsicht vermieden werden konnten …

Mit der IBA Emscher Park haben wir neue Wege einer Strukturpolitik beschritten und Ansätze gefunden, um dem Ruhrgebiet als Wirtschafts- wie als Lebens- und Kulturraum ein neues Profil und eine Vision zur Zukunftsfähigkeit und Modernität zu geben. Dieses Profil entstand nicht durch die Negierung des Vorhandenen – wie etwa in der ersten Modernisierungswelle der 60er Jahre –, sondern im Gegenteil unter bewußter Einbeziehung der unverwechselbaren Traditionen und Spuren.«[1]

Der IBA ging es darum, die Bevölkerung, die 150 Jahre lang auf der Verlierer-Seite stand und in den letzten 30 Jahren einigermaßen gut leben konnte, solidarisch zu behandeln – und gleichzeitig in der Region zu modernisieren.

Die Synthese. Die IBA steht für eine neue Synthese: von langen Erfahrungen, die wir Geschichte nennen, – mit der Eindrucks-Gewalt der Gegenwart – und weiterhin mit einer Phantasie für eine Zukunft. Was Zukunft ist, kann niemand

wissen und vorhersagen, aber Karl Ganser und sein Team haben versucht, einiges dazu ahnend zu entwerfen.

Subjekt der Geschichte. Es geht darum, den Wandel so zu gestalten, daß keine schwerwiegenden sozialen Konflikte auftreten. Der Wandel ist erzwungen – aber er ist auch eine Chance, die eigenen Kräfte zu wecken und Wandel aktiv zu formen. Es heißt also: nicht Objekt der Geschichte sein, sondern tätige Subjekt der Geschichte.

Ein Prozeß. Die IBA ist ein einzigartiger, methodisch völlig neuer Brennpunkt der strukturellen Erneuerung. Sie ist keine Veranstaltung, sondern ein Prozeß.

Produktiv-Kraft Phantasie. Die IBA konnte keineswegs aus dem Vollen schöpfen, sondern sie mußte das Beste aus den Verhältnissen machen: Wenn Geld knapp wird, so die Denk-Weise von Karl Ganser, soll die Phantasie reicher werden. Dies geschieht durch Synergie, Netz-Werk und Quer-Denken.

IBA als Modell. Die IBA-Initiativen sind auf Vervielfältigung angelegt. Von vornherein ist die IBA als Modell für das Nach- und Vordenken im Zusammenbruch altindustrieller Strukturen angelegt, die auf der ganzen Welt früher oder später in eine ähnliche Krise kommen werden.

Nachbesserung. In der Industrialisierung wachsen Städte viel zu rasch aus dem Boden – überall, nicht nur im Ruhrgebiet. Und immer noch sind viele Köpfe blockiert von der These, daß ein Bau fertig sei, wenn der Schlüssel übergeben wird. Aber die Gemenge-Stadt der Industrialisierung muß ›nachgebessert‹ werden. Dies soll als eine besonders wichtige Ebene in zukünftige Planungs-Theorie und Planungs-Handeln eingehen.

Problemlösungs-Fähigkeit. Die IBA kann auf Mehreres stolz sein: auf den Einfalls-Reichtum der quergedachten Ideen, auf ihre Organisations-Fähigkeit und auf die Kraft ihrer Realisierungs-Weisen. Dies ist wert, studiert zu werden. Dafür gibt es kein Rezept, aber viele Erfahrungen.

An ihnen läßt sich lernen, unter schwierigen Verhältnissen Reform-Politik zu verwirklichen.

Die IBA zeigt, was Politik sein kann: Problem-Lösung und konkrete Arbeit.

Die öffentliche, partizipative Dimension. Die IBA ist Demokratie nicht im herkömmlichen Sinn.

Sie will sich zunächst nicht im Gestrüpp der heruntergekommenen kommunalen Strukturen verheddern. Sich darauf einzulassen, hätte sie rasch auf unwirtliches Terrain geführt.

Aber die IBA hat faktisch ein demokratisches Konzept. Sie ist nicht populistisch, aber sie unterstellt den Menschen der Region eine Urteils-Fähigkeit und sie beobachtet mit feinen Antennen ihre Bedürfnisse. Diese fordert sie in eine entwickelt Ebene heraus und bedient sie.

Ein großer Teil ihrer Bauten entfaltet und stärkt die öffentliche Dimension. Dies arbeitet dem Haupt-Strom entgegen: einer zunehmenden Privatisierung und dadurch Atomisierung der Gesellschaft. Die IBA regt in allen Projekten das Nachdenken über gesellschaftliche Qualität an.

Weitere Kriterien: Zugänglichkeit, städtebauliche Kristallisation und Impuls, vor allem für unterprivilegierte Viertel. Die Hoffnung, daß die Menschen diese Angebote füllen. Weil sie sich sozialpsychologisch-ästhetisch ausdrükken, ist es leicht, sie konkret wahrzunehmen. In einer Anzahl von Projekten gibt es auch direkte Mitsprache (Siedlungen, »Einfach und selberbauen«).

Konflikt-Ökonomie. Die IBA verstand es in geschickter Weise, Konflikte zu vermeiden, Animositäten aus dem Weg zu gehen, sich klug aus vielem herauszuhalten. Das wurde ihr manchmal

übelgenommen, erwies sich aber als eine ihrer Grundlagen zum Erfolg. Sonst wäre sie verschlissen worden.

IBA setzte ihre baukulturellen Leucht-Türme nicht in die hart bewachten Bereiche, sondern in die weichen Stellen ein – in Terrains, wo es keine harten Interessen gab. Vor allem in unterprivilegierte Stadt-Teile.

An der IBA läßt sich Konflikt-Ökonomie lernen.

Ihre Herausforderungs-Strategie lief anders als herkömmlich.

Im Gegensatz zur gewöhnlichen Politik, die im Medien-Zirkus ankündigt und dann wenig erfüllt, arbeitete die IBA zunächst im Stillen und schuf Tatsachen. Karl Ganser hat einen Sinn für das Konkrete. Ebenso wie er in München und anderswo sich nicht auf das folgenlose ›Wolken-Geschiebe‹ von allerlei Diskussionen einließ, vermied er auch hier abstrakte Diskussionen.

Erst wenn der Platz als eine Piazza gebaut ist, die den öffentlichen Diskurs anregt, kann über ihn und auf ihm geredet werden.

Personen. Die IBA hat gezeigt, daß es Menschen sind, die die Geschichte machen. Es gelang Karl Ganser, sie zu finden und zu verknüpfen – auf der Ebene einer gemeinsamen Vision.

Dazu bedarf es der Umsicht und Übersicht. Und eines Managements, das es versteht, mit einem solchen Personen-System umzugehen, es zu moderieren und Menschen zu integrieren.

Identität und Modernität. In einer schwierigen Landschaft und mitten im tiefen Umbruch entstand, was kaum jemand zu denken und zu hoffen wagte: eine neue regionale Identität.

Eine Grundlage dafür wurde der außerordentlich wirksame Denkmal-Schutz für Siedlungen und Industrie-Kultur. Die Gegner des Denkmalschutzes begriffen lange Zeit nicht, in welcher Größen-Ordnung hier Denkmalschutz ablief. Denn die wichtigsten Objekte wurden als IBA-Projekte präsentiert. Dadurch entstand oft ein ganz anderer Blick, ein anderer Kontext und eine andere Wertschätzung.

Tatsächlich wurde für den Denkmalschutz an keiner Stelle der Welt soviel geleistet wie im Ruhrgebiet. Dadurch entstand ein vergleichbar ähnliches ›Identitäts-Kapital‹ wie in den wichtigsten kulturellen Bereichen Europas. Was heute die Ile de France für die sogenannte Gotik und Florenz für die sogenannte Renaissance ist, bedeutet nun das Ruhrgebiet für die Industrie-Kultur.

Als Treib-Kraft dafür hat Karl Ganser die psychologische Überlegung: Der Bruch der Identität, der ein Aufgeben der ›regionalen Biographie‹ ist, kann verheerende Folgen haben. Nur wer Identität hat, kann aus einem soliden Fundament heraus erhebliche Veränderungen akzeptieren.

Damit ist Karl Ganser in einem Kern-Problem der Epoche problem-lösend tätig. Einerseits bewegt sich seit Beginn der Industrialisierung außerordentlich viel. Andererseits stellen Menschen sich – unbewußt oder bewußt – ständig die Frage, ob sie dafür immerzu alles, was sie haben, aufgeben sollen oder müssen.

Eine essentielle Leistung von Karl Ganser ist es, Haben und Werden zu verknüpfen. Das Haben wurzelt in kulturanthropologischen Erfahrungen, die wir an anderer Stelle dieses Buches genauer erkennen. Das Werden ist die ständige Herausforderung.

Zudem ist das Werden eine Grat-Wanderung: Es kann ins Absurde abrutschen oder eine substantielle Entwicklung sein. Die Frage spitzt sich zu mit dem Blick auf die Globalisierung. »Für den Aufstieg am Berg braucht man immer ein Basis-Lager« (Kurt Reinhardt). Um sich nicht in ein globalisiertes Nichts aufzulösen, müssen Orte wieder gefestigt werden, die im Strudel unterzugehen drohen.

Karl Ganser hat mit der IBA dem Ruhrgebiet sowohl Identität wie Modernisierung geboten. Identität ist ebenso ein Kapital wie Modernisierung. Dies ist einer der ganz großen Erfolge der IBA. Damit ist das Ruhrgebiet ein Beispiel, das weltweite Bedeutung hat: denn genau dieses Problem stellt sich weltweit – in der einen oder anderen Weise. Und eher heftig als sacht.

Im Problem wirkt vor allem die strukturelle Gewalt. Ihr kann man schwieriger begegnen als plötzlichen katastrophischen Ereignissen. Daher bedarf es ganz neuer Denk- und Verhaltens-Weisen, um diesen vieldimensionierten Prozeß zu steuern.

Die IBA zeigt, daß es dafür kein Rezept gibt, aber Erfahrungen in einer ›Werk-Statt‹.

Industrie-Denkmäler. Die Industrie-Denkmäler sind die anschaubaren Dokumente einer Epoche. An diesen Bauten ist spürbar, wie erfolgreich sie war. Ihre Erhaltung bedeutet Anerkennung. Und eine Ahnung, daß das Leben in vielen Generationen, auch wenn es sich jetzt verändert, nicht umsonst war. Wer das Leben der Großväter anerkannt findet, kann auch die Hoffnung haben, daß sein eigenes Leben nicht spurlos untergeht.

Der Denkmal-Gedanke arbeitet also dem Weg-Werf-Gedanken gegenüber Mensch und Gesellschaft entgegen. Der Weg-Werf-Gedanke steckt auch im Bruch mit den Erfahrungen, die Geschichte uns liefern kann.

Die ›Stiftung Industriedenkmalpflege‹ ist eine Großtat.

Das Ministerium Zöpel/Ganser hatte bereits am Anfang der 1980er Jahre den Gedanken des Industrie-Denkmalpflegers Helmut Bönninghausen produktiv aufgenommen: die besonders komplexen Zeugen der Industrialisierung nicht nur in die Denkmäler-Liste aufzunehmen, sondern ihnen auch Funktionen und Management zu geben, die eine nachhaltige Existenz ermöglichten. Am Schnittpunkt von Denkmalpflege und Museum als Lern-Ort sollten dezentrale Museen für die Industrie-Kultur entstehen.

Das Westfälische Industriemuseum in Dortmund-Bövinghausen (1978) und das Rheinische Industriemuseum in Oberhausen (1984) entwickeln jeweils ein Netz von acht bzw. sechs weiteren Schau-Plätzen. Das Ministerium trug die hohen Investitions-Kosten. Die Landschafts-Verbände finanzieren den Unterhalt.

Nun baut Karl Ganser eine Dimension dazu. Er gründet die Stiftung, die eine Anzahl bedeutender Denkmäler überwintern läßt – bis die Gesellschaft einsieht und bereit ist, für solche Werte auch außergewöhnliche Maßnahmen einzusetzen.

Auch dies ist ein symbolisches Stopp-Signal gegen den Nihilismus der Weg-Werf-Mentalität.

Potential-Denken. In der vorletzten Dekade des 20. Jahrhunderts arbeiten das Zöpel-Ministerium und die IBA einen der folgenreichsten Irrtümer der sogenannten Moderne auf.

Es mag ja nach dem Ende des Kaiser-Reiches 1918 und des NS-Staates 1945 nahegelegen haben, *tabula rasa* mit viel unseliger Vergangenheit zu machen und den Tisch abzuräumen, aber in den Kämpfen um alte Städte, um Bau-Denkmäler vieler Art, um historische Fabriken, um Arbeiter-Siedlungen, um historische Infrastrukturen entsteht bereichsweise ein Nachdenken darüber. Es entwickelt sich erneut ein »Potential-Denken«.

Das Potential-Denken besteht im Wesentlichen in der Arbeit mit dem Gewachsenen. Es entdeckt, analysiert und erhält Gelungenes – und strickt daran weiter.

Potential-Denken sieht dies an als eine normale stadtplanerische Dimension.

Daher setzt die Landes-Regierung umfangreiche Mittel aus den Etats von



Ilya Kabakow: Palast der Projekte – in der Kokerei Zollverein in Essen

Städtebau und darüber hinaus aus der Wirtschafts-Förderung für den Denkmal-Schutz ein – mehr als je zuvor und anderswo.

Modellhaft bereitet die IBA Arbeiter-Siedlungen auf.

Darüber hinaus dient ihr historisches Potential als Motivations-Generator für neuen Siedlungs-Bau.

Die IBA betreibt Siedlungs-Kultur – in mehrschichtiger Verbindung von Alt und Neu.

Dies dient auch dazu, den Bruch des Struktur-Wandels mental zu versachten. Zugleich mit der Schöpfung von Neuem wird Altes erhalten, das in der Lage ist, Identität zu stiften.

Die Umgangs-Weise mit Altem ist aufgeklärt. Sie stellt keine Ikonen her, sondern entwickelt eine Theorie, die zu einer Geschichts-Kultur führt. So entsteht eine Fülle von methodisch vertiefenden Untersuchungen, intelligenten Publikationen und regen Diskussionen.

Karl Ganser regt dies in vielfältiger Weise an. Er steht keineswegs ständig im Mittelpunkt, vermeidet dies bereichsweise klug, läßt es sich entwickeln, fördert es in mannigfaltiger Weise, oft nahezu unsichtbar. Auch darin zeigt er sich als Fäden-Knüpfer eines regionalen Geflechtes für kulturelle Entwicklung. Dies geschieht mit einer Leichtigkeit, mit geringem, aber überall effektivem Einsatz, vor allem über intelligente Potentiale, die den Ball aufgreifen und weiter treiben, wie das einzig vergleichbar ist mit manchen Bereichen der fruchtbaren 1970er Jahre.

Das Geheimnis dessen ist die Überwindung der üblichen Grenzziehungen in Kommunen, Institutionen und Ministerien, die sich auf sich selbst beschränken und außerhalb ihrer Kaste die Men-

schen bestenfalls zu Publikum machen, dessen Zustimmung gesucht wird, um im Grunde das Handlungs-Monopol der Kaste zu bestätigen.

Völlig anders arbeitet Karl Ganser: Ohne viel aufzutreten und zu sprechen, arbeitet er kommunikativ in die interessierten Handlungs-Potentiale der Region hinein und gibt ihnen das Gefühl, daß sie – ohne irgendeinen formalen Vorgang, dessen es auch nicht bedarf – Mithandelnde an der Bewegung der Region sind.

Ein Aspekt des Potential-Denkens: aus dem Gewachsenen kann man produktive Möglichkeiten des Weiter-Arbeitens ziehen. »So viel, wie hier durch historische Schichten zusammengekommen ist, könnte kein Mensch erfinden.«

Stich-Worte dazu: Assoziations-Kraft der Spuren, Patina, Ausdruck von Bezügen, Szenen-Reichtum.

Statt wie vor 1980 und teilweise auch noch in den 1980er Jahren hektarweise abzureißen und nachher niemanden zu finden, der investiert, werden intelligente Umnutzungen entwickelt.

Im einzelnen mag man darin manches kritisch diskutieren, wie es etwa Axel Föhl vom Rheinischen Amt für Denkmalpflege tat. Solche Kritik, auch wenn sie manchmal heftig übertrieb, ist jedoch als Herausforderung sehr wichtig. Leider entstand zu diesem Problem bislang kein Diskurs.

Das Potential-Denken ist eine Ebene der Nachhaltigkeit, die als ökologische Dimension diskutiert wird (Agenda 2000). Denn das Potential-Denken wirkt dem raschen Verbrauch von Werten entgegen. Ökonomisch gesehen, verbilligt es, – weil viele Werte nicht mehr neu geschaffen werden müssen.

Ressourcen-Politik. Die Geschichte der Industrie-Epoche zeigt deutlich: Industrie ist ständig im Wandel. Dies wird vor allem bestimmt vom Ingenieur-Denken: Jede neue Entwicklung verdrängt die vorhergehende.

Nachdem sich aber der Schutt des Weggeworfenen hoch aufgehäuft hat und die Gesellschaft sich durch immense Verluste hart selbst schädigte, vor allem in den Städten, entsteht die Frage: Gibt es wieder-verwendbare Bereiche? Die IBA griff dieses Problem in der größten und schwierigsten Industrie-Landschaft des Kontinents auf und entwickelte dafür eine Logistik. Zunächst befreite sie die Frage aus ihrer Enge und stellte sie in Zusammenhänge. Quintessenz: Sinnhafte Staats-Tätigkeit macht langfristige Ressourcen-Politik. Potentiale sind eine unabdingbare Ressource, aus der sich schöpfen läßt – in Weiternutzung, Ausbau, Wiederverwendung (Recycling). Dies ist ökonomisch billiger und vor allem ein komplexer Erfahrungs-Speicher.

Theorie und Praxis. Viele Diskussionen haben sich in Jahrzehnten in leere Abstraktionen verloren, vor allem weil sie Handlungs-Felder ausließen. Theorie taugt jedoch nur, wo sie sich mit Praxis verbindet. Die IBA ist ein vieldimensioniertes überzeugendes Beispiel für die Schöpfung einer umfangreichen Praxis.

Der einzelne und der Staat. Die Addition der Privaten, wie sie vor allem von Neoliberalen propagiert wird, schafft noch keine Gesellschaft. Gesellschaft ist weit mehr – dies läßt sich an der Geschichte des 20. Jahrhunderts ablesen.

Es ist ein Relikt vorindustrieller Naivität zu glauben, daß der einzelne oder die bloße Addition der einzelnen eine Industrie-Gesellschaft ausmachen. Dies mag die Erfahrung des Bauern in der Subsistenz-Wirtschaft und der Kleinhändler auf dem städtischen Markt gewesen sein, aber es ist unfaßbar, daß die naive These heute noch als gängige Einschätzung herum geistert, vor allem in den Ideologien von Parteien.

Staats-Tätigkeit ist zunächst Regulieren durch Verwalten. Aber darin darf sie sich nicht erschöpfen. Für wirkliche

Reformen (jenseits des verbrauchten Etiketts) ist die IBA ein spannendes Versuchs-Feld.

Es setzt sowohl auf die Leistungen der Privaten wie auf die Tätigkeit eines reform-orientierten Staates. Jeder hat seine notwendigen Funktionen. Staat muß all das tun, was einzelne nicht als einzelne leisten können.

Die These wird auch nicht dadurch richtig, daß Versuche zu umfangreicher Staats-Tätigkeit im Osten gescheitert sind.

Reform der Öffentlichen Hand. Die Schluß-Folgerung kann nur darauf hinauslaufen, Staats-Tätigkeit nicht mehr als Macht, die keine Einsprüche duldet, und als bürokratischen Selbstlauf zu organisieren, sondern problem-lösend: als Synergie-Prozeß. Darauf kann eine komplexe und aus inneren Notwendigkeiten entstandene sowohl verflochtene wie individualisierte Gesellschaft nicht verzichten, will sie nicht in frühindustrielle Zustände zurückfallen. Staat bedeutet Ausbalancieren der Tätigkeit von einzelnen. Und dies in der Mitte des ständigen Prozesses des immerwährenden Struktur-Wandels.

Wer dem Staat soviel Staats-Handeln bestreiten möchte, der sei vor allem daran erinnert, daß die Industrie-Gesellschaft, bei aller Kritik an Schwächen des Staats-Handelns, nicht ohne entwickelte Infrastrukturen funktioniert.

Dies hat sich besonders deutlich am Ende des 19. Jahrhunderts gezeigt, als der Mangel an angemessener Infrastruktur die industrielle Entwicklung erheblich blockierte und bedrohte. Daher war es unumgänglich, in mehreren Wellen Infrastrukturen zu schaffen.

Solche staatlichen Infrastrukturen, die der Gesellschaft und damit weithin jedem einzelnen dienen, erfordern Investitionen und begleitende Verwaltung und Unterhalt. Dafür läuft, grob gerechnet, von jeder Mark die Hälfte durch die Hand des Staates. Dieses Geld kann kurzatmig ausgegeben oder von vorzüglichen Administrationen mit Qualität eingesetzt werden. Mit dieser Ressource läßt sich gestalten.

Die IBA versuchte, einer Diskussion, die in den späten 1960er Jahren entstand, einen neuen Impuls zu geben: Der Staat soll nicht nur verwalten, sondern auch handelnd gestalten.

Zugrunde liegt eine Theorie der Staats-Tätigkeit, die in der komplexen Industrie-Gesellschaft mit ihren konflikthaften Interessen- und Macht-Prozessen den Staat erstens als Regulativ und zweitens als Impuls-Geber sieht. Drittens: Der Staat stellt die öffentliche Dimension her, in der durch Diskurs erst ein aufgeklärtes Wirken der Individuen und Gruppen ermöglicht wird.

Das Experiment. Die IBA war ein Experiment, aus dem meist unausgesprochene, aber deutliche Vorschläge für ein Stück Staats-Reform hervorgehen.

Die IBA hat in bislang nie dagewesener Weise in einer Landschaft in einzigartig kurzer Zeit eine einzigartige sozialkulturelle Vernünftigkeit produziert. In Form von rund 120 konkreten Vor-Bildern. Sie stehen für Potential-Denken, Logistik, Recycling, Ressourcen-Politik, Strategie und für Schönheit. Ausdrücklich gehört dazu: die Verantwortung des Staates für Bau-Kultur.

Die IBA hat vieles durch den Einsatz von staatlicher Infrastruktur angeschoben, was dann seinen Selbstlauf erhielt. Dabei gingen nicht alle Hoffnungen auf, aber erstaunlich viele.

Die IBA war eine ausgelagerte Staats-Tätigkeit. Sie arbeitete mit den Ressourcen der Staats-Verwaltung. Waren sie bislang ziemlich banal genutzt, gestaltete nun die IBA mit ihnen: qualitativ und innovativ.

Neue Aufgaben, in die der Staat ohnehin viel Geld stecken muß, wurden mit hoher Qualität aufgezogen – und mit Ästhetik.

Karl Ganser wird später, im Abstand von einigen Jahren, ziemlich skeptisch beurteilen, ob Politik und Verwaltung etwas gelernt haben.

Lern-Kultur. »Wir müssen uns eine Lern-Kultur schaffen (Richard Huisinga). »Intelligenz ist der einzige Rohstoff, der durch Gebrauch nicht verbraucht wird« (Albert Einstein).

Lern-Kultur läßt sich aus der IBA entwickeln. IBA heißt nicht, ein bißchen verschönern und von diesem oder jenem ein Stückchen mehr erhalten, um das Leben zu harmonisieren, sondern IBA ist Quer-Denken.

Das weitreichendste Beispiel: Im Ruhrgebiet war die Landschaft zerstört – das heißt: abgeschafft. Da gab es keine Landschaft mehr und dann kam Karl Ganser auf den verrückten und ansteckenden Gedanken, eine Landschaft von 70 Kilometern Länge zu machen.

IBA bedeutete eine andere Wahrnehmung: die Veränderung des Blicks (zum Beispiel Industrie-Kultur und Industrie-Natur).

In der IBA ist vieles sinnhaft ganz anders als es vorher war. Das ist es, was auch die Menschen sinnhaft verändert.

Gab es unerwartete Erfolge? – »Ich habe nie daran gedacht«, sagt Karl Ganser, »daß wir jemals eine Gesamtschule bauen, die zu den modernsten pädagogischen Konzepten gehört, die man sich vorstellen kann. Es ist die Gesamtschule in Gelsenkirchen-Bismarck.

Bismarck ist ein benachteiligter Stadt-Bereich. Er hat 30 Prozent türkische Bevölkerung. Das heißt: in der Gesamtschule lernen 50 Prozent türkische Kinder. Sie ist eine Ganztags-Schule. Eine Schule, die für die Umwelt erzieht. Diese Schule ist gebaut wie ein Dorf. Sie ist gerade als das Gegenteil von dem gestaltet, was wir sonst an Schule haben. Die Lehrer wurden eigens für dieses Modell ausgewählt. Sie werden wesentlich höher beansprucht als in anderen Schulen. Die Schüler bleiben die ganze Zeit in der gleichen Klasse. Sie wechseln nicht. In dieser Schule wird die Gesamtschule transformiert – in eine neue Form der Gesamtschule.«

Die nicht verwirklichten IBA-Projekte. Karl Ganser erinnert an Projekte, die nicht verwirklicht wurden. »Ich könnte auch eine Geschichte über die ganz schönen, aber nicht verwirklichten Projekte erzählen. Phantastische Projekte! Warum sind sie nicht verwirklicht? Woran scheiterten sie? Und zwar von Anfang an, – weil die Idee gar nicht aufgenommen wurde?« Ja, woran scheiterten sie? Dazu stehen Untersuchungen aus, die spannend sein werden.

Pflege-Organisation. »Was uns leider ebenfalls nicht gelang, ist die Pflege-Organisation des Emscher-Landschaftsparks. Das hängt am Kommunalverband Ruhr, der den Ball nicht aufgegriffen hat.«

Der Verband reagierte nach der IBA kleinmütig: Er sagte: Weil wir kein Geld haben, können wir uns den Park nicht greifen. Das klingt plausibel – ist aber unpolitisch das heißt ohne Gestaltungs-Vorstellung: Er hätte sich den Park greifen und dann dafür das Landesgeld anfordern müssen. So hängt der Park völlig in der Luft – einige Jahre lang.

Dann wird er dem Kommunalverband per Gesetz zudiktiert.

Der Strategische Vorteil. Die Parteien sind auf so etwas wie IBA nicht gepolt. IBA interessiert sie nicht. In einer Region, die lange Zeit geradezu zementiert ist und sich gegen jede Veränderung nicht nur mißtrauisch wehrt, sondern aus innerer Struktur, hat jedoch die Abstinenz gegenüber der IBA auch einen strategischen Vorteil.

Karl Ganser formuliert ihn so: »Sie haben nicht verstanden, was wir machen. Deshalb haben sie uns gelassen. Fünf Jahre. Als sie merkten, was da geschah, waren alle Projekte auf Kiel gelegt.« Karl

Ganser erwies sich als ein Meister des Überblicks.

IBA und Verständnis der Parteien. Natürlich beklagt Karl Ganser, daß es kaum jemanden in der Politik gibt, der eine Position zu dem hat, was die IBA macht. Keine kulturelle. Keine ökonomisch-strategische. Keine soziale. Kaum jemand hat einen wirklichen Bezug zur Natur. Karl Ganser spricht vom Aufwachsen solcher Leute »in einem denaturierten Käfig«. Er vermißt die Leidenschaft, auch bei den Grünen. Tatsächlich wird zwar über das ÖPEL-Programm vieles ermöglicht, aber die Basis der Grünen versteht die IBA nicht und entwickelt dafür auch keinen Enthusiasmus – bis heute nicht. Dabei hätten gerade die Grünen die IBA als ein Geschenk des Himmels feiern können. Soviel Blindheit ist erstaunlich.

IBA und Substanz der Parteien. Die IBA ist ein Beispiel für den Mangel an Politik-Fähigkeit der politischen Parteien. Sehen wir davon ab, daß sie durchgewunken wurde und es keine Aufstände gegen sie gab, kann man feststellen, daß sie eine Probe auf die Substanz-Fähigkeit der Parteien war. Jede der Parteien blieb in ihren Stereotypen, wie wir sie in den Zeitungen auf den Seiten 1 bis 3 lesen. Keine löste sich davon und nahm IBA-Inhalte in ihre Tätigkeiten auf.

Die IBA machte das, was sich nachdenkliche Menschen als Gesellschafts-Politik vorstellen: Sie hat Werte und setzt sie in konkreten Projekten um, die beispielhaft sowohl Maximen wie Problem-Lösungen für Fälle anbieten.

In keiner Partei gibt es auch nur eine einzige Diskussion zu diesem Lern- und Aktions-Feld.

Für die IBA hatte diese Ignoranz den Vorteil, daß sich keine Partei einmischt und die IBA machen läßt. Für die Gesellschaft allerdings zeigt sich, daß die Parteien nicht lernen.

Auch nach der IBA gibt es eine Anzahl von Fällen, in denen Parteien, wenn sie auf die IBA angesprochen wurden, nicht die mindeste Reaktion haben. Dies beginnt mit der Indifferenz des nachfolgenden Ministerpräsidenten Wolfgang Clement und läuft bis zum Skandal um Abriß oder Erhaltung des Hans Sachs-Hauses in Gelsenkirchen.

Die Politik lernte nichts aus der IBA. Die Verwaltungen hier und da ein wenig. Die nachhaltigen Hauptgewinner sind viele Experten in der Region. Hinzu kommen viele nachdenkliche Bürger und ihre Bürger-Gruppen.

Im Wahljahr 2010 zieht der bedrängte NRW-Ministerpräsident Rüttgers (CDU) plötzlich – nachdem er zuvor nie das Wort auch nur in den Mund genommen hatte – den Begriff IBA aus dem Ärmel. Als Anregung kann man es begrüßen, aber der Zeitpunkt ist peinlich. Und, daß er dafür Star-Architekten holen will, zeigt, daß er von der IBA Wesentliches nicht verstanden hat.

IBA und Intelligenz in den politischen Führungen. Der Mangel an intelligentem politischen und administrativen Führungs-Personal ist in der IBA-Zeit deutlich sichtbar. Es gibt nur wenige Personen, die mit Lust, Liebe und Leidenschaft IBA-Fans sind.

Karl Ganser drückt den Sachverhalt drastisch und ironisch aus: »Die wenigen motivierten Leute in den Verwaltungen werden in den Armen der großen Konzerne endgelagert. So endet das immer. Ein Beispiel dafür ist der Oberbürgermeister von Oberhausen, Burkhard Drescher. Sie kommen am Ende alle dorthin.«

Großartige Ausnahmen: Christoph Zöpel und – Karl Ganser.

IBA und Hochschulen. Das Ruhrgebiet ist die dichteste Hochschul-Landschaft Europas. Man durfte annehmen, daß Hochschulen die IBA begleiten würden. Denn es gab vor und in der IBA sehr viel Stoff zum Forschen.

Dafür bestand durchaus eine Tradition im Ruhrgebiet. Als 1972 mit der Siedlung Eisenheim in Oberhausen die Auseinandersetzung um die Siedlungen begann, kamen viele Intellektuelle und studierten, was dort geschah. Sie stammten aus unterschiedlichen Fachbereichen. Sie hatten Lust auf interdisziplinäre Einsichten. Dies waren sowohl Studenten wie Professoren.

Es entstand ein Studien-Tourismus. Er hatte Folgen: in Veränderungen der Wissenschafts-Methodiken. Und mit einer Fülle von Publikationen. Die 50 Bürgerinitiativen verfügten über 50 hilfreiche Berater. Es gab also lebhafte Bezüge zu Hochschulen.

Zwischen der Dekade dieser Auseinandersetzung über die Siedlungen, die von 1972 bis 1980 ablief, und der IBA, die 1989 begann, gab es fast ein Jahrzehnt wenig Bewegung im gesellschaftlich-intellektuellen Bereich.

Es ist nicht auszumachen, warum die Hochschulen der Region auf die IBA nicht ansprangen. Nur zwei Hochschulen in Dortmund wirkten mit: der Fachbereich Architektur der Fachhochschule und der Fachbereich Raumplanung der Universität.

Die Tatsache, daß die IBA selbst keinen ausdrücklichen Aufforderungs-Charakter entwickelte, kann die Enthaltsamkeit der Hochschulen nicht begründen. Die IBA bot Stoff in Fülle. Sie war sehr offen – über die Mitarbeiter und später über die touristischen Führungen, die sie etablierte.

So gibt es dann Stimmen, die den Hochschulen vorwerfen, sie »verpennen die IBA«.

Karl Ganser hat für die Abstinenz der Hochschulen ein Bündel von Erklärungen.

»Die Universitäten haben eine ganz andere Denke als die IBA. Da gibt es die Eitelkeit der Professoren. In den Hochschulen ist alles im schnellen Wechsel. Sie schleusen Studenten-Massen durch. So hat man keine regionale Verankerung – und so entsteht auch nichts.«

Perspektive? »Das Ruhrgebiet hat eine Chance«, konstatiert Karl Ganser, »eine ganz moderne Gesellschaft zu werden. Aber für realistisch halte ich etwas ganz anderes: daß das Ruhrgebiet sich in eine provinzielle Landschaft verwandelt, die sich angleicht und anschmiegt an das, was Nordrhein-Westfalen ja war.«

Er gibt zu: »Das ist eher eine pessimistische Sicht.«

Hochkultur. Der italienische Literat Seneca Savio: »Wir haben in Italien rund 2000 Jahre Hochkultur angesammelt und bewahrt. Das kannst du erleben, wenn du liest und schaust und reist. Wir haben sie ausgeteilt an alle Völker – von der Antike über das Mittelalter bis zu den sogenannten Klassizismen aller Art. Von der Renaissance zum Bauhaus. Am Ende des Jahrhunderts, wenn du willst auch des Jahrtausends, spielt sich diese Hochkultur an Rhein, Ruhr und Emscher ab. Du liest richtig: an der Emscher. Ein Unternehmen wie die IBA Emscher Park hat es niemals in der Geschichte gegeben. Und was an Kontext drumherum liegt und erzeugt wurde, ist einzigartig. Dies ist in wenigen Jahrzehnten entstanden. Bei uns in Italien bedurfte es immer eines Jahrhunderts und mehr. Die Dichte der Kultur im Ruhrgebiet kannst du höchstens mit Florenz um 1500 vergleichen. Wenn du sehen willst, was Hochkultur ist, geh an die Emscher und fürchte dich nicht vor dem nichtigen Spott, mit dem Menschen immer schon das Beste ihrer eigenen Zeit nieder gemacht haben.«

Die Botschaft des Herzens. Gefragt nach der Botschaft des Herzens antwortet Karl Ganser leise: »Die Bildern sind es.« Tatsächlich: Er hat dem Ruhrgebiet Bilder geschaffen.

Man kann lange darüber nachdenken, was dies für die Region bedeutet.

Perspektive: Nationalpark der Industrie-Kultur

Am Ende der IBA Emscher Park entwickelt Karl Ganser innerhalb seiner Überlegungen für den Landschafts-Park eine weitere Idee: einen ›Nationalpark für Industrie-Kultur‹.

Diese Idee ist bislang einmalig: ein völlig anderer Nationalpark als die herkömmlichen Parks, die nach dem Naturschutz-Gesetz angelegt sind. Kern-Gedanke: Eine Landschaft wird nach vorn orientiert – aber in behutsamer Weise.

Ein neuer Typ von Kultur-Landschaft kann entstehen: zwischen Industrie-Natur und Industrie-Kultur. Er soll einen Prozeß-Schutz erhalten: für die Natur und für die Kultur. Mit Schutz auch für Kreativität und Phantasie, vor allem für Individualisierung. Und mit Schutz gegen Banalisierung. Es soll kein statisches Gebilde sein, sondern einen Schutz erhalten, in dem er sich entwickeln kann – mit Schutz auch für diese Entwicklung.

Dieser Schutz gilt sowohl für das historische Erbe und wie auch für zukünftiges Schaffen.

Der Nationalpark soll ein Netz-Werk von Stand-Orten und umgebenden Arealen haben (›industriekulturelle Biotope‹) – jeweils mit einer ›Kern-Zone‹ und drumherum mit einer ›Sorgfalts-Zone‹. Zunächst sind sieben Areale im Gespräch – es sollen mehr werden.

Die Spannweite: Erinnerung an die Vergangenheit und Experimentier-Raum für Zukünfte.

Das dynamische Prinzip der Industrie-Gesellschaft bleibt erhalten. Strategisch wird ein gesamtes Netz-Werk geplant: Für städtebauliche Entwicklung und konkrete Bau-Gestaltung. Für Natur-Management. Für Kultur-Management. Die ›Wirtschafts-Förderung‹ soll nachhaltige und kulturell durchwirkte Wirtschafts-Strukturen entfalten.[1]

Das Stichwort Nationalpark ist eine Denk-Figur: Es soll integrative Kraft haben, als Maßstab für die Umgebung wirken und Zonen nachhaltiger Entwicklung schaffen.

Das Emscher-Tal steht für eine Epoche: die IBA machte sie merkbar. Das Tal wurde eine Symbol-Landschaft. In einem Nationalpark kann die Gesellschaft lernen, ihre Epoche und damit sich selbst zu verstehen.

Karl Ganser: »Das ist ein völlig anderer Nationalpark als der Nationalpark nach dem Naturschutz-Gesetz. Naturschutz-Gesetz heißt: ich züchte eine Landschaft solange zurück, bis sie eine menschenferne Landschaft ist. Nationalpark für Industrie-Kultur heißt: Ich entwickel eine Landschaft nach vorn. Eine moderne Gesellschaft, die viel von Kultur hält, entwickelt andere als die gängigen Nationalpark-Ideen.

Am Emscher Landschafts-Park haben wir jetzt zehn Jahre lang gebaut und so wissen wir genau, was man braucht. Hingegen ist die Nationalpark-Idee ziemlich neu, so daß man die nächsten vier Jahre daran arbeiten muß, bis man genau weiß, was sie ist.«

Karl Ganser plädiert erneut dafür, daß Erkenntnis im prozessualen Handeln gewonnen wird.

Er fügt hinzu: »Dafür muß man einen Träger suchen, den es zur Zeit aber noch nicht gibt.«

Realisierung? Die IBA ist beendet. Karl Ganser hat kein Amt mehr. Er verläßt die Region. Die Landesregierung

schweigt. Ebenso die Stadt Essen – und alle Städte und Institutionen im Ruhrgebiet. Die Gruppe der initiativen Bürger tut sich schwer mit Initiative, sie wartet auf eine Initiative der Landesregierung statt die Landesregierung geschickt herauszufordern. Daher zerbröselt die Initiative und gibt auf.

So scheitert die Idee des ›Nationalparks der Industriekultur‹.

In dieser Zeit steht auch die Idee des Emscher Landschaftsparks auf wackligen Füßen – sie verdankt mehrere Jahre lang ihre Existenz einzig der Fähigkeit und dem Geschick von Michael Schwarze-Rodrian in der ›Projekt Ruhr‹.



Betroffenheit und Distanz

Fremdheit und Innen sein – umdefinieren. »Ich war und bin ein Fremder im Ruhrgebiet«, sagt Karl Ganser. »Nur durch den Blick von außen, unbeeinflußt von Klüngel und Filz, konnte die IBA ein Erfolg werden.«

Walter Siebel, einer der IBA-Direktoren, reflektiert das Anders-Denken von Karl Ganser: »Wo alle von Städtebau reden, da hat er von Stadtentwicklung gesprochen. Wo alle von Wachstum besessen waren, da hat er von Schrumpfen geredet. Wo gängig als eigentliches Modell die Stadt München [mit ihrer Zentralität] vor Augen steht, hat er einen vollkommen anderen Typus von Stadtentwicklung in den Mittelpunkt gestellt: das nördliche Ruhrgebiet.

Und er hat in einer Region, die sich über die Moderne definiert hat, ein Bewußtsein von Geschichte implantiert.

Es hatte immer den ganz anderen Blick.

Deswegen fand ich das schön, was Sie [der Autor] gesagt haben: Er kommt aus der Distanz. Es war aberwitzig, daß jemand aus diesem winzigen Dorf, wo er immer gewohnt hat, immer zurück gefahren ist, daß er in dessen vollkommenes Gegenteil ging, in das Ruhrgebiet, um sich dort als Planer zu etablieren. Noch größere Distanzen konnte man räumlich und zeitlich gar nicht haben.«

»Es gibt einen schönen, ganz kurzen Essay von Georg Simmel über den Fremden«, sagt Walter Siebel. »Darin geht es [dem Soziologen] Simmel [1858–1918] um die Migranten und natürlich auch um Juden – als dem prototypischen Fremden. Er beschreibt den Fremden als den, der gekommen ist, um zu bleiben. Und als jemand, der seine Herkunfts-Kultur verlassen hat, der er nicht mehr angehört und der neuen noch nicht angehört. Und deswegen auch nicht verhaftet ist in diesen Alltags-Interpretationen. Deswegen sei der Fremde der objektive Mensch, der distanzierter, intellektueller, reflektierter sei.

Simmel spricht davon, daß er zur Reflektion gezwungen ist – und sich deswegen durch eine besondere Produktivität auszeichnet, wie es den Unternehmer, den Künstler und den Wissenschaftler charakterisiert. Es ist diese Position zwischen den Stühlen.«

Der Gesellschaftstheoretiker Walter Benjamin (1892–1940) hatte seine eigene Position gekennzeichnet als »das Aufrecht-Stehen zwischen allen Stühlen.«

Walter Siebel: »Vielleicht ist diese gleichsam plakative Distanz von Karl Ganser zwischen dem Dorf und dem Ruhrgebiet auch ein sehr sinnlicher Ausdruck dieser Situation eines Menschen, der das Ruhrgebiet kennt, aber zugleich draußen ist und deshalb zur Reflektion fähig ist.«

Der Fremde bringt Werte mit. »Gleichzeitig bringt er Werte mit. Man kommt auf Überraschendes, wenn man ein bißchen hinter der spröden Schicht gräbt, mit der er [Karl Ganser] sich nach außen umhüllt. Das gibt er selten heraus. Er hat eine ganz tiefe Verwurzelung, von der er immer etwas mitbringt, ohne es laut zu sagen.«

Es geschieht beides – wie man es vom Soziologen Norbert Elias (1897–1990) formuliert findet: »Engagement und Distanzierung«[1]. Karl Ganser bringt ein starkes Engagement aus Betroffenheit mit – und ist zugleich fähig, sie aus der Distanz zu lesen. Er weiß seine eigene Betroffenheit auch in Frage zu stellen. Mehr als andere in seinen unterschied-

lichen Rollen bewegt er sich in den Kern der Ereignisse, informiert sich vor Ort, vertraut im Kantschen Sinn auf eigenes Denken – und ist zugleich, indem er einen Schritt zurück zu treten vermag, in der Lage, sich von verhängten Klischees zu lösen.

Zur Geschichte geworden. Walter Siebel: »Dies ist eine unglaublich spannende Sache, weil sie im Ruhrgebiet zur Geschichte geworden ist. Denn das Ruhrgebiet ist durch diese IBA in einer aberwitzigen Weise umgekrempelt worden, behaupte ich. Karl Ganser ist da manchmal eher skeptisch.«

Das Image bestimmt Realität. Walter Siebel: »Karl Ganser hat damals – dadurch kannten wir ihn – einen Artikel geschrieben: ›Image als entwicklungsbestimmender Faktor‹. Das heißt, wie die Welt gesehen wird – das ist ein alter Satz der Soziologie, ein berühmtes Axiom der Soziologie, das sogenannte Thomas-Theorem: »What men definds is real in its consequences« (»Was wir als Wirklichkeit definieren, hat in der Wirklichkeit reale Konsequenzen«). Wie ich die Welt sehe, welches Image, welches Bild ich von ihr im Kopf habe, danach handle ich auch in der Welt und das verändert sie.«

Zum Autor gewandt sagt Walter Siebel: »Sie waren der Erste, der das [im Ruhrgebiet] gemacht hat und die Bechers [Bernhard und Hilla Becher]. Aber Karl Ganser hat es systematisiert.«

Umdefinieren. »Ich habe«, fährt Walter Siebel fort, »mir das immer an einem Beispiel klar gemacht: Die Ritter-Burgen am Rhein waren lange Zeit Orte des Schreckens und der Angst. Erst als die Macht ausgezogen war, gab es die Möglichkeit, sie umzudefinieren: romantisch und ästhetisch. Genau dasselbe geschah im Ruhrgebiet: Die IBA kam zu dem Zeitpunkt, wo die Schlotbarone und der Filz ihre Macht verloren.

Die IBA hat diese Situation genutzt, um das, was da ist, nun plötzlich umzudefinieren. Karl Ganser ging in eine unglaublich häßliche, unproportionierte, scheußliche, riesige Blechbüchse wie den Gasometer, den man immer nur von außen sah, hinein und sagte sinngemäß: ›Das ist ein heiliger Raum.‹ – Das ist immer noch dieselbe Blechbüchse, aber der Blick hat sich geändert. Und plötzlich wurde es etwas anderes.

Ich denke, daß die IBA diese Weise des Umdefinierens bewirkt hat: daß man die Objekte nicht mehr als Stätte von Maloche und Ausbeutung und industrieller Herrschaft definierte, auch nicht allein von Arbeiterstolz, sondern daß man sie plötzlich auch als ästhetisierbare Zeugnisse von Geschichte und als schön empfindet. Das ist eine andere Sicht auf die Welt. Das ist Image. Das ist Selbstbild.«

Haben Sie solche Kriterien als Soziologe eingebracht? – »Ich weiß es nicht«, sagt Walter Siebel. »Ich weiß nur, daß ich mir jetzt so erkläre, was da passiert ist. Karl Ganser hat dies immer gesagt. Und das haben auch wir im Direktorium immer gesagt.

Wir wußten aber auch: Bloß umdefinieren, ohne etwas in der Realität zu verändern, das ist Reklame. Marketing. Deshalb wurden Wohn-Siedlungen gebaut, und vorbildhafte Gewerbe-Flächen. Es wurden die Industrie-Anlagen auch umgenutzt – und eben nicht nur ästhetisiert und musealisiert.

Das Hochofen-Gelände von Thyssen in Duisburg-Meiderich ist ein Park. Er wird auch als Park genutzt. Nur: er ist ein anderer Typus von Park. Auch dies ist eine praktische Umdefinition des Ortes.«

Die Denkmalpflege hat es denkerisch nicht verstanden, sie hat Schwierigkeiten damit. Ein denkmalpflegerischer Fundamentalismus hat sich praktisch nie bewährt. Weil die konkrete Arbeit den Maximalismus immer ein bißchen anders lenkt. – Walter Siebel kommentiert mit einem Zitat: »Der alte Goethe sagte: ›Was

du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen.‹«

Reflexion über Interdisziplinäres. Karl Ganser überlegt: »Ich habe schon relativ früh über die Frage nachgedacht: Was betreibt man eigentlich für eine Sorte Wissenschaft? Diese Selbstbefragung fing bei mir sehr früh an. Was [Prof.] Hardtke da betrieb, hab ich im Kopf wohl schneller als andere gehabt. Ich sagte: Na ja, wenn man das mal genau anguckt …!

Man arbeitet dann weiter – und arbeitet in andere Wissenschafts-Systeme hinein. Da gibt es eine andere Diziplin, die heißt ›Visual science‹. Sie bearbeitet im Grunde das gleiche Substrat, nämlich die Organisation der kulturellen Wirtschafts-Prozesse in der Region. Aber mit einem anderen theoretischen Ansatz. Oder: Mit demselben Substrat arbeitete auch die Stadt-Soziologie.

Wenn man ein Stück weiterläuft, dann relativiert sich das, was ein Wissenschaftler im Wissenschafts-System macht. Von daher – und das habe ich mein Leben lang so gemacht – war ich nie lange Zeit Mitglied eines Systems.«

Die meisten Wissenschaftler wollen immer in einem System drin bleiben. Karl Ganser erklärt es: »Das Drin-Bleiben ist gemütlich.« Warum hat er sich nicht darauf eingelassen? – »In dem Moment, wo man über das System ein bißchen nachdenkt, relativiert es sich – und wird entzaubert. Dann hat man keinen Bedarf mehr, das System zu verteidigen. Und schon ist man bereit, ein Stück weiter zu gehen.

Man ist relativ schnell wieder fremd im System. Warum das so ist, weiß ich nicht, aber der Prozeß läuft so: in dem Moment, wo man ein System darauf hin befragt, was es macht und wie es das macht und wie sich die Personen im System benehmen und wie irrational es plötzlich wird, wenn Personen ihre persönlichen Eitelkeiten mit Sachgründen rechtfertigen, dann wird das entzaubert. Dann ist man irgendwann mal so weit, daß man sagt: Das seid ihr! Das bin ich nicht. Dann kann man fragen.

So geschieht es mir jetzt [2006] mit der Bundesstiftung Baukultur – ich habe immer die Architekten gefragt: ›Was betreibt ihr eigentlich?‹ – Dann merken sie: Da kommt ein Fremder. – Dann wird man abgestuft: ›Der Ganser will die Stiftung Baukultur machen? – Der hat doch von Architektur keine Ahnung!‹ So läuft es dann.«

Woher kommt der Mut? Zu einem solchen weiterschreitenden Verhalten gehört Mut. – »Ob das Mut ist?«, überlegt Karl Ganser und sagt dann: »Man muß unabhängig sein.«

Wo haben Sie das trainiert – schon als Junge? Entscheidet sich das schon bei Zehnjährigen? – Karl Ganser: »Ja. Man kann darüber nachdenken. Zum Beispiel über die Schul-Bildung. Über das Werk des Meisters. Oder über die Verhaltens-Weise, daß man eine lange Literatur-Liste haben muß. Was soll das eigentlich? Das Buch nützt einem fast nichts. Wenn man nicht überlegt, ob es den Möglichkeiten in der Welt etwas nutzt, wird es zum Selbstzweck.

Die Menschen bauen sich oft in der Wissenschaft einen Thron und glauben, daß er auch nach ihrem Tod noch weiter besteht. Was ja lange Zeit so war. Es stehen viele Throne herum. Und da geht ein Alexander von Humboldt dran – und entzaubert sie.

Aber wenn man kein Interesse hat, einen Thron zu bauen, dann ist man auch relativ schnell bereit, zu sagen: Es reicht! Und man kann weiter gehen.

Dann kommen Zufälle hinzu. Es ist ja nicht so, daß man das alles aktiv gestaltet.

Die Frage ist, ob man bereit ist, eine zufällig daher kommende Gelegenheit zu ergreifen, sich darauf einzulassen – oder nicht.«

Befragung – schon vor 1968. Hat dies mit den Impulsen der 1968er Bewegung zu tun?

»Das hat schon früher angefangen«, antwortet Karl Ganser. »1964 bis 1970 gab es sechs Jahre der Befragung. Einer Befragung der etablierten Systeme.

Dies war ökonomisch koordiniert mit einer riesenhaften Entfaltung des Wissenschafts-Systems. In dieser Zeit hat sich die Zahl der Professoren-Stellen in Deutschland verdreifacht – das ist ein Indikator für die Entfaltung des Wissenschafts-Systems. Die Zahl der Hochschul-Standorte verfünffachte sich.

Das heißt auch: Die Befrager hatten alle Möglichkeiten, im wachsenden System sofort mit einer Karriere anzufangen. Die Befragung war auch ein Mittel, sich einen Platz zu schaffen – nicht absichtlich, aber indirekt.«

Zwei Linien der Sozialforschung. Es gab in den 1960er Jahren zwei Linien. Die eine war amerikanistisch geprägt. Der CIA finanzierte, daß viele junge Leute an die acht Vorzeige-Universitäten der USA geholt wurden. Dort internalisierten sie vor allem statistische Methoden, hatten ein paar komfortable und schöne Lebens-Jahre in ihren opulenten Hochschul-Camps und wurden meist unmittelbar oder rasch nach ihrer Rückkehr in der BRD auf Lehrstühle berufen.

Das waren Leute wie z. B. Erwin Scheuch (1928–2003) – gegen die 1968 die andere Linie vehement protestierte und ankämpfte (und umgekehrt) – auch gegen ihre Methoden, die sich unkritisch als neu ausgaben, tatsächlich aber stark reduktiv arbeiteten.

Karl Ganser hat dies unmittelbar miterlebt: »Die empirische Sozialforschung wurde sehr stark von Amerika geprägt.

Die andere Linie waren die Theoretiker, die sagten: Ohne eine Theorie gibt es keine Erkenntnis. Der gesamte Umbruch, in allen Bereichen, lief 1964/1970. Damals wurde alles, was bis dahin selbstverständlich war, in Frage gestellt. Diese Infragestellung ist das eigentliche Wesen der sogenannten 1968er Jahre. Die Befragung des Ist-Zustandes verband sich mit dem Ergebnis: daß sich da etwas sehr, sehr änderte.

Die Proteste waren nur ihre Spitzen. Die eigentliche Reform lief in Deutschland von 1965 bis 1972. Was [später Kanzler Gerhard] Schröder machte, lohnt sich nicht, es als Reform zu bezeichnen.«

Keine Kumpaneien. Einerseits beobachtet und untersucht er näher in der Sache als fast alle anderen, andererseits versteht er sich auch auf die Distanz. Dies gilt sowohl für die Sache wie für die Gruppendynamik.

Herman Prigann gibt den Grund dafür an: »Er wollte nie in Kumpaneien reingezogen werden. Da hatte er eine absolute Ölhaut, er ließ jeden Versuch dazu abgleiten. Daß er sich auf die regionalen und lokalen Seilschaften nie einließ, trug ihm viele Feindschaften ein – vor allem nach Beendigung der IBA-Zeit im Jahr 2000 eine Fülle von Nachwürfen der Wadenbeißer. Hätte er sich auf Seilschaften eingelassen, wäre die IBA kein Erfolg geworden.«

Verhaltens-Weisen. Im Ruhrgebiet haben sich seit jeher die Akteure in einer eigentümlichen Weise gegenseitig unterworfen. Dies macht sie ängstlich, dadurch werden sie abweisend, dann zaghaft. Meist machen sie keinen Schritt, wenn sie den Erfolg nicht schon vorher auf die Hand gelegt sehen. Sie warnen jeden, sich ›nicht aus dem Fenster zu lehnen‹, ›sich nicht zu weit vorzuwagen‹, sie erklären ihm geheimnisvoll, daß ›man sehr vorsichtig sein müsse‹, es dauere, ›bis die Sache in trockenen Tüchern sei‹. Sie nennen dieses Verhalten ›taktisch‹.

Mit dieser Mentalität hätte es nie eine IBA gegeben.

Von vielen Leuten mit dieser Mentalität wurden die Nachfolger der IBA wieder kleiner gemacht als sie es verdienten.

Karl Ganser konnte diese Verhaltens-Weisen, die es auch anderswo gibt, in den 1980er Jahren im Ruhrgebiet studieren, weil er als Ministerialer häufig vor Ort ging.

Stephan Reiß-Schmidt erlebt Karl Ganser als Abteilungsleiter im Kommunalverband Ruhr zuerst im Düsseldorfer Städtebau-Ministerium, dann in der IBA Emscher Park: »Karl Ganser war nicht leicht zugänglich. Er war ziemlich sperrig. Jetzt ist er lockerer. Ich habe ihn neulich getroffen, da war er sehr viel entspannter.«

Erschien er immer als der einsame Wolf?

»Genau«, sagt Stephan Reiß-Schmidt. »Es war immer schwierig, selbst wenn man mit ihm unter vier Augen gesprochen hat, eine Ebene über die rein sachlichen Fragen hinaus zu erreichen.«

Können Sie sich das erklären?

Stephan Reiß-Schmidt: »Er hat sich ungeheuer viel vorgenommen. Es war der Druck, den er sich selber gesetzt hat. Alle haben gesagt: Wenn er die Hälfte gemacht hätte, wäre es mehr als ausreichend gewesen.

Gut, es ist auch eine Persönlichkeitsfrage, ob jemand die persönliche und die emotionale Ebene in die Berufs-Ebene hineinbringt oder ob er das eher stark trennt.«

Hat das was mit Durchsetzungsqualität zu tun? Wenn man sich auf das Ruhrgebiet, das so verschwägert ist, zu sehr einläßt …

»… das hat er bewußt vermieden. Das Denken in Seilschaften, die klassisch für das Ruhrgebiet waren, dazu hat er bewußt eine deutliche Distanz gehalten.

Nun, jeder Mensch ist anders. Ich trenne auch eher das Berufliche vom Privaten und gelte ebenfalls als emotional nicht so leicht zugänglich.«

Herman Prigann: »Karl Ganser hat richtig reagiert, daß er sich mit niemandem eingelassen hat.«

Abwehr von Vereinnahmung. Karl Ganser widersetzt sich dem üblichen sozialdemokratischen Vereinnahmungs-Verhalten.

»Ich erinnere mich«, berichtet IBA-Direktor Walter Siebel: »Ziemlich zu Anfang, nahm Karl Ganser mich zu einer Besprechung mit – ich glaube, zum stellvertretenden oder zum Fraktionsvorsitzenden der SPD in Bochum. Karl Ganser war zuvor bei ihm gewesen und wurde fürstlich bewirtet. Zum zweiten Gespräch hatte er diesem Menschen gesagt, daß er mich mitbringt. Das hatte zur Folge, daß es Wurstbrot und Selterswasser gab.

Also, das erste Essen war ein Korruptions-Versuch gewesen. Und Karl Ganser hat dann auf eine sehr elegante Art nun gerade den Soziologen mitgenommen. Denn die Soziologie versucht man sehr selten zu bestechen, weil sie in der Realität nicht so furchtbar relevant ist. Dadurch wehrte er auf eine sehr elegante Art, diesen Vereinnahmungs-Versuch ab. Er hat mir keineswegs gesagt: Das war Korruption – und ich nehm dich jetzt mit, damit das vermieden wird. Aber ich interpretiere mir das so.«

Karl Ganser ist hochgradig resistent gegen Vereinnahmung.

Walter Siebel: »Weiß Gott!«

So ein bißchen hat er das Bild des »einsamen Wolfes« gegeben, der sich nicht auf irgendwelche Riegen einließ. Ich denke, das war auch seine Kraft. Wer sich im Ruhrgebiet vereinnahmen läßt, ist verloren.

Walter Siebel: »Wenn man sagt, das ist ein nicht-innovatives Milieu – und der Ruhrgebiets-Filz ist der Inbegriff eines hochvernetzten, sehr dichten, aber eben blockierten Milieus – dann darf man nicht Teil davon werden.«

IBA-Direktor Thomas Sieverts: Karl Ganser ist ein »einmaliger Störenfried in diesem SPD-Filz«. Sieverts ist es schleierhaft, wie »er in einem solchen

nichtinnovativen Milieu so viel Innovation durchsetzen« kann.[2]

Aufs Vereinnahmen verstehen sich auch die anderen Parteien. In Gelsenkirchen fällt nach 2000 die Bau-Ikone Hans Sachs-Haus erst dem Filz der CDU-Riege zum Opfer, dann dem gemeinsamen Filz von SPD, CDU, Grünen und FDP.

Umgang in Gremien. »In den Gremien«, sagt Ulrich Dratz, »war Karl Ganser sehr dominant. Das Geniale war: Er konnte die Dinge zusammenfassen. Und er konnte eine Diskussion herumreißen, wo man einige Zeit nicht dachte, daß das möglich sei. Er hatte die Gabe, die Leute durch seine Argumentation auf das Thema zu bringen, das er wollte.«

Wie hat er das gemacht?

Ulrich Dratz: »Wenn Gremien-Arbeit angesagt war und Projekte vorgestellt wurden, gab es in den Vorgesprächen bei den Leuten bestimmte Vorlieben. Und oft zielte die Meinung derer, die diskutierten, auf eine bestimmte Lösung hin. Aber wenn Karl Ganser etwas anderes im Projekt sah, konnte er durch seine Argumente und kraft seiner Persönlichkeit doch andere Entscheidungen herbeiführen, andere Lösungen favorisieren und durchsetzen.«

In der Arbeits-Gruppe ›Phantasie für Reisen im Revier‹ hört Karl Ganser sich erst gut an, was die Leute zu sagen haben. Damit erkennt er, was alles im Busch ist.

Dann wirft er all das, was banal ist und was lediglich der Zeit-Geist nahe legt, heraus.

Dazu gibt er auch keine Kommentare – diese Diskussionen erspart er sich.

Auffällig ist, daß er die überall üblichen gruppendynamischen Analysen darüber, wer vielleicht mit wem und wie es taktisch sei, mit diesem oder jenem umzugehen, völlig vermeidet. Er unterbindet sie raffiniert und energisch. Damit hält er das Denken völlig an der Sache.

Er moderiert auch so, daß keinerlei Konkurrenzen eine Chance erhalten. Er sieht Vorschläge und Argumente überhaupt nicht als persönlich an, sondern immer als Teil der Sache.«

Nicht verkaffern. Walter Siebel: »Man kann sich das Direktorium anschauen: Das waren lauter Menschen von weit her. Ganser aus Bayern, der Soziologe kam aus Oldenburg, Kreibich aus Berlin, Tom Sieverts aus Darmstadt. Der einzige Einheimische war Zlonicky aus Dortmund, aber auch er einst ein Zugereister. Es waren lauter Fremde, die dahin kamen.

Das fand ich eine hoch intelligente Konstruktion: Das Direktorium war nur halbtags beschäftigt, so daß man gar nicht verkaffern konnte. Man war immer noch an seine Herkunfts-Institution angebunden und nur mit einer Hälfte im Ruhrgebiet.

Und zweitens: Die Tätigkeit im Direktorium war befristet. Nach spätestens 7 Jahren war Schluß. Genauso wie die gesamte IBA befristet war – eindeutig.

Das sind alles Mechanismen, um die Distanz aufrecht zu erhalten.«

Daß die Nachfolge-Organisation, die ›Projekt Ruhr‹, die vom Inhalt sehr schmal war und dann auch viel zu sehr sozialdemokratisch integriert war, eine solche Distanz nicht hielt, war ihr Web-Fehler.«

Entscheidung und Vertrauen. Karl Ganser: »Ich habe mich immer beraten. Insbesondere mit Tom Sieverts – mit der Frage: Kann man dem XY vertrauen mit dem, was er vor hat?

Es war durchaus eine Kontrolle darin. Aber wenn man sich mal entschieden hatte, daß er das jetzt macht, dann durfte er es machen.

So zum Beispiel beim Wissenschafts-Park Rhein-Elbe [1989/1995] mit dem Architekten Uwe Kiessler.[3] Da gab es irgendwann die Entscheidung: Er kann das.

Das war ein durchgehendes Prinzip.

Meine Rolle dabei war: Sag mir, was du willst, und ich sorge dafür, daß es geht.

Angenommen, ich wäre Architekt oder Künstler gewesen, hätte ich immer das Problem gehabt, daß ich mir in der Sache viel zu viel Gedanken gemacht hätte, ob das jetzt gut oder schlecht ist.

Ich sagte: Ich habe jetzt einen, der ist total engagiert. Dem muß ich jetzt mal vertrauen, daß er es kann. Ich halte mich da raus. Aber ich sorge, daß er genau das machen darf, was er will.

Wir mußten Serra nochmal die Möglichkeit geben, daß die Halde einen anderen Rücken bekommt. Das hat mit Vertrauen zu tun.

Dafür mußten wir den Abschluß-Betriebs-Plan für die Halde noch mal neu machen. Mit allen Bürger-Beteiligungen. Das macht sonst keiner, – weil man meist sagte: Das ist doch alles fertig.«

Lokales und Eingebrachtes. Der Geographie-Kollege Heiner Dürr: »Es ist erstaunlich, daß unter dem Druck der Globalisierung dann doch noch – wenigstens in der Zeit, als die IBA im Ruhrgebiet lief – solche eindrucksvollen Programme möglich waren.«

Karl Ganser kommt aus einem Dorf – und er lebt auf dem Dorf. – Heiner Dürr: »Ja. Ja. Ein allgemeiner Aspekt, der in dieser Debatte um Globalisierung einerseits und andererseits Regionalismus und Lokalismus öfter angesprochen wird und der auf diesen Fall gut paßt, ist, daß die lokalen Kräfte – zumal im Ruhrgebiet, wo es nicht die traditionelle Unternehmer- und Macherschicht gibt – daß es dazu einer Person bedarf, die von außen kommt und die nicht den tradierten Mythen aufsitzt, sondern unbefangen etwas reinbringt.

Genauso wie Ganser das jetzt [2007] in Augsburg macht. Das könnte kein Augsburger machen, genauso wenig wie ein Essener oder Bochumer die IBA hätte machen können.

Das ist ein Aspekt, der oft in der Diskussion um Regionalismus eine Rolle spielt. Auch im Osten. Vieles ist nur möglich, wenn ein oder zwei Personen dabei sind, die die traditionellen Denkweisen hinter sich lassen können.«

Warum hat Karl Ganser sich nicht an die üblichen Stadtbilder gehalten, sondern etwas ganz anderes gemacht? Walter Siebel reflektiert die Frage: »Ich kenne Karl Ganser als jemand, der anders über das Übliche nachdenkt. Das begann 1967 mit einem Interview über Stadtplanung: Als jeder von Städtebau redete, sprach er von Stadtentwicklungs-Planung. Als jeder von Wachstum redete, hat er vom Schrumpfen gesprochen. Und nun zeigte er den härtesten Fall einer Destrukturierung, den es in der alten Bundesrepublik gab – mit einer Intention: Sich das nördliche Ruhrgebiet als etwas Eigenes vorzunehmen und nicht München weiter zu planen.«

Gründe für den Erfolg. Aber die eingebrachte Fremdheit ist nicht abstrakt, sondern sie trifft auf ein reales Potential – und arbeitet damit.

Aus zwei Gründen hat sie im Ruhrgebiet Erfolg.

Die Fremdheit hat Wurzeln. Bei Karl Ganser ist es das Dorf. Daraus zieht er Werte. Belastetes, das er daran natürlich kennt, läßt er hinter sich. Die Werte lassen sich skizzieren: Menschlich. Nachbarschaftlich. Öffentlich. Verantwortlich. Konkret. Keine Hierarchie, sondern ein Netz-Werk. Ein Gewebe, in dem lange Erfahrungen als Potentiale stecken.

Die zweite Wurzel ist die Realität, die Karl Ganser im Ruhrgebiet vorfindet. Es ist dieselbe Realität, über die die Interpretationen von zwei Jahrhunderten stark auseinander gehen. Karl Ganser entdeckt im Ruhrgebiet Ähnlichkeiten mit seinem »Dorf«.

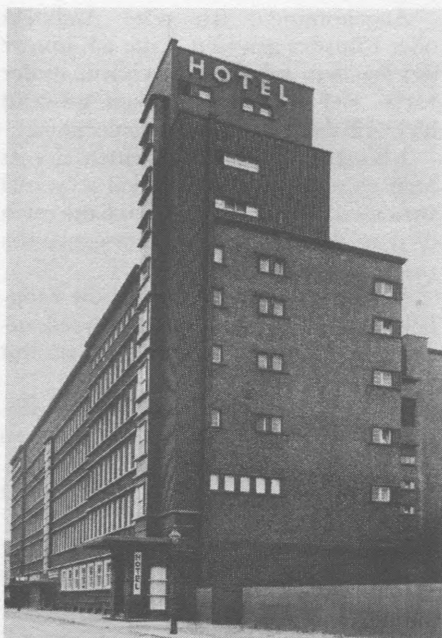
Wahrnehmung. Man kann aus solchen Verhaltens-Weisen in der IBA gegenüber den Geschehnissen viel lernen.

Jahrzehntelang hatten die Personen, die das Ruhrgebiet dirigierten, sich in ihrer Innensicht ohne Distanz einge-

sponnen. Dadurch entstand ein entwicklungsfeindliches Milieu. Nun kann ein anderes Modell für die Wahrnehmung entstehen: eine Synthese von Innen und Außen.

Allerdings ist zunächst erkennbar, daß sich viele von der Innen-Sicht in einer verfehlten Weise distanzieren: Sie lassen sich nun zum Verlassen der Identität verleiten und übernehmen – ebenso distanzlos – Außensichten. Auch dies ist entwicklungs-feindlich und läuft in einem umgekehrten Sinn, der im Ergebnis auf dasselbe hinausläuft.

Produktiv ist nur die Synthese zwischen Innen-Sicht und Außen-Sicht.



Nichts gelernt aus der IBA: Zerstörung einer Ikone der kulturellen Metropole Ruhr. Einst Symbol für das Selbstbewußtsein der Bevölkerung in einer schwierigen Region – dann ruiniert durch Ignoranz und Zynismus. Das Hans-Sachs-Haus von Alfred Fischer dwb (1922) in Gelsenkirchen.

Reflexionen: Quer-Denken

Der Spieler. Karl Ganser kann man als den Typ eines Spielers charakterisieren.

Dieser Typ ist in der Politik selten. Denn sie will, daß jeder einzelne domestiziert und damit für seine Gruppe ausrechenbar ist. Wer das nicht mitmacht, den stößt die Politik fast immer aus.

Ein Spieler ist ein Mensch, der etwas riskiert. Er hofft, daß er gewinnt. Ob dies gelingt, kann er nicht wissen. Und so nimmt er das Risiko auf sich, auch verlieren zu können.

Aber ein Spieler hat immer eine Alternative. Oder er fühlt sich fähig, sie sich zu schaffen. Im Ruhrgebiet sind es nur die Spieler, die ein Stück weiter kommen.

Walter Siebel: »Ja, das war sehr richtig, was Sie am Dienstag [im Vortrag in der Universität Dortmund] gesagt haben. Projekte, die nicht scheitern können, sind keine innovativen Projekte.«

Aber: in sozialdemokratischem Fühlen darf man nicht scheitern. Walter Siebel: »In der Politik darf man dies generell nicht. Man muß ja gewählt werden.«

So ist Politik strukturiert, so ist Verwaltung strukturiert, so sind auch die Schulen strukturiert, die die Fehler zensieren, aber nichts, was positiv gestaltet wird. Und damit erzieht man schon in der Schule banale Verwalter: Sich bloß nicht bewegen und keine Fehler machen! – Sie begreifen nicht, daß dies der größte Fehler ist.

Man muß sich vorstellen, wie riskant es ist, in dieser Landschaft 120 Projekte und vieles drum herum aufzuziehen. Was für einen Mut man dafür braucht! Welch' starken spielerischen Optimismus!

Ulrich Eckert, einst Münchner Kommilitone von Karl Ganser, sagt: »Bei ihm steckt das spielerische Element sehr stark drin. Er pokert ganz hoch und er kann verlieren. Das hat mich immer ungeheuer erstaunt. Darum habe ich ihn beneidet. Es gibt manche Ähnlichkeiten zwischen ihm und mir.

Aber wenn ich dann gedacht hab: Das riskiere ich jetzt und es ging schief, hab ich dran geknabbert. Karl Ganser konnte das wegwischen: Er dreht sich um und schläft genauso gut. Erledigt. Aus. Ich glaube, daß es typisch für ihn ist, Mißerfolge sofort wegzuwischen. Hat nicht geklappt. Kann man nichts machen. Auch wenn er investiert hat: Na gut, dann eben nicht.«

Ist das bäuerlich? – »Ich glaube nicht«, antwortet Ulrich Eckert. »Ich denke, das ist spezifisch Karl Ganser. Die Bauern müssen dran knabbern. Wenn die Ernte verhagelt ist, wird wohl jeder anders darauf reagieren.«

Konformismus. Politik und Verwaltung sind ein Dickicht, ein Labyrinth. Das Ruhrgebiet behandelte jahrzehntelang Leute, die Außergewöhnliches versuchten und dabei von eingefahrenen Zielen, Normen und Verhaltens-Weisen abwichen, übel. Darin waren sich alle einflußreichen Mächte einig – von den Fabrik-Herren bis zu den Gewerkschaften und quer durch alle Parteien. Wer abwich, hatte auch bei der Opposition keine Chancen – im Konformismus stimmte man überein.

Reaktionen auf das Ministerium. Das Ministerium Christoph Zöpel/Karl Ganser konnte sich einiges gegen den Strich leisten, weil es im Ruhrgebiet ein Jahrzehnt lang von außen agierte. Aber als es 1989 die IBA gründet, ist Karl Ganser mittendrin – und zugleich außen.

Es gibt ein Bündel von Reaktionen. Die Einfachste: Viele denken, daß dies immer noch ministerial angelegt ist. Oder: viele weitere begreifen nicht, was geschieht. Lachend sagt Karl Ganser: »Sie haben nicht verstanden, was wir machen. Deshalb haben sie uns gelassen. Fünf Jahre lang. Dann waren alle Projekte auf Kiel gelegt.«

Viele Leute fasziniert Karl Ganser mit einem ihm eigenen Charme – in einer eigentümlichen Weise.

Manche hofiert er nicht, – das nehmen sie ihm übel, weil dies jahrzehntelang und bis heute erwartet wird. Aber die IBA hat eine atemberaubende Ausstrahlung – und so müssen sie das Ende der IBA abwarten, um zu versuchen, sich zu rächen. Karl Ganser hat die Karten so geschickt in der Hand, daß die Übelgelaunten zu ihren kleinen Abrechnungen erst kommen, als die IBA schon geschlossen und Karl Ganser nicht mehr greifbar ist. Dann werfen sie ihm Messer nach – aber keines trifft.

Ulrich Eckert: »Die IBA-Sekretärin Frau Schwarz, eine wichtige Figur im Mitarbeiter-Kreis, sagte mir mal: ›Es gab genug Leute, die ihm gern an den Karren gefahren wären.‹«

Souveränität. Der Spieler ist souverän. Angstfrei. Er lenkt selbst das Spiel. Karl Ganser macht dies mit Tatsachen – ohne ein überflüssiges Wort, über das sich die Leute streiten können, die ständig kaum mehr Lust haben, als bequem über den Wolken-Flug diskutieren.

Am Anfang der IBA sagt Karl Ganser lachend: »Wenn die Leute Ärger mit mir machen, geh ich wieder nach Haus.« Oder witzig: »Mit 55 werde ich Gastwirt – in meinem Dorf, in dem ich im bayrischen Schwaben aufgewachsen bin. Jetzt setze ich auf die Innovations-Fähigkeit einer Kombination von Gesundheit und Altersradikalität.«

Karl Ganser: »Christoph Zöpel hat einmal gesagt: Es ist die dümmste Situation, daß sie einen zum Minister machen.« Er fügt hinzu: »Davon profitieren wir.«

Natürlich will der Spieler gewinnen. Dazu hat der Spieler weit mehr Chancen als einer, der sich taktisch durch zu mauern versucht, aber meist nicht merkt, daß er auf der Stelle tritt.

Die Fähigkeiten des Spielers. Ulrich Eckert: »Eine der Hauptstärken von Karl Ganser: Er ist von seinen Plänen hundertprozentig überzeugt und begeistert. Daher vermag er in der Situation zu faszinieren. Und die Leute machen mit. Wenn er an die richtigen Leute kam, hat er etwas bewegt. Er hat mir mal erzählt, wie er den Tetraeder gebaut hat. Da hab ich Tränen gelacht. Er sollte ja absolut verhindert werden. Und dann hat er das Fundament errichtet und die anderen konnten nichts mehr dagegen tun. Wahrscheinlich hätten sie alles liebend gern wieder abgebaut, weil es Unterhaltskosten bedeutete. Ja, er war schlau – und gerissen.

Er spielte die Verhinderer aus, indem er sich verbündete mit Leuten, die für Innovationen waren. Dadurch setzte er die anderen schachmatt.«

Integer. Karl Ganser ist auch dadurch unanfechtbar, daß er nicht im geringsten korrupt ist. Ulrich Eckert: »Das würde ich dem Karl attestieren: Er ist absolut integer. Er hat nicht fünf Cent irgendwo genommen, die nicht kontrollierbar gewesen wären. Er hat ja über Millionen verfügt. Aber er war absolut uneigennützig.«

Der Prozeß-Denker. Der Augenblick kann das Denken fixieren. Aus Bequemlichkeit sucht es sich einen Fixpunkt: meist einen Gegenstand. Es übersieht, daß der Gegenstand stets das Ergebnis eines Prozesses ist. Und daß man, wenn man einen Gegenstand erhalten möchte, im Prozeß denken und gestalten muß.

Karl Ganser 1993: »In der Region sind die Defizite der Industrie-Gesellschaft sichtbar. Jeder isolierte und kurzfristi-

ge Zugang scheitert. Wir müssen an das Thema komplexer herangehen. Dazu benötigen wir auch Gemeinschafts-Geist. Wir wollen nicht Gutachten nach Gutachten zusammenschmieden, sondern einen städtebaulichen Prozeß zustandebringen.« Es ist ihm wichtig, daß es sich auch bei den Ergebnissen, die die IBA mit ihren Projekten schaffen will, um den Anstoß für weitere Prozesse handelt. Karl Ganser: »Die IBA-Initiativen sind auf Vervielfältigung angelegt.« Nach der IBA heißt dies: An der IBA weiter lernen und weiter arbeiten!

Das Wachsen in allen Prozessen. Karl Ganser fügt eine weitere Dimension hinzu. Sie ist rar geworden – in einer hektischen Epoche, in der es meist um kurzatmige Gegenwart geht. Diese Dimension ist das Wachsen – in allen Prozessen.

»Mir geht es um das Prinzip, daß in all den Bau-Prozessen ein Prozeß des Wachsens steckt. Von der ersten Idee, – bis es gebaut ist, – und bis es für uns existiert.

Die meisten glauben, wenn etwas fertig ist und die Leute eingezogen sind, dann wäre es fertig. Ich habe der Stadt Gelsenkirchen immer wieder gesagt: Wenn wir den Wissenschaftspark machen, dann müßt ihr nicht glauben, daß ihr ausgesorgt habt, wenn dieses Technologie-Zentrum steht. Und wie es mehr oder weniger gut funktioniert. Es hat eine Wirtschafts-Dynamik. Firmen werden einziehen, Firmen werden ausziehen. Und ihr werdet immer das Problem haben, daß jemand kommt. Es wird gute oder schlechte Geschäftsführer geben – meistens schlechte. Und dann werdet ihr einen neuen suchen. Ihr habt jetzt ein Kind. Das ist nicht etwas, was man fertig hat.

Das verstanden sie in der Stadt Gelsenkirchen nie. Sie dachten immer: Jetzt ist es fertig. Sie finden es lästig, daß dieser Wissenschaftspark ihnen immer noch Ärger macht.«

Amüsiert fügt Karl Ganser eine Pointe an: »Sie haben aber gemerkt, daß es ein besonders schönes Kind ist.« Dies erklärt er dann so: »Es war meine Strategie, die Dinge so schön zu machen, daß sie sie nicht weg legen können, obwohl sie sie los haben wollen. Auch [das Park-Gelände von] Nordstern war für sie – nach der Bundesgartenschau – lästig. Aber irgendwie finden sie, daß man so etwas doch nicht ganz allein lassen kann. Daher pflegen sie den Park leidlich gut. In der Logik des Prozesses steckt das Wachsen. Dieser Gedanke kam spät. Nicht von einem Kunsthistoriker oder von einem Gesetz, sondern auch der Gedanke mußte wachsen. Dadurch ist er viel lebendiger geworden. Er formuliert sich immer stärker aus.«

Zum Wachsen gehört auch, daß Gedanken sich entwickeln. Ein Beispiel dafür ist die Gesamtschule in Gelsenkirchen-Bismarck.

Der unideologisch Orientierte. Karl Ganser hat keine Prinzipien, aber eine Orientierung. Er hängt sie nie mit großen Worten wie eine Fahne in die Höhe. Die Orientierung ist an den Früchten der Arbeit erkennbar.

Sozial: »Wir müssen die Sorge um die Opfer des Wandels mit einbeziehen.«

Ökologisch: »Die Städte leben vom Raubbau. Sie verbrauchen immens viele Ressourcen. Weil sie dies in grobschlächtiger Weise tun, machen sie Raubbau. Unsere Aufgabe: Umsteuern in allen Bereichen. Jetzt und überall.«

Kulturell: Strukturen schaffen. Zugleich Identität und Modernisierung. Bespielen von IBA-Stätten im Finale. Anschließend fädelt er das Theater-Festival der ›Triennale‹ (seit 2002) mit ihrem Intendanten Gerard Mortier ein.

Karl Ganser argumentiert nie ideologisch, sondern immer sehr in der konkreten Sache. Dadurch umgeht er bereits in München und dann im Ruhrgebiet die Parteien-Kämpfe.

Er wurde Mitglied der SPD. Aber er trat aus, als die sozialliberale Koalition das Nachkriegs-Tabu brach, Militär in Kriege zu schicken: zuerst im Kosovo. Seine Grundüberzeugung ist pazifistisch.

Anders sein als die anderen. Karl Ganser scheut die Banalität, die im Konformismus steckt. Er sieht darin einen Mangel an Erkenntnis und Gestaltung des spezifischen Eigenen, das man schaffen kann – in optimistischer Perspektive, aus seinen Potentialen und mit entwikkelten Fähigkeiten. Es ging immer darum: Wir müssen anders sein als die anderen. Wir haben etwas, was die andern nicht haben.

Die Veränderung: das Besondere. Dies hat eine lange Vorbereitung. In den 1980er Jahren sahen Christoph Zöpel und Karl Ganser: Für das Ruhrgebiet muß man etwas Besonderes machen, weil es auch etwas Besonderes ist – im Guten wie im Bösen.

Christel Schwarz: »Ich weiß noch, wenn ich zu IBA-Zeiten mal jemanden mitgenommen hab. Einer Freundin meiner Tochter aus Ostfriesland zeigten wir den Tetraeder [in Bottrop] und die Himmelstreppe [auf dem Gelände von Rhein-Elbe in Gelsenkirchen]. Zum Abschied sagte sie am Bahnhof: ›Wenn ich das nächste Mal komme, dann müßt ihr mir aber unbedingt das richtige Ruhrgebiet zeigen!‹ Sie kannte das Ruhrgebiet von den Tatort-Krimis aus dem Fernsehen und wartete auf die dunklen wabernden Schichten, die darunter kommen.«

Dies zeigt die Veränderung. Sie wurde im wesentlichen von der IBA gemacht. Wenn man durch die bedeutenden Themen und Bauten durchgeht, wäre ohne die IBA vieles nicht da: Es gäbe keinen Landschafts-Park, keinen Gasometer, keinen Tetraeder, keine Jahrhunderthalle und keinen Westpark, kein Zollverein – das sollte damals eigentlich eine Bauschutt-Deponie werden!

Mitreißen. Karl Ganser ist keiner, der sich selbst in den Vordergrund schiebt. Wie kommt es, daß er doch auffällt? – Heiner Dürr: »Das hängt einfach damit zusammen, daß er ein echter Querdenker ist. Und daß er nicht in den gängigen Schablonen denkt, sondern daß er eingefahrene Denk-Routinen einfach einreißt. Zudem kann er dies auch noch verbal und kommunikativ in Diskussionsbeiträgen gut rüber bringen. Er ist ein großer Mitreißer. Er kann Leute sehr gut motivieren.

Das führt auch mal dazu, daß die Leute mit dem Motivations-Schub, den er erzeugt hat, allein gelassen werden und sie dann mit ihrer Motivation ins Leere fallen.«

Keine Stellvertreter-Politik. Ist er der große Kümmerer des Ruhrgebietes? – Heiner Dürr: »Nein, überhaupt nicht. Er fordert: Sie sollen es selber machen und ihn nicht vorschieben.

Er kann auch ungeduldig sein, wenn er erkennt, daß er es mit Leuten zu tun hat, die intellektuell nicht ganz so gut ausgestattet sind wie er.

Es ist leider ein weit verbreitetes Motiv: Wenn einer etwas anregt, nickt man und sagt: Aber bitte, geh du voran!«

Auftritte und Rhetorik. Berühmt ist Karl Gansers Seiden-Schal. Manche Leute rätseln, wie viele Exemplare er davon hat. Und sie wundern sich darüber, daß es immer ein anderer Schal ist. Andere finden es erstaunlich, mit wie wenig sich ein Mann von anderen unterscheiden kann. Niemand hat Karl Ganser in der Uniform der förmlichen Ausstattung gesehen – wie man sich etwa einen Ministerialen oder einen Bank-Manager vorstellen kann. Er erlaubt es sich aufzufallen: durch Einfachheit mit dem Witz eines Seiden-Schals. Im Sommer gelegentlich auch mit einer Angler-Weste. Es zeigt seine Distanz zu den Repräsentations-Klischees. Er repräsentiert sich mit dem, was er in Szene setzt.

In den zehn Jahren IBA taucht Karl Ganser auf vielen Schau-Plätzen auf – in einer Fülle von Veranstaltungen. Fehlt er irgendwo? Eigentlich nie. Dies ist selten groß angekündigt. Die Kundigen, von denen es erstaunlich viele gibt, wissen fast immer, wo etwas geschieht – und gehen hin. Diese IBA und ihre Akteure haben eine starke Faszination.

Dazu braucht die IBA kein Freibier und keine Bankette, sondern nur das inhaltliche Ereignis. Es spricht für sich. Karl Ganser hält – meist neben anderen – eine seiner sehr knappen, aber geradezu magischen Reden. Es erstaunt viele Zuhörer, vor allem die Leute, die ihn zum ersten Mal hören, wie seine einfachen Sätze ohne Umschweife und ohne Verzierungen auf den Punkt kommen, argumentative Kraft haben, Atmosphäre erzeugen.

Er spricht kurz, weil er nicht langweilen will – aber man könnte ihm gern sehr lange zuhören. Er ist jedoch so knapp, weil er den Inhalt selbst sprechen läßt – die Worte führen glänzend inszeniert zu Bildern und Szenerien.

Und: die Kürze setzt den Zuhörer in Spannung – wie im Theater.

Wer mit Film umgeht, staunt, mit welcher Sicherheit er in Vorträgen eine Anzahl Folien auf den Projektor legt und an die Wand projiziert. Jede einzelne steht für einen einzelnen Punkt – es gibt kein drum herum; er verliert sich nicht im Detail. Das hält die Konzentration auf hohem Niveau. Es ist glänzend verständlich. Und der Faden seiner Inszenierung steckt voller Überraschungen. Zudem ist das Gesagte so einprägsam, daß es gut merkbar ist.

Er nimmt nichts hin aus Diplomatie oder aus Gruppendynamik. Er sagt, was er als Person denkt. Natürlich denkt er manchmal mehr als er sagt. Er spricht bestimmend. Dazu hilft ihm die harte und energische Sprachfärbung aus dem Voralpenland. Er arbeitet mit Fragen. Dadurch läßt er die Zuhörer mitarbeiten. Eine Frage kann auch höchst raffiniert sein: in der Lage, die These eines Gegenübers zu Fall zu bringen.

Der Polemiker. Oft spricht Karl Ganser Klartext. Im Gegensatz zur diplomatisch verbrämenden, indirekten Sprachweise, die Obrigkeiten von ihm erwarten, nimmt er häufig kein Blatt vor den Mund – er formuliert dann direkt und drastisch. Er polemisiert gegen Groß-Projekte und ihre Manager: »Große Bau-Träger sind Alters-Sitze von ausrangierten Politikern.

Oder: »Einst waren die Wohnungs-Grundrisse nicht immer schlecht. Heute bestehen sie oft nur aus Dummheit plus Stellflächen für viele Möbel plus Dinge.« Oder: »Ein Großteil – 80 Prozent – der Geld-Ausgaben dient nur der Luxus-Steigerung.«

Ein Meisterstück an Rhetorik. Am Rand von Oberhausen, neben dem Kanal, entstand eine Komposition von Gebäuden für Umweltschutz-Verbände. Zur öffentlichen Übergabe wird ein Fest inszeniert. Es beginnt morgens. Für die vielen Besucher sind den ganzen Tag über die Szenerien der Räume zugänglich. Im sonnigen Hof ist ein Podium aufgebaut. Um 11 Uhr ziehen Musikanten auf. Und einige Redner. Die Umweltministerin Bärbel Höhn kommt.

Karl Ganser inszeniert seinen Auftritt stets in einer Weise, wie es auch modernes Theater nicht besser zustande brächte. Sein Schritt ist langsam, schlendernd, zögerlich. Er tastet sich in die Szene hinein. Damit weckt er Aufmerksamkeit. Er steigt auf die Bühne. Die Zuschauer sehen einen mittelgroßen Mann. Mit Leder-Jacke. Um den Hals hat er statt einer Krawatte ein buntes Tuch. Es entsteht Erwartung. Dabei beobachtet er scharf das Publikum. Bevor er ans Mikrophon tritt, legt er einige Augenblicke demonstrative Distanz ein. Dann plötzlich: intensive Präsenz. Neugierig schaut er die Leute

an – in der Runde, als ob er sie alle erst einmal kennen lernen möchte. Er gibt den Zuschauern ein Gefühl dafür, daß sie selbst da sind. Und daß dies auch für ihn ein Ereignis ist: mit dem Publikum zu sprechen. Schweigen. Konzentration. Der Meister der Rhetorik beherrscht die Szene dadurch, daß er sie zuerst mal als Szenerie und als Atmosphäre gestaltet – und sie dann mit dem gesprochenen Wort steigert.

Der erste Satz: Langsam – fast leise. Dieser erste Satz trifft – und macht durch den Inhalt das Ereignis bedeutend. So ähnlich hat Verdi seine kurzen Ouvertüren geschaffen: punktgenau ins Herz des Themas. So ähnlich legte Martin Luther King seine Reden an: Im ersten Satz ist schon alles drin.

Er gewinnt Authentizität: Die Zuhörer merken, daß einer mit ihnen spricht, der es dadurch ernst meint, weil er handelt. »Ich mische mich überall ein – das ist mein Naturell.«

In brillanter Rhetorik zähmt er Widerständige und gewinnt mit Charme und Argument Verbündete.

Im zweiten Teil der kurzen Rede entwickelt Karl Ganser die Vision. Noch mal sei an Martin Luther King erinnert: seine Faszination entsteht stets aus einer Vision – zu einem Wert, den es zu erarbeiten gilt. Wen immer man im Ruhrgebiet zu Karl Ganser fragt, man erhält die Antwort: »Er ist ein Visionär.«

Darin steckt sehr vieles, was menschlich berührt: Der Redner führt es vor Augen als ein Weg, als ein Prozeß: die Zuschauer sind dabei, es entsteht ein Wunsch, man entdeckt ihn bei sich selbst und draußen. Ein Ziel erscheint – schon etwas konkret, aber auch noch ein wenig geheimnisvoll. Da ist nichts, was man abhaken kann, sondern es entfaltet sich etwas.

Je mehr Projekte die IBA fertig stellt und greifbar macht, desto stärker wird die Überzeugungs-Kraft dessen, was Karl Ganser den Leuten sagt.

Wo immer er auftritt, geschieht es in ähnlicher Weise. Es sieht immer so aus, als ob er gebeten wird. Und er hebt sich stets von den meisten anderen ab, die sprechen, weil er keines der üblichen Klischees vorträgt. Er vermeidet die sogenannte Nomenklatur, in der Politiker in immer derselben unpersönlichen Tonlage die Leute durch Wort-Hülsen langweilen.

Er hat es nicht nötig, sich selbst vorzuführen. Er kennt Wirkungsweisen und setzt sie bewußt und gezielt ein – für das »was Sache ist«, wie man im Ruhrgebiet sagt. Dies verleiht von selbst auch dem Autor Glanz. Wer so zu inszenieren versteht, ist als Regisseur hoch geschätzt. Er kann sich das gezielte Understatement leisten. Er macht sich nicht dadurch den Leuten sympathisch, daß er ihnen nach dem Munde redet, sondern indem er sie in einen Prozeß einführt, der für sie wichtig wird.

In der IBA-Zeit hat die Faszination dieses Dirigenten – man darf sie mit Orchester-Chefs vergleichen – den Mechanismus des Neides nirgendwo hochkommen lassen – darüber kann sich nicht genug wundern, wer die Szene kennt und weiß, wie sehr sie dazu neigt, die Felder fest abzustecken.

Es gibt nur wenige, die grummeln. Offen wagt es niemand. Obwohl es keinerlei Repression gibt. Der Prozeß und die Projekte sind so faszinierend, daß sie die Menschen in den Bann schlagen und beschäftigen – und davon abhalten, auf die üblichen »bösen Gedanken des Verhinderns« zu kommen.

Seine Rhetorik könnte von Cicero stammen. Er hat dessen Rhetorik nicht gelesen und studiert, aber in eigener Weise ähnlich Wirkungsvolles entwickelt. Er stellt eine knappe Skizze des Projektes vor Augen. Dann sagt er: »Jetzt kann man einwenden …« Nun spult er in einer Kette von Einwänden und Argumenten ab, was gegen das Projekt und was dafür

spricht. Er nimmt Stück für Stück den Einwendern die Luft – und entwickelt das Projekt weiter.

Personen-Systeme. Karl Ganser sieht, daß nicht nur in seinem Team, sondern auch in der Region »fast nach dem Zufallsprinzip Personen-Konstellationen zusammenkommen, die konfliktreich kreativ arbeiten. Das kann man nicht planen.«

Christel Schwarz, die Chef-Sekretärin: »Das war eine persönliche Sache. Zu vielen Leuten wie z. B. zu Oberbürgermeistern Jupp Krings in Duisburg oder Burckhard Drescher in Oberhausen hat er immer einen guten Kontakt gehabt. In den Städten, wo es diese Kontakte gab, ist das meiste passiert. Sie hatten die meisten Projekte und Ereignisse. Aber es gab auch zu kleineren Städten beste Kontakte. Zum Beispiel zu Castrop-Rauxel. Die Kleineren waren eher dankbar als die Großen. Die großen waren eher arrogant. Der Kontakt lief über Personen. Über Oberbürgermeister und Stadtdirektoren.«

Organisations-Struktur. Heiner Dürr: »Im Umkreis des Regional- und Organisations-Soziologen Dietrich Fürst [Hannover] entstand eine Habilitation über die Organisationsstruktur der IBA.[1] Vom Aspekt der Organisation aus, den Ganser in seiner Person ganz besonders nutzte, stellt sie fest: Karl Ganser schuf Netz-Werke, die auf Personen konzentriert waren. Sie werden für ein bestimmtes großes Programm oder Projekt geknüpft, aber lösen sich anschließend wieder auf.

Karl Ganser wirft, was lange idealsoziologisch über Institutionen gedacht wurde, über den Haufen. Es gibt Personen-Netze und es hängt alles ganz stark davon ab, welche Person was tut. Das heißt, es ist alles viel komplizierter als man es sich idealsoziologisch vorstellt.

Wissenschaft. Heiner Dürr relativiert: »Die Habilitations-Arbeit von Fürst sieht diesen Aspekt ein wenig. Man darf den Wissenschaftlern aber keinen Vorwurf daraus machen, daß sie versuchen, ihre Befunde auf eine etwas allgemeinere Eben zu heben. Daß jedoch nachher – gerade bei diesen sehr flexiblen Organisationsformen – letzten Endes alles individuell ist und nicht in einen allgemeinen Rahmen vollständig passen kann, das wissen wir als Empiriker.

Aber trotzdem wäre es gut zu sagen, daß vielleicht sogar diese Ansätze [in der Habil-Schrift] oder das Verständnis für brüchige Organisationsformen immer noch nicht weit genug gehen, um die individuellen Strukturen, die nur für ganz bestimmte Zeiten bestehen, zu fassen.«

Macht. Karl Ganser spielt souverän auf seiner strategischen und taktischen Klaviatur.

Im Grunde ist sie sehr einfach. Sie verzichtet auf jede und auch die mildeste Form der Intrige. So kann er sich nicht in einem der derart geschaffenen Urwälder verheddern. So bleiben für ihn selbst die Prozesse überschaubar. Er arbeitet mit den einfachsten Mitteln. Er hat eine Intuition dafür, wer wirklich entscheidet – dies sind überall nur wenige. Dann überzeugt er den einen oder anderen durch die Sache. Und auch durch den Köder, der damit verbunden ist, oft mit dem Geld, das dann in die betreffende Stadt fließt. Ist jemand überzeugt, soll er seine Szene dafür gewinnen. Dies spart Karl Ganser viel Zeit – und Präsenz. Denn wer viel erscheint, zieht sich auch viele Neider zu.

Vor allem kann er als Einzelperson diese Strategie handhaben – wären es komplexere Umstände, die er selbst händeln müßte, wäre er rasch überfordert.

Der toskanische Geschichtsschreiber Niccoló Machiavelli, der brillanteste Analysierer der Macht-Prozesse, hätte sein Vergnügen daran gehabt, Karl Ganser zu analysieren.

Weil er so genau an der Sache ist, entstehen keine Dunkel-Zonen, die wie-

derum Phantasien des Neides mobilisieren. Karl Ganser will nichts mehr, als den Projekten eine Chance zu geben. Er sucht keine Karriere. Er ist für sich selbst bescheiden. Er schmiedet keine Ränke, die auf pure Macht hinaus laufen. Er ist das Gegenbild zu dem, wie sich häufig Politiker verstehen. Er versteht es aber auch, diesen Gegensatz so mit Understatement zu spielen, daß bei den vielen Politikern und Verwaltern kein Mißtrauen und Gegenwind entsteht.

Die Weise, dies zu tun, ist keine umständliche und überall ausfächernde Psychologie, sondern einfach: Die Sache – und eine intelligente und konsequente Weise des Vermittelns und des Gewinnens.

Sie setzt sich nicht damit auseinander, wie unterschiedlich psychologisch und taktisch die Köpfe gestrickt sind, sondern zieht die Sache durch.

Tun wir mal so ... In der Halle des »Casino Zollverein« findet 1999 zur Idee des Nationalparks eine Diskussion mit vielen Menschen statt. Karl Ganser ist Moderator. Er läuft mit dem Mikrophon im Mittelgang auf und ab. Ein Berg an Bedenken türmt sich auf. Es ist leichter ein Bedenken zu erfinden als einen aufbauenden Beitrag zu leisten. Als auch die Gutwilligsten beginnen unruhig zu werden, macht Karl Ganser etwas Überraschendes: Mit einem einzigen Satz räumt er dies alles an die Seite, indem er sagt: »Tun wir doch mal so, als ob es all die Bedenken nicht gäbe.« Und er wechselt im nächsten Satz unmittelbar in den Vorwärtsgang. Nun breitet er die Argumente für das Projekt aus.

Intelligentere Lösungen. Karl Ganser beklagt vor allem im Blick auf die 1980er Jahre: »Wir machen ständig Kopfstand-Lösungen – für's selbe Geld. Ständig dieses Geldausgeben für Kopfstand-Lösungen.«

Daraus zieht er um 1990 eine energische Folgerung: »Die IBA Emscher-Park ist erstmal eine Denkschule. Wer nicht zwei Jahre denken lernen will, kriegt kein Geld. Wir geben zwei Jahre lang kein Geld aus. In heutiger Zeit ist es modern, *software* zu finanzieren. Wir machen erstmal das. Danach sollen die nächsten die *hardware* machen.«

Er fügt einen Problemlösungs-Gedanken an: »Wenn Geld knapp wird, muß die Fantasie reicher und reichhaltiger werden.«

In einer Gesellschaft, in der die Phantasie häufig zum Erfinden von Bedenken auswuchert, um Behäbigkeit mit dem Mantel an Pseudo-Intelligenz zu verhüllen, entwickelt Karl Ganser Mittel, Projekte nicht ersticken zu lassen, sondern sie geradlinig durchzusetzen. Und dies geschieht keineswegs mit der Attitüde eines Machthabers.

Ambivalenz. Karl Ganser ist in der IBA in einer ambivalenten Rolle. Er handelt im Auftrag des Staates. Seine Arbeit lebt erheblich von den Ressourcen des Staates. Andererseits ist sie dadurch erfolgreich, daß er vieles anders macht als üblicherweise der Staats-Apparat, der die staatlichen Ressourcen verwaltet.

Die Rolle des Staates. »Der Staat kann die wirtschaftliche Erneuerung selbst nicht vornehmen. Aber er muß die Rahmenbedingungen setzen«, sagt Karl Ganser.

»Die erste Leistung der IBA: Ein Gelände aus der Spekulation herausziehen. Es kommt weniger darauf an, daß hier überteuert mit Boden umgegangen wird, oft über Schein-Investoren, als Blind-Verkauf und als Parzellierung. Sondern man muß gegensteuern: daß das Gelände nicht stadtplanerisch in die falschen Hände gerät, weil dies zu falschen Nutzungen führt, die keine Struktur-Effekte haben. Das Mittel: Der Grundstücksfond NW kauft das Gelände auf.«

Der Grundstücksfond. Bereits vor der Gründung des Städtebauministe-

riums hatte 1979 die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen im Rahmen des ›Aktionsprogramm Ruhr‹ den ›Grundstücksfond‹ gegründet.

Mit seiner Hilfe, d.h. mit Landesmitteln, ließ die Landesregierung strategisch wichtige Zechen-, Industrie- und Verkehrs-Brachen im Ruhrgebiet aufkaufen, um sie auf diese Weise der Spekulation zu entziehen. Sie hielt sie vorrätig, um sie dann zur Verfügung zu stellen – für eine nichtspekulative und sinnvolle Reaktivierung. Die Flächen sollten umgewandelt und dann wieder veräußert werden – für die Stadtentwicklung und zur Wirtschaftsförderung.

Die Landesregierung stattete den Grundstücks-Fond mit 500 Millionen DM aus. Zunächst hatte er eine Laufzeit von 1980 bis 1984. Dann wurde die Laufzeit verlängert.

Dieser Fond wird von der Landesentwicklungsgesellschaft (LEG) betreut.

Karl Ganser formuliert es markant: »Der Grundstücksfond stellt ein Gelände ruhig und ermöglicht eine Perspektive.

Zweiter Schritt: Sicherung der Substanz der historischen Gebäude, vor allem der Dächer und der Fenster. Erfahrung: Wenn der erste vorläufige Nutzer in einem Gebäude ist, wird es respektiert und es geschieht kein Vandalismus mehr.

Und in Projekten tritt in gewisser Weise der Staat als Unternehmer auf. Der nordrhein-westfälische Wirtschafts-Minister finanziert 60 Prozent der Kosten. 20 Millionen DM kostet der Umbau. Drei Jahre Anlauf-Kosten werden gefördert.«

Karl Ganser sieht die Aufgabe der IBA als Experiment: »Die Schwer-Industrie hat Schwer-Infrastrukturen geschaffen, jetzt müssen wir Leicht-Infrastrukturen schaffen, – was das ist, weiß niemand, darüber wollen wir erstmal nachdenken!«

Er inszeniert dies als sozialen Prozeß: »Das Bauen wird leichter und billiger, wenn vor dem Bauen soziale Prozesse organisiert werden.«

Systematische Strukturen. »Der andere Teil der IBA: Wir haben neben unserer Projekt-Tätigkeit neue Systeme geschaffen. Die Denkmal-Stiftung ist ein System, damit Projekte möglich werden.

Ohne diese Denkmal-Stiftung wäre das Weltkulturerbe nicht entstanden, weil die Kokerei [Zollverein in Essen] nicht mehr existieren würde.

Ohne Zollverein als Weltkulturerbe hätte es keine europäische Kultur-Hauptstadt [Ruhr.2010] gegeben.

Ohne meine Gründung der Kultur-Ruhr-GmbH würde es keine ›Triennale‹ geben.

Ohne ›Triennale‹ wäre hier keine Organisation vorhanden, die den Musik- und Theater-Bereich in die europäische Kultur-Hauptstadt 2010 einbringt.

Es gibt eben auch diese Aufgabe: Von Zeit zu Zeit neben der projektbezogenen Tätigkeit systematische Strukturen zu schaffen.

Das begreifen die meisten Leute nicht.

Man muß auch ein Gefühl dafür haben, daß bei allem personellen Engagement und bei allem Zufall es immer auch auf systematische Strukturen ankommt

Das ist das wichtigste Verfahrens-Ziel: Das Schaffen von systematischen Strukturen.«

Die Kultur. »Zu den administrativen Strukturen, die wir im Rahmen der IBA geschaffen haben, gehört erstens die Kultur.

Sie hat jetzt im Rahmen der ›Triennale‹ auch die verdienstvolle Tätigkeit, daß die industriekulturellen Anlagen in gewissem Umfang dauerhaft bespielt werden können. Nicht nur einmal bespielt – und dann bricht das alles ab. Sondern dauerhaft bespielt.

Diese Bespielung ist wiederum eine Voraussetzung dafür, daß sie im Bewußtsein bleiben.

Und dies ist die Voraussetzung, daß eine gewisse Bereitschaft zur Pflege entsteht.«

Soziokulturelle Projekte. »Für die sozialkulturellen Projekte gab es ein Förderprogramm, das Investition und Betrieb der Einrichtung aus einem Topf förderte. Mit dem Ergebnis: daß die Leute nicht soviel in Investitionen stecken müssen – und mehr in den Betrieb.«

Wissenschaft: Praxis – Theorie – Handeln. Karl Ganser: »Ich hab meine Probleme mit gewissen Sozialwissenschaftlern. Ich fragte sie immer, wenn ich ihre Texte gelesen hatte: Gibt es dazu auch eine Realität?«

Aus einigen Gründen »habe ich ein distanziertes Verhältnis zur Theorie. Ich frage: Was ist jetzt eigentlich das Ergebnis? Das könnte man oft mit einem einfachen Satz ausdrücken. Meist kann man das wirklich. Und dann sage ich: Der Satz überzeugt. Er ist gut überlegt. Darauf kann man eine Handlung aufbauen. Ich bin keiner, der ohne Theorie handelt. Nur habe ich keine Lust, lange umfangreiche Begriffs-Apparaturen herumzuwälzen. Ich weiß, daß dies ein sehr beliebtes Spiel unter Wissenschaftlern ist. Oft würgt sich jemand an vier Wochenenden durch Habermas hindurch, versucht, mit dem Lexikon daneben, die Begriffe zu entschlüsseln, – und dann bleiben da ein nur paar simple Dinge übrig. Ich habe stets das Bestreben, unmittelbar und direkt zum Handeln zu kommen.«

Experimentier-Freude. »Hinzu kommt eine Experimentier-Freudigkeit. Ich sage: Wenn die Wissenschaft nichts weiß, dann machen wir einfach irgendwas – und haben [damit] die Empirie von morgen. Dann liegt etwas da. Dies untersucht die Wissenschaft und bildet daraus ihre Theorie. In dieser Weise kann man es ja umdrehen. Man macht einfach etwas – und dann ist das eine Tatsache. Dann haben die Theoretiker die Arbeit, dieses Faktum aufzuarbeiten. So ist das Leben übrigens immer gelaufen. Es ist eine relativ junge Behauptung, zu sagen, man müsse erst Theorie machen, ehe man handeln darf.«

Universitäten. Er kritisiert die Hochschulen: »Die Universitäten haben eine ganz andere Denke. Eitelkeit der Professoren. Schneller Wechsel. Studenten-Massen durchschleusen. Keine regionale Verankerung.«

Was die IBA nicht sein will. Die IBA will kein Event sein – kein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Zu den Erfolgen der IBA zählt, daß sie sich dem verbreiteten und verführerischen Jahrmarkt der Eitelkeiten widersetzte.

Karl Ganser erhielt eine Einladung, nach China zu reisen. Er sagte ab: »Sollen wir in China die Segnungen des IBA Emscher-Parks verkaufen? Ich antwortete: Was in China stattfindet, ist kein Wissens-, sondern ein Machtproblem.

Wenn es Leute gibt, die glauben, daß es in China nicht richtig läuft, dann müssen sie Pressionen machen. So wie Häuser besetzt wurden.

Das Problem löst man nicht, indem man ein paar Professoren hin- und her jagt. Und man muß ein paar deutschen Hightechnikern Einreise-Verbot erteilen. Zum Beispiel Herrn [Meinhard] von Gerkan. Und Albert Speer. Das hab ich ihm am Telefon erzählt – mit der Hoffnung, daß er es in Deutschland weiter erzählt.

Solche Leute produzieren den Chinesen die späteren Rückbau-Fälle. Bei einer abnehmenden Bevölkerung. China hat in etwa eine Bevölkerungs-Struktur wie wir – ein bißchen zeitverschoben.

Die sogenannten Ideal-Entwürfe von Städtebau: Herr von Gerkan macht eine kreisrunde Stadt mit einem See – und dazu kriegt er in der Pinakothek der Mo-

derne eine ganze Ausstellung. Dies wird als Export-Artikel der deutschen Architektur verkauft. Da komme ich einfach nicht mehr mit.

Und dann erlaubt er sich die Frage von einem Herrn Tillich, der seit 40 Jahren Städtebau alles wissen müßte: Die Chinesen seien daran interessiert, wie diese großen Events wirken – für die Olympischen Spiele und für die IBA. Er hat immer noch nicht gemerkt, daß wir kein Groß-Event waren wie die Olympischen Spiele. Daß wir gar kein Event waren.«

Kritik an der IBA. Es gibt erstaunlich wenig Kritik an der IBA. Eigentlich nur hin und wieder das übliche Naserümpfen und Schulterzucken – ohne Argument.

IBA von unten. In der Demokratie gibt es Diskussion und innerhalb dessen auch Oppositionen – u.a. in Form der selbstorganisierten ›IBA von unten‹,[2] einer Vereinigung von Initiativen und Projekten, mit Sekretariat, Mitteilungs-Blatt, Tagungen und Aktionen. Sie will die Beteiligungs-Möglichkeiten von Bürgern fördern (Informationen, Diskussionen, Exkursionen, Workshops, Film-Vorführungen).

Dies ist der Anspruch. In der Ebene der Tatsachen erweist sich die ›IBA von unten‹ als wenig effizient und wenig präsent. Warum dies so ist, wird weder in der IBA-Zeit noch später reflektiert.

Tatsächlich nimmt Karl Ganser den Oppositionen insofern weithin die Argumente, als er im Grunde fast alles realisiert, was sich Oppositionen wünschen können. Das Eigentümliche: Sie können damit nicht umgehen, weil sie kaum merken, welche Prozesse in der IBA ablaufen. Daher spielt die ›IBA von unten‹ nach Ansicht von Karl Ganser keine wirkliche Rolle. »Die Leute der ›IBA von unten‹ waren unberechenbar. Sie hatten auch keine Kraft. Da war kein Boden – und da war auch keine Kraft. Man hätte vieles kritisieren können.«

Ausgelassen: Verkehr. Kritiker werfen der IBA vor, sie habe den Bereich Verkehr ausgelassen. Karl Ganser sagt dazu: »Das Konzept der IBA heißt: Internationale Bauausstellung. Man hätte den Verkehr zum Thema der IBA machen können, aber dann wäre es keine Bauausstellung mehr gewesen. Dann hätte man Mobilitäts-Management gemacht. Dies ist Verhalten – aber man kann es nicht sehen. Es ist Verkehrs-Verhalten – auch dies ist etwas, was man nicht baulich sehen kann, sondern es ist eine Verhaltens-Steuerung. Das wäre ein ausgebauter Infrastruktur-Zweig gewesen. Eine Bau-Ausstellung hätte angefangen, irgendwelche Halte-Stellen zu bauen. Ein bißchen davon haben wir ja gemacht: einige Bahnhöfe.« Man kann sie sehen. Sie werten die Eisenbahn erheblich auf. Durch attraktive Architektur rücken sie das Verkehrsmittel Eisenbahn wieder mit Prestige in die Städte.

Der Kern der Bauausstellung ist das Experimentieren mit der Entwicklung, wie man mit dem Struktur-Wandel umgehen kann, vor allem in Bereichen, wo es starke Einbrüche gab.«

Die Grünen im Ruhrgebiet? »Sie waren im Vergleich zu anderen Grünen relativ schlicht, was ihre politische Programmatik anbelangt. Im Grunde ein verlängerter Arm der Landes-Regierung zur Stabilisierung der SPD-Politik.

Ich sagte: Entweder ihr protestiert gegen irgend etwas, dann müßt ihr gegen etwas Konkretes protestieren. Oder ihr seid Aktionist für etwas, zum Beispiel, wenn ihr eine Siedlung haben wollt. Oder ihr wollt ein Mitwirkungs-Projekt machen: Dann macht das bitte, – dann können wir drüber reden. Aber sie waren nicht faßbar.

Ich war ja nun mit außerparlamentarischen Strömungen wohlvertraut. Wir haben auch vieles gemacht – initiiert vom Ministerium. Das hatte ein klares Bild. So etwas wie die Erhaltung und der Aus-

bau von Zeche Carl in Essen-Altenessen hatte einen klaren Charakter. Die Engagierten wollten die Zeche erhalten und hatten ein politisches Programm.«

Grotesk: Die Partei der Grünen merkt im Laufe von zehn Jahren und auch später nicht, daß Karl Ganser schon in den 1980er Jahren mit Minister Christoph Zöpel und dann in der IBA mehr ökologische Ziele realisierte als man sich in diesen Zeiten erträumen konnte.

Sie halten die IBA für ein sozialdemokratisches Projekt – und merken nicht, daß die IBA nichts mit Parteien zu tun hat.

Bau-Ausstellung als Strategie. Von Anfang an ist deutlich: »Die Bau-Ausstellung ist eine Strategie-Form. Keine Bau-Ausstellung mit drei Projekten – das ginge an einer Strategie vorbei. Die IBA unternimmt rund 60 größere Investitions-Projekte.« Im Laufe der Jahre verdoppelt sich die Ziffer.

Karl Ganser stellt 1993 fest: »Zur Zeit halten sich private Investoren zurück. Daher werden die Baustellen über öffentliche Mittel so »angeschoben, daß Private investieren können. In diesem Prozeß darf man nicht pessimistisch sein. Aber nur Traumtänzer fordern, daß heute aufbereitet wird und morgen das Projekt mit Investoren voll ist.«

1989 konnte man nicht wissen, was nach der Öffnung des Ostens geschieht. Zunächst strömen die Kapitalien eine Zeit lang dorthin.

Hochwertige Flächen. Karl Ganser (1993): »Das Planungs-System ist neu. Ein Leitplan führt zu städtischen Rahmen-Plänen und diese zu Investitions-Plänen.

Die Kommunen tun sich aus vielerlei Gründen schwer. Dann kommt das Land NW und gibt zum Beispiel für ein ökologisches Projekt 90 Prozent Zuschuß – und der Kämmerer kann nicht mehr verzichten, weil damit viel Geld in die Stadt fließt.«

Das Problem des Ruhrgebiets-Nordens: Er hat kaum hochwertige Flächen. Daher richtet Karl Ganser (1993) seine Strategie auf diesen Punkt: IBA-Flächen »werden extrem hochwertig vorgebaut. Sie sollen nicht jeden Privat-Investor anlocken, sondern nur Investoren mit besseren Produkten, mit höherer Intelligenz und mit einem höheren Beschäftigungs-Effekt. Es findet durch die städtebauliche Planung also ein Auswahl-Prozeß statt.«

Beispiel: das Gelände Zeche Holland in Bochum-Wattenscheid. Karl Ganser (1993): »Das Wirtschafts-Ministerium NW finanziert mit 300.000 DM eine Studie, die ein Arbeits-Kreis der potentiellen Interessenten begleitet. Eine sogenannte Machbarkeits-Studie.«

Auslassen. Es gehört zu Karl Gansers Fähigkeiten, daß er bestimmte Dinge raffiniert ausläßt. Er geht nur ganz selten in ein Stadt-Parlament. Er meidet solche Auftritte, weil er sich nicht auf die bekannten politischen Debatten einlassen will.

Verantwortung übertragen. Es gehört zu seiner Strategie: Wenn jemand ein Projekt bekommt, nimmt Karl Ganser an, daß er dann auch in der Lage ist, dies politisch durchzusetzen. Zum Beispiel muß Norbert Wallmann, Baudezernent in Bottrop, der sich in der IBA-Zeit die meisten Projekte an Land zieht, diese auch in seinen Kreisen durchsetzen. Es ist eigentümlich, wie angstfrei Karl Ganser in der Annahme ist, daß solche Leute das schaffen. Weitgehend bringen sie es zustande.

Praktische Umgebung. Karl Ganser organisiert 120 Projekte. Dies ist eine gewaltige Organisations-Leistung. Hat seine Organisations-Fähigkeit mit Sport zu tun? – »Ich glaube nicht, daß das Organisieren mit dem Sport viel zu tun hat. Es hängt, glaube ich, sehr viel mehr damit zusammen, daß ich in einer sehr praktischen Umgebung aufgewachsen bin. Auf dem Land überlegt man nicht lange,

sondern man sagt: Alles klar, wir machen das jetzt.«

Schönheit. Schönheit ist ein Wort, das in den 1960er Jahren geradezu abhanden kam. Dies mag auch daran liegen, daß es nicht leicht ist zu sagen, was Schönheit ist. Man kann es wohl überhaupt nicht genau sagen. Es ist eher ein Stichwort – eine Herausforderung zum Suchen. Ein Wort, das im Sinne von Max Weber ein nicht definierbarer Ideal-Begriff ist, der als eine Treib-Kraft notwendig ist.

Karl Ganser überrascht sein Publikum erstaunlich häufig damit, daß er das Wort ›Schönheit‹ sehr demonstrativ benutzt.

Dem Autor wird eine Anekdote erzählt: Karl Ganser hatte eine Einladung zu einem Vortrag. Er kam, sah sich um und sagte: In diesem Raum rede ich nicht. Dann drehte er sich um – und reiste ab. Damit protestierte er gegen eine Zumutung: gegen einen Raum, in dem die Veranstalter offensichtlich absichtsvoll und lange und wohl auch demonstrativ auf Schönheit verzichtet hatten.

Schönheit ist im Alltag des reduktiven Funktionalismus ein seltenes Wort. Aber IBA-Chef Karl Ganser fordert beim Treffen der Gastgeber 1998 demonstrativ für die Region: Schönheit. Und viele Male bei anderen Gelegenheiten. Er ist einer der ersten, die dieses Wort nach einer langen Zeit des Vergessen-Seins wieder benutzen – und dies häufig.

Hässlichkeit und Bau-Kultur. Es ist wahr, daß sich in vielen Bereichen der Region Häßlichkeit atemberaubend anhäuft hat. Ursachen dafür sind weniger die Armut, sondern vor allem die Geringschätzung des Ambiente, ein Selbsthaß, eine Minimum-Ebene, die sich vor allem in einem raschen Hochziehen von banalen Bauten ausdrückt.

Daneben entstanden allerdings auch viele Bereiche der Bau-Kultur. Wir finden sie vor allem in Arbeiter-Siedlungen. Einige Konzerne beschäftigten einst erstklassige Architekten. Vor allem Krupp in seinem Bau-Büro. Robert Schmohl, Georg Metzendorf und weitere gehörten zum Deutschen Werkbund. Hinzu kommen Hochleistungen in vielen weiteren Bereichen, u.a. das Theater Gelsenkirchen von Werner Ruhnau.

Die IBA drückt den baukulturellen Aspekt programmatisch aus. Sämtliche 120 Projekte fordern hohe ästhetische Maßstäbe und lösen sie ein.

Zum Konzept gehört auch, daß die IBA nur in wenigen Fällen im »Jahrmarkt der Eitelkeiten« auftritt. So ist die Projekt-Landschaft der IBA keine Versammlung kurzzeitiger ›Weltmeister-Architekten‹, die rasch vergessen sind.

Das Architektur-Konzept orientiert sich an vielfältigen städtebaulichen Bezügen, an einem breitgefächerten Spektrum von Gebrauchs-Werten, an szenischem Reichtum, an Erinnerungs-Kraft, an Annehmlichkeit, an menschlicher Dimension, an Schönheit.

Bauen als kulturelle Politik? Bau-Kultur – ein Stichwort, mit einem breiten Kontext. Ein Gewebe. Wechselseitig spielen sich Planungs-Kultur und Ästhetik die Bälle zu: Schönheit leitet Planungs-Kultur; Planungs-Kultur führt zu Schönheit. Planungs-Kultur ist nicht nur ein Prozeß, sondern sie wird auch im Ergebnis sichtbar: als Ästhetik.

Die Wertschätzung des Menschen drückt sich darin aus, wie Planer die Räume des Menschen gestalten. Die IBA setzt in einem Gemenge von kurzatmig geplanter banaler Funktionalität, das zwangsläufig häßlich ausfällt, mit ihren Projekten auf vielfältige Schönheit. Mitten in dieser Region (sie ist nicht häßlicher als andere) wird der Versuch unternommen, Schönheit zu schaffen: Bau-Kultur. Dieses Denken gibt sich nicht mit Leerformeln zufrieden, sondern stellt den sachgerechten Anspruch, ein komplexes Lebens-Ambiente zu gestalten. Was dabei herauskommt, ist Schönheit.

Um zu sehen, wie lebendig dieses Stichwort ist, gehe man in die Küppersbusch-Siedlung (1990/1998 von Michael Szyszkowitz/Karla Kowalski) in Gelsenkirchen:[3] Der alltägliche öffentliche Raum ist eine frappante Bühne, öffnet die Augen, läßt auf Schritt und Tritt Bewohner und Besucher unmittelbar mitspielen, steckt voller Überraschungen. Eine Bau-Kultur solcher Art schafft ein Leben in der Vielfalt. Diese neue Siedlung ist ein Theater in der Stadt, ein Stadt-Theater.

Zur Bau-Kultur gehört, daß der einzelne nicht allein für sich selbst, sondern auch mit einem Sinn für andere baut. Das bedeutet: er wird öffentlich tätig. Dieser Wert war in der Nachkriegs-Zeit weitgehend verlorengegangen, jetzt kann er wieder entstehen. Und: die IBA schafft eine Kette von öffentlichen Stätten.

Auswirkungen. In der IBA ist Karl Ganser sein Außenminister. Er setzt die Tradition internationaler Kontakte, die er seit seiner Tätigkeit in der Hochschule hat, fort. Jetzt sind es vor allem die altindustriellen Regionen, die ihn interessieren. Die IBA versteht sich als ›Werkstatt für altindustrielle Industrie-Regionen‹. Sie ist das modellhafte Experiment, das ihnen in ihren Schwierigkeiten hilft – vor allem mit neuen Weisen zu denken.

Eine Fülle von Planern und Wissenschaftlern aus aller Welt kommt und studiert die IBA und ihre Ergebnisse und Folgen – bis heute.

Unzählige Publikationen entstehen über die IBA – ebenfalls bis heute.

Nach der IBA

Pfeile auf den Genius. Die IBA endet 1999. Karl Ganser tritt ab. Jetzt regen sich Leute in Politik und Verwaltung, deren Behäbigkeit er viele Jahre lang gestört hatte – und die gegen seine Faszination und Raffinesse kein Mittel fanden. Nun versuchen sie ihre kleinen »Abrechnungen« aufzumachen: Sie schießen ihre Pfeile ab.

Aber Karl Ganser ist weit weg. Jenseits der Donau, im bayrisch-schwäbischen Voralpenland, zwischen Ulm und Memmingen, in seinem Dorf Breitenthal.

Kein Angehöriger der ausgedehnten Beton-Fraktion bekommt ihn zu fassen. Keiner ist in der Lage, ihn zu »bestrafen« – für all die Tabu-Verletzungen in einer Landschaft, deren Verkrustung er in raffiniertester Weise aufgebrochen hat.

Herman Prigann: »Michael Schwarze-Rodrian [der den Emscher Landschaftspark in schwieriger Zeit am Leben erhält] teilt das Schicksal mit Karl Ganser insofern, als die meisten Leute ihm freundlich Guten Tag sagen, und wenn er wegguckt, siehst du, daß sie ihn überhaupt nicht leiden können, weil er immer direkt war und ist. Dies ist etwas, was die Seilschaften, die es nicht nur im Ruhrgebiet gibt, nicht ertragen. Im Ruhrgebiet laufen ständig viele kleine Verteilungs-Schlachten.«

Erkennen und Wertschätzen. »Ob das alles in der Region angekommen ist?« überlegt Karl Ganser nach der IBA. »Da hab ich immer noch meine Zweifel. Das Ruhrgebiet ist mehr in Mallorca zuhause als sonstwo.«

Man könnte im Ruhrgebiet stolzer sein. Mehr erkennen, was man hat. Einer der größten Feinde der Menschheit ist die Selbstverständlichkeit: Was die Leute als selbstverständlich ansehen, schätzen sie nicht hoch ein.

Vieles ist auch einfach untergegangen. Was gestern entstand, steht in Gefahr, aus dem Bewußtsein zu verschwinden. Was geht verloren? Das Hans Sachs-Haus in Gelsenkirchen war 1920 nach 400 Jahren das erste Volks-Rathaus. Der Architekt, Alfred Fischer, hat damit für den Aufbruch der Demokratie gearbeitet. Zwei Bürgermeister ruinierten es.

Für die mangelnde Wertschätzung führt Karl Ganser ein Beispiel an: »Ich habe mich immer gewundert über die Ückendorfer [Stadtteil von Gelsenkirchen]: Daß sie nicht begriffen haben, was die Heilig Kreuz-Kirche [1926 von August Franke] eigentlich ist. Ihre Architektur und ihre Farbigkeit waren eine Sensation. Sie wurde immer wieder fotografiert. Es ist ja nicht so, daß man dazu viel erklären muß. Wenn man drin steht, weiß man, daß das etwas ganz Besonderes ist.«

Auftauchen – immer wieder. So einer wie Karl Ganser verschwindet nicht von der Bild-Fläche. Er ist in vielerlei Weise tätig und taucht immer wieder auf.

In Wuppertal bei der Regionalen. In Dortmund auf einer Tagung. In Essen beim Regionalverband. Er reist morgens an und am selben Abend wieder ab – dank schneller Züge in den Süden.

Doch das ist nicht griffig für die Wadenbeißer.

Das große Loch. Nach dem Finale der IBA fühlen sich viele Menschen verunsichert. Den einen fehlt eine Art Führer. Andere vermissen eine kräftige Stimme in der Presse.

Oft wird die IBA verschwiegen – als habe es sie nie gegeben. Die folgende

Landesregierung will nichts damit zu tun haben.

Subjektiv haben viele Menschen das Gefühl, in ein großes Loch zu fallen. Dies ist normal – und zugleich auch nicht. Gibt es wirklich das große Loch? Nein, die Tatsachen laufen täglich weiter. IBA hat an dieser Basis Kultur geschaffen. Die Menschen der Region können weitermachen.

Zunächst ist es normal, daß es nach dem IBA-Tempo ein bißchen Verschnaufen gibt.

Fragen. Nach der IBA[1] stellen sich Fragen: Welche Erfolge hatte die IBA? Was geschah nach der IBA? Was wurde gelernt und was nicht? Wie gingen Landes-Regierung, Städte, Institutionen und Bevölkerung mit dem um, was die IBA aufbaute? Welche Potentiale und Perspektiven regte die IBA über die IBA hinaus an? Was sind die gelernten und die nichtgelernten Lektionen? – Es gibt drei Ebenen: die wichtigste ist die informelle. Dann die offizialisierte und schließlich als Eintags-Stimmungs-Fliege eine mediale, die Presse.

Besser leben. Tatsächlich leben sehr viele Menschen besser: mit dem faktisch Geschaffenen der IBA, mit und in der Ausstrahlung der 120 Projekte. Durch die IBA hat sich – in einer Zeit, in der viele Katastrophiker ständig schlechte Stimmung verbreiteten, – an den Erfahrungen, Gefühlen, Verhaltens-Weisen und am Image der Region erstaunlich viel geändert. Das ist in der Region erkennbar. Und auch außen – man hört es von vielen Seiten.

Das beste Zeichen dafür ist, wie viele Menschen in die Region reisen. Die Hotel-Statistiken geben nur einen Bruchteil des tatsächlichen Tourismus an. Die meisten Leute bewegen sich auf den von Karl Ganser initiierten Rad-Wegen an den Ufern von Kanal und Emscher.

Vorhandenes zeigen – oder Glitzer-Glanz? Vom besseren Leben berichten kaum Zeitungen, Zeitschriften und Fernsehen. Die meisten Journalisten meinen, sie müßten sich anderswo aufhalten als in der Realität. Sie setzen auf die Seifen-Blasen, die sich seit Jahrhunderten Exotik nennen. Sie sind nicht an Kontinuierlichem, das heißt an struktureller Bildung von Kulturen interessiert.

Lernen von der IBA. Zu den Menschen, die tagtäglich die Früchte der IBA genießen, kommen viele, die in irgendeiner Weise aus der IBA gelernt haben. Das spielt sich nicht spektakulär ab, davon erfahren wir meist wenig oder nichts.

Viele Menschen lernten über Qualität nachzudenken und qualitative Ansprüche zu stellen. Es geht nicht mehr überall jedes Projekt in banaler Struktur und Ausdrucks-Form ohne Widerspruch durch.

Aus der ganzen Welt kommen viele Besucher, um die IBA zu studieren. Denn die IBA ist Geschichte im besten Sinn – eine nachhaltige Herausforderung, Erfahrungen für morgen zu nutzen.

Produktive IBA-Resultate. Es ist ein Wunder, wie in einer Region, in der die politischen und administrativen Strukturen außerordentlich stark betoniert waren, in wenigen Jahren so vieles geschaffen werden konnte.

Diese Kette ausgezeichnet realisierter Projekte hat kein anderes Land der Welt.

In dieser Landschaft wurden in einer tiefgreifenden Katastrophe menschliche Kerne gegriffen und bewahrt – das ist die eine Seite der IBA.

Die IBA rettete Siedlungen, in denen man menschlich leben kann – sie haben nach wie vor mehr Qualitäten als der meiste Neubau.

Die IBA rettete eine Kette von industriekulturellen Bauten. Sie entwickelte ihre historisch überbrachten Potentiale weit über ihre erste Nützlichkeit hinaus, die verfallen war. Sie zeigte, daß es im-

mer mehr gibt als einfache, monokausale Nützlichkeit. Die IBA entdeckte den MehrWert des Geschichtlich-Gewordenen und arbeitete ihn heraus.

Die IBA schuf auch ganz Neues.

Die dritte Seite: Altes und Neues stehen im Zusammenhang. Gewachsene menschliche Gestalt muß man nicht wegwerfen, sie ist eine Chance, man kann sie bewahren, sie läßt sich behutsam weiter entwickeln, – und man kann sie mit Neuem aufmischen.

Immer wieder stellen Planer fest: Soviel Kreativität konnte man nicht auf dem leeren Tisch zustande bringen, sondern nur unter der Herausforderung des vielschichtig dimensionierten historisch Gewachsenen. Sie widersprechen damit auch der gottähnlichen arroganten Selbstüberschätzung mancher Zeitgenossen, die »den geblähten Busen für den Blasebalg der Gottheit« halten (Friedrich Nietzsche).

Die weitestgehende Synthese: Im Landschaftspark Duisburg Nord haben sich Stadt-Qualitäten entwickelt, von denen wir zuvor nur träumen konnten: Vielschichtigkeit, Überraschung, Gefühls-Anmutungen (*feelings*) unserer Epoche, wie sie Wassili Kandinskj und Laszlo Moholy-Nagy in ihren Bildern zeigen, – im besten Sinne findet dort Piazza statt.

Christoph Zöpel hält für das Wichtigste: daß einst verbotene Orte nun Stätten des öffentlichen Lebens geworden sind.

IBA hatte mit Mode so gut wie nichts zu tun. IBA versagte sich, mit wenig Ausnahme, den sogenannten Weltmeistern. IBA setzte auf Menschlichkeit als Ausgangs-Substanz für alles weitere.

Präsentation der IBA? Die Politik von Land und Bund könnte sich mit der IBA in aller Welt präsentieren – aber dafür hat die Politik nicht den geringsten Sinn.

Die Landes-Werbung langweilt nach außen mit den üblichen Stereotypen; sie begreift nicht, was sie an Substanz haben könnte.

Aber: die IBA spricht sich ohne Politik und Werbung international herum – und auch nach dem Finale kommen von überall her Besucher, die sie studieren. Bis heute.

Politik und Verwaltung. Politik und die Verwaltungen (mit wenigen Ausnahmen) verhalten sich so als sei nichts geschehen oder als wäre das Fest vorbei – und nun sei nichts mehr zu tun. Kaum etwas kann ihren strukturellen Mangel an Gestaltungs-Vorstellung so deutlich zeigen wie dieser Umgang mit der IBA.

Karl Ganser sah dies gegen Ende der IBA voraus – und ist später enttäuscht. In der Tat ist es unfaßbar, wie eine inhaltsleere Funktions-Elite mit einem so einzigartigen Prozeß umgeht.

Zunächst hatten Christoph Zöpel und Karl Ganser ihr Ministerium so gut angelegt, daß dieses Gefüge mehrere Nachfolge-Minister aushielt. Es hielt auch einen inhaltsleeren Minister wie Michael Vesper aus. Bei ihm konnten nachdenkliche Menschen weder Grünes noch Lust an all dem sehen, was IBA war. Man sagte, daß er nur selten eingriff – das war vielleicht das Beste an seiner Tätigkeit.

Minister Vesper weiß nicht, was Denkmalschutz ist. Wenn er eingreift, dann kommt heraus, was Duisburg einige Jahre später mit der Abriß-Entscheidung für die Mercator-Halle in Duisburg erlebt. Während Christoph Zöpel sämtliche Minister-Entscheidungen zu Gunsten des Denkmal-Schutzes machte, fielen bei Michael Vesper sämtliche Entscheidungen gegen ihn.

Karl Ganser gab das fulminanteste Lehr-Stück dafür, was Denkmal-Schutz heißt. Den Mut, sich gegen den Strom zu stellen. Dem Zeit-Geist zu widerstehen. Zugleich Ideen-Reichtum, den Mehr-Wert des Historischen fruchtbar zu machen.

Politisches Management? Ministerpräsident Wolfgang Clement verstand die IBA nie wirklich. Er dachte abstrakt – das ist die Krankheit nicht nur seiner Politik. Der Autor dieses Buches schlug ihm einmal vor, zur Wahl die Leistungen der Landesregierung am Beispiel IBA in einem Großflächen-Plakat darzustellen. Mit 120 Fotos und jeweils einem knappen Text. Das fand er im Augenblick nicht schlecht, aber er ließ es nicht machen.

Der KVR und die Agentur. Im Casino Zollverein wird der Gedanke einer Nachfolge-Institution vorgestellt: Die »Agentur Ruhr«.

Karl Ganser und Ministerpräsident Wolfgang Clement formulieren Anfang Juli 1999 die Aufgaben: Die »Agentur« wird die Arbeit von Teilen des Kommunalverbandes übernehmen. Die Agentur soll die Nachfolge des Verbandes antreten. Im Jahr 2000 will Clement den Verband auflösen.

Karl Ganser will die Agentur aufbauen, die Führung dann aber einem Jüngeren anvertrauen. Sie soll möglichst viel neues Personal haben. Die 400 KVR-Mitarbeiter sollen von den Städten übernommen werden.

Das Echo ist ein wütender Aufschrei von Beschäftigten des Verbandes. In einem offenen Brief schreibt der Personalrat, die Planung käme »übler Nachrede und Mobbing gleich«.

Das Land will die Agentur mit jährlich 80 Millionen ausstatten. Die Revierstädte sollen die gleiche Summe aufbringen.

Wolfgang Clement: Die Agentur wird die »modernste Regionalverfassung in Europa erhalten«.

Sie soll durch Gesetz zuständig sein für die Pflege des Emscher Landschaftsparks, für die Industriekultur, für regionale Kulturprojekte, für Tourismus-Konzepte, für die Entwicklung von regional bedeutsamen Wirtschafts-Standorten und für die Entwicklung regionaler Verkehrs-Konzepte.

Die Städte, die bis dahin im Jahr 67 Millionen DM an den Verband überweisen, sollen dann 80 Millionen DM aufbringen.

Die gescheiterte ›Agentur‹. Aber das Management des Ministerpräsidenten Wolfgang Clement ist verheerend. Er gibt der Institution eine brüchige Grundlage: Wer von den Städten will, kann freiwillig beitreten. Die Kommunal-Wahl verändert die politischen Mehrheits-Verhältnisse. Die CDU attackiert den Agentur-Gedanken. Sie diskreditiert ihn als einen »Zwangsverband«. Die zur Macht gekommenen Oppositionen von CDU und FDP unterscheiden sich in ihrer Abweisung von Qualität nicht im geringsten von ihren Vorläufern der anderen Partei. Und so entscheiden sie sich gegen die IBA-Fortsetzung.

Der kardinale Fehler von Clement: Ein solches Projekt gibt man als Regierung vor, wenn man in der Substanz des Wortes regieren will – und läßt es nicht von Zaunkönigen zernagen.

Projekt Ruhr. Im zweiten Anlauf gab Clement dann vor: So entstand die ›Projekt Ruhr‹, dirigiert von Hans Ludwig Brauser. Aber diese Institution hatte erheblich weniger Spektrum als die IBA und war weit entfernt von deren substantieller Dichte und auch von ihrer Ausstrahlung. Es gab einige Projekte. Das Beste war der Landschaftspark, dessen Idee Michael Schwarze-Rodrian weiter trieb – mit einer umfangreichen Arbeit an einem Masterplan.[2]

Die Arbeitsplatz-Frage. Die IBA habe keine Arbeits-Plätze geschaffen, behaupteten einige Leute, die diese Forderung als Gebets-Mühle und zum Ausweis des Gutmenschen ständig im Mund führen. Daher will Clement die Frage direkt angehen: mit der ›Projekt Ruhr‹.

Karl Ganser hatte klug gesehen, daß die Arbeitsplatz-Frage nicht dirigiert werden kann. Die täglichen Arbeitsplatz-Diskussionen in den Medien sind Illusionen –

niemand kann halten, was er verspricht, weil Arbeits-Plätze ganz anders gemacht werden. Daher ging Karl Ganser einen Umweg. Er sagte: Wir müssen Terrains so herrichten, daß man – er war vorsichtig – eine Hoffnung auf weitere Entwicklung haben kann. Dafür gibt es jedoch keine Garantie.

Sang- und klanglos endete Clements ›Projekt Ruhr‹ – ohne das versprochene Ergebnis.

Christel Schwarz, Karl Gansers Chef-Sekretärin, sagt 2007: »Ich kann nicht erklären und auch nicht verstehen, warum Regierungen so wenig aus der IBA machten. Selbst jetzt mit der Kulturhauptstadt. Da hat keiner Visionen.«

Sie erinnert daran, daß in der IBA-Zeit alle Potentaten im IBA-Hauptquartier waren – im Kuratorium und im Lenkungs-Aussschuß: »Das hätte doch anstecken müssen! Warum steckt das so wenig an? Ich weiß das nicht. Damals waren ja alle dafür. Aber warum ist danach alles beendet? – Ich finde es ganz schrecklich.«

Verschenkte Geschenke? In Oberhausen begreift der Oberbürgermeister Burkhard Drescher, welche Geschenke die IBA der Stadt in armer Zeit machte. Das Olga-Gelände ist nun der Park für Eisenheim. Das Technologie- und Umwelt-Zentrum (TZU) hat sich als vital erwiesen. Ebenso Haus Ripshorst, das Domizil vieler Umwelt-Verbände. Der Gasometer wird gut verwaltet: als eine der verrücktesten Ausstellungs-Hallen der Welt.

Die meisten IBA-Städte haben jedoch kaum das Geringste begriffen. Voran Gelsenkirchen. Unfaßbar, daß diese »arme Maus« mit dem Kapital nichts anfangen kann: daß sie IBA-Hauptstadt (Sitz der IBA) war und dann Kapitale des Ruhr-Theater-Festivals ›Triennale‹ ist.

Duisburg ließ sich die Gestaltung des Alsumer Bergs schenken – und läßt ihn lange Zeit verwildern. Was im Duisburger Süden normaler Standard an Reinigung ist, gilt für den Norden erheblich geringer – und für ein Geschenk der IBA so gut wie gar nicht. Da werden längere Zeit die normalen Hausaufgaben nicht gemacht. 2008 wird das Problem endlich gelöst.

Essen begriff und begreift selbst das Weltkultur-Erbe Zeche Zollverein zunächst nicht und dann lediglich lau. Es steht einige Jahre mit seiner ignoranten Arroganz abseits. Ebenso seine Konkurrenten Bochum und Dortmund.

Was tun die Beschenkten, die das Geschenk nicht verstehen? Sie beschimpfen die IBA, sie habe Geschöpfe in die Welt gesetzt und ihnen nun das Versorgen überlassen. Aber wann jemals hätten sie sonst erhalten, was sie von der IBA erhielten? Sie merken nicht, wie sie sich intellektuell diskreditieren. Und sich als gestaltungsärmliche Faulpelze präsentieren.

Die veröffentlichte Meinung. Das eine sind die objektiven Resultate, das andere die Weisen, wie sie wahrgenommen werden und wie die Medien damit umgehen.

Was im Rahmen einer absurden Ausstellung ›RheinRuhrCity‹ in Düsseldorf über die Industrie-Kultur gesagt wird, ist in erheblichem Umfang falsch. Vorhandenes wird nicht wahrgenommen – es ist ja schon da. Die Zukunft wird mit inhaltsleeren Sätzen beschworen. Eine neurotische Sucht nach der Illusion global wirksamer Neuigkeit fokussiert sich auf den Fetisch Metrorapid, der unter vielen Aspekten wenig durchdacht ist. Und daher scheitert.

Wer kann schon wirkliche Neuigkeiten liefern? – ehrlich und selbstkritisch ist kaum jemand. In die Luft geworfen: schillernde Nichtigkeiten. Gerade gut für einen Zeitungs-Artikel. Und dann? Zwei Tage später ist er in der städtischen Müll-Verbrennung.

In der Presse gibt es die Neigung, alle Augenblicke »eine neue Sau durchs Dorf zu treiben«. Nur selten hat ein Journalist

die geringste Neugier. Schlechtreden ist einfach und Mode.

Die Katastrophiker und Kassandras aller Länder vereinen sich an manchen Tagen zum Chor-Gesang. Das meiste ist vage, hat kaum oder keinerlei Begründung, hält Nachfragen nicht stand. Natürlich fallen manche Leute darauf rein – und versuchen dann gruppendynamisch Druck auszuüben.

Dazu sagte Karl Ganser einmal dem Autor, er läse überhaupt keine Zeitungen mehr.

Es gäbe für die Presse sehr viel Gutes zu berichten. Aber das Volk erfährt wenig davon.

Behauptung und Ideologie. Meist wird nicht nur das Ruhrgebiet schlecht geredet, sondern gleich ganz Nordrhein-Westfalen. Und wenn dann vom Vorsprung von Bayern und Baden-Württemberg gesprochen wird, ist allerdings klar, daß keine Wissenschaft, sondern Ideologie am Werk ist.

Die Wirtschafts-Daten, die angeführt werden, stammen nur selten aus komplexer Analyse, – daher sind sie meist pure Behauptung. Sie sind aus methodischen Gründen fragwürdig, vor allem weil sich nirgendwo soviel Ideologie tummelt wie in der Wirtschaft, im Reden über Wirtschaft und in der Wirtschafts-Presse. Wenn wir die häufig angeführten Wirtschafts-Indikatoren auch nur ein wenig befragen, stellt sich heraus, daß es keinen Sinn macht, ein so komplexes Land an ihnen zu messen.[3]

Über die Regionalen berichtet die sogenannte Oberklasse der Presse so gut wie überhaupt nichts.

Tatsache ist, daß Nordrhein-Westfalen – und darin das Ruhrgebiet – ein Land ist, dessen Entwicklung, Vernünftigkeit, Infrastrukturen und Vielfältigkeit sich der größte Teil der Welt nur wünschen könnte. In keiner deutschen Region gibt es so viel Bewegung wie im Rhein-Ruhr-Gebiet.

Priorität? In vieler veröffentlichter Meinung wird der absolute Vorrang der Ökonomie propagiert – seit zwei Jahrzehnten sogar eng beschränkt auf den Neo-Liberalismus.

Wirtschaft ist unbestreitbar eine wichtige Dimension, aber sie ist weder Anfang noch Ziel dieser Welt, sondern nur ein Mittel. Eine vernünftige Stadt-Landschaft muß anderen Werten den Vorrang geben. Diese Werte stammen im wesentlichen aus einer *komplexen* Lebens-Welt – mit komplexen *Menschen* als Mittelpunkt. In einer komplexen Lebens-Welt kann sich Wirtschaft einbetten. Die IBA hat dies ausgezeichnet vorgeführt – auch als Paradigmen-Wechsel.

Verwechslung: Mittel oder Inhalt. Häufig hören wir, daß wir im Zeit-Alter der Kommunikation leben. Aber die Rhein-Ruhr-Städte sind schwach in ihrer Kommunikation.

Zwar gibt es in einigen Schienen einen gigantischen Transport von Daten – aber mit Kommunikation hat das wenig zu tun. Da wird nahezu alles ausgelassen, was gelungen ist.

Die Stadt Marl wirbt nicht damit, daß sie eine einzigartige Skulpturen-Stadt ist. Mülheim wirbt nicht mit dem einzigartigen Theater-Regisseur Roberto Ciulli. Duisburg wirbt nur mit Allerwelt-Sprüchen. Und so geht es weiter. Wer wirbt mit der IBA? Mit den Land-Marken? Mit der Industrie-Kultur? Wer wirbt mit der Vernünftigkeit dieses Landes? Mit den gelungenen Infrastrukturen?

Tatsachen. Wer sich weder von der offiziellen noch von der publizistischen Ebene abhängig macht, kann unschwer entdecken, was von der IBA bleibt und wie stark sie in der Region informell weiter wirkt: an betretbaren Orten, mit handelnden Menschen und mit einer Publizistik, die über den Tag hinaus wirkt, vor allem mit Büchern.

Emscher-Umbau. Die Emscher-Genossenschaft, geführt von Jochen Stem-

plewski, hat immer wieder den Ehrgeiz, über den Teller-Rand zu gucken und zieht von Zeit zu Zeit Leute an, die mit Fantasie öffnen.

Buchwesen. Nirgendwo gibt es eine so umfangreiche Bücher-Liste und einen so engagierten Regional-Verlag wie »Klartext« in Essen. Dies zeigt, wie viele Menschen die Kraft des Untersuchens, Forschens, Reflektierens und Darstellens haben.

Geschichts-Verständnis. Die IBA hat »der Region endlich eine eigene Vergangenheit verschafft« (Walter Siebel). Sich ihrer zu erinnern, lohnt sich – es ist »wichtig für eine Gegend, die sich 150 Jahre lang immer nur über Modernität definiert und Vergangenheit deshalb für etwas Veraltetes gehalten hatte, das sofort zu beseitigen sei, um Platz für Neues zu schaffen« (Manfred Sack). Der Umgang mit der Industrie-Kultur ist die gerade erst aufbrechende Selbsterkenntnis unserer eigenen Epoche – ein unumgängliches Lern-Feld, wenn wir uns nicht mit einem Punkt-Denken nahezu blind halten wollen.

Industrie-Natur. Die IBA hat Blick-Wechsel entwickelt: auf die Natur als »Industrie-Natur« zu schauen, auf die künstlichen Hügel als »gebaute Landschaften« und auf die Industrie als »Industrie-Kultur«.

Daher wurden hier mehr als in anderen Bereichen spannende Erfahrungen gemacht: Widersprüche, Paradoxien, Gegensätze. Darin spielen Konflikte eine Rolle, für die es oft noch keine oder häufig nur wenig ausgeprägte Selektions-Muster gibt. Dies trainiert in hohem Maße eigenes Urteil und Verantwortung.

Daher lassen sich in diesem Gemenge viele Menschen eher auf Fremdes ein, sind toleranter und produktiv offener, haben auch weniger Neigung zur Abwehr durch Gewalt.

Eingefädelte Projekte. In der ihm eigentümlichen Voraussicht hatte Karl Ganser Fäden gelegt, die so etwas wie eine Weiterfahrt ermöglichen könnten.

In der Region könnte ein Nationalpark völlig anderen Typs entstehen: mit mehreren Bereichen. Es war eine typische Idee des Geographen – und eine denkerische Konsequenz der IBA: Planung soll über die groben Raster der Zunft hinaus zu komplexer Subtilität entwickelt werden. Karl Ganser denkt an Behutsamkeit in jeder Hinsicht – als Schutz für Gewachsenes und zugleich aber auch als Schutz für gut konzipierte Entwicklung.

Dafür gibt es jedoch in Verwaltung und Politik in keiner Ebene irgendeine Resonanz.

Die aus freien Stücken gebildete Arbeits-Gruppe, die die Idee weiter transportieren soll, beendet die Arbeit nach kurzer Zeit, als keine Förderung kommt. Sie hätte die Idee wie eine Bürgerinitiative in bester Ruhrgebiets-Tradition verfolgen sollen.

Das zweite Projekt, das Karl Ganser einfädelt, ist erfolgreich: Zeche Zollverein in Essen-Katernberg wird 2001 in die Liste des Welt-Kultur-Erbes aufgenommen.

Karl Ganser fädelt auch ein drittes Projekt erfolgreich ein: aus dem Bespielen der IBA-Stätten ein Festival entstehen zu lassen – die ›Triennale Ruhr‹ [2002].

Emscher Parks. Die Kern-Idee der IBA war der Park. Grotesk: Dieser Park findet mehrere Jahr lang keinen Träger – hängt also in der Luft.

Größter Grundbesitzer ist der Regionalverband Ruhr (KVR, heute RVR). Er leistete in der IBA-Zeit und darüber hinaus viel gute Arbeit.

Aber seine Führung torkelt einige Zeit lang konzeptlos – sowohl die Chefs wie die Verbands-Versammlung. Der KVR/RVR müßte sagen: Wir tragen den Park. Das ist eine immense Chance – für die Sache und für das umstrittene KVR/RVR-Profil. Aber kleinkariert murmeln die Chefs: Wenn wir das Geld nicht ha-

ben, wollen wir den Park nicht. Das ist unpolitisch. Denn ein KVR/RVR, der nach dem Park greift, kann sich das Geld dafür erkämpfen.

So hängt der Park jahrelang an zwei guten Menschen.

Es ist eine große Leistung von Michael Schwarze-Rodrian: In finsterer Zeit – geradezu im Alleingang – die Idee des Emscher Landschaftspark so weit es irgend geht, hoch zu halten. Er arbeitet dafür in der Projekt Ruhr. Dort müht er sich mit großer Energie, die vielen Gemeinden auf das gemeinsame und zugleich regionale Ziel einzuschwören. Michael Schwarze-Rodrian hält geschickt die Kommunen zusammen und moderiert eine gemeinsame Planung. Dies steht auf fragilem Boden – es ersetzt keine institutionelle Trägerschaft.

Der zweite hilfreiche Mensch ist während ihrer Amtszeit Bärbel Höhn. Die Ökologie-Ministerin springt ein, wo ihr Städtebau-Kollege Michael Vesper versagt. Bärbel Höhn gibt, betreut von einem ihrer Ministerialen, Thomas Neiss, an einigen wichtigen Bereichen 50 Prozent Zuschüsse für die Park-Pflege – vernünftigerweise zu klugen Bedingungen.

Land-Marken. Karl Ganser, Christoph Brockhaus und eine Anzahl Künstler haben dem diffus bebauten Emscher-Tal eine prägende Idee geschaffen, die es zumindest in den Köpfen von verständigen Menschen strukturiert – als eine neue Gestalt des Tales: Die Kette der Land-Marken. Eingebettet in den Park, mit West-Pol und Ost-Pol, ist ein einzigartiges intellektuell-künstlerisches Bild entstanden, das die Emscher-Region neu verstehen läßt.

Aber an diesen Landschafts-Bauwerken wird genagt. Die Land-Marken sind in Gefahr. Durch Mangel an Pflege. Fast nirgendwo wird von Zeit zu Zeit frei geschnitten, damit sie sichtbar bleiben. Der Bildhauer Jan Bormann beschwert sich[4] über eine Fremd-Besetzung des Spurwerk-Turmes in Waltrop: Ein Kreuzweg wird darüber gelegt. Muß denn das Kreuz jeden Berg besetzen? Niemand hätte etwas dagegen, wenn der Kreuzweg daneben angelegt wird. Auf der Halde des Tetraeders werden in großen Mosaiken fremde Figuren ausgelegt. Toleranz wird gesagt – in Wirklichkeit aber ist es die Unlust, sich um etwas zu kümmern, was ein Geschenk für die Region ist. Erst nach einigem hin und her werden beide Probleme gelöst.

Museums-Reform. Was die Ludwig-Galerie in Oberhausen mit Peter Pachnicke und Bernhard Mensch dazu getan hat, ist ein Stück Museums-Reform: Sie geht aus dem Bunker heraus und fühlt sich verantwortlich für eine wichtige Dimension ihres Landstrichs.

Das Lehmbruck-Museum in Duisburg greift aus: Sowohl mit den Land-Marken wie auch quer durch die Stadt. Großartig: Der Park der Erinnerung im Innenhafen entfaltet sich.

Darin steckt eine Zukunfts-Perspektive: Diese Museums-Reform kann weitergehen – sich ausbreiten. Überall sollen Museen Dienste leisten: für die ganze Stadt.

Theater-Reform. In der IBA-Zeit hat in ähnlicher Weise das Theater Oberhausen – angeführt vom Intendanten Klaus Weise und dem Regisseur Ulrich Greb – eine Theater-Reform begonnen. Es wird wirklich Stadt-Theater, indem es spannende Bereiche bespielt: den Gasometer, die Halde in Oberhausen/Bottrop mit einem IBA-Theater, das Wasserwerk Dinslaken und ein Kaufhaus in Duisburg.

Dies signalisiert zugleich Entwicklung. Johannes Lepper und Ulrich Greb, die Intendanten von Oberhausen und Moers, arbeiten daran weiter.

Die IBA hatte den Stein ins Wasser geworfen: das Bespielen von spannenden industrie-kulturellen Stätten. Karl Gan-

ser holte Gerard Mortier – und damit die ›Triennale‹.

Mit Roberto Ciulli in Mülheim hat die Region ein radikales und extremes Welt-Theater.

Route der Industriekultur. Karl Ganser freut sich: »Es ist wohl jetzt auch so, daß das Land mit dem Ruhrgebiet bzw. mit dem RVR eine Grundvereinbarung über die Finanzierung des Unterhaltes der Route der Industriekultur getroffen hat, so daß alle größeren Objekte eine Grundfinanzierung haben, die zwar nicht reicht, aber wenigstens eine solide Basis darstellt und die auf mittlere Sicht mindestens verläßlich ist. Das ist auch außergewöhnlich.«

Weiterleben der Projekte? Karl Ganser: »[Dirk] Büsching mit seinem Landschaftspark Duisburg Nord wußte nicht, wie er weitermachen könnte, wenn es diese Vereinbarung nicht gäbe, – weil die Duisburger ihm dann auch kein Geld geben würden. Mit Veranstaltungen allein kann man das Geld nicht verdienen. Er ist einstweilen gerettet.

Das gilt für vieles. Für den Gasometer. Für Nordstern. Für Rhein-Elbe. Für Zollverein. Für den Westpark – also für wichtige Punkte in der ›Route der Industriekultur‹. Eingesetzt ist ein ordentlicher Betrag: 15 Millionen. Damit kann man eine Menge machen – für den Unterhalt.

Seit der IBA wurde immer diskutiert: Wer bezahlt die Nachlassenschaft? Die einen sagten: Man muß etwas tun. Die anderen: Der Ganser hat uns lauter Lasten hinterlassen.

Man mag auch von dem neuen RVR nicht viel halten, weil er nicht viel anders ist als der alte KVR. Er hat keine anderen Einnahmen. Aber er hat mehr Kompetenz als der vorhergehende. Und es ist ein Schritt auf dem Wege, der mit Sicherheit kommt: daß es eine stärkere Regionalverfassung fürs Ruhrgebiet gibt. Und irgendwann mal ein direkt gewähltes Regional-Parlament mit einem direkt gewählten Revier-Oberbürgermeister. Schritt für Schritt wird das kommen.«

Arbeitskreis der IBA-Beauftragten. Stephan Reiß-Schmidt: »Der Arbeitskreis der IBA-Beauftragten bestand aus Menschen in Stadtverwaltungen, in Verbänden wie Emscher-Genossenschaft und im KVR. Er war ein Kreis der kreativen, engagierten Innovations-Träger. Sie versuchten, das Gedanken-Gut von Karl Ganser mit seinen Mitstreitern an die Basis zu bringen und in den Planungs-Alltag zu integrieren.

Das ist am Ende nicht gelungen – wie man hört. Viele sagen: nur an wenigen Stellen, wo Personen Verantwortung trugen, die infiziert vom IBA-Virus waren, ist etwas übrig geblieben.

Ich nenne in der Stadtverwaltung Essen Klaus Wermker. Er kämpft verbissen weiter – unter erschwerten Bedingungen. Und die Kollegen, die den Emscher Landschaftspark weiter betreiben, Martin Oldengott in Castrop-Rauxel und Michael Schwarze-Rodrian in der ›Projekt Ruhr‹. Auch beim Kommunalverband gibt es einige.

Ich war sehr erfreut, als ich neulich unseren Forstabteilungsleiter, den Herrn [Jörg] Wipf, traf, der mit leuchtenden Augen von der Umsetzung von Projekten erzählte, die wir damals für den Emscher Landschafts-Park ersonnen haben, wo es im Anfang schwierig war, die Ausführenden dafür zu begeistern. Und er war jetzt begeistert davon. Auf der Fachebene ist einiges übrig geblieben. Aber generell ist das Echo aus vielen Gesprächen: daß auf der Ebene der Entscheider und der politisch Verantwortlichen nicht viel blieb. Sie sammeln sich jetzt alle um das Stichwort Kultur-Hauptstadt.«

Tatsächlich ist die Sachebene immer sehr viel besser als die politische Ebene. – »Da möchte ich Ihnen nicht widersprechen«, sagt Stephan Reiß-Schmidt, jetzt an leitender Stelle in München. Er erin-

nert sich gern: »Es war damals sehr spannend. Der Emscher-Landschafts-Park ist erfunden worden zusammen mit der IBA – durch Vorarbeiten des KVR. Dann wurde die ›Route der Industrie-Kultur‹ mit Tourismus-Experten und Kultur-Leuten geboren. Und viel weiteres.«

Skandale in der Region. Nach der IBA gibt es eine Anzahl von Skandalen, die man nicht begreifen kann – weil es zehn Jahre IBA gab. Viele Menschen in Führungs-Positionen haben in zwei Dekaden Städtebau, vor allem in der IBA, nichts gelernt. IBA setzte Maßstäbe – aber die Lern-Verweigerer kannten nur ihre eigenen Impulse. »Der Horizont konvergiert gegen Null – und das nennen sie ihren Standpunkt.« (Ernst Mach, zitiert von Kurt Reinhardt). Bürgerinitiativen erinnern unentwegt daran, daß die IBA und die Kulturhauptstadt 2010 Maßstäbe für die Region bedeuten.

In Marl soll die Reform-Schule, die 1959 Hans Scharoun baute – mit einer Aula ähnlich seiner berühmten Berliner Philharmonie – abgerissen werden. Eine Bürgerinitiative mit BDA und Werkbund rettet sie.

In Oberhausen wird mit einer kriminellen Handlung der Stadt, dann gedeckt vom Düsseldorfer Regierungspräsidenten, entgegen einem laufenden Verfahren des Denkmalschutzes und gegen Gesetze das letzte Zeugnis der einstigen Welt-Metropole der Brücken- und Hallen-Konstruktionen die Halle zerstört, die Bruno Möhring 1907 für die Gutehoffnungshütte entwarf. In einer Nacht- und Nebel-Aktion binnen drei Stunden, um einem Erfolg der Bürgerinitiative zuvor zu kommen. Bruno Möhring war auch einer der Werkbund-Gründer – er baute die Halle in seinem Gründungs-Jahr 1907.

Ohne Not abgerissen wird das Stahlwerk in Oberhausen. Stehen geblieben hätte es niemanden gestört. Nun ist der Ort eine Brache.

Vandaliert von einem verständnislosen Museumsleiter und seiner Verwaltung wird eines der schönsten Museen: Das ›Quadrat‹ in Bottrop, von Bernhard Küppers errichtet für den Bauhaus-Meister Josef Albers.

Nach wie vor gefährdet ist der umfangreiche Bereich von ausgezeichneten Siedlungen in Gelsenkirchen-Buer-Hassel.

Hans Sachs-Haus in Gelsenkirchen. Den Höhepunkt der Skandale stellt das Geschehen um das Hans Sachs-Haus dar. Es spielt sich nur zwei Kilometer vom Sitz der IBA ab.

»Ich finde es unglaublich, dass eine Stadt wie Gelsenkirchen so phantasielos mit ihrer Baukultur umgeht. Das erinnert an den Abruch des Kaufhauses Schocken (Architekt Erich Mendelsohn) hier in Stuttgart, der als eine der größten Bausünden in die Nachkriegsgeschichte einging.«

Prof. Dr.-Ing. Jörg Schlaich (Stuttgart)

Klartext von Jörg Schlaich

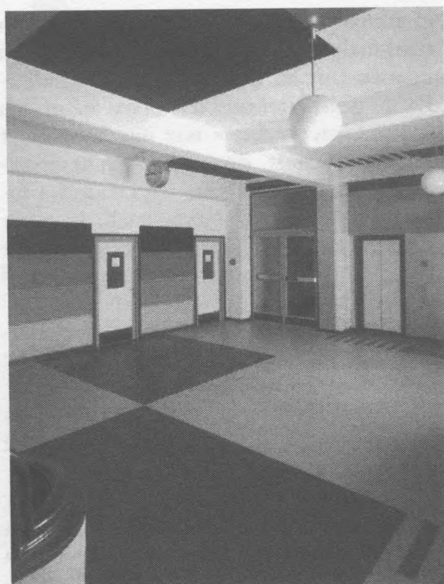
Karl Ganser beginnt eine Anzahl von Vorträgen im Ruhrgebiet mit zwei schneidenden Sätzen: »Ich kenne eine Stadt, die ihr architektonisches Prunkstück zerstört. Diese Stadt ist Gelsenkirchen.«

Die Führung in Gelsenkirchen hat nichts von der IBA begriffen.

Oberbürgermeister Oliver Wittke verkauft das berühmte Gebäude von Alfred Fischer, des neben Fritz Schupp bedeutendsten Architekten der 1920er Jahre, einer Tochter der Deutschen Bank – für einen Euro auf 25 Jahre. Er verpflichtet sich, es für die Stadt zu mieten. Weil es keine Kostendecklung gibt, werden hemmungslos Kosten gemacht. Und entgegen dem Vertrags-Ziel der

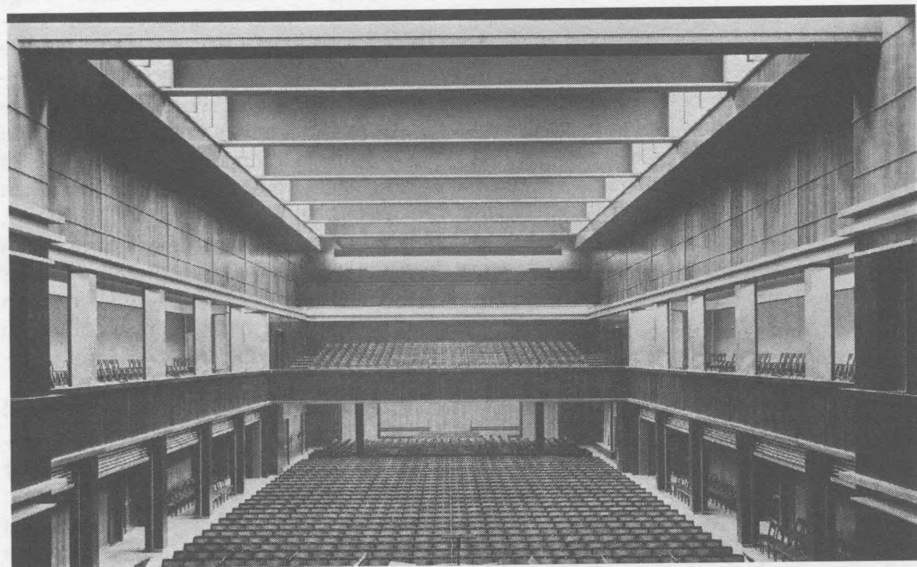

Deutscher Werkbund NW (Hrsg.)
Weltstar Hans-Sachs-Haus
Bedrohtes Demokratie-Denkmal – Aufbruch statt Abbruch
werkbund nordrhein-westfalen
»Einmischen und Mitgestalten«
Eine Schriften-Reihe des Deutschen Werkbundes Nordrhein-Westfalen
Band 3

Das Buch zum Skandal



Der Farb-Weg von Max Burchartz – illegal abgerissen

Gelsenkirchen: Das Volks-Rathaus von Alfred Fischer – außen gerettet, innen abgerissen



Der skandalöse Umgang mit dem Herzen einer Stadt

›denkmalgerechten Sanierung‹ wird von denkmalpflegerisch völlig unerfahrenen Firmen mit Methoden eines Flughafen-Baues gearbeitet und das Haus angeblich »zum Untersuchen« wie ein Schweizer Käse zerlöchert, obwohl es nichtzerstörende Methoden gibt. Täter und Opfer werden gezielt verwechselt. In einer Zerstörungs-Logik der 1960er Jahre, die man überwunden glauben konnte, wird gefordert: Das Gebäude kann nicht erhalten werden, es muß abgerissen werden. Denn man will ein Geschäft mit dem Neubau machen.

Oliver Wittke wird als Oberbürgermeister abgewählt, der nächste stammt von der Gegenpartei, Frank Baranowski. Dieser will das Problem lösen, indem er in nichtöffentlicher Rats-Sitzung, mit Tisch-Vorlage und ohne Diskussion in zehn Minuten die Hinrichtung des Gebäudes durch Abriß beschließen läßt. Die Bürgerinitiativen verhindern den Abriß. Die Stadt kauft das Gebäude zurück – und sie bezahlt damit auch die Zerstörungen: mit 40 Millionen Euro. Ohne daß auch nur ein Stein gesetzt wird. Karl Ganser kommentiert: »Das hat es noch nie gegeben.«

Der Druck von einem breiten Bündnis an Bürgern und kleinen Parteien sowie der Fachwelt bringt Stück für Stück mühsame Erfolge. Die städtebaulich prägenden wichtigen Außen-Wände werden gerettet. Über das Innere wird heftig gestritten – lautstark von den Initiativen, mit Schweigen beantwortet von der Stadt-Führung.

Der BDA Ruhrgebiet erreicht, daß Werkstätten stattfinden. Karl Ganser befürchtet, daß die BDA-Moderation zuviel Kompromisse macht. Karl Ganser ist kein Freund von Halbheiten.

Nach langem Schweigen, Mauern, Lügen, Fintieren wird 2007 ein Architekten-Wettbewerb versprochen. Die Vorgaben lassen befürchten, daß man den Außenmauern Bestand gibt, aber innen alles zerstört haben möchte. So kommt es dann auch. Es ist ein Skandal – und wird es bleiben.[5]

»Es wäre der größte Bauskandal der letzten zehn Jahre in Deutschland, wenn das Hans-Sachs-Haus abgerissen würde.« (Christoph Zöpel, ehemaliger Minister für Städtebau Nordrhein-Westfalen)

Ruhr Tourismus GmbH. Nach der IBA wird die RTG unter den sachfremden Erfolgs-Druck der Zahlen gesetzt – und verkommt ebenso, wie andere immer verkommen sind. Nach Qualitäten fragt niemand. Dies ist die Misere des Tourismus – überall. Im Ruhrgebiet fällt sie besonders auf.

Architekten-Wettbewerbe. Karl Ganser: »Etwas ganz Wichtiges: Aus den Architekten-Wettbewerben kann nicht nur deswegen nichts Gutes herauskommen, weil die Jurys falsch besetzt sind, sondern weil alle essentiellen Fragen bereits entschieden sind.

Der Standort ist entschieden. Ein Beispiel: Ob die Spielbank in Duisburg unbedingt da stehen muß, diese Frage wurde gar nicht diskutiert. Der Bauherr entschied mit seinem Interesse und meist mit seinem schlechtem Geschmack. Über die Bau-Masse ist entschieden – meistens falsch. Mit solchen Web-Fehlern kannst du den Wettbewerb eigentlich vergessen. Mit dem falschen Bauherrn, mit der falschen Bau-Masse, am falschen Standort – da kann man nichts Gutes mehr formulieren. Das war in Duisburg der Fall. Es müßte vor jedem Architekten-Wettbewerb ein Wettbewerb zum Bauherrn und zur Nutzung kommen.«

Raumprägende Projekte. Karl Ganser fragt: »Was ist nach der IBA entstanden an wirklich raumprägenden oder bedeutenden Projekten?« Er vermutet: »Wohl unterm Strich sehr wenig. Es ist auf Zollverein weiter gegangen, aber das haben wir [in der IBA] alles angelegt. Es gibt ein einziges Projekt mit einem gewis-

sen Talent und mit einer gewissen Qualität: die Entwicklung auf Phönix West in Dortmund-Hörde. Das merkt man an zwei Dingen. Jede Entwicklung, die sich mit einer wie auch immer gearteten Gestalt auseinandersetzt, muß zugleich auch bessere Neuheiten formulieren. Man merkt, daß ein paar Leute dran sind, die die Entwicklung mit einem gewissen Qualitäts-Bewußtsein betreiben. Das sieht man an der formalen Qualität der Hauptachse. Sie hat eine relativ schmale Fahrbahn, aber sehr breite Seiten-Anlagen. Die haben sie gut gestaltet mit einer doppelreihigen Allee, mit einem nicht zu teuren, aber anspruchsvollen Belag. Und dieses im Kontext mit den stattlichen Zeugen der Stahl-Industrie. Es könnte ein Standort entstehen, der auch gutes Neues anzieht.

Es gibt eine Bedingung, das habe ich den Machern deutlich gesagt: Ihr dürft keinem [Investor] mehr ein großes Stück bieten. Denn die Adenauer-Allee ist nicht sehr lang. Und wenn drei Neue noch mal etwas großes Neues hinstellen, dann ist der Bau-Platz belegt – und dann habt ihr Mittelmäßigkeit. Ihr müßt jetzt kleine Parzellen machen und müßt, bevor ihr über die Architektur nachdenkt, erstmal einen qualitätbewußten Bauherrn suchen. Nicht irgendeinen Projekt-Entwickler, der sagt: Ich nehme euch das alles ab – und damit seid ihr innerlich ganz froh, daß ihr einen habt, der sich ansiedelt.

Wenn sich keiner meldet, dann bleibt das Grundstück eben erstmal unbelegt. Wenn es nach acht oder neun Jahren bebaut wird, dann ist es auch noch gut.«

Karl Ganser geht mit der Dimension Zeit ganz anders um als es der Hauptstrom verlangt. Während dieser hektisch nach Vordergründigkeiten greift, setzt Karl Ganser auf Qualitäten, die man oft mit langem Atem suchen muß.

Netz-Werke. Karl Ganser hatte in der IBA ein Geflecht von intelligenten Leuten zusammen gebracht, die sich immer wieder zu allerlei Anlässen treffen.

Es gibt einen Unterschied zwischen der Ruhrgebiets-Intelligenz und Berliner Intellektuellen. In Berlin hat keiner irgendetwas mitzureden. Und da ist dann auch niemand in Entscheidungen der Kaste Politik und Verwaltung involviert. Das heißt, die Intellektuellen sitzen in den Cafés und können »bloß mosern«, das heißt in ihrer Ohnmacht über vieles kritisch herfallen. Aber im Ruhrgebiet gibt es ein wenig das Gefühl: Hier kann man auch etwas bewegen. Das ist eine Stärke des Ruhrgebiets.

Auch nach der IBA ist im Ruhrgebiet viel Bewegung. Es gibt einige Netzwerke.

Es gibt einige Professionelle, die über ihren Teller-Rand gucken und einige interessierte und intelligente Bewohner. Der Deutsche Werkbund NW arbeitet als Netz-Werk. Er mischt sich in manche Projekte ein. Und er macht dazu eine Buch-Reihe, die von Roland Günter und Frank Münschke herausgegeben wird.[5]

Netz-Werke schauen: Wo gibt es Möglichkeiten, etwas zu tun? Wo gibt es Ressourcen? Und wo kann man sie durch Intensivierung ein Stück weiterbringen? Wie kann man die Stadt unter dem Gesichtspunkt der Choreographie ansehen? – als Inszenierung von Straßen und Plätzen?

Der Werkbund ist jetzt wie eine Bürgerinitiative organisiert. Es gibt kleine Gruppen, die an Projekten arbeiten und wie Bürgerinitiativen agieren. Otto Schulte macht die ›Landschafts-Bauhütte‹. Werner Ruhnau das Bespielen von Plätzen. Aus dem Werkbund entsteht zunächst in einer Arbeits-Gruppe, dirigiert von Hans Otto Schulte und Michael Börth, der »Verein Industriewald Ruhrgebiet«.

Diese Initiativen bilden Kulturen. Solche Gedanken gibt es hier und da und dort. Also: ein Zuwachs an Aufklärung und an realistischer Fantasie.

Die intelligenten Leute haben alle kein Geld zum Investieren. Ihre Möglichkeit besteht zunächst im inneren Optimismus. Daß man wertschätzt, was gelaufen ist. Bei aufgeklärten Leuten wird die IBA hoch geschätzt. Man hat aus ihr gelernt. Und man überlegt, wo man tätig sein kann.

Das kann auch für die Kulturhauptstadt 2010 eine Rolle spielen. Es existiert, auch wenn die Manager dieses Ereignisses nicht mit diesem Geist-Kapital arbeiten.

Kleine Oppositionen in den Stadtparlamenten beschäftigen sich mit Stadtentwicklung. Auch in Opposition zum Ministerium, das nach dem Regierungs-Wechsel 2005 mit dem konservativen Minister Oliver Wittke den Namen ›Stadtentwicklung‹ aus seinem Titel strich und sich nur noch ›Ministerium für Bauen und Verkehr‹ nennt.

Einige fangen an, weiter zu denken und nicht nur die Verwaltungs-Vorlagen zu verarbeiten. Das Ziel: sie sollen die bequemen Mehrheiten jagen. Sie lernen, aus der Minderheit zu regieren. Jeder Antrag wird zwar fünfmal abgelehnt, aber am Ende passiert doch einiges.

Vorzeigen. Nachdenken über eine Zukunfts-Aufgabe: nicht nur die Maßnahmen für Städtebau, Architektur und Soziales finanzieren, sondern sie auch vorzeigen. Jede Maßnahme braucht auch den Gedanken der Kommunikation und dann eine Summe dafür.

Gelungene Beispiele für Kommunikation – stets war es Karl Ganser, der seine Hand im Spiel hatte: Eisenheim ist der besterzählte Wohn-Bereich der Welt, mit 70 Tafeln.[7] Der Landschaftspark Duisburg Nord erzählt. Die Route der Industriekultur erklärt hervorragend.

Intelligenter Tourismus. Monika Dombrowski lobt den IBA-Prozeß zum Tourismus – und beklagt 2006 die Rückschritte. »Aus meiner Sicht läuft es rückwärts. Ich finde es sehr peinlich, daß das Ruhrgebiet sich dazu entschließt, nicht zu gucken: Wie kann ich vernetzen? Stattdessen spielt jede Stadt ihr eigenes Spiel.« Sie beklagt auch, daß die Öffentliche Hand keinen Begriff davon hat, daß man für den Tourismus eine Infrastruktur bereit halten muß. Zu dieser Infrastruktur gehört die Finanzierung all dessen, was man als unrentierliche Entwicklungs-Kosten ansehen muß. Zum Beispiel die Erarbeitung von vielerlei Informationen. Diese Kosten lassen sich nicht betriebswirtschaftlich erwirtschaften. Die Folge: Qualitäten, die erreicht werden können, werden nicht geschaffen.

Tatsache ist, daß die Städte den Tourismus nicht aus der Hand geben wollen – ihn aber meist unzulänglich handhaben. Vor allem im Hinblick auf die Qualität der Führungen. Sie sind in Klischees fest gerastet und spielen selbst diese Klischees ganz schlecht.

Das Tourismus-Geschäft »wird nicht als Anliegen betrieben, sondern zielt auf kurzatmigen Umsatz. Daher schafft es keine emotionalen Bindungen an die Region. Die herkömmlichen Institutionen sind meist mit wenig qualifizierten Leuten besetzt.«

Karl Ganser brachte eine Sternstunde des Tourismus zustande. Leider machten es die Nachkommenden zur Sternschnuppe.

Monika Dombrowski behauptet ihre Reise-Agentur ›Tour de Ruhr‹ wirtschaftlich sehr geschickt – in schwierigen Zeiten. Sie hat einen hohen Grad an Sinn-Erfüllung. Das hält sie an der Sache. Aber gemessen daran ist der wirtschaftliche Erfolg nur gerade so, daß sie durchkommt. Die Zeit ist knüppelhart.

»Für mich ist Tourismus in erster Linie, daß ich die Seele dieser Stadt erkenne und sie den Leuten vorführe«, sagt sie. »Wir sind angetreten, das Ruhrgebiet als Qualität über zu bringen. Auch die brisante Geschichte einer Landschaft.«

Sie gibt ein Beispiel: »Im Landschaftspark, den es ohne Karl Ganser

nicht gäbe, haben wir ein großes Spektrum an Angeboten – und einen hohen Anteil an Zufriedenheit bei den Gästen.«

Monika Dombrowski kritisiert die Städte: Sie erschließen das, was sie haben, völlig unzulänglich. Es gibt keine Stadt, die sich vernünftig präsentiert. Sie arbeiten auch politisch nicht darauf hin, sich zu präsentieren. Stattdessen machen sie Großprojekte, die sie dann als Fundament des Tourismus ansehen.«

Zurück gefallen nach der IBA: Der Binnen-Tourismus wird vernachlässigt. Was machen die Leute selber mit ihrer Stadt? Gehe ich in einen anderen Stadtteil, bin ich bereits Tourist. Wohne ich in Oberhausen oder ist das nur meine Schlaf-Stätte? Die Stadt wird zur Schlaf-Stätte, wenn die Leute nichts über ihre Stadt wissen.

Monika Dombrowski: »Die Städte beschäftigen sich mit Ticket-Verkauf statt sich darüber Gedanken zu machen, wie sie Stadtteile beleben und der Bevölkerung Identifikation schenken.«

Die IBA ist angetreten, um eine Region dazu zu bringen, einen anderen und höheren Anspruch an Tourismus zu stellen als woanders.

Monika Dombrowski: »Ich habe im Ruhrgebiet keine Alpen. Also, der klassische Erholungs-Tourismus ist nicht der unsrige. Ich habe Region. Ich habe Landschaft. Und ich möchte Region und Landschaft erklären. Für die Leute, die da sind. Ich muß Konzepte entwickeln, wie ich die Region so proportioniere, daß sie vielen Leuten schmeckt. Und auch daß viele Leute die Gewürze erkennen. Letztlich ist das eine hoch pädagogische Aufgabe. Ich will, daß die Leute Spaß haben, aber auf einem hohen Niveau.

Die Industrie-Kultur wird unglaublich gut kommuniziert. Ich stehe im Landschaftspark Duisburg Nord an einem Montagmorgen im November. Sichtbar ist nur Eisen. Und jetzt kommt eine Gruppe. Sie ist willig. Aber das Eisen erklärt sich nicht von selbst. Man darf Touristen mit diesem Park nicht allein lassen, sonst sind sie bloß konfrontiert mit einer unglaublichen Masse von Eisen und Stahl. Wie sollen sie das schön finden? Qualitativer Tourismus läuft nur mit einem guten Drehbuch. Mit einer guten Führung.«

Monika Dombrowski hat in ihrer Agentur 40 Gäste-Führer. »Wir haben Grund-Drehbücher. Sonst kann ich Qualität nicht messen.«

Sie beklagt, daß es keine Schulungen für Gäste-Führer gibt. Oliver Scheydt hat ihr gesagt: Ich brauche für die Kultur-Hauptstadt 200 Gäste-Führer. – »Woher? Von den IBA-Leuten, die gut trainiert waren, ist kaum noch jemand auf dem Markt.«

Nachuntersuchung. Die Städtebau-Professorin Christa Reicher an der Universität Dortmund, Nachfolgerin von Peter Zlonicky, untersucht: Was geschieht an den IBA-Stätten? 2009 kommt dazu ein Buch heraus.[8] Die Leute in ihrem Institut haben Lust, die Ansätze zum Weiterarbeiten zu nutzen

Nostalgie. Annette Kolkau: »Wenn wir uns heute treffen, kommen wir mit den Gedanken immer wieder zurück zur IBA: ›Erinnerst du dich noch …? Und weißt du noch, wie wir zur Präsentation am Abend vorher bis 22 Uhr Presse-Mappen gepackt haben? Auch mit der Sekretärin aus unserem Bereich.‹ Sie war an ihrem Geburtstag bis 22 Uhr hier, wir wärmten am Abend die Gulaschsuppe auf, die sie mittags mitgebracht hatte, und aßen sie mit Journalisten. Das waren Bilder, unter denen keiner gelitten hat.

Wenn wir zusammen gegessen haben, wußten wir, daß wir in einem absolut tollen Projekt leben.

Und jetzt: Alle quengeln über ihre Folge-Jobs. Wir müssen uns immer wieder zusammenreißen und sagen: Jetzt sind wir in der Normalität angelangt. Was wir vorher hatten, das wird nicht wieder wahr.«

IBA-Nachlese

Nach wie vor setzt sich Karl Ganser intensiv mit vielen Projekten der IBA und generell mit der Region auseinander. In Gesprächen 2006/07 akzentuiert er in seiner knappen und pointierenden Weise sowohl Kritisches wie Gelungenes. Vor allem aber liebt er es, Vorschläge für Perspektiven hinzu zu fügen.

Nach zehn Jahren: Die Reise mit den IBA-Direktoren. »Vielleicht können wir an ein paar Beispielen noch mal gukken, was ist nach zehn Jahren daraus geworden? Ich habe mir für Ende August, Anfang September vorgenommen, mit IBA-Direktoren drei Tage lang IBA-Projekte anzuschauen unter dem Gesichtspunkt ›Was ist jetzt daraus geworden?‹«

Christel Schwarz berichtet: »Da kamen alle Direktoren. Manche Objekte fanden sie toll. Manches sahen sie, das nicht so richtig weiter geht. Einige neue Sachen sind irgendwie stecken geblieben. Ganser hat hinterher etwas aufgeschrieben.«

Sie fanden viele Leute, die die IBA angesteckt hat. Es geht vieles weiter. Deutlich wird, daß er einiges angezettelt hat. Auch daß er hinter der Entstehung des Gedankens Kultur-Hauptstadt steht.

Emscher Landschaftspark. Karl Ganser ist hoch erfreut darüber, »daß einstimmig der Masterplan für den Emscher-Landschafts-Park beschlossen wurde.« Kritisch fügt er hinzu: »Auch wenn sie bis auf weiteres nichts tun werden. Aber daß es dieses Buch [den Masterplan] gibt – das ist wieder ein weiterer Schritt.«

Er resümiert: »Also: ich will mich überhaupt nicht beklagen.«

Bochum. »Der West-Park ist ein großartiger Park. Unabhängig von der Frage, ob man das Bauwerk von Karl Heinz Petzinka vor der Jahrhunderthalle gut oder zu mächtig oder schlecht findet.

In der IBA-Zeit wäre es noch undenkbar gewesen, daß die Erzbahntrasse fast runtergeht zum Rhein Herne-Kanal – über sieben Kilometer – als ein geradezu fantastischer Radweg – mit allen diesen Brücken.

Nordstern. »Wir haben Prof. Karl Heinz Petzinka [Chef der Wohnungsgesellschaft THS] auf Nordstern [der Zentrale der THS] besucht. Die THS hat jetzt sämtliche Liegenschaften des Nordstern-Geländes, die vorher alle ökonomisch am Wackeln waren, aufgekauft und nun in ihrem Eigentum. Dies heißt: Nordstern ist auf lange Sicht stabilisiert. Das wäre vor Jahren nicht vorstellbar gewesen. Es ist egal, ob die THS jetzt mit Begeisterung handelt oder aus Zwang. Sie macht es.«

Innenhafen Duisburg. »An einem Mittwoch waren wir im Innenhafen bei Dieter Steffen. Jetzt ist der Innenhafen ein Star-Projekt geworden. Inzwischen finden ihn alle gut. Und Steffen ist der König.

Auf das Gelände kommt jetzt der Nachfolge-Konzern von Babcock, das in die Hand von Japanern geriet. Sie wollen den Firmen-Sitz von Oberhausen wegverlagern. Es bewarben sich wieder alle Ruhr-Städte, darunter auch Duisburg. Die Japaner sagten: Wir wollen an den Innenhafen. Sie besorgten sich einen Investor: Kölbl/Kruse.

Diese Investoren sind uns von der IBA her bekannt: Sie tauchten als ein junges Brüderpaar auf, die an der Kies-Ausbeutung am Niederrhein verdient hatten und plötzlich anfingen, in Immobilien zu investieren. Sie machten sich beliebt, weil sie den von niemand gewollten

Hammerkopf-Turm auf der Zeche Eving in Dortmund umbauten. Anschließend schlichen sie sich allmählich in das Investoren-Geschäft ein – und bauten auch im Innenhafen. Relativ anständig.«

Es gibt unterschiedliche Investoren. Karl Ganser: »Als der Entwurf einer entsetzlich schlechten Architektur von Hitachi auf den Tisch gelegt wurde, sagten wir zu Steffen: ›Das kannst du nicht durchgehen lassen!‹ – Er antwortete: ›In meiner Stadt, wo sie alle diese Firma für toll halten, finde ich keinen einzigen, der mich dabei unterstützt, wenn ich versuche, denen mal ins Handwerk zu pfuschen, wenn ich sage: So geht es nicht. Ihr müßt einen Wettbewerb machen!‹«

Karl Ganser wird energisch und analysiert Verhaltens-Weisen: »In Duisburg müßte es eine Volks-Bewegung geben, die fordert: ›An unserem geliebten Innenhafen geht das so nicht, wie ihr planen wollt!‹ – Aber kein einziger im Rat der Stadt sagt etwas. – Auch nicht der Oberbürgermeister, der sich mit diesem Innenhafen profiliert hat. Er befindet: ›Das sind Arbeitsplätze.‹ Und: ›Es muß alles ganz schnell gehen.‹

Aber es hat noch nicht einer mit dem eigentlichen Bauherrn geredet. Der weiß vermutlich gar nicht, was ihm da gebaut wird. Vielleicht könnte man ja mit ihm darüber verhandeln, daß es ein bißchen schöner entworfen wird. Aber mit ihm redet keiner – und ihn kennt auch keiner.«

Er resümiert: »Bei einem Top-Projekt sollte man meinen, daß sich das Bewußtsein gedreht hat. Aber: Nichts – absolut nichts.«

Dann fragt er: »Welchen Beruf hat Oberbürgermeister Adolf Sauerlandt? [Berufschullehrer] Welche professionellen Ansprüche stellt er an seinen Beruf? Wie kommt er dazu, in seinem Amt als Oberbürgermeister auf Ansprüche zu verzichten?«

Industrie-Wald. Die kleine Gruppe schaut sich auch das Industriewald-Projekt Rhein-Elbe in Gelsenkirchen an. Karl Ganser ermuntert die Staatliche Forst-Verwaltung, sich die sogenannten Rest-Flächen [Brachen] der Industrie zu holen und zu betreuen.

Der Dezernent im Forstamt Recklinghausen, Michael Börth, denkt und schreibt zur ›Natur in der Großstadt‹ – viele kluge Beobachtungen. Karl Ganser: »Michael Börth hab' ich auch getroffen. Er arbeitet auch beim Werkbund mit diesem Projekt?« Dazu und zu den vielen Skulpturen von Herman Prigann erschien 2007 ein umfangreiches Buch.[1]

Die Gebläsehalle. »Die Gebläsehalle in Duisburg hat jedes Format verloren. Es ist ein hochinteressanter Prozeß zu beschreiben, wie das gelaufen ist.«

Karl Gansers Philosophie: »Die Gebläsehalle so lassen, wie sie ist.« Man kann dann zwar nur zu bestimmten Zeiten – das heißt im Sommer – darin aufführen – aber das ist gut so. – Dann sagten einige Leute: Es sollte ein bißchen komfortabler werden. Also setzte man einen Architekten dran – und ich habe nicht aufgepaßt. Plötzlich war eine Tribüne aus Stahl-Rohren drin. – Dann sagte man: Dieses Provisorium muß weg. Denn nun kommt die Ruhr-›Triennale‹. Daher muß eine ordentliche Tribüne rein!

Dieses neue Ding ist deswegen so doof, weil es das Hochformat der Gebläsehalle in der Mitte teilt. Die Begründung: Unten drunter sind die Maschinen denkmalwert, deshalb muß man sie überbauen. Vernünftig wäre gewesen, die Tribüne runterzuführen bis auf den Boden, so daß man den Eindruck von der Höhe der Gebläsehalle erhält. Ich sagte dazu: ›Es kann doch kein Sakrileg sein, von vier Maschinen zwei Maschinen rauszunehmen, damit man unten auf dem Boden eine ebene Spielfläche hat.‹ – Da war also jenseits der Denkmalpflege ein absolut dummes Aufwand-System am Werk. Ist sauteuer geworden.

An diesem Fall wurde mir auch klar, daß manche Leute, die als Intendanten in der Kultur tätig sind, kein Raum-Gefühl besitzen.

Der erste Intendant der ›Triennale‹, Gerard Mortier, konnte mit den Räumen nichts anfangen. Er hat alles verengt und alles klein gemacht – so lange, bis er ein Theater mit einer Guckkasten-Bühne erhielt. So einer muß doch merken, daß er damit diesen Raum kaputt machte. Wenn man ein Hochformat in der Mitte durchschneidet, kriegt man ein Unformat.

Allerdings ist neben der Gebläse-Halle das Pump-Haus ganz schön geworden.

Wenn ich meine Kritik laut sage, fühlen sich alle beleidigt, – auch die Architekten, und natürlich Mortier. Das heißt: sie haben alle keine Ahnung von dem, womit sie umgehen.

Ich sagte: Herr Mortier, wieso spielen Sie in der Jahrhunderthalle [in Bochum], wenn Sie sich in die Ecke drängen, schwarze Vorhänge aufhängen und eine Bestuhlung hinstellen, als ob Sie ein kleines Werk auf dem Theater hätten? Sie müssen mit der Weite arbeiten!«

Der Gasometer. Karl Ganser: »Und so kommt es auch, daß viele Künstler nicht merken, daß eine bestimmte Form nicht in den Gasometer paßt: der Sternen-Himmel.«

Eine Künstlerin zitiert mit einem Geflecht von leuchtenden Sternen den Architekten Friedrich Schinkel. Das kann man gern tun. Aber sie zitiert mit leuchtenden Sternen von Schinkel eine Kuppel. Dagegen hätte Schinkel, der Meister der Stringenz, heftig protestiert. Schinkel hatte als preußischer Baumeister von 1810 bis 1840 sämtliche Entwürfe seiner Zeitgenossen, die sie ihm aus dem ganzen Land einreichen mußten, kritisch und konstruktiv korrigiert.

»Sie merken nicht«, sagte Karl Ganser, »daß man die Zylinder-Figur verstärken muß – und daher die Höhe. Damit der Raum noch höher erscheint, als er nach den Maßen schon ist. Daß es um die Vertikale geht. Daß im Gasometer alles nach oben zieht. Das kann man wunderbar machen. Eine Ansammlung von Leucht-Platten – wie Sterne – hänge ich an die Seiten-Wand, dann zieht sie den Raum nach oben.«

Dann fügt er hinzu: »Mir fällt immer auf, daß selbst unter den Kulturschaffenden das Verständnis für den Raum eine Charakteristik eines guten Architekten ist. Schon der Designer und der Bildhauer gerät in die Kleinformate. Das hängt auch an der Ansicht, daß Kunst museumsfähig sein muß. Daß Kunst nicht im Leben steht. Es gibt einige Ausnahmen bei den Bildhauern: Karavan könnte auch Architekt sein.«

Dani Karavan, der ein Projekt im Innenhafen in Duisburg bearbeitete, ist mediterran. Im Mittelmeer-Bereich, vor allem in Italien, gibt es Künstler, die ausgezeichnet mit Räumen umgehen können. Als der Dichter und Film-Autor Tonino Guerra in den Gasometer kam und gefragt wurde, wie er dafür ein Theater-Stück schreiben würde, hatte er spontan eine Idee: »Mein Freund Fellini kommt wieder und inszeniert hier – das muß in die Höhe gehen.«

Karl Ganser hat ein sicheres Gespür für die Reihen-Folge. »Man kann ein gutes Event nicht machen, indem man erst mal fragt: Wo kommt Geld her? Man darf nicht fragen: Was bringen wir bei den klassischen Förderern unter? Man muß ein gutes Event entwerfen und dann erst danach schauen, ob es dafür Geld gibt.«

Italiener denken mit Geld völlig irrational. Wenn eine Bank Lust hat, sich in Deutschland zu produzieren, weil sie da Geschäfte machen will, dann unternimmt sie etwas – und dann kommt auch halb Italien.

Karl Ganser: »Auch Berlin und München muß man klar machen, daß der Gasometer eine Kommunikations-Wirkung für ganz Deutschland haben kann.«

Weltkulturerbe. Daß es die großartige Architektur der Zeche Zollverein noch gibt, verdanken wir der Entschluß-Kraft des Städtebau-Ministers Christoph Zöpel und dem Mut von Karl Ganser. Nach der IBA bringt Karl Ganser Zollverein auf die Liste des Weltkulturerbes.

Der umfangreiche Bereich von Zollverein muß sowohl restriktiv unter dem Aspekt des Denkmals behandelt werden wie auch als Entwicklungs-Projekt. Dies ist eine schwierige Balance. Sie wird von außen kritisch begleitet – auch von Karl Ganser.

Karl Ganser: »Der große Fehler im Umgang mit der Kohlenwäsche ist der, daß Wolfgang Rothers dieses System [der Wettbewerbs-Qualifizierung, wie wir es in der IBA entwickelten] nicht praktiziert hat. Dank irgendwelcher Beziehungen und New York-Besuchen ging er direkt auf Rem Kohlhaas zu. Und das lief gründlich schief. Rem Koolhaas hat sich nicht wirklich um dieses Gebäude gekümmert. Er kann es auch nicht. Er hat nie so etwas gemacht. Es ist auch nicht seine Denk-Weise. Gleichwohl nahm er den Auftrag an. Das war ein Grundfehler. Er kommt aus seinem Büro.«

Karl Ganser kritisiert Norman Foster: »Mit Foster zu bauen war immer ein Kreuz. Weil die Epigonen [in seinem Büro] einfach schlecht waren – auch handwerklich schlecht. Ohne ein handwerklich gutes Büro wie von Heinrich Böll und Hans Krabel wäre der Bau-Prozeß gar nicht zu organisieren gewesen.«

Er kommt noch einmal auf Zollverein zurück. »Die Epigonen im Büro [von Rem Koolhaas] besorgen so Unsägliches wie die Rolltreppe. Sie ist eine Kaufhaus-Rolltreppe mit Materialien, die nicht nach Zollverein und auch nicht in eine ökologische Umwelt gehören. Was da eingebaut wurde, ist alles Sondermüll. Und die Rolltreppe hat den Habitus eines großen Kaufhauses. Die Eleganz des Industriebaues – ohne Anbiederung an [den historischen Architekten Fritz] Schupp – hätte man völlig anders weiter entwickeln können. Heinrich Böll war auch nicht glücklich darüber.«

Der Aufzug im Gasometer ist etwas völlig anderes. »Richtig«, stimmt Karl Ganser zu. »Er ist von der Stange.« Hervorragend – er hat eine Wirkung wie ein »Flug der Engel«. »Selbst der Schräg-Aufzug in der Zollverein-Kokerei für die Ausstellung ›Sonne, Mond und Sterne‹ hatte was! Das war eine Seifenkisten-Logistik in einer alten Anlage.«

Dann stellt Karl Ganser ein zweites Argument vor: »Das eigentliche Problem der Kohlenwäsche ist, daß sie jetzt keine Kohlenwäsche mehr ist – und auch keine wirklich gute Museums-Architektur.« Er hatte eine andere Vorstellung: »Ich plädierte sehr früh dafür: Laßt die Kohlenwäsche Kohlenwäsche sein!

Steckt da, wo der gesamte Bereich der Fördertürme ist, wo es keine Nutzung gibt, das notwendige Geld für die Instandsetzung der Fassaden rein. Das machten sie bei der Kohlenwäsche auch, allerdings um den Preis, daß sie 15 Zentimeter nach vorn gesetzt wurde.

Und dann: Macht eine komplett neue Museums-Architektur! Damit habt ihr die unangetastete alte Kohlenwäsche – das wäre ein lupenreines Denkmal! – und zweitens habt ihr ein taugliches neues Museum. Man konnte darüber streiten, ob man es wie die Design-Schule daneben stellt – oder ob man es oben drauf setzt.

Beides geht den Denkmalschutz eigentlich nichts an. Beides ist ein Neubau, der eine gute Architektur sein muß. Der Denkmalschutz mußte daran interessiert sein, daß die Kohlenwäsche auch Kohlenwäsche bleibt.

Wir hatten vorher einen Wettbewerb. Bevor Wolfgang Rothers Rem Koolhaas holte. Damals schlugen die Architekten Diener und Diener vor, das Museum auf die Kohlenwäsche zu setzen – mit

vier Stockwerken. Daran scheiterte dann zwei Jahre lang die Eintragung in die Weltkulturerbe-Liste: Frau [Birgitta] Ringbeck und die anderen Granden in der UNESCO-Kommission behaupteten ›Das verträgt das Denkmal nicht.‹ Ich habe damals gesagt: Das schadet dem Fritz Schupp überhaupt nicht, denn das Auge hat eine klare Linie. Das ist der Schupp-Bau mit den Abfolgen. Oben darüber steht nichts anderes als Neubauen in alter Umgebung. Das wollten sie nicht. Dann wäre es logisch gewesen, zu sagen: Wir machen einen internationalen Architekten-Wettwerb und prüfen nochmals, ob daneben oder darauf. Nein, man hat sich entschieden, die Kohlenwäsche zu nutzen – getreu dem unsinnigen Satz, daß ein Denkmal immer genutzt wird. Aber in dem Moment, wo es genutzt wird, wird es auch zerstört. Geradezu zwangsläufig. Deshalb ist ein ungenutztes Denkmal eigentlich das reinste Denkmal. Nun hat man diesen Mischmasch. Wenn du da hindurch läufst, bist du irritiert. Du hast keine Freiheit. Du siehst nicht nach oben, siehst nicht nach unten, siehst nicht raus. Sie ließen gerade noch die Mischtürme stehen. Das ist das einzige, was noch authentisch ist. Und oben drauf bauten sie den Saal. Den sperrten sie schlauerweise zu, damit der normale Mensch ihn nicht sehen kann.

Fairerweise will ich aber sagen: Ulrich Borsdorf [Chef des heutigen Ruhr Museums] geht mit dieser Vorgabe sehr viel vernünftiger und intelligenter um als diese schnell eingerichtete [Design-Ausstellung] ›Entry 2006‹. Sie stand einfach irgendwie da drin. Das hat Ulrich Borsdorf mit seinem Ruhr-Museums-Team besser gemacht. Aber es ist keine Kohlenwäsche mehr. Ira Mazzoni hat mit ihrem Artikel [in der Süddeutschen Zeitung] rundum recht.

Ich kritisiere, daß man von der Verfahrens-Kultur der IBA Abstand nahm. Wir hätten das nicht durchgelassen. Gefordert wäre: Ein anonymer internationaler Wettbewerb – wie für die Design-School. Auf die Weise kriegte man etwas Großartiges. Wir hätten mit Sicherheit auch für die Kohlenwäsche etwas Großartiges bekommen.«

Karl Ganser faßt zusammen – und so wird nun doch eine positive Bilanz deutlich: »Aber unabhängig davon, was Zollverein mit der Kohlenwäsche gemacht hat – daß überhaupt soviel geschah, ist eine relativ beachtliche Nachfolge-Leistung.«



Im Kontrast zu den industriekulturellen Bauten errichteten 2004 die japanischen Architekten Kazujo Sejiman und Ryue Nishizawa (Sanaa) ein Gebäude, das typisch eine andere Denkweise zeigt: ohne Achsen und schwebend wie ein japanisches Gedicht – ein Raum, wie man ihn sonst nirgends findet. Heute: Folkwang Hochschule für Design.

Überlegungen zu Staat und Bürger-Gesellschaft

Staats-Reform? – Karl Ganser sagt lachend: »Ich würde nicht sagen Staats-Reform, sondern: Mit der IBA hat der Staat nur einen Seitensprung gewagt.

Das kann sehr schön sein. Staats-Reform würde bedeuten, daß der Staat sich geändert hätte. Aber der Staat hat sich nicht geändert. Wir kehren zur Banalität zurück. Es wäre vermessen zu glauben, der Staat hätte sich wegen IBA ein Jota verändert! Nein – null!«

Ent-Staatlichung. »Es gab in der Politik immer Wellen-Bewegungen«, reflektiert Karl Ganser. »Am einen Pol steht eine total liberalisierte Politik: Sie sah das Liberale, also das Nicht-Steuern, als einzige Quelle des Fortschritts an. Und sie deklarierte jede Form von staatlicher Planung als Behinderung. Entstaatlichung und Deregulierung begannen schon um 1974/1975 und werden mit verschiedenen Modifikationen bis heute weiter geführt. Wir leben heute nach wie vor in einer Zeit der systematischen Entstaatlichung.«

Sogleich stellt er eine Frage, die den Prozeß relativiert. »In meinem fortgeschrittenen Alter weiß ich nicht, was besser ist: Wenn ein systematischer Staat geradezu in inniger Form vom Großkapital abhängig ist, ist es dann vielleicht sogar besser, wenn es weniger von dieser Art Staat gibt? Dann hat wenigstens das Großkapital weniger Einfluß.«

Er nennt ein Beispiel, das mit der Region Ruhr viel zu tun hat: »Im Bereich der Energie-Politik kann man diesen Zusammenhang [von Großkapital und Staat] nachweisen. Die monopolartige und die nichtökologische Energie-Politik benutzt geradezu systematisch den Staat dazu, ihre Monopole auszubauen.

Wir hätten in Deutschland keine Kern-Energie, wenn der Staat sie nicht vorbereitet hätte. Wir hätten längst keine Kohle mehr, wenn der Staat sie nicht subventionieren würde. Und wir hätten längst eine andere Energie-Politik, wenn die Chefs dieser Unternehmen nicht vorher Wirtschaftsminister gewesen wären, wie zum Beispiel Herr Müller. In diesem Bereich gibt es eine derart innige Verflechtung, daß man in der Entstaatlichung etwas Vernünftiges sehen kann.«

Was für ein Staat könnte die Alternative sein? Karl Ganser antwortet: Vernünftig wäre »ein anderer Staat, den wir aber im Moment nicht haben.«

Er erweitert den Katalog staatlicher Fehllenkungen. »Vieles in der Verkehrs-Politik wurde nur über den Staat geschaffen. So das Über-Maß an Autobahnen, das wir haben. Und das Unter-Maß an Eisenbahnen. Beides war staatliche Politik.

Wenn es eine weitergehende Liberalisierung gäbe, dann müßten die Autos alle ihre Kosten, die sie selber verursachen, auch selber bezahlen. Dann wäre das Autofahren so teuer, daß dies zu einer anderen Verkehrs-Politik führen würde.«

Der Mechanismus. Dies bedeutet: Es gab keine vernünftige Liberalisierung. Und es fehlte eine vernünftige Staatlichkeit. Der Kapitalismus bemächtigt sich des Staates, saugt ihn aus, dann treten die Leute, die dies professionell machen, im Fernsehen an den Sonntagabenden in den Gesprächs-Runden auf: als Entstaatlicher. Sie malen den Staat als ein absolutistisches Gespenst an die Wand und in Wirklichkeit brauchen sie ihn als Melk-Kuh für ihre eigenen Interessen. Karl

Ganser: »Oder als Instrument, um ihre Macht zu verlängern.«

Das Schwinden der Hoffnungen auf einen aufgeklärten, der gesamten Bevölkerung durch Demokratie verpflichteten Staat – diesen Prozeß hat Karl Ganser seit den 1960er Jahren erlebt: »Der Glaube an die Möglichkeit, daß ein Staat die Entwicklung systematisch steuert, ist seit der Mitte der 1970er Jahre systematisch geschwunden. Das war politisch gewollt, aber auch real, weil die Leute gesehen haben, daß die staatlichen Pläne nichts brachten.«

Planungs-Denken. Wie sieht dieser allgemeine Diskurs in Hinsicht auf die konkrete IBA aus? Hat sie qua Staat so gearbeitet, wie wir uns Staat als hervorragende gesellschaftliche Disposition vorstellen können? – »Nicht im Sinne der damaligen Vorstellungen«, sagt Karl Ganser.

Er gestaltete die IBA mit Orientierungen und auch mit einem System-Denken. Er kam aus einem Ministerium. Er initiierte in einem krisenhaften Bereich eine Entwicklung.

Hat er das gemacht, was viele Menschen vom Staat erwarteten?

»Das Steuerungs-System der IBA ist fundamental anders. Im Sinne der 1970er Jahre würde ein aufgeklärter Staat mit einem umfassenden Entwicklungs-Programm für das Ruhrgebiet ausgestattet und mit den inhaltlichen Zielen der IBA folgendes Kalkül gehabt haben:

1. Wir bauen keine einzige Straße. Alle Straßen sind schon da.

2. Es gibt kein einziges Planungs-Recht mehr über das bestehende Planungs-Recht hinaus. Mit dem vorhandenen Recht kommen wir aus.

3. Es wird in einem langfristigen Plan das gesamte Entwässerungs-System an der Emscher geändert. Dafür wird ein Investitions-Programm gemacht.

4. Es gibt im Ruhrgebiet kein Einkaufs-Zentrum. Kein CentrO. Null von dieser Art. Es wird nichts dergleichen genehmigt. Das kommt nicht vor im Programm. Also kann es auch nicht gebaut werden.

Jetzt gucken Sie die Zeit durch, in der die IBA gemacht wurde!«

In der Tat arbeiteten zwei sehr unterschiedliche Konzepte in der Region. Ein altes, das so tat, als sei es für alle Zeiten selbstverständlich. Und ein neues, das nur in der IBA und in ihrem Umkreis wirksam war.

Karl Ganser fragt: »Wieviele Entwicklungen sind an der IBA vorbeigelaufen? Wer dies machte, hat uns gar nicht gefragt. Er mußte uns nicht fragen. Das CentrO ist entstanden, die Musicals sind entstanden, Straßen wurden gebaut.«

Bezüge. Gab es zwischen den beiden Konzepten Bezüge? Karl Ganser antwortet: »Das IBA-System hat etwas ganz anderes gemacht. Es sagte: Wo es möglich ist, machen wir die Dinge gut. Aber dort, wo es nicht möglich ist zu intervenieren, sind wir gar nicht da. Insofern war unsere IBA-Arbeit eine total unsystematische Tätigkeit. Wir haben nur da gearbeitet, wo es gelang, einen guten Willen zu organisieren. Das ist erstaunlicherweise häufig genug gelungen.«

Die IBA ist also weder allgegenwärtig noch allmächtig. Sie hielt sich gegenüber vielem zurück. Im Wissen, daß sie nicht mehr tun kann, als sie Möglichkeiten hat. Und daß sie sich durch Diskussionen zur Unzeit viele Widerstände an den Hals geholt hätte, die die eigene erfolgreiche Arbeit gefährden könnten.

Karl Ganser gesteht: »Man kann darüber diskutieren, welches System erfolgreicher ist.«

»Vom planungslogischen Ansatz her waren wir unsortiert, unsystematisch, zufällig. Das hat uns Vorwürfe eingetragen. Wir wären eine Schönwetter-Einrichtung. Und wir wären konfliktscheu.«

Er sieht die Diskussion im Panorama der zwei Systeme: »Diese Vorwürfe wa-

ren im Sinne einer herkömmlichen Planung berechtigt.«

Aber das eigene System ist entstanden, um sich zumindest bereichsweise und als Modell gegen die herkömmliche Planung durchzusetzen. Es entstand also auch aus strategischen Gründen.

Plan oder Nicht-Plan? Hat die IBA einen raffinierten Seitenweg gesucht und gefunden? Hat sie Haken geschlagen, um heraus zu bekommen, ob man über andere Wege eine ganze Menge bewirken kann?

Karl Ganser denkt visionär und zugleich realistisch: »Der wesentliche Unterschied besteht darin: Ein Plan schreibt auf, was sein soll, aber ein Plan kümmert sich nicht darum, ob und wann es passiert. Das heißt, die Pläne scherten sich nie um die Realisierung. Es wurde aufgezeigt, was sein soll – und wenn es sich einstellt, ist es gut – und wenn nicht, dann eben nicht. Es gab keinen Realisierungs-Zwang.

Wir gingen einen anderen Weg und sagten: Was passieren soll, wird auch sogleich gemacht und sogleich bezahlt.

Die Fachplaner sagten: Wir machen einen Plan – für Straßen und in fünf Jahren sind folgende Straßen gebaut. – Die IBA sagte: Wir machen ein Projekt. Es soll wie folgt aussehen. Und das realisierten wir sofort.«

Dies war bereits im Zöpel-Ministerium als Ansatz einer Strategie erkennbar. Städtebauminister Christoph Zöpel, befragt, wie er sich durchgesetzt habe, sagte: »Wir machten kleine Projekte, die funktionierten. Denn die anderen [die vor ihm das Sagen hatten] scheiterten an ihren Großprojekten.«

Karl Ganser: »Die Logik des Planens der 1970er Jahre in Nordrhein-Westfalen kann man vor allem an den Landesentwicklungs-Plänen (LEP) deutlich zeigen. Ein LEP VI hatte die Idee, daß an bestimmten Stellen Flächen gesichert werden: für industrielle Großvorhaben. Dann wurden diese Flächen planerisch gesichert. Und dann kamen diese Großvorhaben aus der wirtschaftlichen Logik heraus nicht zustande. Auf einem Großteil der Flächen ist nichts passiert.« Er fügt sogleich eine zumindest partielle Erklärung hinzu: »Man hat aber auch nichts getan, damit etwas passiert.«

Lachend erklärt Karl Ganser, was dann doch geschah: eine kuriose Umkehrung. »Heute sind dies Biotope. Denn solche brachliegenden Gebiete entwickelten sich konsequent ökologisch. Irgendwann merkten die Vögel das und landeten dort.«

Die Umkehrung lief weiter: »Nach dieser ersten [mißratenen] Planung kam dann eine andere [zweite] Planung: das europäische Umwelt-Planungs-System. Deshalb sind diese Bereiche heute nicht von Kraftwerken besetzt, sondern von Vögeln. Dies zeigt die begrenzte Reich-Weite des alten Planungs-Systems.«

Wie geht es weiter? »Die nächsten Jahre werden darauf hinauslaufen, daß der Staat sich aktiv und passiv weiter aus der Gestaltung der Gesellschaft zurückzieht. Aktiv, indem er weiterhin dereguliert und liberalisiert. Passiv, weil er wegen der Finanz-Lage vieles, was er früher gemacht hat, nicht mehr machen wird. Die Zeit, die die IBA hatte, in der sehr viel staatliche Förderung zur Verfügung stand, gibt es heute nicht mehr. Von daher denke ich, daß der Staat für die räumliche Entwicklung unbedeutender wird.«

Mächte-Konstellation. Nachdenklich berichtet er eine Erfahrung: »Hier in Bayern, wo man immer sagte, die bayrische Bürokratie hätte noch ein eigenes Ethos und sie würde noch nach Prinzipien arbeiten, beobachte ich: Es kann jeder an jeder Stelle machen, was er will. Ich habe dies unlängst in einem Vortrag vor der Architektenkammer sehr deutlich formuliert. Es gibt eine Mächte-Konstellation: den Staat und die Wirtschaft – sie sind voneinander abhängig:

der Staat von der Wirtschaft und der Architekt von den Aufträgen. Der Staat hat kein eigenes Steuerungs-System mehr.«

Es geht also um das Steuerungs-System. Wer hat die Macht, es zu steuern? War nicht das Stichwort Demokratisierung der Aufbruch zu einem umfassenderen Steuerungs-System, das mehr Menschen mehr Chancen zuspielen sollte? Verteilung. Ausgleich. Mehr Intelligenz für alle.

Unabhängige Bürger. Was heißt dann Bürgergesellschaft?

Karl Ganser: »In dieser Konstellation kann es nur noch eine vierte unabhängige Kraft geben: das ist der Bürger. Der nicht abhängige und insofern nicht beeinflußbare Bürger. Dies sieht man an verschiedenen Entwicklungen der Bürgerinitiativen. Und an den immer mehr zunehmenden Bürgerbegehren. Bürger sagen: Bestimmte Dinge lassen wir uns nicht gefallen. Das heißt, der Bürger interveniert.«

Intervenierende Bürgergesellschaft. »Unlängst erhielt in einem Bürgerbegehren in Regensburg der Oberbürgermeister [Hans] Schaidinger das Ergebnis des Bürgerwillens: Er kriegt seine Stadt-Halle nicht. Zu diesem Thema gab es drei Bürger-Begehren. Eines gegen den Standort, eines gegen einen anderen Standort und eines für einen Standort – ein Gegenbegehren. Keines hatte für den Bürgermeister ein zustimmendes Resultat gehabt.

Ich würde daraus schließen: Wenn es in drei Bürger-Begehren in vier Jahren nicht klappt, müßte die Stadt mal nachfragen, ob sie überhaupt eine Stadt-Halle braucht. Dann ist das Problem gegessen.

Das ist die intervenierende Bürger-Gesellschaft.«

Man kann im Ruhrgebiet aufzählen, was sogar gegen die Obrigkeit und die Wirtschaft von Bürgern durchgesetzt wurde: Der Landschaftspark Duisburg. Das Rheinische Industriemuseum in Oberhausen. Der Gasometer in Oberhausen. Die Erhaltung von Eisenheim in Oberhausen und rund tausend Siedlungen, auch der Möhring-Siedlung am Grafenbusch. Die Rettung von Zollverein und Zeche Carl in Essen. Das Westfälische Industriemuseum in Dortmund. Und vieles mehr – nahezu alles, was heute den Glanz der Region ausmacht.

Erst diese intervenierende Bürgergesellschaft brachte es dahin, daß in der Landes-Regierung Personen wie Christoph Zöpel und Karl Ganser aufgeklärt bürgernah tun konnten, was sie taten.

Selbsttätige Bürgergesellschaft. An den Bürger-Widerstand, der gegen Unsinn interveniert, fügt Karl Ganser eine positive Perspektive an: »Es gibt eine noch interessantere Bürger-Gesellschaft: Sie macht einfach vieles selber. Was früher der Staat machte – durch Planung und öffentliche Einrichtung. Nun sagt der Bürger: ›Das machen wir selbst‹. Es tun sich Gruppen zusammen.

Fast alles, was Bürger an örtlicher Lebens-Qualität haben wollen, werden sie in Zukunft zunehmend selber organisieren müssen und auch selber bezahlen. Das hat es immer gegeben – und es wird immer mehr zunehmen.

Ich beobachte mit Interesse, daß aus Bürger-Begehren, die gegen etwas sind, plötzlich ein Interesse für etwas entsteht. Dann sagen zum Beispiel Bürger: ›Ehe der wertvolle Park mit Einfamilien-Häusern voll gebaut wird, kaufen wir Bürger ihn der Stadt ab – im Rahmen einer Stiftung, die wir selbst machen‹. Dann verfügt diese Stiftung über das Baurecht und über die daran geknüpften Erwartungen. Der Bürger kauft das Baurecht der Stadt ab und legt es dann still – zugunsten von Grün.«

Der staatliche Apparat? Es gibt einen riesigen Apparat an staatlicher Tätigkeit. Er hat Aufgaben. Sollen die Bürger sie ihm abnehmen? Sollen sie doppelt finanzieren: den Staats-Apparat und was sie selbst tun?

Karl Ganser bremst und erweitert zugleich: »Ich würde jetzt keine Bürokratieschelte betreiben, weil sie zu kurz gegriffen ist. Denn es geschieht Folgendes. Die Gesellschaft ist aus vielerlei Gründen süchtig nach Entertainment. Das ist sie. Jeder einzelne – und die Jungen erst recht. Dann kommt eine Stadt wie Gelsenkirchen auf die Idee, auch ein Konzerthaus haben zu müssen, weil die Dortmunder eins haben und die Essener eins haben und die Bochumer eins wollen. Ein Konzert-Haus als ein Event-Haus. Man glaubt, die Menschen wollen das, laufen da hinein und bezahlen auch ordentlich.

Dann sagt die Stadt Gelsenkirchen: Dazu nehmen wir das Hans Sachs-Haus. Weil wir es selber nicht bezahlen können, geben wir es einem Investor: Er soll das Konzerthaus bauen. Dann sind wir auch wer.

In diesem Zusammenhang legt eine Bürokratie ihre üblichen Steuerungs-Mechanismen ab. Sie denkt nicht mehr darüber nach, ob es vernünftig ist. Sie demontiert gedanklich auch den Denkmalschutz für ein solches Gebäude. Und sie macht es nicht mehr selber, sondern läßt bauen.

Das ist das eigentliche Problem. Diese Entwicklung *in* der Gesellschaft führt dazu, daß es zu einer Entstaatlichung kommt – und zur Regelung über den Markt und die dahinter stehenden kapitalkräftigen Institutionen.«

Das Problem liegt also in der gesamten Gesellschaft, nicht allein in der Bürokratie oder in einer mächtigen Lobby. Wenn die Gesellschaft sich nicht besser aufstellt, geschieht, was geschieht.

Die ›Störenfriede‹. Karl Ganser erweitert erneut den Gedanken: »Aber nun kommen ›Störenfriede‹ wie [die Bürgerinitiative] in Gelsenkirchen, die rufen: ›Halt, so geht es nicht!‹ – Vielleicht merkt man dann, daß diejenigen, die hier ›stören‹, vermutlich auch ein Konzert-Haus hingekriegt hätten. – Je häufiger man das merkt, um so mehr gibt es eine Gegen-Bewegung.«

Neue Teilkonstellationen. Tatsächlich arbeitet die Gegenbewegung in Gelsenkirchen seit einiger Zeit bereits in dieser Richtung.

Ein Teil der Linken hat inzwischen einiges aufgekauft: Zunächst das Sparkassen-Gebäude in Horst, einst das Rathaus. Daraus entwickelte sie ein Netz an Infrastruktur. Weiterhin kaufte sie ein Lehrlings-Heim, machte darin eine Art Hotel und ein kleines Kongreß-Haus. Alljährlich findet hier eine ›Offene Akadmie‹ statt. Diese Linke denkt also an den Aufbau von Infrastrukturen. Dafür hat sie erstaunlich viele Leute, die gut organisieren können.

Anderswo machen dies weitere Bürger-Gruppen.

In solchen Szenen findet man eigentümliche neue Konstellationen, die den alten, von Ideologen ausgegebenen Einteilungen der Welt nicht mehr folgen wollen. In Gelsenkirchen gibt es zur Rettung des Hans Sachs-Hauses und darüber hinaus ein Bündnis: von Bürgerinitiativen, Katholiken und Leuten der Marxistisch-leninistischen Bewegung. Die gemeinsame Basis – bei allen Unterschieden im Pluralismus: Die Sache führt sie zusammen. Man kann spannende Prozesse beobachten.

Man muß nicht die Frage stellen, wie weit solche Bündnisse reichen. Heute gibt es als Antwort nur Vermutung, Prognose, Spekulation. Erst in einigen Jahren kann man sie mit Empirie beantworten.

Die Geschichte der Bürgerinitiativen seit 1968 zeigt, daß solche Konstellationen sich stets auf konkrete Projekte orientierten: Auch der ›Baum vor der Tür‹ hat seine Bedeutung. Die Initiativen hatten keine Lust, den konkreten Baum zugunsten von vagen Abstraktionen zu ignorieren, wie dies Parteien tun.

Der Deutsche Werkbund NW macht seit 2006 Trainings für Bürgerinitiativen. Ganze Samstage. Mit Fragen: Wie können sich solche Initiativen intelligent machen? Wie kommen sie in Zusammenhänge? Wie entwickeln sie Strategien?

Die Plakette dafür heißt ›Stadtentwicklung‹.

Örtliche und Überörtlich. Karl Ganser: »Der beobachtbaren Demontage des Staatlichen kann man Positives abgewinnen.

Aber wir müssen auch die Grenzen sehen. Was Bürger selber können, ist die Regelung örtlicher Angelegenheiten. Mehr geht nicht. Das Örtliche ist schwer genug handhabbar.

Was wir bräuchten, wäre eine wirklich verbindliche Regelung der überörtlichen Angelegenheiten. Diese in wenigen Bereichen, aber konsequent.«

Diese Sätze sind eine weitreichende Herausforderung.

Umwelt-Schutz ist ein Beispiel für eine notwendige überörtliche Regelung. Karl Ganser: »Man braucht Umwelt-Schutz: Eine konsequente Regelung im Blick auf Treibhausgase. Es kann nicht sein, daß wir permanent Autos bauen mit zehn Liter Norm-Verbrauch und 300 PS. Daß diese Autos in dieser eventsüchtigen Gesellschaft auch diejenigen sind, die die höchsten Absatz-Zahlen haben. Irgendwann soll es ein Gesetz, geben, das sagt: Ein Auto mit über vier Litern Benzin-Verbrauch gehört nicht auf unsere Straßen.

Anstatt mit sehr komplizierten Regelungen Autos aus der Stadt auszuschließen, aus bestimmten Stadt-Bereichen, wäre es viel schlauer, zu sagen: Autos sind nicht stadtverträglich.

Gegen eine solche Regelung ist man heute noch furchtsam: Man sagt, daß man keinen Alleingang machen kann. Die zweite Ausrede heißt: Dann kannst du keinen BMW mehr verkaufen. Aber eine solche Regelung ist notwendig.«

Die Wiederkehr des starken Staates. Karl Ganser prognostiziert: »Die Gesellschaft wird wieder dahin kommen, daß sie einen starken Staat erhält. Weil die Bevölkerung merkt, daß sie ihn braucht – und dann wird sie entsprechend wählen. Das dauert lange. Wir sind in einer ganz langen Übergangs-Situation.«

Unter dem starken Staat versteht er einen Staat, der zu regulieren weiß. Er ist auch in der Lage, den Pressionen von mächtigen Lobbys zu widerstehen und guten Konzepten zur Realisierung zu verhelfen.

Örtlich: Rückzug des Staates. »Was die örtlichen Angelegenheiten anbelangt, bin ich der Meinung, daß der Staat, in diesem Fall auch die Kommunalpolitik, sich raushalten soll. Er soll dem Bürger die Freiheit lassen, die Kommunalpolitik zu machen. Es wäre auch noch gut, wenn der Staat das dadurch ersparte Geld nicht behalten würde – um es doch nur auf die falsche Seite abzuschaufeln.«

Die IBA. Unser Diskurs ging von der IBA aus und kehrt zur IBA zurück. Karl Ganser: »Die IBA hatte ein bißchen was von diesem Chaotischen. Wir hebelten die klassischen Mechanismen der Kommunalpolitik in vielen Projekten aus. Die Kommunalpolitik durfte nicht mitspielen. Wir machten keine reinen Bürger-Projekte. Aber wir ließen eine verknöcherte Planung und die etablierten Interessen des Ruhrgebiets nicht richtig mitmischen. Deswegen waren sie [in Politik und Verwaltung] am Ende der IBA nachtragend. Sie fühlten sich nicht hofiert, sondern vernachlässigt.«

Die üblichen Mächte? Kann man bezweifeln, ob die IBA mit den etablierten Mächten im Ruhrgebiet etwas zustande gebracht hätte? – Karl Ganser antwortet: »Ja klar.«

Und warum sind sie nicht gegen die IBA angetreten? – »Diese Mächte konnten nicht richtig gegen die Tätigkeit der IBA sein, weil die Projekte ganz hübsch

waren.« Es war also die innere Kraft der Projekte sehr stark.

Zweitens: »Diese Mächte waren nicht an der Macht. Sie haben es nicht gesteuert. Es war nicht ihres.« Im Klartext: Sie hatten das IBA-System nicht in der Hand.

Die Parteien und die IBA. »Die SPD hatte das Problem, daß sie nicht wußte: Wem gehört die IBA? Welcher Partei? Die Grünen meinten immer, die IBA gehöre der SPD – und deshalb spielten sie nicht richtig mit. Die SPD merkte, daß die IBA doch nicht für sie da ist – und spielte ebenfalls nicht richtig mit. Und die CDU merkte, daß sie mit der IBA nicht die Macht im Ruhrgebiet erobern kann. Also: für das etablierte System war das, was die IBA gemacht hat, nicht interessant.«

Aus dem miserablen Zustand, in dem die Parteien waren, zog die IBA den Vorteil, daß die Parteien die IBA ignorierten.

Bürger? – »Die IBA hatte nicht mit viel aktiver Bürger-Beteiligung zu tun. Aber sie hatte eine ziemlich hohe Sympathie für Bürger und erhielt sie bei Bürgern. Nachträglich wuchs diese Wertschätzung noch.«

Der aufgebrochene Beton. Es gibt viel Bewunderung dafür, in wie fulminanter Weise Karl Ganser Mittel und Wege fand, den mentalen Beton im Ruhrgebiet zu knacken. Mit der größten Raffinesse. Wie hat er dies geschafft?

»Das war vorher schon geübt – [im Ministerium] in zehn Jahren Stadtentwicklung in Nordrhein-Westfalen. Was die IBA gemacht hat, war nicht raffinierter als das, was wir gemacht haben bei der Renovierung der Gustavstraße [in Oberhausen, die von jungen Leuten besetzt worden war], einem unserer allerersten Projekte. Oder bei der Gründung der Rheinpreußen-Genossenschaft [wo eine Initiative für die Erhaltung kämpfte]. Oder bei der Erhaltung und Umwandlung der ›Zeche Carl‹ [durch einen Aufstand der Subkultur] – gegen den Willen der Stadt Essen. Die Stadt war dagegen und wir machten es trotzdem. Oder beim Ebertbad in Oberhausen. Es gab haufenweise Projekte, die wir gegen das Etablierte machten. Dies haben wir in der IBA nur systematisiert. Wir machten darin mehr Projekte mit einer schlagfertigen Organisation und mit mehr Geld, – auch mit flexiblerem Geld, das man breiter anwenden konnte. Die IBA war nichts anderes als eine stärkere Ausformung dessen, was zehn Jahre Stadtentwicklung in Nordrhein-Westfalen in allen Landes-Bereichen vorgemacht hatte.«

Die eigene Logik des Staates? Aus der IBA ziehen manche Leute den Schluß: Wenn der Staat mit guten Leuten gut besetzt ist – wie im Städtebau-Ministerium mit Christoph Zöpel und Karl Ganser – dann kann er, wenn diese Dirigenten raffiniert sind, Ausgezeichnetes zu Wege bringen.

Karl Ganser dämpft den Optimismus dieser These: »Ich würde da vorsichtig sein. Der Staat hat eine eigene Logik. Sie setzt sich immer durch. Christoph Zöpel kam abhanden [er ging in den Bundestag nach Bonn] – und aus der Traum!

Der Staat hat sich nicht geändert. Er hat lediglich vorübergehend mal etwas zugelassen. Danach kehrte die ›Normalität‹ zurück – sie war genau so wie vorher. Nach zehn Jahren Christoph Zöpel war es wieder wie vor zehn Jahren Christoph Zöpel. Dies geschah auch deshalb, weil das System dann wieder ganz normal agierte und auch normal besetzt wurde. Man kann also nicht darauf hoffen, daß es den permanenten guten Zufall gibt. So gesehen haben wir keine Reform des Staates gehabt.«

Das Ministerium. Das Ministerium unter Christoph Zöpel hatte sich ein Reservoir von guten Leuten aufgebaut. Dieses Potential blieb unter mehreren Ministern im Kern erhalten. Dann schrumpfte es langsam zusammen. Aber immer noch

gibt es ein paar gute Leute. Ganz zerstört ist es noch nicht. Trotz eines Ministers wie Oliver Wittke, der bei seiner geringen Kompetenz auch mit kompetenten Leuten wenig anfangen kann.

»Ich neige dazu, es nicht zu personalisieren. Denn ich glaube, das System ist viel kräftiger als die Person.«

Aber er deutet sofort auch an, daß das System keineswegs ein unüberwindbarer Mechanismus ist. »Man kann es auch andersherum formulieren: Wenn es wieder mal eine Konstellation gibt, dann entsteht auch eine Chance, daß sich einzelne Personen in dieser Konstellation austoben.

Es gab mit der Regionalen im Bergischen Land] eine ähnliche Konstellation, wie zuvor in der Regionalen im Münsterland. Im Münsterland wurde sie nicht genutzt, aber Henry Beierlorzer nutzte sie im Bergischen Land.

Ich glaube nicht, daß man sagen kann, der Staat sei grundsätzlich in der Lage, sich mit aufgeklärten guten Leuten zu steuern. Der Staat ist ein genormtes System: Es ist auf Routine ausgerichtet. Es gibt keinen Steuerungs-Mechanismus, der die Christoph Zöpels und die Beierlorzers erfindet. Sie sind mal da – und mal sind sie nicht da. Dies hat mit systematischem Handeln so gut wie nichts zu tun.«

Die Konstellation der IBA. »Die IBA war ein schlichter Zufall. Man kann aufschreiben, was die Handlungs- und Steuerungsprinzipien der IBA waren. Dann lesen die Leute das. Aber ich sage ihnen auf den Kopf zu: Ihr könnt das nicht nach machen! Weil ihr die Konstellation an Zufällen, die man dazu braucht, nicht habt.

Wir kamen in den 1990er Jahren in die Zeit hinein, wo eine Reihe von großen Industrie-Denkmälern durch Stillegungen gerade erst verfügbar wurde, aber noch nicht abgerissen war. Zehn Jahre zuvor waren sie nicht verfügbar. Da war der Gasometer gefüllt mit Gas. Und zehn Jahre später wäre er weg gewesen.

Oder: Es gab gerade die großen EU-Gelder. Und: Es gab Christoph Zöpel und Karl Ganser. Und es kommt hinzu: daß ich auf die Idee gekommen bin, mir dieses Ruhrgebiet anzutun. Warum? – Das weiß ich bis heute noch nicht. Genauso wenig, wie ich weiß, warum ich seinerzeit nach Bonn gegangen bin.

Zur Konstellation gehört, daß es soviel Offenheit gab.

Und: genügend Mitspieler, die es jetzt – aus erklärbaren Gründen – schon wieder nicht mehr gibt. Die 40, 50 Leute, die damals in der Verwaltung arbeiteten, sind heute entweder in Rente, verteilt oder demotiviert. Es sind aus verschiedenen Gründen keine nachgewachsen.

Es gibt Zufalls-Konstellationen, aber man kann daraus keinen systematischen Planungs-Ansatz machen.

Das können die Sozialwissenschaftler noch besser erklären. Etwa, wenn man Walter Siebel fragen würde. Er könnte die Konstellation systematischer analysieren, als ich das jetzt mache.«

Ehren-Promotion

»Was ein Verlust für die Hochschulen war und ist, das war und ist ein großer Gewinn für die Praxis der Raumentwicklung.« Dies schreibt Klaus Kunzmann 1999 über Karl Ganser. Er »hat wie kaum ein anderer die Planungslandschaft der Bundesrepublik beeinflußt und verändert.« Kunzmann nennt ihn einen »innovativen Geographen«. Er ist eine »sehr seltene Kombination von wissenschaftlichen und praktischen Fähigkeiten.«

Die Botschaft: disziplin-übergreifend denken und handeln.

Am 30. Juni 1999 erhält Karl Ganser von der Fakultät für Geowissenschaften der Universität Bochum die Ehrenpromotion.

In der Urkunde dazu wird er als »tatkräftiger Grenzgänger« bezeichnet. Damit ist eher seine Position im Zunft-Verständnis gemeint als seine Position im Sachfeld, in dem er einer ist, der eine Lösung für einen Verlust der Mitte zeigt – am konkreten Beispiel.

»Die Forschung«, stellt die Urkunde jedoch fest, »verdankt ihm grundlegend neue Fragestellungen und Forschungsmethoden, insbesondere auf dem Gebiet der Angewandten Humangeographie.« »Die einzigartige Kombination von wissenschaftlichen und praktischen Fähigkeiten hat er dazu genutzt, verfestigte Strukturen in allen Arbeitsbereichen mit innovativen Argumenten auf den Prüfstand zu stellen und sie durch praktisches Handeln zu verändern.«

Karl Ganser setzt einen erstaunlichen Prozeß in Gang: Dieser verändert den Blick – das ist eine gewaltige Leistung. Er bringt eine andere Sicht auf das Ruhrgebiet zustande.

Heiner Dürr stellt in seiner Laudatio zur Verleihung der Ehrendoktor-Würde das Vokabular zusammen, mit dem Karl Ganser von einer Anzahl von Leuten, darunter von Journalisten und Potentaten bedacht wurde. »Marathon-Mann« schrieb Andreas Roßmann in der FAZ. Als »König Karl« bezeichneten ihn IBA-Mitarbeiter. »Menschenfischer« sagte Johannes Rau.

Ironisch kritisiert in seiner Laudatio der Geograph Heiner Dürr seine eigene Disziplin. Als Bewerber in einem gängigen Berufungs-Verfahren für eine Professur hätte Karl Ganser derzeit keine Chance. Er fiele durch das Raster der Disziplin. Er selbst aber messe die Güte der Wissenschaft in anderer Weise.

Heiner Dürr skizziert Karl Gansers Beitrag zur Einrichtung des Studienganges Diplom-Geographie an den Universitäten: Dadurch veränderte er die Parameter des Planens. »Er trug die Impulse dieser Zeit [um 1968] mutig und teilweise rücksichtslos in die deutsche Geographie hinein.« Karl Ganser arbeitete als Assistent am Geographischen Institut der TH München. Die »Modelluntersuchung zur Dorferneuerung« (1967) weist den Weg in eine anwendungsnahe sozialgeographische Siedlungs-Analyse. In seiner Tätigkeit am Topographischen Atlas Bayern (1968 erschienen) »denkt [er] als landeskundlicher Geograph, der als Wissenschaftler Räume verstehbar und zugänglich macht. Er bleibt bis heute ›ein in der Wolle gefärbter Geograph.‹«

Heiner Dürr beschreibt: »Die scharfe Analyse, die Sprachgewalt, der leichte Anflug von Überheblichkeit auch, eine gewisse Schonungslosigkeit, eine Rigorosität des Denkens.«

»Die von diesem Geist getragene rigorose Umgestaltung der Bundesanstalt für Raumforschung und Landesplanung, seinerzeit eine gehätschelte Hochburg der

traditionellen Landschaftsgeographie und Brückenkopf der Universitätsdisziplin im politischen Raum: das war ein bis heute unvergessener und bis heute nicht überall verziehener Schritt.«

Karl Gansers Fähigkeiten organisierte die IBA mit einer erstaunlich kleinen GmbH. Ihre programmatischen Texte stammen meist vom Chef. Ideen erhalten eine geschliffene und vor allem kommunikative Formulierung. Er diktiert, dadurch bleibt die gesprochene Sprache erhalten – also ihre Direktheit. Manchmal provokant frech. Herausfordernd. Argumentativ. Einprägsam. Bildhaft. Karl Ganser verbindet bis dahin Unverbundenes.

IBA-Vorgehen. Heiner Dürr wandelt den Begriff »perspektivischer Inkrementalismus«, den die IBA gebraucht, um: in »inkrementalistischer Perspektivismus«. Was ist das? – Heiner Dürr: »Damit wird das für die IBA typische Vorgehen in kleinen Schritten bezeichnet – in kleinen Schritten, deren Zielrichtung auf die wechselnden Rahmen-Bedingungen ausgerichtet wird, ohne dabei die große Linie zu verlassen.« Aus Orientierungen werden rigorose Qualitäts-Kriterien abgeleitet – für Bau-Qualität und Architekten-Wettbewerbe.

Die IBA stellt sich mit ihren Projekten den herrschenden Hauptströmen entgegen.

Die Hoffnung: daß die Zukunft mehr Optionen für das Leben anbietet.

Antworten. Karl Ganser antwortet am 5. Mai 1999 in einem Schreiben an Heiner Dürr: »Ich freue mich natürlich über die Anerkennung aus dem akademischen Bereich, gerade weil sie einen trifft, der sich aus akademischen Gepflogenheiten sein Leben lang nicht allzu viel macht.«

In einer Mischung von Understatement und Ironie fügt er hinzu: »Die Ehrungen in letzter Zeit sind reichlich und sie führen messerscharf zum Schluß: Man hat die beste Zeit hinter sich und wird aus dem wahren Leben ›hinausgeehrt‹. Die Ehrungen werden der Person zuteil, obwohl sie eigentlich der Aufgabe gelten. Denn ohne die IBA und die vielen Köpfe und Institutionen, die engagiert mitgearbeitet haben, wäre nichts Ehrenwertes entstanden.«

Höflich verbindet Karl Ganser mit der Ehrung die Hoffnung, daß sie zur Profilierung der Fakultät und der Ruhr Universität beiträgt.

Er schreibt an Heiner Dürr um 2005: »Ich dachte stets, Wissenschaftler ist man nie oder für immer.«

Wissenschaftler ist man auch im täglichen Leben. Zudem hielt Karl Ganser an der Technischen Universität München jährlich auch Veranstaltungen. Beispiele: »Strukturpolitik in alten Industrieregionen.« (Wintersemester 1994/95) – »Theorie und Praxis ökologischer Verkehrspolitik.« (Wintersemester 1995/96) – »Erneuerung einer alten Industrieregion.« (Sommersemester 1996) – »Montanregionen im Vergleich: Das Ruhrgebiet und die Region Saarland/Lothringen/Luxemburg« (Seminar mit Exkursion). – »Große Exkursion Ruhrgebiet.« (Sommersemster 1999). Hinzu kam eine Exkursion in die ostdeutschen Braunkohlenreviere.

Zukunft der Geographie. Heiner Dürr reflektiert: »Wie es in der Geographie weiter geht, ist nicht leicht zu sagen. Ich weiß nicht, ob sie auch institutionell durch eine entsprechende Besetzungs-Politik an den Instituten die engere Verbindung zwischen Naturphänomenen und menschlich-politisch-gesellschaftlicher Entwicklung stärker wieder in den Mittelpunkt stellt.«

Er beobachtet: »Es ist heute ein Rollback festzustellen. Ich glaube, daß die Geographie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat. Inzwischen läuft die Geographie nur noch hinterher und jammert. Sie muß sich heute allerdings einer sehr viel stärkeren Konkurrenz erwehren als das früher der Fall war. Martina Löw mit der Raum-Soziologie – die Soziologen sind schwer am

›Räumeln‹. Ich nenne das Räumeln.« Aber die Soziologen haben andere Probleme. 1. Sie sind zu abstrakt und 2. haben sie einen viel zu wenig konkreten Blick.«

Glokalisierung. Heiner Dürr denkt vor – über eine Perspektive: »Für mich ist die Geographie im Augenblick eine attraktive Wissenschaft in dem Maße, in dem sie etwas betreibt, das ein britischer Soziologe mal so genannt hat: ›Glokalisierung‹ – also die lokalen und regionalen Reaktionen auf den Globalisierungs-Druck beobachtet.

Man sieht, daß Staaten wie der Kosovo sich ihrer eigenen Identität wieder bewußt werden. Daß es immer mehr Nicht-Regierungs-Organisationen (NGO) gibt, die auf Entschleunigung dringen. Das faßt [der englische Soziologe Roland] Robertson ganz schön zusammen unter dem Kunstwort ›Glokalisierung‹.

Ich denke, in handfesten, empirischen, sehr gut geerdeten Studien über diese vielfältigen Formen des Protestes gegen die Vereinheitlichung – damit könnte die Geographie eine Zukunft haben.‹

Jetzt sind wir genau an dem Punkt, der Karl Ganser so erfolgreich gemacht hat. Gegen die Abstrakten hat er im Ruhrgebiet etwas sehr Konkretes gesetzt – nämlich 119 Projekte. Und jedes Projekt hat was außerordentlich Konkretes.

Oder nehmen wir das Augsburger Beispiel. Man kann es lesen als einen Fall von Glokalisierung, als einen Versuch, an dem sich in der typisch Ganserschen Weise sehr unterschiedliche Institutionen beteiligen müssen, damit der Widerstand gegen den Abriß oder die Vereinnahmung durch große Firmen groß genug ist. Dazu braucht es ein bißchen Wissenschaft, aber sehr, sehr viel Politik und noch sehr viel mehr Vernetzung zwischen Akteuren, die zunächst scheinbar unterschiedliche Motive haben.«

Diese Fähigkeit zur Synthese, die Karl Ganser hat, und auch das Auf-den-Punkt-kommen sowie in der Synthese sehr knapp und trotzdem ungeheuer breit zu sein, haben wenige Menschen. Das zeichnet ihn in großartiger Weise aus.

Denn in der einen Weise wundert man sich, in welcher ungeheuren Breite er das Ruhrgebiet aufgerollt hat. Und dann aber auch wie geradezu konkretistisch er das gemacht hat.«

Zukunfts-Modell. Dies ist ein Zukunfts-Modell, wenn man es theoretisch faßt. Er hat das Modell in einer praktischen Weise gemacht.

Wissenschaftsgeschichtlich und gesellschaftspolitisch ist es ein Gegen-Modell gegen die historische Aufspaltung von Theorie und Praxis in Institutionen, die füreinander wenig Wertschätzung hatten und sich geradezu aus dem Weg gingen – mit weitreichenden Einbußen an Qualitäten.

Die Synthese erfordert, daß die Beteiligten den Spannungs-Bogen aushalten. Und daß sie sich gut zu wehren wissen gegen die Gefahr der Unterwerfung von der einen oder anderen Seite.

Da ist Haltung gefordert – dafür ist Karl Ganser ein Beispiel.

Praktische Sozialwissenschaft. Es gab im Ruhrgebiet eine historische Planung, die ganz ähnlich arbeitete: Georg Metzendorf gestaltete die Margarethenhöhe (1908ff.). Dies war praktische Sozialwissenschaft. Metzendorf hat nichts dazu geschrieben.

In seinem Gefolge gab es einen jungen Mann – er war zuvor zwei Jahre in der Krupp-Bauhütte. Später wurde er Chef des Bauhauses in Dessau: Hannes Meyer. Dort führte er die Soziologie in diesem Bereich als Theorie ein.

Das Beispiel Margarethenhöhe fasziniert, weil es gebaute Soziologie ist. Man kann es als Mikrokosmos lesen. Wenn man etwas konkret machen will, muß man es erst als Mikro machen und dies den Menschen zeigen. Dann hat es seine Wirkung – weit über den kleinen Fleck hinaus.

Die Regionalen: kleine IBAs

Die IBA Emscher Park an Emscher, Rhein und Ruhr gab dem Struktur-Wandel ökologische und kulturelle Impulse. Dies hat eine weite und nachhaltige Ausstrahlung in das gesamte Bundesland Nordrhein-Westfalen – auf mehrere unterschiedliche Teilräume.

Aus der IBA leitete das Städtebau-Ministerium die Idee der »Regionalen« ab. Die ›Regionalen‹ sind »Kinder der IBA, ohne Zweifel Erben der IBA«, sagt Achim Dalheimer, in den letzten IBA-Jahren zweiter Direktor und dann erneut im Ministerium. Der Planungs- und Arbeitsprozeß dauert jeweils vier Jahre, am Schluß wird präsentiert.

Ihr Konzept ist zugleich ein Lock-Angebot an einzelne Regionen: Es bringt eine Anzahl Geschenke mit, die sie sonst nie bekämen. Und zugleich einen freundlichen Zwang zur Qualität. Das leitende Prinzip: Einzelne Regionen entwickeln im Wettbewerb und dann nach dem Zuschlag aus ihren Ressourcen heraus ihr selbstgewähltes Profil. Das Land setzt eine Moderation ein.

Die Regionalen. 1996 wurde die erste Regionale konzipiert: Die »Garten-Landschaft Ostwestfalen-Lippe« – mit MARTa in Herford (Frank O. Gehry). – 1998/2002 »Euroga« grenzüberschreitend vom Raum Düsseldorf bis einschließlich des niederländischen Roermond – mit der »Straße der Gartenkunst.« Und einer dezentralen Landesgartenschau mit dem Titel »Renaissance der Gartenkunst.« Es kommt zur Pflege und Erneuerung vieler historischer Park-Anlagen. Ein Zentrum für Gartenkunst und Landschaftskultur in Schloß Dyck im Kreis Neuss entsteht. – 2000/2004 »links und rechts der Ems« – mit dem »EmsAuenWeg«. – 2002/2006 im »Bergischen Städtedreieck« Wuppertal – Remscheid – Solingen – mit dem »Brückenpark Müngsten« und »Lebendiger Unternehmenskultur«. – 2004/2008 »Grenzüberschreitung« im Aachener Raum. – 2006–2010 in der Region Köln – Bonn – Leverkusen. Weitere Regionalen werden folgen.

Mit den Regionalen sind diese Bereiche Nordrhein-Westfalens aufgefordert zu einem jeweils offenen, interkommunalen Planungs-Prozeß. Darin wird nachgedacht: über Ressourcen, aus denen sich ein spezifisches Profil entwikkeln läßt. Und wie es mit hohen Qualitäten realisiert werden kann.

Selbst-Reflexion. Wie sieht eine Stadtentwicklung aus, die nicht mehr auf ein spektakuläres Projekt setzt, für das man nie die Finanzen erhält? – Eine Stadtentwicklung, die schaut: Welche Ressourcen haben wir in der Stadt und wie kann man sie durch Vernetzung gescheiter spielen?

Karl Ganser: »Wenn man wissen will, wie man was macht, sollte man sehr genau die Regionale 2006 in Wuppertal anschauen, denn [ihr Dirigent Henry] Beierlorzer hat mit diesem Städtedreieck genau so gearbeitet. Er hat so gut wie nichts gebaut. Da ist so gut wie nichts Neues zu sehen. Und trotzdem hat er die Region in einer wunderbaren Weise animiert, darüber nachzudenken, was sie ist. Über Dinge, die nur für die Region interessant sind. Man sehe sich die gesamten Wege an, die da gewachsen sind – für den Tourismus völlig uninteressant, aber sie sind für die zwei Millionen Menschen, die da leben, eine Attraktion.

Das einzige, was er gebaut hat, ist das Design-Forum in Solingen. Es ist schön anzusehen, aber [im üblichen Sinn] gar nicht feuilletonfähig. Das zweite ist der

Park unter der Müngstener Brücke. Mehr nicht.«

Landschaftsraum. Großenteils beschäftigen sie sich mit dem Landschafts-Raum. Die beiden ersten Regionalen zielen unter dem Titel »Natur- und Kulturräume« auf das Entdecken, Wiederaneignen und In-Wert-Setzen von gelungenen, aber weithin vergessenen vorindustriellen Schöpfungen: der Gärten und Parks.

Die Regionale im rheinischen Raum beschäftigt sich besonders mit den Defiziten und Bedrohungen einer ähnlich wie das Ruhrgebiet deformierten Landschaft: durch den Tagebau der Braunkohle mit den größten Löchern Europas und dem Flächenfraß des suburbanen Siedelns. Es gibt ein Nebeneinander von Schrumpfen und Wachsen. Diese Regionale sichert Freiräume. Als Erweiterung kommen Wirtschaft und Bildung hinzu. Dahinter steckt die Erfahrung und der Gedanke sowie die Botschaft: Struktur-Wandel im Kapitalismus, überläßt man ihn sich selbst, ist blind. Mit Schwerpunkt-Projekten entstehen Zukunfts-Standorte: »Gärten der Technik« – als Forschungs- und Produktions-Bereiche, die den gesellschaftlichen Umgang mit der Natur thematisieren – als Miteinander von Natur und Technik in einer industriell geprägten Kultur-Landschaft.

Ziele sind eine veränderte Haltung zum Landschafts- und Stadtraum sowie eine veränderte Planungs-Kultur. In Ost-Westfalen und im Bergischen Städtedreieck entstand jeweils eine gemeinsame Entwicklungsagentur. An der Ems gibt es ein gemeinsames Kultur-Programm zum Bespielen der Stätten. Karl Ganser hatte sich eine »Agentur« als IBA-Nachfolge gewünscht, aber sie wurde im Ruhrgebiet nicht realisiert, nur außerhalb.

Karl Ganser (2008): »Ohne die IBA hätte es keine Regionalen im Land gegeben. Ich hab mir in Wuppertal die Regionale 2006 angeschaut. Es ist phänomenal, was sie da gemacht haben. In der Art, wie sie die Bevölkerung und die Unternehmen des Bergischen Landes aktivierten!«

Bau-Kultur

Es ist wahr, daß sich in vielen Bereichen der Region Häßlichkeit atemberaubend anhäufte. Ursachen dafür sind nicht nur Armut, sondern vor allem Geringschätzung des Ambiente, Selbsthaß, rasches Hochziehen von Bauten auf Minimum-Ebene.

Daneben entstanden allerdings auch viele Bereiche der Bau-Kultur. Wir finden sie vor allem in Arbeiter-Siedlungen. Krupp, die Gutehoffnungshütte und andere Konzerne beschäftigten erstklassige Architekten.

Hinzu kommen städtische Leistungen in vielen weiteren Bereichen (unter anderen das Musiktheater Gelsenkirchen von Werner Ruhnau).

Die IBA drückt den baukulturellen Aspekt programmatisch aus. Sämtliche 120 Projekte lösen hohe ästhetische Maßstäbe ein. Zum Konzept gehört auch, daß die IBA nur in wenigen Fällen im »Jahrmarkt der Eitelkeiten« auftritt. So ist die Projekt-Landschaft der IBA mit 120 Beispielen keine Versammlung kurzzeitiger »Weltmeister-Architekten«, die nach einigen Jahren vergessen sind. Das Architektur-Konzept orientiert sich an vielfältigen städtebaulichen Bezügen, an einem breitgefächerten Spektrum von Gebrauchs-Werten, an szenischem Reichtum, an Erinnerungs-Kraft, an Annehmlichkeit, an menschlicher Dimension, an Schönheit.

Bauen als kulturelle Politik? »Bau-Kultur« ist ein Stichwort, mit einem breiten Kontext.[1] Ein Gewebe. Wechselseitig spielen sich Planungs-Kultur und Ästhetik die Bälle zu: Schönheit leitet Planungs-Kultur; Planungs-Kultur führt zu Schönheit. Planungs-Kultur ist nicht nur ein Prozeß, sondern sie wird auch im Ergebnis sichtbar: als Ästhetik.

Schönheit ist in einem Alltag des reduktiven Funktionalismus ein seltenes Wort. Aber IBA-Chef Karl Ganser fordert beim Treffen der Gastgeber 1998 demonstrativ für die Region: Schönheit.

Die Wertschätzung des Menschen drückt sich darin aus, wie Planer die Räume des Menschen gestalten. Die IBA setzt in einem ausgedehnten Gemenge von kurzatmig geplanter banaler Funktionalität, die zwangsläufig häßlich ausfiel, mit ihren Projekten auf vielfältige Schönheit. Mitten in dieser Region, die nicht häßlicher ist als andere, wird der Versuch unternommen, Schönheit zu schaffen: Bau-Kultur.[2]

Dieses Denken gibt sich nicht mit Leerformeln zufrieden, sondern stellt den sachgerechten Anspruch, ein komplexes Lebens-Ambiente zu gestalten. Was dabei herauskommt, ist Schönheit. Um zu sehen, wie lebendig dieses Stichwort ist, gehe man in die Küppersbusch-Siedlung (Michael Szyszkowitz/Karla Kowalski) in Gelsenkirchen:[3] Der alltägliche öffentliche Raum ist eine frappante Bühne, öffnet die Augen, läßt auf Schritt und Tritt Bewohner und Besucher unmittelbar mitspielen, steckt voller Überraschungen. Bau-Kultur schafft ein Leben in der Vielfalt. Diese neue Siedlung ist ein Theater in der Stadt, ein Stadt-Theater.

Das Öffentliche. Zur Bau-Kultur gehört, daß der einzelne nicht allein für sich selbst, sondern auch mit einem Sinn für andere baut. Das bedeutet: er wird öffentlich tätig. Dieser Wert war in der Nachkriegs-Zeit weitgehend verlorengegangen, jetzt kann er wieder entstehen. Und: die IBA schafft eine Kette von öffentlichen Stätten.

Die Stiftung. Karl Ganser hat die Idee. Er wirft die Stiftung für Baukultur

an. Sie entsteht auf einem eigentümlichen und längeren Weg. Karl Ganser erzählt ihn.

Die Ausstellung der IBA in Venedig. »Der Bund Deutscher Architekten (BDA) und die Bundesarchitektenkammer«, berichtet er, »haben zusammen stets das Vorschlags-Recht für den deutschen Beitrag zur Biennale in Venedig. Die Personen waren damals [1995] Andreas Hempel (BDA) und Roland Ostertag (BAK).

Ostertag schlug vor, man möge die IBA in Venedig ausstellen. Der BDA machte notgedrungen mit. 1997 sagte er bei der Biennale in Venedig: Eigentlich hätte man mit der Hauptstadt Berlin nach Venedig gehen müssen: mit den Entwürfen für den Reichstag, für den Bundestag und für das Bundeskanzleramt. Gleichzeitig aber machte er eine Parallel-Veranstaltung: Die Renaissance der Bahnhöfe.[4]

Mit unserem Thema [IBA] waren wir in der Biennale 1997 in Venedig der Zeit zehn Jahre voraus.« Karl Gansers Begründung überrascht: »Das heißt: wir waren in Venedig ein absoluter Fremdkörper.

Das führte zu Diskussionen: Wie stellt sich die deutsche Architektur dar? Jedenfalls: In Architektur-Kreisen waren wir nicht hoffähig.«

Dies zeigt, daß die IBA kein Objekt für den Jahr-Markt der Eitelkeiten ist.

Architektur Zentrum. »Die Debatte führte über viele Umwege. Und dann dazu, daß der BDA mich – auf einer Feier auf Zollverein – zum Ehrenmitglied machte.

Nun kam Andreas Hempel zu mir und sagte: ›Wir haben dich zum Ehrenmitglied gemacht, jetzt mußt du auch etwas tun. Du hast doch nun [nach dem Finale der IBA] Zeit. Wir haben das ›Deutsche Architektur Zentrum‹ in Berlin [eine Initiative des Bunds Deutscher Architekten]. Dafür brauchen wir einen neuen Vorsitzenden.‹ – Ich fragte: ›Was muß ich denn da machen?‹ – ›Vier Vorstandssitzungen im Jahr.‹

Dann schaute ich mir diesen verkorksten Laden an. Da stimmte nichts. Er war eigentlich schon bankrott. – Ich sagte: ›Entweder lassen wir den jetzt bankrott gehen – oder wir machen etwas daraus. Wenn es ein ›Deutsches Architektur Zentrum‹ sein soll, dann muß es mehr sein als eine Galerie für Ausstellungen.«

Bundesstiftung. Für das Mehr »hatte ich eine Idee: Machen wir daraus eine ›Bundesstiftung Bau-Kultur‹. Damit das Zentrum nicht wieder etwas ist, was einfach nur da ist. Dann versuchen wir, den deutschen Bundestag zu zwingen, dafür ein Gesetz zu machen. Damit der Bundestag sich damit zu beschäftigen hat – mit allen Ausschüssen – und der Bundesrat.«[5]

Die Initiative. Die Idee »führte zu vielen Sitzungen. So entstand [im Oktober 2000] die ›Initiative Bau-Kultur‹.

Dann sagte ich dem Architektur-Zentrum: ›Ihr müßt diese ›Bundesstiftung Bau-Kultur‹ inhaltlich vorbereiten.‹«

Eigentümliche Sanierung. »Den größten Teil der Expertisen schrieb ich ehrenamtlich, aber das DAZ [Deutsches Architektur Zentrum] stellte dafür Honorare in Rechnung – damit wurde das DAZ saniert. Das heißt: Man hatte Einnahmen, ohne daß es dafür Ausgaben gab. So war das Deutsche Architektur Zentrum erst mal saniert – finanziell.

Und es gab einen Stoß von Expertisen über die historische Bau-Kultur. Darunter auch eine über einen Konvent als Parlament der Stiftung. 2003 wurde eine Probe-Tagung gemacht: in Bonn. Sie lief sehr erfolgreich ab.[6]

Nun ging die Gesetzgebungs-Maschinerie los. Dann löste der Bundeskanzler [Gerhard Schröder] den deutschen Bundestag vorzeitig auf. Aber der Prozeß war soweit gediehen, daß die heutige Bundesregierung das Gesetzgebungs-

Verfahren wieder aufnahm. Und auch unterschrieb. Im Moment [2007] läuft die Ausschreibung für die Geschäftsführung.«

Warum Bau-Kultur? 2002 schreibt Karl Ganser in den ›Informationen der Initiative Baukultur‹ (November 2002): »Baukultur gerade jetzt. ›Alle klagen, wir nicht!‹ Das möchte ich der Initiative Architektur und Baukultur zu Beginn einer neuen Legislaturperiode und nach zweijähriger Arbeit an und mit dieser Initiative gerne zurufen …

Die Forderung ›Baukultur gerade jetzt‹ ist gut begründet. Die bürgerliche Hochkultur mit ihren teuren Produktionen in den edlen Tempeln steckt in einer tiefen Legitimationskrise; das ist mehr als nur eine Finanzkrise.

Würde es allein nach der Berichterstattung in den Medien und nach der Wahrnehmung in den an Kultur interessierten Schichten gehen, dann wäre Baukultur reduziert auf Baukunst – in reinster Form für die Kathedralen der Hochkultur und die werbewirksame Präsentation global agierender Unternehmen.«[7]

Umgründung. Im Jahr 2004 schlägt Karl Ganser vor: »Gründen wir um! Das Deutsche Architektur Zentrum heißt dann nicht mehr Architektur Zentrum sondern ›Verein zur Förderung der Bundes-Stiftung Bau-Kultur‹. Dann änderten wir die Satzung und schrieben den Vorstand aus. Jetzt läuft das seinen Gang. Es kommt darauf an, was die Leute daraus machen – wie immer.«

Dann nimmt er sich selbst energisch zurück. »Das [Weitere] ist bewußt nicht mehr meine Sache. Von Anfang an habe ich gesagt: Zehn Jahre. Wenn es dann weitergeht, ist es gut.« Und wenn es nicht weitergeht? Karl Ganser sagt bestimmt: »Dann kann man es nicht ändern.«

Das Projekt entwickeln. Droht die Initiative in die Hand von langweiligen Institutionen zu geraten? – »Das ist nicht auszuschließen. Es gibt die Möglichkeit, daß die Stiftung in die Hände der Verbände fällt. Oder, daß sie ein Instrument des jeweiligen Bauministers wird.

Die Konstruktion ist eine andere. Es gibt den Konvent. Er besteht aus 400 unabhängigen Mitgliedern. Sie wählen den Vorstand der Stiftung und müssen selbst etwas in die Stiftung einbringen. Wenn sie nichts tun, dann gewinnen die Verbände und die Bürokraten. Der Herr [Ulrich] Hatzfeld [im Bundesministerium für Verkehr, Bau und Wohnungswesen] wartet nur darauf, daß er die Stiftung befehligen darf. Und das kriegt er auch, wenn sonst keiner etwas macht.«

Formal ist Karl Ganser nicht mehr in der Initiative der Stiftung Baukultur. Aber er erfährt noch vieles.

Trümmer-Landschaft. In einem Interview[8] sagt er 2003: Die Republik braucht mehr Bau-Kultur, »weil unser Land einer Trümmerlandschaft gleicht, auch wenn es sich bei den Trümmern meist um Neubauten handelt … Es fällt den meisten Menschen einfach nicht auf, in was für einer ramponierten Welt sie leben.

Nur hier und da schauen wir noch auf und freuen uns über das Schöne.

An den Rest stellen wir überhaupt keinen ästhetischen Anspruch mehr, niemand kümmert sich ernsthaft um gute Architektur. Und das muß sich ändern.«

Gutes Bauen für den Alltag. Karl Ganser im Interview: »Ob Libeskind in New York baut oder nicht, hat für ihren [der meisten Leute] Alltag keine Bedeutung.« Es geht »um Aufklärung, um ein neues Interesse für das Alltägliche. Ich wünsche mir, daß wir endlich über das diskutieren, was uns ständig und überall umgibt …«

Dies ist das Werkbund-Thema in den vergangenen mehr als 100 Jahren.

Es geht weniger um Baukunst sondern um Bau-Kultur!

»Wollen wir, daß unser Städte immer ähnlicher werden? Daß immer mehr

Denkmale verschwinden? … Wenn wir es hinbekämen, über diese Fragen eine breite Diskussion anzustiften – das wäre für mich Baukultur …

Ich streite für eine neue Harmonie. Die Leute fahren doch nicht zufällig nach Lugano oder nach Kempten und gucken sich die gut gefügten Stadtbilder an. Egal, ob das eine Straße oder ein Platz ist, der Mensch sucht nach Geborgenheit, das ist eine genetische Vorprägung seit Jahrtausenden …

Wofür ich … streite, ist ein bewußterer Umgang mit dem, was uns umgibt. Weil ich fest davon überzeugt bin, daß wir uns dann wieder stärker verbunden fühlen – unseren Mitmenschen und unserem Lebensort … Ich will Heimat *schüren*, nicht Heimat schützen … » Heimat« entsteht erst, wenn wir selbst ein Teil des kulturellen Prozesses werden und uns nicht länger als Zuschauer und Besucher wähnen …

Ich muß ihnen [den Menschen] Raum geben, aktiv mitzugestalten und die Konflikte miteinander auszutragen …

Irgendwann hat man sich angewöhnt, an Gewerbegebiete keinerlei Ansprüche zu stellen, das braucht nicht so zu bleiben. Es gibt zum Beispiel so ein Gebiet in Castrop-Rauxel, da hat man zunächst nur einen Park gebaut. Und in den Park bauten dann die Betriebe ihre Gebäude, und zwar erstaunlich rücksichtsvoll und mit zumeist guter Architektur, weil sie ja spürten, daß sie sich in einer anspruchsvollen Gegend befinden. Abends gehen die Leute dort jetzt gern spazieren, weil sie sich einfach wohl fühlen …

Baukultur – ja, daß sich der Bürger äußert und seine Wünsche benennt. Daß kompetente Verbraucher heranwachsen …«

Minister – für was? »Bislang haben wir … einen Bauwirtschaftsminister. Was wir brauchen, ist auch ein Baukulturminister, denn um die Tonnen-Ideologie von einst kann es nicht mehr gehen.«

Qualität statt Quantität. »Früher war allein das Bauvolumen wichtig, heute müssen viel stärker das Was und Wie diskutiert werden …

Als in den sechziger Jahren ganze Fachwerk-Quartiere abgerissen wurden, da … gab es nur eine Minderheit, … die protestierte. Doch ist es denen schließlich gelungen, eine breite Bewegung auszulösen. Ähnlich ist die Situation heute …

Es würde ausreichen, wenn in jeder Region zehn oder zwanzig Leute sagen würden: Wir gründen ein Forum der Baukultur, wo die Menschen hingehen können, wenn sie einen Fremdenführer für das Alltägliche suchen … Natürlich könnten diese Foren auch rasch sehr politisch werden, denn sie würden konkrete Projekte zur Diskussion stellen …

Wir brauchen Idealisten, unangepaßte Streiter. Mein Traum ist es, daß wir hunderttausend Leute finden, die sich für Baukultur einsetzen, am konkreten Fall und ohne wirtschaftliches Interesse …«

Zur Verfahrens-Qualität gehört die diskursive Zusammenarbeit.

Pisa für Bau-Kultur. »Ein Schwarz-Weiß-Buch könnte es geben, in dem die besten und die schlechtesten Beispiele vorkommen. Abschreckende Beispiele, genau recherchiert.

Denken läßt sich auch an eine Hauptstadt der Bau-Kultur, vergleichbar den Kulturhauptstädten. Vor allem aber müßte ein Bericht zur Bau-Kultur erstellt werden, ähnlich wie die Pisa-Studie … Weil ihr euch in einer besser gebauten Welt eher zu Hause fühlt. Weil es eine Wohltat ist, etwas Schönes zu sehen. Und weil wir uns dieser Wohltat bislang berauben.«

Karl Ganser wünscht sich eine »Auseinandersetzung mit den konkreten Anlässen und Vorhaben, mit den Konflikten und Machenschaften in der Stadt und nicht abstrakte theoretische und ortlose Vorträge mit anschließender Aussprache, die man längst in Fachzeitschriften und Büchern nachlesen kann.«[9]

Gründungsgesetz 2006. Bundestag und Bundesrat beschließen im Jahr 2006 das Gründungsgesetz. Die Stiftung nimmt 2007 ihre Arbeit auf. Ihr Sitz ist Potsdam.

Bau-Kultur ist eine öffentliche Sache – eine Auseinandersetzung mit dem öffentlichen Raum. Aus demokratischem Geist soll gesellschaftliche Diskussion über mehr Lebensqualitäten entstehen.

Es gibt eine große Anzahl drängender Fragen: De-Regulierung, Privatisierung, Globalisierung, Standardisierung – welche Qualitäts-Maßstäbe können eingebracht oder entgegengesetzt werden? Bau-Kultur umfaßt auch den Planungs-Ablauf.

Die Stiftung soll, so die Bundesregierung, ein »Schaufenster für deutsche Kompetenz« werden. Und eine Plattform für Fragen der Qualität. Sie soll unabhängig sein. Sie gibt sich selbst ein Arbeits-Programm. Karl Ganser: »Die Stiftung ist mit einem Anspruch ausgestattet – aber man darf die Erwartungen nicht überfrachten.« – 2008 sieht er: »Die Stiftung läuft noch so, wie ich mir das vorgestellt habe.«

Wachstums-Fetisch. Man redet seit Jahrzehnten, seit 1970, über das Schrumpfen. Seit dieser Zeit hält er die Wachstums-Träume für unrealistisch. Er spricht von »Scheinwachstum«, von »Täuschung der öffentlichen Wahrnehmung«. Er geißelt die Versprechungen. »Die Koalition des ›weiter-wie-bisher‹ ist übermächtig. Also wird weiter gebaut, obwohl in immer mehr Regionen von fast allem schon zu viel da ist.«

Er spießt auf: »Allen Ernstes propagiert Herr Clement, damals noch Ministerpräsident des Landes, die Magnetschwebebahn in Gestalt einer Straßenbahn als ›Zukunftslokomotive‹, bis diese durch die hoffnungslose Unwirtschaftlichkeit zurückgepfiffen wurde.«

Er prangert an: Immer noch werden Gewerbe-Gebiete ausgewiesen – ohne Realität. Es stehen sehr viele Flächen leer. Riesige Mittel, mit denen sie erschlossen wurden sind totes Kapital. Büros werden gebaut, obwohl es sehr viele Leerstände von Büros gibt. Immer noch gibt es »öffentliche Abschlacht-Prämien«. Damit werden mit öffentlichem Geld Kapazitäten, die am Markt vorbei entstanden, wieder abgebaut. Das Stadtumbau-Programm Ost ist eine solche Abschlacht-Prämie. Die öffentlichen Hände werden erneut mißbraucht, um fehlgelenkte Entwicklungen aufzuarbeiten.

Dann stellt er die Perspektive vor: »Noch nie hat vermutlich eine Gesellschaft mit so viel Aufwand so wenig Wohlstand fabriziert. Der längst fällige Paradigmenwechsel heißt ›Wandel ohne Wachstum‹ und Konstruktions-Prinzipien nach den Regeln der Kreislaufwirtschaft. Diese Prinzipien sind theoretisch längst vorgedacht.«

Öffentliche Räume. Karl Ganser über Bau-Kultur: »In früheren Epochen waren Städte geradezu selbstverständlich Ausdruck von Baukultur. Daß das heute nicht mehr so ist, läßt sich erklären und ist zu bedauern. Es wird sich auch nicht generell und schlagartig ändern. Aber ein lohnendes Aktivitäten-Feld für Stadtkultur ist der Umgang und die Deutung der öffentlichen Räume. Denn eine Stadt präsentiert sich weit mehr im Charakter ihrer öffentlichen Räume als in der Qualität der einzelnen Bauwerke.

Was Baukultur im Zusammenhang mit öffentlichen Räumen bedeutet, wenn die Städte im Wesentlichen fertig gebaut sind, also wenig neuen Stadtentwicklungs-Vorhaben Gelegenheit geben, die Dinge besser zu machen, gehört zu den großen Herausforderungen von Stadtkultur.«[10] Brücken-Kultur. Jörg Schlaich, Hochschullehrer in Stuttgart, ist einer der bedeutendsten Gestalter von Tragwerken, vor allem von Brücken. Karl Ganser holt ihn mehrfach ins Ruhrgebiet. Hier gewinnt er dreimal Wett-

bewerbe und baut dann drei Brücken: im Innenhafen in Duisburg, über den Rhein-Herne-Kanal beim Haus Ripshorst im Osten von Oberhausen und im Westpark in Bochum.

Jörg Schlaich und Karl Ganser wirken in manchen Konstellationen zusammen, vor allem im Zusammenhang mit der Bundesstiftung Baukultur. Der Konstrukteur-Gestalter sagt: »Ich hole Karl Ganser immer, wenn etwas einen Push braucht.«

Jörg Schlaich versucht Anhänger für eine Brücken-Kultur zu gewinnen.

Er wendet sich zusammen mit Karl Ganser an das Kuratorium der Deutschen Bahn und bringt es fertig, Bahnchef Hartmut Mehdorn für »Brücken-Kultur« zu gewinnen.

»Ich bin Bauingenieur«, sagt Jörg Schlaich, »das ist leider ein verkannter Beruf. Ich arbeite dafür, daß er ein Image bekommt. Bauingenieure sollen nicht nur starke Rechner sein. Sie können Kreatives entwerfen und es auch noch begründen.« Aber er räumt ein: »Es ist unverständlich, daß nicht mehr Bauingenieure diese Möglichkeit nützen.«

Erfolg: Es gelang Jörg Schlaich und Karl Ganser die Führung der Bahn davon zu überzeugen, die Brücken über die geplante ICE-Neubaustrecke von Frankfurt nach Mannheim mit Bau-Kultur zu gestalten. »Dafür sind 120 Überführungen notwendig. In herkömmlicher Gestalt wird jede der querenden Straßen auf einen acht Meter hohen Damm geführt. Dadurch wird die Landschaft zerschnitten – und damit erheblich geschädigt.« Er fotografiert zunächst die Landschaft, dann entwickelt er aus dem Respekt für sie und aus dem Gefühl für ihren Charakter einen anderen Brücken-Typ: Er schlägt eine leichte und elegante Konstruktion vor – mit transparenten Rampen – also eine Brücke vom Boden über die Eisenbahn bis herunter zum Boden. So bleibt die Fläche ungestört erhalten und die Brücke kann zu einem kulturellen Gebilde werden.

»Bahnchef Mehdorn will dies realisieren – wenn es nicht mehr Kosten macht als die herkömmliche Brücke.« Jörg Schlaich antwortet: »Das kriege ich hin.« Es wäre ein Durchbruch in der Bau-Kultur der Eisenbahn. Eine gewaltige und für die Welt vorbildliche Leistung.



Das Problem der Baukultur: Eine Fülle von Räumen und Fassaden für den normalen Gebrauch psychologisch angenehm und möglichst auch schön zu gestalten. Dies gelang im IBA-Projekt ›Hauptbahnhof Oberhausen‹ den drei Architekten Heinrich Böll, Hans Krabel und Martin Schmidt-Waldbaur – auch im niedrigen Durchgang zu den Bahnsteigen.

›Triennale Ruhr‹

Karl Ganser ließ IBA-Stätten bespielen: zuerst mit Musik, dann mit Theater.

Wichtige Gedanken verfolgt er mit einer Konsequenz, die nachdenkliche Zeit-Genossen staunen läßt.

Das meiste geschieht in der Stille – hinter den Kulissen. Dies ist seine Art, dem Ankündigungs-Journalismus zu entgehen, der später meist den Mangel an Realisierung konstatieren müßte. Die Stille ist auch eine Prüfung der Tauglichkeit von Ideen, deren mögliches Scheitern man aus sozialer Rücksicht nicht anderen zumuten möchte.

Karl Ganser betreibt die Gründung der Kultur-Ruhr-GmbH (1992).[1] Sie ist der Unterbau für das Bespielen der IBA-Stätten: mit einem Festival im Theater und Musik-Bereich – der ›Triennale Ruhr‹. Er ist Aufsichtsratsvorsitzender der Kultur Ruhr GmbH.

Dafür gewinnt und lanciert er als Leiter den Mann, der in dieser Zeit und in diesem Feld den Höhepunkt an Intendanten-Tätigkeit darstellt und zugleich als ausgezeichnet experimentierfreudig gilt: von den Salzburger Festspielen den Flamen Gérard Mortier. Er leitet die erste ›Triennale‹ 2002/2004.

Die ›Triennale‹ festigt das Image der wichtigsten IBA-Stätten in geradezu ritualisierender Weise. Das brauchen sie, denn Denkmäler, die der Gegenwart stets auch in gewisser Weise fremd sind, haben eine fragile Existenz – und machen sich oft nur durch Ritualisierung unantastbar. »Zu den administrativen Strukturen, die wir im Rahmen der IBA geschaffen haben«, reflektiert er, »gehört die Kultur. Sie hat jetzt im Rahmen der ›Triennale‹ auch die verdienstvolle Tätigkeit, daß die industriekulturellen Anlagen in gewissem Umfang dauerhaft bespielt werden können. Nicht nur einmal bespielt – und dann bricht das alles ab. Diese dauerhafte Bespielung ist wiederum eine Voraussetzung dafür, daß sie im Bewußtsein bleiben. Und dies ist die Voraussetzung, daß eine gewisse Bereitschaft zur Pflege entsteht.«

Zudem erhält das Ruhrgebiet, das bis dahin in verbreiteten Vorurteilen eher das Image von »Gestank« und »Prollis« hatte, ein Image einer Kultur, die intelligent, neu, brillant und zugleich der Region angemessen ist, auch wenn sie teilweise durch die Theater-Stücke und Theater-Gruppen von weither kommt.

Umbauten. Die ›Triennale‹, eine brillante Idee, macht in der ersten Runde einige gravierende Fehler. Manche Orte und Stücke passen nicht zueinander. Die Werbung ist ärgerlich: mit einer aberwitzig banalen Ebene der Fotografie.

Es ärgert Karl Ganser, daß industriekulturelle Stätten mit viel Geld auf Konzert-Saal-Niveau umgebaut werden – aus der Sache heraus auch ein unmögliches Unterfangen. Es wird mit erheblicher Reduktion der Atmosphäre bezahlt. Karl Ganser: Man soll das aufführen, was in die Hallen paßt: adäquate Stücke und adäquate Inszenierungen.

Später erhält die Jahrhunderthalle in Bochum ein riesiges Foyer (Karl Heinz Petzinka). Leider ist es in seiner Dimension unbescheiden und respektlos gegenüber der eigentlichen Theater-Stätte, der Industrie-Halle.

Gefahren. Allerdings besteht die Gefahr, daß die ›Triennale‹, so vortrefflich sie in der Sache selbst ist, als Alibi mißbraucht wird: für all die Leute, die vergessen, daß die Region eine Fläche ist und sich darin eine differenzierte und kleinteilige Kultur entwickelt hat.

Aber: Die Vorurteile zu korrigieren und das ›Zugleich‹ als ein ›und und‹ ins Bewußtsein zu bringen, ist nicht die Sache der ›Triennale‹, sondern der inzwischen in der Region stark gewachsenen kulturellen Szene. Es ist auch eine Probe darauf, wie weit die Kulturellen emanzipiert und selbstbewußt sind.

Dezentralisierte ›Triennale‹. Das Theater-Fest spielt quer durch die Region an vielen Schau-Plätzen: Es zentralisiert nicht, sondern schafft ein Netz. Es nutzt die Fläche, die die Charakteristik der ›Metropole Ruhr‹ ist. Es spielt die Fläche als Stärke aus. Daß es funktioniert, zeigt der Erfolg.

Karl Ganser: »Was immer man von Mortier oder Flimm hält, die ›Ruhr Triennale‹ setzt andere Kultur-Akzente als das bisher der Fall war. Auch daß ein Land eben mal zusätzlich 30 oder 40 Millionen Euro für Kultur im Ruhrgebiet ausgibt, ist eine stolze Leistung. Es wäre sicher schwierig gewesen, einen Teil dieser Industrie-Denkmäler im Bewußtsein zu halten, wenn es nicht die ›Ruhr Triennale‹ gäbe.«

Wachsender Erfolg. Von Jahr zu Jahr verbessert sich das Festival. Dann ist es gefestigt. Die Zuschauer-Nachfrage erreicht schon Monate zuvor Rekord-Höhe und läßt sich nicht übertreffen.

Für die ›Ruhr Triennale II‹ zieht Intendant Jürgen Flimm die Bilanz für das Jahr 2006: Mit 78.000 Besuchern hat sie 86 Prozent Auslastung. Dies ist ein Zuwachs von vier Prozent. Sie kostete 38 Millionen Euro. 280 Journalisten waren akkreditiert (40 mehr als im Vorjahr). Es gab 1001 »Ereignisse«. Mehr als jeder dritte Besucher kam von außerhalb ins Ruhrgebiet.

In der Jahrhunderthalle in Bochum musizierten die Bochumer Symphoniker mit Steven Sloane. 2006 war Peter Zadek-Geburtstag. 2007 wird das Fest für Klaus Peymann.«

Karl Ganser: »Flimm hat mit der Triennale-Idee ernst gemacht und etwa Gladbeck und die Halle Zweckel wach geküßt, wo mit ›Das Leben ein Traum‹ die erste der prägenden ›Kreationen 2006‹ produziert wurde.«

2009 ist der brillante Regisseur Willy Decker Intendant – einer, der dem Glamour abhold und in der Lage ist, im Wesentlichen außerordentlich intensiv zu sein.

Ein wenig wird die Jahrhunderthalle in Bochum zum Mittelpunkt. Sie steht auf einem ganz anderen »Hügel« als das Wagner-Theater in Bayreuth: auf einem Hügel, der aus Hochofenschlacke aufgeworfen wurde – mitten in den archaisch wirkenden Spuren einer zusammengefallenen alten Industrie. Aber: genauer besehen hatte der sozialistische Revolutionär und Emigrant Richard Wagner auch seinen Hügel nicht für den Glamour bestimmt, sondern für das Nachdenken über existentielle Fragen.

Wirtschaft? Karriere? Partei?

Übergang in die Wirtschaft? Wir sprechen über Verhaltens-Weisen in der Führungs-Schicht des Landes. Auch darüber, daß zahlreiche Verwaltungs-Beamte und Politiker in späteren Jahren in die Wirtschaft wechseln. Dort lockt ein Vielfaches an Einkommen.

Karl Ganser analysiert: »Der Regent der Stadt Gelsenkirchen, Busfeld, ging zum RWE. Oberbürgermeister – das kann man auf Zeit machen, aber wenn man [in bestimmten Kreisen] wirklich arriviert sein will, dann muß man Vorstand in einem großen Unternehmen sein. Nicht nur wegen des Geldes, sondern auch wegen ... In der gesellschaftlichen Wertschätzung dieser Ingroup ist der Vorstand etwas Bedeutsameres als ein Oberbürgermeister. Busfeld sagte: Diese politischen Ämter habe ich jetzt hinter mir, jetzt will ich mal sehen, wie das in der Vorstands-Etage ist.«

Der Oberbürgermeister von Oberhausen Burkhard Drescher ging zu RAG Immobilien. Aber er war dort sehr unzufrieden: Es sei ein völlig unbeweglicher Laden.

Karl Ganser: »Ja, und wenn man dann merkt, daß man das gar nicht ändern kann, dann geht man weiter.«

Als Chef der Gagfah wollte Drescher seriös den Bestand erhalten und das Kerngeschäft nicht durch Privatisierungen machen, wie es die Heuschrecken tun, die das halbe Ruhrgebiet aufgekauft haben und nun filettieren. Aber die Zentrale in den USA verweigerte dieses Geschäfts-Modell – und so trennte man sich.

Karriere-Angebote? Wurde Karl Ganser ein Angebot aus der Wirtschaft gemacht? Oder das Angebot, eine Minister-Position zu übernehmen?

»Nein. Es gab kein Angebot.

Ich sollte mal Oberbürgermeister von München werden. Das ist aber daran gescheitert, daß die rechte SPD schon den Kronawitter ausgeguckt hatte.«

Karl Ganser bemerkt: »Unter dem Gesichtspunkt, die Wahl zu gewinnen, war die Kandidatur von Kronawitter klüger.« Und er fügt hinzu: »Aber ganz persönlich hielt ich das auch nicht für meine Perspektive.«

Es wird immer gesagt: Karl Ganser ist einer, der arbeiten will. Ihn interessiert das Repräsentieren nicht. – »Man könnte auch als Minister arbeiten«, antwortet er. »Wobei zu definieren wäre: Was ist Arbeit? Statt arbeiten könnte man auch sagen: gestalten.«

Dann gelangt das Gespräch zu den tieferen Gründen. »Es kann eine Erklärung geben, warum man mich nie als Minister gefragt hat. Ich war nie parteipolitisch eingebunden. Ich hatte kein Mandat. Ich war niemals Delegierter. So gesehen war ich ein unsicherer Kandidat. Man wußte nicht so recht, woran man mit so einem ist.«

Ist das Land eine Meritokratie, in der es nach Leistung geht? – Nein. Meist läuft es nach Gruppendynamik.

»Wenn man Minister werden will«, sagt Karl Ganser, »muß man das systematisch anlegen. Christoph Zöpel hatte es systematisch angelegt. Er hatte von Anfang an ein hohes politisches Amt [als Landtags-Abgeordneter]. Er hatte eine Karriere-Planung. Ein guter Minister hat eine Genealogie. Die Seiten-Einsteiger waren alle nicht lange auf der Bühne.«

Karl Ganser ist wieder einmal ein Sonderfall, weil er einerseits fachliche Kompetenz einbringt und andererseits strategische Durchsetzungsfähigkeit hat. Aber

Verwaltungen, Parteien, auch Betriebe liegen doch daneben, wenn derartige Kompetenzen gegenüber gruppendynamischem Konformismus (man kann es auch härter ausdrücken) kein Gewicht haben!

Dann sagt er ironisch: »Ich habe noch eine andere Fähigkeit: daß ich manche Leute sehr schnell merken lasse, daß ich sie in ihren Fähigkeiten nicht hoch einschätze. Das kann man als Minister nicht machen.«

Partei. »Als ich in die SPD eintrat, hatte sie eine gewisse Faszination. Es gab noch keine Grünen. Es gab in der linken SPD ein sehr kritisches Element, das sich auch in seiner Rationalität deutlich von den Chaoten oder Bunten unterschied.

Während die einen aus theoretischen Überlegungen die Zerstörung des Staates im Kopf hatten, hatten wir die Gestaltung des Staates im Kopf. Die Gesellschaftskritik war die gleiche, nur die Strategie war eine andere.

Von daher machte es Sinn, in eine Partei einzutreten.

Dies geschah zu einem Zeitpunkt, wo ich keinen Bedarf mehr an Karriere hatte, 1967 war ich schon 30 Jahre alt. Da tritt man weder aus Karriere-Gründen noch weil der Vater in der Partei war, sondern aus rein rationalen Gründen einer politischen Richtung bei. Das war überlegt.

Wenn man so überlegt in eine Partei eintritt, führt das dazu, daß man genau mit ähnlichen Überlegungen aus der Partei wieder austritt. Ich bin ausgetreten.

Das Fundament dafür hat die SPD in Nordrhein-Westfalen geleistet. Sie hat mich so was von genervt! Aber es war nie so, daß man der Partei generell ernsthaft böse sein konnte. Der Austritt wurde vorbereitet, als Schröder anfing, Tony Blair zu spielen. Und wie so etwas scheitert, sieht man jetzt an Tony Blair und an Schröder. Bei Schröder war mir klar: Dieser Mensch hat überhaupt keinen Charakter. Bis hin zu seiner Biographie [die er als Buch erscheinen ließ]: Er hat sie gemacht zu einem Zeitpunkt, wo er gerade noch interessant war. Nach fünf Jahren interessiert sich kein Mensch mehr für eine Schröder-Biographie. Als Schröder anfing, nach dem 11. September den USA eine bedingungslose Solidarität zu erklären, da sagte ich: Jetzt reicht's! Jetzt liefert er die Würde des deutschen Staates bei den Amerikanern ab. Wohlwissend, daß die USA einen Krieg vorbereiten. Das war ja schon vor dem 11. September klar. Da sagte ich: Jetzt ist Schluß! Und dann bin ich ausgetreten.[1]

Dieser Schritt hatte einen persönlichen Effekt: Als Parteimitglied fühlte ich mich – trotz aller Kritik – immer mitverantwortlich. Kaum war ich raus, fühlte ich mich psychisch entlastet.

Einen Partei-Übertritt zu den Grünen schloß ich aus, weil die Grünen bis dahin auch keine Partei mehr waren, die irgendeine Faszination ausübte. Sie sind inzwischen so schlecht, daß man eigentlich eine neue Partei erfinden müßte.«

Karl Ganser liefert auch hier viel herausfordernden Stoff zum Nach- und Vordenken.

Kleine Lande-Plätze

Karl Ganser hat viele kleinere Lande-Plätze. Er wird häufig gerufen und erscheint auf vielen Schau-Plätzen. Er wird geholt – vor allem, weil Probleme und Menschen darauf vertrauen, daß er mit seinem Charisma Köpfe öffnet.

So ist er zum Beispiel Mitglied des Wissenschaftsbeirats der Zeitschrift ›natur‹. Und Kuratoriums-Mitglied des Vereins »Urbanes Wohnen« in München.[1]

Beraterkreis Trier. Seit 1995 wirkt er an der Universität Trier mit Christoph Zöpel im Berater-Kreis ›Stadt, Region und Verkehr‹ von Heiner Monheim, der dort als Verkehrs-Experte lehrt.

Bauhaus Dessau. In den 1990er Jahren mischt Karl Ganser am Bauhaus in Dessau mit – in einer Phase der Umstellung. Zusammen mit Hardt-Waltherr Hämer.

Expo Sachsen-Anhalt. IBA-Stellvertreter Gerd Seltmann wird 1996 in eine Art weiterer IBA berufen: in die »Expo 2000 Sachsen Anhalt«. Karl Ganser ist Mitglied im Beirat. Häufig wird er geholt und diskutiert. Dadurch erscheint er im Bereich von Halle und Bitterfeld sowie im Bauhaus Dessau. Diese Expo hat 28 Projekte.[2] Darin wird die Gedanken-Welt der Ruhrgebiets-IBA deutlich sichtbar.

Fritz Hubert, Planer aus München, hat von der Piesteritzer Siedlungsgesellschaft den Auftrag erhalten, die umfangreiche Siedlung in der Vorstadt von Wittenberg zu reparieren und mit so wenig wie möglich Eingriffen zu modernisieren. Piesteritz ist eine sehr große und komplexe Siedlung: eine kleine Stadt in der Stadt – ein bedeutendes Denkmal.[3] Fritz Hubert hat ein Muster-Haus geplant – gerade ist es fertig gestellt.

An diesem »Beispiel-Haus« sollen 1995 am »Tag des offenen Denkmals« die Leute diskutieren, wie weiter verfahren wird. Das Haus Feierabend, dann Wilhelm-Pieck-Haus genannt, nun Piesteritzer Hof, hat einen großen Saal. Fritz Hubert berichtet von seinen Begegnungen mit Karl Ganser.[4] »Auf dem Podium ein halbes Dutzend Akteure und mittendrin der für die Leute ›sagenumwobene‹ Prof. Dr. Karl Ganser. Er war mir sehr wohl ein Begriff, doch gesehen hatte ich ihn noch nie. Mein erster Gedanke war: ›Ein freier Mann!‹ Locker gekleidet, Leinenweste über kariertem Hemd, mit langem, farbigem Seidenschal um den Hals, der durch sein lockeres Fallen dem Kragen erlaubte, offen zu bleiben. Karl Ganser und sein Begleiter Gerd Seltmann, Chef der Expo-Gesellschaft Sachsen-Anhalt, eröffneten dem staunenden Publikum, daß die Siedlung im Rahmen der Expo 2000 der Weltöffentlichkeit präsentiert werden soll. Die Vorstellung rief bei den Zuhörern Begeisterung hervor. Und viele Fragen.

Karl Ganser sprach von der Bedeutung alter Gebäude, von ihrem kulturellen Wert, der nicht meßbar ist mit Rendite-Begriffen. Er sprach von der Notwendigkeit, Altes zu bewahren, sich darum zu kümmern, ihm einen Wert zuzumessen.

Auf der Projektionswand erschienen Fotos vom Ruhrgebiet. Er erklärte die Grundidee der IBA Emscher Park, die Wandlung der großen Arbeits-Regionen in einen Park mit Industrie-Denkmalen.

Eine Werkshalle – davor eine ungemähte Wiese. Karl Ganser fragte ins Publikum: ›Ist das schön? Oder ist das häßlich?‹

Eine Zufahrt-Straße zur Industrie – mit aufgebrochenem Asphalt. Aus den Lücken sprießt Löwenzahn. Eine junge Birke hat sich eingenistet und beginnt,

sich zu behaupten. ›Ist das schön? Oder ist das häßlich?‹

Karl Ganser hat die Zuhörer bewegt.

Draußen vor dem Piesteritzer Hof auf dem Karl-Liebknecht-Platz bemerkte ich: die Fassaden ringsum waren grau, Teile fehlten, aus den Fugen sprossen Gräser, in der Dach-Rinne balancierte eine Birke.«

1997 schlägt Gerd Seltmann Fritz Hubert für ein weiteres Projekt vor: für die Sanierungs-Planung der Arbeiter-Siedlung Zschornewitz vor.[5] Fritz Hubert berichtet: »Wir wurden zum Gespräch mit dem Eigentümer, der VEAG, nach Berlin eingeladen. Alle Akteure sind da: der Vorstand Dr. Martini, die Abteilungsleiter Buksch und Millert, Gerd Seltmann und dann – Karl Ganser.

Man wollte wissen, wie ich in Piesteritz arbeite. Ich wies wiederholt darauf hin, daß Piesteritz und Zschornewitz nicht vergleichbar sind. Für Zschornewitz muß ich eine eigene Vorgehensweise entwickeln.

Das Gespräch endete mit Literatur, Malerei, Bau-Kultur, Philosophie und einem verschwommenen Blick in die Zukunft.

In Zschornewitz gab es erhebliche Konflikte zwischen der Gemeinde und mir in der Grundhaltung. Ich fragte Karl Ganser: ›Wie können Sie mir derartige Probleme vom Hals halten?‹ – Karl Ganser: ›Dann bilden wir ein Machtzentrum.‹ Das war später zwar nicht ganz einfach, aber hier in der Chefetage der VEAG saß der Satz unerschütterlich fest.

Die nächste Begegnung: im Jahr 2000 beim großen Expo-Eröffnungs-Fest der Siedlung Piesteritz. Ich warnte in meiner Rede: Bald wird ein Investor kommen. – Karl Ganser griff dies auf und mahnte in seiner Rede: ›Ihr müßt die Siedlung schützen vor dem globalisierten Wirtschafts-Netz! Schafft dringend eine Stiftung, die die Investoren vertreibt.‹

Zwei Jahre später besuchte ich ihn und seine Frau in seinem Allgäuer Dorf – im Haus am Bächle: im Kleinod eines uralten und gepflegten Bauern-Hauses mit riesigem Garten. Vor dem Garten-Tor stand ein alter Wagen mit einer nicht mehr definierbaren Grundfarbe in Rot-Braun. Ich erinnerte mich an den Satz, mit dem Karl Ganser gefragt hatte: ›Ist das schön? Oder ist das häßlich?‹

Braunkohle-Gruben. Im Rahmen der Tätigkeit des Bauhauses in Dessau treffen Herman Prigann und Karl Ganser sich im Zusammenhang mit der Braunkohlen-Grube Golpa Nord in der Nähe von Dessau. Sie diskutieren über das ›Terra Nova-Projekt‹ von Herman Prigann. Es stellt einen Schwenk in der Perspektive der Rekultivierung von Braunkohlen-Brachen dar – nicht nur in Deutschland, sondern generell.

Karl Ganser sagt zu Herman Prigann: »Ich bin total davon überzeugt, daß das der richtige Weg ist, aber erst die Generation nach uns wird in der Lage sein, das zu denken und dann auch umzusetzen. Jetzt sind sie hier alle festgelegt. Sie wollen ihre Wasser-Landschaft. Sie bauen auf Tourismus.«

Karl Ganser ist dort Außenseiter und kann nichts tun für das Prigann-Projekt. In der IBA an der Oder wird auf Karl Gansers Betreiben zwar Rolf Kuhn ihr Chef, aber auch er reagiert nicht auf Priganns neue Wege, mit solchen Landschaften umzugehen. »Ich hab mit Karl darüber nie geredet«, sagt Herman Prigann, »warum er zögerlich war. Wohl deswegen, weil es nicht sein Spielfeld gewesen ist. Er hatte dort keine Schalt-Hebel in der Thematik der Braunkohlen-Sanierung. Er hat für sich Grenzen gesetzt, wo er nicht weiter gegangen ist.«

Weltkongreß Architektur. Fritz Hubert berichtete über den Kongreß 2002 in Berlin: »Karl Ganser trat auf – wieder mit einem Seidenschal. Er hielt keine Rede, sondern sprach seine Zuschauer persön-

lich an – mit der Verbindlichkeit eines Disputs unter Freunden. ›Laßt uns dahin kommen, daß alle, die neue Häuser bauen, verpflichtet werden, sie eines Tages wieder zurück zu nehmen!‹«

IBA in der Lausitz. Karl Ganser taucht auch in der Lausitz auf: in der IBA im Fürst-Pückler-Land.

Saarland. Christel Schwarz kommentiert die Tätigkeit im Bereich der Industrie-Kultur in Saarbrücken: »Das Saarland war enttäuschend.« Was hat sich Karl Ganser für eine Mühe gegeben! Es gibt zur untersuchenden Beratung ein Buch – ein umfangreiches Gutachten zur Industrie-Kultur.

Die parteilose, rhetorisch brillante Journalistin Helga Knichwalter vom Saarländischen Rundfunk, die sich im Medium sehr für die Industrie-Denkmale einsetzte, wurde in die Staatskanzlei geholt: als Leiterin der Stabsstelle für Industrie-Kultur. Eine große Euphorie entstand. Karl Ganser arbeitete im Jahr 2000 mit einer zehnköpfigen Kommission ein halbes Jahr an der Untersuchung des Potentials. Seine gute Arbeit überzeugte auch die Pessimisten, bis hinein in die Ebene der Finanzen. Der Bericht erklärte, zeigte Perspektiven, bot Zahlen. Die Gesellschaft »Industriekultur Saar« wurde 2001 gegründet. Geschäftsführer wurde Karl Kleineberg, der bei der IBA Emscher Park mitgewirkt hatte. »Ministerpräsident Peter Müller selber schien mir begeistert«, sagt Karl Ganser. »Und dann auf einmal …! Schade! Dann wurde eine Zeche abgerissen.«

Damit fing es an: daß überhaupt nichts von dem funktionierte, was Karl Ganser vorschlug. Die Euphorie schlug um.

Gut aufgestellt ist nur das Hüttenwerk Völklingen – mit der Beratung von Reinhard Roseneck, der im Harz zwei Orte auf die Liste des Weltkulturerbes der UNESCO gebracht hatte. Aber die Arbeit des Völklinger Geschäftsführers Meinrad Grewenig ist ambivalent – für den eigenen Betrieb sehr tüchtig, aber nicht duldsam gegen andere, soweit es sein Einfluß erlaubt.

Bedauerlich ist auch, daß die im Jahr 2000 von der Kommission empfohlene »Route der Industriekultur« nicht entstand.

Dresden. In Dresden, das auf die Liste des Welt-Erbes der UNESCO kam, wurde eine neue Brücke über die Elbe geplant – an einer landschaftlich, historisch und ästhetisch sensiblen Stelle. Sie ist völlig unpassend plaziert und klobig, auch überflüssig. Daraufhin entsteht von vielen Seiten heftige Kritik. Die UNESCO-Kommission droht, Dresden von der Liste zu streichen – mit einigen Folgen für die Stadt, vor allem für den Tourismus. Karl Ganser wird geholt. »Seit Januar 2007 war ich sechsmal in Dresden. Da guckst du, daß du hinkommst und wieder zurück kommst. Das hat nichts mit Reisen zu tun. Jörg Schlaich legt einen Kompromiß-Vorschlag auf den Tisch: eine sehr leichte, elegante Brücke. Aber Politik und Verwaltung bleiben betonhart.« Konsequent fielen die Antworten aus: von Karl Ganser und weiteren. Dann streicht die UNESCO-Kommission Dresden von der Liste des Welt-Erbes.

Touristiker. Karl Ganser berichtet: »Die Deutsche Touristik-Zentrale, der Dachverband der Touristiker, hielt ihre Jahres-Konferenz in Augsburg. Dazu war ich als Redner eingeladen – zur Frage des ›Kultur-Tourismus‹« – das war das Oberthema. Einer der Vorträge handelte vom Unterschied zwischen dem Reisenden und dem Touristen. Motto: ›Wer reist, ist auf der Suche und der Tourist ist auf der Flucht.‹ Der Reisende war immer gepackt von der Faszination. Er hatte etwas im Kopf und ging dann auf die Suche. Goethe war auf der Suche. Aber der Tourist denkt: ›Jetzt muß ich weg von hier‹. Er ist wirklich ein Flüchtender. Er flüchtet vor irgendetwas.

Es gibt auch Kultur-Leute, die nicht mehr in der Lage sind, Kultur aus sich heraus zu rechtfertigen, sondern eine außen geleitete Rechtfertigung brauchen. Man macht Kultur, weil sie eine touristische Wirkung hat. Es gibt auch Tourismus-Menschen, die sagen: ›Unser Tourismus lebt von der Kultur‹. – Ich antworte: ›Das mag ja sein. Aber die Kultur, die da ist, ist ohne euch entstanden – und ihr macht sie kaputt. Der Vortrag hatte sich gewaschen.«

Karl Ganser stellt fest: »Die meisten machen inzwischen Kultur nur als Wirtschaft. Das ist der Grund, warum es in den Touristen-Regionen auf der Welt überall gleich aussehen kann – weil die Leute gar nichts verlangen. Sie wollen dasselbe Schwimmbad, dasselbe Design, dasselbe Essen.

Die kleinen Leute aus dem Ruhrgebiet, die mit dem Flieger nach Mallorca weg sind, haben gesagt: Mallorca geht schneller, als wenn wir ins Sauerland fahren. Womit sie Recht hatten. Und es war auch billiger als im Sauerland. In Mallorca haben sie in der Stammkneipe genau die gleichen Leute getroffen, die sie unter der Woche in Bochum trafen. Und da wurde über dasselbe geredet. Es wurde das Ganze nur verlegt. – Ich hab dann gefragt: ›Ja, was habt ihr denn davon?‹

Herr [Rolf] Paulin, Direktor der Bundes-Gartenschau in Gelsenkirchen, – im Job vorher war er Geschäftsführer [im Schauspielhaus Bochum und dann] im Roncalli-Theater, und seine Frau flogen immer am Freitag Mittag nach Mallorca und trafen dort immer die gleichen Leute.

Ich bin in solchen Diskussionen«, sagt Karl Ganser, »wie in andern Dingen auch ein Außenseiter. Man soll nicht glauben, daß die Leute auf einen hören, wenn man sie in ein Gespräch verwickelt mit der Frage: Habt ihr da mal drüber nachgedacht?

Das eine ist der normale Tourismus. Da gibt es jetzt diese komischen Konferenzen im Inland. Ich kriege jeden Tag 20 Einladungen für irgendetwas.

Und es gibt einen Wissenschafts-Tourismus ins Ausland, wo Leute aus dem Wissenschafts-System sich gegenseitig einmal rund um die Welt zu Vorträgen einladen – ich frage mich, ob er etwas bewirkt?«

Deutscher Geographentag. Karl Ganser spricht 2005 in Trier über Akzeptanz von Wachstums- und Schrumpfungsprozessen in Deutschland. Er weist darauf hin, daß es kein ewiges Wachstum gibt – nicht in der Natur, wo die Phasen von kurzer Dauer sind, und nicht in der Geschichte, wo es nur kurze Perioden gibt.

Annahme verweigert. Aus Protest gegen die drohende Zerstörung des Industrie-Denkmals Vockerode, eines berühmten Elektrizitäts-Werkes am Elbe-Ufer, weigert sich Karl Ganser, die Ehrung des Deutschen Kulturrates anzunehmen.

Reise nach Japan. Nach einer Reise nach Japan kritisiert Karl Ganser: Japan hat keinen Städtebau. »Es gab keine bürgerliche Gesellschaft in Japan. Der religiöse Hochadel baute seine Burgen. Die Klöster lagen alle außerhalb der Städte. An den Berg-Hängen. Die Siedlung liegt in der Fläche. Du suchst die Stadt-Mitte – aber es gibt keine Stadt-Mitte. Die Tempel stehen nicht in der Stadt-Mitte. Weil sie die Natur, den Hang und den Wald suchten. Die Städte haben keine Struktur. Die Ebene war stets entweder bebaut oder ein Reis-Feld.

Dies alles haben sie dann abgerissen und im 20. Jahrhundert darauf nach der Formel gebaut: E [Erdgeschoß] plus 4 [Geschosse]. Jetzt bauen sie E plus X. In Tokio kann man sehen, wie die alten Viertel, die immer einstöckig waren, ersetzt werden durch E plus 4 – wie bei uns im 19. Jahrhundert.

Aber dies wirkt heute als Miniatur – gegenüber dem, was nun geschieht:

Auch diese Viertel werden abgerissen und an ihrer Stelle Hochhäuser gebaut. Die Hochhäuser sind eigentlich keine Hochhäuser mehr, sondern fettleibige Gebilde. Stadt in der Stadt. Grausam.

Ich frage mich, wie Menschen da auf Dauer leben können. Aber der Mensch ist offensichtlich sehr anpassungsfähig. Leidensfähig.«

Landwirtschaft. Karl Ganser führt viele Gespräche mit Karl Ludwig Schweisfurth.[6] Er berichtet über ihn: »Schweisfurth stammt aus Herten. Er ist ein Mann mit einer ungewöhnlichen Geschichte. Ich glaube, seine Geschichte muß man mal anders erzählen, als er sie erzählt und wie die Medien über ihn erzählen. Nämlich als Geschichte des Nahrungsmittel-Gewerbes.

In Herten produzierte er Fleisch-Wurst. Auf diese Weise entstand unter dem Stichwort Herta-Wurst vorübergehend die größte Fleischwaren-Fabrik Europas: ›Schweisfurth‹. Er baute das Fabrik-Gebäude mit dem Architekten Werner Ruhnau.

Die Geschichte dieses Mannes ist hoch interessant: eine spannende durchgehende Transformation des Bewußtseins.« Er verkaufte seine Wurst-Fabrik – mit der Feststellung »Es liegt kein Segen auf dem Töten der Tiere. Jetzt, gegen Ende seines Lebens, er ist 75, durch ständiges Nachdenken gewandelt, begann er, ein Dorf für Kinder und Tiere zu bauen, weil er erkannte: Kinder kennen zwar Haus-Tiere, aber sie haben keine Beziehung zum Nutz-Tier. Deswegen wird das Nutz-Tier ausgenutzt, schlecht behandelt, ausgeschlachtet, verwertet. So hat dieser Mensch ununterbrochen immer weiter und weiter und weiter gelernt.«

Frau Ganser erinnert an ein Projekt von Schweisfurth in Rußland. »Dort hat er in einem Dorf jemanden gefunden, mit dem er jetzt das alte russische Bauernhaus neu definiert und eine sehr aufs Nachdenken bezogene Landwirtschaft aufbaut – gegen den großen Trend in Rußland. Damit macht er wirklich nachhaltige Kultur. Schweisfurth ist ununterbrochen am Weiterdenken.«

1985 gründete er die Schweisfurth-Stiftung in München. Karl Ludwig Schweisfurth ist in den Herrmansdorfer Landwerkstätten in der Gegend von München tätig[7] – mit einem Programm, das von der Landwirtschaft zur ökologischen Agrar-Kultur führt.

Karl Ganser: »Es ist eine generationenlange Gedanken-Reihe: vom Großvater über den Vater zum übermäßig erfolgreichen Sohn und zu dessen Söhnen.«

»Einer seiner Söhne«, sagt Karl Ganser, »hat erfolgreich die Basic-Reihe aufgebaut – das sind Öko-Kaufhäuser. Es ist der Kaufhaus-Konzern mit der höchsten Wachstumsrate in Deutschland.

Allerdings kommt es jetzt erneut zu einer Pervertierung des ökologischen Gedankens: Weil er so erfolgreich ist, kriegt er nicht mehr genügend Produkte aus der Region. Jetzt muß er auf langen Wegen aus der ganzen Welt ökologische Waren in seine Basic-Kaufhäuser transportieren lassen – dies sind Kosten für Mobilität. Und dann muß natürlich konserviert werden. So schlägt die Natur-Bewegung durch Über-Nachfrage ins Gegenteil um.«

Weltausstellung. Karl Ganser kritisiert das Konzept der ›Expo 2000‹ in Hannover[8] mit seinen Widersprüchen. »Für den Themenpark gab es anfänglich ein klares Ziel: Man wollte ein kritisch-nachdenkliches und somit neues Verhältnis von Mensch, Natur und Technik weltweit zur Diskussion stellen. Dieses Anliegen konnte nicht konsensfähig gemacht werden. Und es gibt berechtigte Zweifel, ob sich solche Nachdenklichkeit für ein Massenspektakel von 40 Millionen Besuchern eignet.

So wird das Konzept für die Expo von Anfang an zwischen Anspruch auf seriöse Information und vordergründiger

Unterhaltung, zwischen Qualität und Banalität, hin- und hergeschoben.

Es wäre zu Beginn kein grundsätzliches Problem gewesen, bei dieser Expo nicht auf Masse, sondern auf Klasse zu setzen. Dann hätte man die ›schwarze Null‹ [als Finanzierung] nicht vorgeben dürfen und auch nicht die aus den hohen Kosten errechneten Besucher-Zahlen, sondern lediglich den Anspruch – mit der Maßgabe, diesen ausschließlich mit öffentlichen Mitteln zu bezahlen.«

Toskana. »Um in die Toskana zu reisen, nehme ich mir einen Tag Zeit, um die 800 Kilometer hinter mich zu bringen. Das geht dann mit 120 auf den Autobahnen. Bei diesem Tempo fährt jeder an mir vorbei. Meist machen wir auf halbem Weg eine Pause: für ein schönes Essen. Da gibt es ein sehr schönes Schloß-Hotel mit einer wirklich guten Küche. Wir erreichen es immer gegen halb zwei. Und abends sind wir in der Toskana.«

Zerstörtes Dorf – zerstörtes Land. Karl Ganser erlebt in seinem Wohn-Ort, in seinem Dorf vor der Tür die Probleme des Zerstörens. »Das Dorf ist genau so kaputt wie überall.«

Wer glaubt, Bayern habe halbwegs intakte Szenerien, erkennt rasch, daß sein alter Mythos von den neuerlichen Tatsachen zerstört ist. »Die Leute bauen, wo sie bauen wollen«, beklagt er. »Hier geschieht derselbe Unfug wie in Amerika. Bayern ist amerikanisiert. Der Denkmalpfleger ist der meist gehaßte Mann.« Dann formuliert er radikal und bitter: »Es gibt keine Denkmalpflege in Bayern. In Bayern wird jedes Grundstück und Haus zu Geld gemacht. Auch am Starnberger See. Das ist nicht aufzuhalten. Wir können es durchschauen, aber …« Der Mann, dem alle Durchsetzungs-Fähigkeit dieser Welt zugetraut wird, macht eine hilflose Geste.

Der Fall am Tegernsee. »Ich sammle in Süddeutschland Fälle, die man gut beschreiben kann.

Besonders dramatisch ist der Fall am Tegernsee, wo an der letzten nicht bebauten Stelle ein Gutshof steht, ein hochkarätiges Denkmal. Man hatte in die Hand versprochen, daß in diesem Landschafts-Schutzgebiet und in diesem Denkmal nie gebaut wird.

Aber da brauchst du nur einen Finanzprüfer nehmen, der sagt: ›Hier hast du so ein tolles Grundstück, aber das besitzt in der Bilanz einen Wert von fast Null. Wenn wir jedoch etwas darauf bauen, springt der Wert von Null auf 10.000.‹ Dann sagen sie zum Entwicklungsplaner: ›Macht mal ein 5-Sterne-Wellness-Hotel mit einem riesigen Raum-Programm – das bauen wir …‹ So etwas sprengt das Denkmal in die Luft und verbaut die Landschaft.

Nun entstehen Bürgerinitiativen, die merken, daß das Vorhaben nicht gut ist. Sie machen ein Bürger-Begehren. Dann antwortet die Gemeinde: ›Wenn wir das nicht bauen, haben wir keine Arbeits-Plätze.‹

Der Investor bringt einen gnadenlos schlechten Architekten mit. Da wird natürlich kein Wettbewerb gemacht. Dann wird ein Architekten-Wettbewerb gefordert.

Aber ich sage: ›Mit diesem Bauherrn und mit diesem Bau-Programm kann man an dieser Stelle keinen Wettbewerb machen, weil das falsch ist. Sondern ihr müßt sagen: Das ist ein Denkmal und ein Landschafts-Schutzgebiet! – und dafür gibt es Begrenzungen; und für diese Begrenzungen suchen wir eine Wellness-Idee.

Die ist dann vermutlich ganz anders. Eine Idee dafür findet man vielleicht bei einem interessanten Mittelständler, der sagt: Ich kann schon lange, was diese großen Hotel-Ketten können. Zumal sie vor zwei Jahren am Tegernsee, in Rottach-Egern, zwei große Hotels hingestellt haben, die nur eine 15-prozentige Auslastung haben. Die interessantere Frage

lautet: Kann ich Arbeitsplätze mit Kultur machen?«

Die Verfahrens-Prozesse. »An solchen Beispielen kann man sehr deutlich machen, wie die Verfahrens-Prozesse laufen müssen.

Das fast Zynische daran ist, daß die Insider wissen: Die sogenannten Investoren wollen gar nicht wirklich bauen. Weil es dafür gar keine Nachfrage gibt. Sie wollen nur ihre Bilanz schönen. Dies wurde von einer sehr guten Bürgerinitiative aufgedeckt. Aber mit diesem Zynismus sieht der Abschluß der Bilanz besser aus. Wenn sie das zwanzigmal in Deutschland machen, kriegen sie einen völlig anderen Abschluß. Beim Bilanz-Lesen interessiert niemanden, ob dann nach drei oder vier Jahren wirklich gebaut wird.

Ich sage den Bürgern: ›Ihr müßt darüber öffentlich reden! Und fragen: Wieso läßt sich unser Bürgermeister für so etwas derart vorführen? Wieso läßt er sich als Dummkopf hinstellen, nur damit die Bilanz von irgendjemandem geschönt wird?

Nun kann man froh sein, daß sie oft gar nicht bauen, aber es ist doch zynisch, was da abläuft.

Es durchschauen einige, aber dann kommt der Punkt, wo sie sich nicht trauen, dies öffentlich zu sagen, weil sie keine so rechten Belege haben. Und solche Leute kann man natürlich wunderbar persönlich verklagen – wegen Geschäftsschädigung. Das ist ganz heikel.«

Wer schädigt hier wen? Die Richter könnten lernen, daß es genügen müßte, die Sache plausibel zu machen. Denn wer so zynisch wie beschrieben ist, kennt jedwede List, erhebliche Teile der Beweise zu verbergen.

Ein Sieg. Der Bayrische Verfassungsgerichtshof hat den Bebauungsplan der Gemeinde Gmund am Tegernsee für das Gut Kaltenbrunn am Nord-Ufer des Tegernsees aufgehoben. »Sechs unbotmäßige Bürger« des Freistaates Bayern, darunter Karl Ganser, hatten eine Popular-Klage eingebracht – ein selten angewandtes Mittel. Die Klage wurde angenommen und das Verfassungs-Gericht entschied: Der Bebauungsplan »verstößt gegen Artikel 118 Abs. 1 der Bayerischen Verfassung, weil er die Belange des Denkmalschutzes in sachlich schlechthin nicht mehr zu rechtfertigender Weise mißachtet.«

Der Investor Schörghuber-Gruppe/Dorinth Hotels hatten »in Komplizenschaft« (Ferdinand Spiegel) von Gemeinde, Parteien, Aufsichts-Behörden bis hinauf in die Staatsregierung in Riege und Filz ein rücksichtsloses und überdimensioniertes Projekt am schönsten Platz am See durchzubringen versucht. Der Gemeinderat stimmte 2001 einem Fünf-Sterne-Hotel zu. Der Landkreis nahm 2004 das Gut aus der Landschaftsschutzverordnung. Die Denkmalpflege leistete Widerstand. Die Bürgerproteste bündelte die »Schutzgemeinschaft Tegernseer Tal.« In einem Bürgerbegehren stimmten 60 Prozent dem Investor zu – nach einer beispiellosen Kampagne mit dem Motto »Wollt Ihr Arbeitsplätze oder Denkmalschutz?« Die Bürger verloren die folgenden Klagen. Die Behörden taten alles, um in der gesetzlich vorgeschriebenen Abwägung den Denkmalschutz zu bagatellisieren. Sie ließen ausschließlich wirtschaftliche Interessen gelten. Das Verfassungsgericht nahm dies nicht mehr hin. Es forderte: Denkmalschutz, Landschaftsschutz und Städtebau sind als ein »integrales Ganzes« anzusehen. Es kritisierte auch, daß die Gemeinde sich nie um eine verträgliche Alternative bemüht hatte.

Durchhalte-Vermögen. Karl Ganser: »Auf eine politische Weitsicht kommunaler Gebietskörperschaften sollte man in heutiger Zeit nicht unbedingt hoffen. Um so wichtiger ist es, daß es Bürgerinitiativen, Bürgerproteste, Bürgerentscheide und notfalls ein paar un-

erschrockene Bürger gibt, die sich an eine Popularklage heranwagen. Dazu gehört auch Durchhaltevermögen über die Jahre hinweg. Gut Kaltenbrunn hat die kritischen Bürger und Bürgerinnen am Tegernsee … viel beschäftigt. Und wir haben nicht losgelassen. Verständlicherweise ist dieser 22. Juli [2008, der Tag der Verkündigung der Gerichts-Entscheidung] für uns ein Tag der Freude.«

Schutz als Stadtentwicklung. Nach wie vor redet Karl Ganser den Autoritäten ins Gewissen – zugunsten des Denkmalschutzes. Kaum jemand hat vor ihm so viele Aspekte dieses Bereiches aufgezeigt – vor allem mit dem Entwicklungs-Ziel: Denkmalschutz als faszinierender Teil der Stadtentwicklung. Denkmalschutz ist eine Perspektive.[9]

Aus Erfahrung weiß er, daß es häufig nicht gelingt, eine zeitlich zusammentreffende Lösung zu erhalten, daher wirbt er für Zwischen-Nutzungen.[10]

Aufruf. Nachhaltige Stadtentwicklungspolitik möglich machen – ein gemeinsamer Aufruf 1997 – von Karl Ganser und Christoph Zöpel:

»… Politische Ankündigungen helfen nicht – selbst nicht bei gutem Willen und richtiger Analyse. Notwendig ist die Organisation politischen Handelns mit den geeigneten Instrumenten.

Notwendig sind: ausreichende finanzielle Mittel … Die engagierte öffentlich wirksame Kommunikation der Betroffenen und der Fachleute. Die junge Generation muß zu Wort kommen, um ihre Vorstellungen und Bedürfnisse nachhaltig formulieren zu können, eine noch Jahrzehnte währende Lebensperspektive im Blick. Nicht helfen: ständige Gesetzesänderungen …

Zuerst ist die Politik des Bundes gefordert. Generelle Anreize zum sparsamen Verbrauch von Ressourcen durch eine ökologisch ausgerichtete Steuerreform sind förderlich, reichen aber nicht aus. Der Staat muß durch öffentliche Direktinvestitionen die Infrastruktur und die Baubestände nach ökologischen und sozialen Kriterien umbauen und nachhaltig erneuern. Dies ist eine Gemeinschaftsaufgabe von Bund, Ländern und Gemeinden … Der Bund muß eine Reform der Gemeinschaftsaufgaben mit dem Ziel vorbereiten, zumindest die Finanzhilfen zu Städtebau und Gemeindeverkehr zu einer einheitlichen Finanzierung für ›Aufgaben der Stadterneuerung‹ zusammenzufassen und sie mit der Wohnungsbauförderung zu verzahnen …

Eine wesentliche Erfolgsbedingung ist, daß die staatliche Förderung möglichst offen gewährt wird und von bürokratisch-enger Programmförderung auf innovative Projektförderung übergegangen wird …

Wir wollen eine Initiative starten, um die gesellschaftlich wirksame Diskussion über nachhaltige Stadt- und Regionalentwicklung erneut anzustoßen … Eine hohe politische Verantwortung haben dabei die Medien …«



Weltkultur-Erbe: Zeche Zollverein (1928) in Essen von Fritz Schupp und Martin Kremmer

Weltkulturerbe Zeche Zollverein

»Guten Morgen alte Zollvereiner, guten Morgen neue Zollvereiner.« Oft beginnt Karl Ganser seine Rede mit einer kleinen Überraschung, die aufwärmt und menschliche Sympathie in die Gruppe bringt.

Der Streit um Zollverein. In Essen ist Zollverein[1] kein geliebtes Kind. Die Oberbürgermeister denken nur an ihren Haushalt. Früh hat Karl Ganser die Vorstellung: Zollverein muß in die Liste des Weltkulturerbes. Früh wollen Karl Ganser und Minister Christoph Zöpel die Zeche Zollverein erhalten. Dann auch die Kokerei.

Die RAG setzt heftigen Widerstand dagegen. 1982 beantragt sie den Abbruch. 1983 teilt sie der Stadt die Stillegung von Schacht 12 mit dem berühmten Förderturm – für das Jahr 1986 mit. Auf dem Gelände soll ein Gewerbegebiet entstehen.

Die RAG billigt höchstens dem Förderturm Denkmal-Wert zu. Trotzdem will sie ihn abreißen lassen. Man darf darüber nachdenken, wie wenig Sinn und Verantwortung die Ruhrkohle AG hat. Der Bergbau hatte diese Gegend sowohl wirtschaftlich aufgebaut wie zugleich erheblich ruiniert – mit Folgen in

die Ewigkeit. Wegen der Senkungen riesiger Terrains, einem Drittel des Ruhrgebietes, muß ständig das aufsteigende Grundwasser weg gepumpt werden, – so lange das Gebiet mit seinen vielen Menschen besteht. Den Bergbau interessierte – leider bis heute – wenig anderes als das eigene profitable Wirtschaften – und dies auch noch mit hohen Subventionen. Zollverein ist ein Lehrstück – auch wenn der Fall hier mal gut ausgeht.

Die mutige Großtat: der Minister-Entscheid 1988. Städtebau-Minister Christoph Zöpel, auch oberster Denkmalschützer des Landes, erinnert sich: »Die Frage, ob sich das Zollverein Ensemble, wenn es unter Denkmalschutz gestellt würde, erhalten ließe oder nicht, war auch unter Fachleuten umstritten. Ich weiß, daß einige sagten, allein von der Größe her sei das unrealistisch. Andere haben das anders gesehen. Sicherlich gehörte Karl Ganser dazu. Der Oberstadtdirektor von Essen, [Kurt] Busch, leistete dagegen erbitterten Widerstand.

Bevor ich damals [in der Minister-Anrufung nach Denkmal-Gesetz] entschieden habe, schaute ich mir Zollverein persönlich an. Es war der Heiligabend 1988. Ich fuhr ohne Begleitung von Mitarbeitern nach Essen. Die Kinder saßen im Auto und meine Frau war mit. Wer auf den Zentralbau zugeht, kann zu keinem anderen Ergebnis kommen, als daß es sich hier um ein ganz wesentliches Bauzeugnis der jüngeren industriellen Geschichte handelt. Dann waren meine Frau und ich tief beeindruckt. Es wurde mir klar, daß dies eine denkmalrechtliche Entscheidung war, für die über den Fachverstand der Beamten hinaus, ein Minister gebraucht wurde, wegen des großen Ärgers, den es bestimmt geben würde. Zollverein würde das größte Denkmal in Nordrhein-Westfalen sein – vergleichbar mit dem Kölner Dom.

Nach dem Besuch rief ich Karl Ganser an und sagte: Die Entscheidung ist ›Ja!‹.«

Tatsächlich ist die Erhaltung die mutige und weitsichtige Großtat von Minister Christoph Zöpel. Er fällte die Entscheidung ganz allein und als Person. Das entscheidende Kriterium des Ministers hieß: Schönheit. »Was so schön ist«, sagte er, »darf nicht zerstört werden.«

Die Geschichte des Denkmalschutzes in Details. Schon 1985 tritt Christoph Zöpel für Denkmalschutz ein. Dann schwenkt die Stadt ein wenig ein – aber nur für eine »kleine Lösung«. Fast alles soll abgerissen werden. 1986 stellt die RAG einen Abriß-Antrag – und die Stadt genehmigt ihn. Dann bietet sie der LEG das Gelände zum Kauf an. Nach wie vor will die Stadt, daß die meisten Gebäude abgerissen werden. Ihre ignorante Behauptung: »Baubestand häßlich, Erhalt unbezahlbar.«

Der Landeskonservator Rheinland interveniert. Durch Erlaß vom 16. Dezember 1986 wird die gesamte Anlage, auch mit der maschinellen Ausstattung, als Denkmal benannt. Auf Weisung des Zöpel-Ministeriums kauft die Landesentwicklungs-Gesellschaft (LEG) das Gelände für 1,1 Millionen DM.[2]

Der Start. Minister Christoph Zöpel 1988: »Die Unterschutzstellung konnte nur den Eckpunkt der weiteren städtebaulichen Nutzung von Zollverein setzen: Von diesem Eckpunkt aus mußte sich jetzt das konzeptionelle Denken entwickeln. Ein solcher Eckpunkt beendet das Destruktive, das sich nicht in der Form des Abrisses durchsetzen kann, und öffnet dem Kreativen, etwas aus der Sache zu machen, den Weg.«

Ein weiterer Glücksfall: Rolf Tiggemann, Mitarbeiter der LEG, schildert in einem umfangreichen Buch detailliert die inneren Vorgänge in Institutionen und Behörden – ein einzigartiges Dokument.[3]

Eine Arbeitsgruppe legt 1987 einen Bericht vor. Durch die LEG aus den Fängen der Stadt heraus gekommen, soll

Zollverein ein ›Forum Ruhrkultur‹ werden. 1988 wird die ›Bauhütte Zollverein‹ eingerichtet. Sie arbeitet mit der Essener Arbeits-Beschäftigungs-Gesellschaft zusammen. Die Bauhütte restauriert Hallen, legt einen Museums-Pfad an und läßt die Skulpturen von Ulrich Rückriem aufstellen.

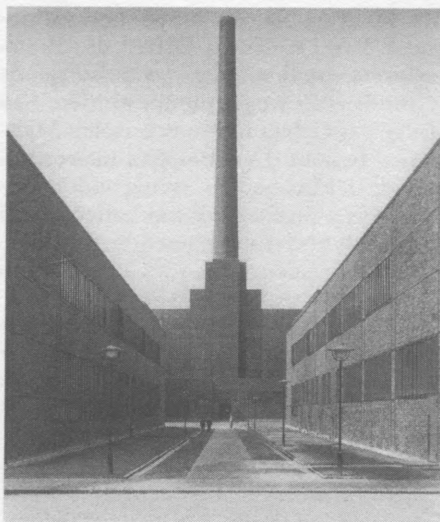
Die Mittelkürzung 1988 zerstört die Bauhütte. Im selben Jahr gründen Land und Stadt die Stiftung Zollverein. Und ebenfalls 1988 entsteht die Entwicklungsgesellschaft Zollverein (EGZ) – als Dachorganisation für die Interessen der Eigentümer und Neunutzer.

Arbeits-Plätze. In den letzten Monaten vor der Schließung von Zollverein werden 2.600 Arbeitsplätze aufgelöst. Bei der Schließung 1986 gibt es noch 1 265.

Von diesem und anderen Denkmälern wird erwartet, was sie überhaupt nicht leisten können: Arbeits-Plätze. Dazu gibt es lange Diskussionen. Die Forderung ist nicht nur ignorant sondern auch unverschämt: denn tatsächlich zeigen die, die so reden, keinerlei Verständnis für die Erhaltung von Arbeitsplätzen – sie rationalisieren in der Vorstellung des Neoliberalismus. Sie brauchen nur eine Ausrede, um Denkmäler zunichte zu machen.

Öffentlicher Raum. Einst war das Gelände menschenleer. Nur wenige Nicht-Bergleute waren jemals auf dem Gelände. Das Haupttor wurde nur für Repräsentations-Besuche geöffnet. Für Frauen und Mädchen war das Gelände per se unbetretbar. Und mit negativen Gefühlen besetzt. Daher wirkten die Kuben wie ein menschenfernes abstraktes »Glasperlenspiel«. Sichtbar wurde es im Grunde nur in Fotografien, die in Büchern publiziert waren. Nun aber wird im Prozeß der Denkmal-Entwicklung das Gelände geöffnet: jeder kann es frei betreten.

Design-Stadt. Das Entwicklungs-Ziel heißt: ›Designstadt Zollverein‹. In vielen Räumen und auf Brachen soll ein



Weltkultur-Erbe: Zeche Zollverein in Essen von Fritz Schupp und Martin Kremmer

Gewerbepark entstehen. Auch eine Bildungs-Institution zum Design soll aufs Gelände ziehen: der Fachbereich Design der Folkwang-Hochschule.

Das »Casino«. Den Anfang macht Claus Dürscheid, der im IBA-Arbeitskreis »Phantasie für Reisen im Revier« mitgearbeitet hatte. Weil er Erfahrungen im Betrieb von außergewöhnlichen und attraktiven Lokalen hat (»Zeche« in Bochum), bittet ihn der Arbeitskreis, auf Zollverein eine Stätte zum Bleiben einzurichten. 1996 startet sie mit dem Namen »Casino«. Sie wird unter seiner umsichtigen Geschäfts-Führung und hohen Qualitäten eine Erfolgs-Geschichte.

Claus Dürscheid: »Wir haben … diesen Ort ausgesucht nach der Umgebung, nach der Originalität, nach diesem besonderen Gefühl … es gibt ja dieses besondere Gefühl, man kommt in einen Raum und hat das Gefühl, man kann durchatmen, man hat irgendwie einen besonderen Ort betreten. Und dieses Gefühl hatten wir auch schon damals … als es hier noch nicht so gastlich war.«

1997 startet im teilweise umgebauten Kesselhaus das Design-Zentrum NRW.

Symbol für die Region. Das Förder-Gerüst vom Typ »Doppelbock« wird ein doppeltes Symbol – für Arbeit und für den neuen Design-Standort. Niemand kann erklären, wie diese Turm-Konstruktion zu einem Mythos wurde – in kurzer Zeit.

Masterplan. In Kooperation von Rem Koolhaas (Office for Metropolitan Architecture, OMA) und dem Denkmalpfleger Reinhard Roseneck entsteht ein Masterplan. Bausteine: RuhrMuseum, Designausstellung, Zollverein School of Management und Design und Design-Gewerbepfad.

Karl Ganser betreibt die Aufnahme in die Welterbe-Liste der UNESCO. 2001 wird dies realisiert.[4]

Der japanische Würfel. 2003/2006 entsteht nach einem internationalen Wettbewerb in stärkstem Kontrast zum Ensemble ein eigentümliches Gebäude: ein riesiger Würfel mit einem schwebenden Spiel von unterschiedlichen Fenstern – entworfen von den beiden japanischen Architekten Kazuyo Sejima und Ryue Nishizawa (Sanaa).[5] Darin nimmt die ›Zollverein Schule für Management und Design‹ 2005 den Lehrbetrieb auf. Sie muß schon nach drei Jahren schließen. Ihr folgt die Abteilung Industriedesign der Folkwang-Hochschule Essen.

Die Kohlenwäsche. Das größte Gebäude ist die Kohlenwäsche. Einst wurde darin die geförderte Kohle vom Gestein getrennt. Es gab eine parallele Folge von Maschinen. Eine davon wurde herausgenommen, die andere als Industrie-Denkmal bewahrt. Leider war die Außenhaut des Kubus nicht haltbar: daher entschloß man sich zur Rekonstruktion.

Daß man die Fassaden rekonstruieren mußte, geschah aus den Zwängen des Material-Verschleißes, vor allem durch die Umnutzung. Tatsächlich hat auch der Kölner Dom kaum einen eigenen Stein mehr.

Karl Ganser hat Kritik an der Kohlenwäsche. Er hätte es lieber gesehen, wenn man sie nicht angetastet hätte[6] und oben drauf ein neues Museum gesetzt hätte – wie es in einem Wettbewerb der Architekten Diener und Diener vorgeschlagen war. »Was ich jetzt ankreide, ist die Tatsache, daß man von der Verfahrenskultur der IBA Abstand genommen hat. Wir hätten das nicht durchgelassen. Dank irgendwelcher Beziehungen und New York-Besuche ist Wolfgang Roters direkt auf Rem Kohlhaas zugegangen. Das ist gründlich schief gegangen. Rem Kohlhaas hat sich nicht wirklich um dieses Gebäude gekümmert. Er kann es auch nicht. Er hat nie so etwas gemacht. Es ist auch nicht seine Denkweise. Und er hat den Auftrag gleichwohl angenommen. Das war ein Grundfehler. Es kommt einiges aus seinem Büro.

Mit Foster zu bauen, war immer ein Kreuz. Weil die Epigonen einfach schlecht waren. Sie waren auch handwerklich schlecht. Ohne ein handwerklich gutes Büro wie [Heinrich] Böll [und Hans Krabel] wäre der Bauprozeß von Zollverein [Beginn 2003] gar nicht zu organisieren gewesen. Aber die Epigonen im Büro Kohlhaas besorgen dann natürlich so Dinge wie die Rolltreppe. Diese Rolltreppe ist unsäglich. Sie ist eine Kaufhaus-Rolltreppe mit Materialien, die nicht zu Zollverein passen und die auch nicht in eine ökologische Umwelt gehören. Es ist alles Sondermüll, was da eingebaut ist. Und die Rolltreppe hat auch den Habitus eines großen Kaufhauses.«

Diskussionen. Zollverein ist ein Bereich, über den viel und kontrovers diskutiert wird – mit allen Gesichtspunkten, die im Struktur-Wandel entstanden. Es gibt viel Unverständnis von Leuten, die alles und jedes persönlich auf ihren Geldbeutel beziehen – ob sich dieser füllt oder ob für eine Maßnahme Geld ausge-

geben wird, über deren Sinn man ein wenig nachdenken muß.[7]

»Es gibt eine Verantwortung für die Geschichte«, sagt Karl Ganser, »wenn man nicht isoliert und auf den ›Punkt Nichts‹ hin leben will. Was dort geschehen ist, erschließt sich nicht ohne qualitative Erläuterung. Einst gab es in den Räumen einen ohrenbetäubenden Lärm der Kipp-Loren und Maschinen.«

Karl Ganser erinnert an frühe Einwände gegen die Erhaltung: »Es gibt ignorante Vorurteile gegen Museen. Sie stammen aus der Ignoranz, nicht aus dem Wissen.« Er setzt den Gedanken fort: »Was geschieht rund um die Zeche? Da scheint es keine Denkmalpflege zu geben. Und Konzeptlosigkeit. Sonst sähe die Einfahrt der Schalker Straße nicht aus, wie sie aussieht.« Die Ästhetik, die gerade an dieser Zeche eine besondere Rolle spielte, auch für den Erhalt, kommt zu kurz.

Kritik: Nie zustande gebracht wurde ein Besucher-Bergwerk.

Erinnerung an die Sorge, daß Umnutzungen komplett verändern.

Die RAG hat viele Gebäude vorher ausgeplündert, ihre Maschinen zu Schrott-Preisen verhökert, und dann nur Raum übergeben. Die Lust auf Plündern war abhängig vom Niveau der Schrott-Preise – und diese von der Konjunktur für die Produktion von Stahl.

Chancen. Es ist einige Zeit lang sehr schwierig, den Riesen Zollverein wieder zu entwickeln. Aber dann nimmt der Prozeß Fahrt auf. Zollverein wird ein Magnet. Vor allem für den Tourismus. Argument Bildung: Zollverein kann ein außerschulischer Lern-Ort werden. Zum Nachdenken über Arbeits-Bedingungen. Über Förderung und Aufbereitung der Kohle. Über Alltags-Leben.

Zollverein entfaltet rundherum Ausstrahlung. Zum Beispiel vermieten 2004 über 30 Personen Zimmer zum Übernachten, organisiert von der ›Zollverein Touristik‹, unter anderem mit einem Katalog.

Stadt-Kultur. Karl Ganser resümiert ein zentrales Thema, das man am besten in Zollverein studieren kann: »Die Industriebauten des 19. und 20. Jahrhunderts sind in die europäische Stadt hineingestellt worden, ohne zu ihr zu gehören. Sie waren entöffentlichter Raum. Das eigentlich Überraschende ist, daß dabei ästhetische Ansprüche verwirklicht wurden, obwohl sie gar nicht der Öffentlichkeit dienten.«

Augsburg: Bewerbung für die Kulturhauptstadt

»Es gibt keine andere Stadt in Deutschland«, sagt Karl Ganser, »nicht in der Welt, die dem Frieden einen eigenen und nur auf die Stadt begrenzten Feiertag widmet, den 8. August … Das Friedensthema ist im Zeitalter der weltweiten Konflikte um Religionen, Minderheiten, natürliche Ressourcen und Armut so zentral, daß Augsburg sich entschlossen diesem ›überwölbenden‹ Thema zuwenden sollte … Das Friedensthema mit Unternehmenskultur, Baukultur, Sozialkultur und Stadtsymbolik zu verbinden, das ist die große Kunst, die noch ihren Meister sucht.«[1]

2005 bildet sich ein Kuratorium »Pax«. Es erinnert an den vor 450 Jahre abgeschlossenen Augsburger Religionsfrieden (1555). Er war der erste Versuch, Kampf-Handlungen zwischen Evangelischen und Katholischen zu vermeiden. Damals wurde die Augsburger Parität erfunden. Jeder leitende Posten der Stadt wurde doppelt besetzt. Ebenso der Bürgermeister zweimal – und alle Stadträte und die Pfarr-Stellen.

Karl Ganser setzt nicht auf Parteipolitik oder Verwaltungen, wo es um den Kultur-Dialog geht. 2006 diagnostiziert er: »Wenn [zum Beispiel in Augsburg] der angestrebte Kulturdialog politisch werden soll, dann müssen ihn unabhängige Bürger verantworten und organisieren. Ermattete Kommunalpolitik im Verbund mit vielerlei Rücksichten auf Interessengruppen und Wählergunst neigen zur Fesselung statt zur Entfesselung.« Er schlägt Personen-Initiativen vor – »mit zeitlicher Befristung auf ein Jahr«. Die Kosten sollen die Bürger selbst finanzieren – ohne Sponsoren.[2]

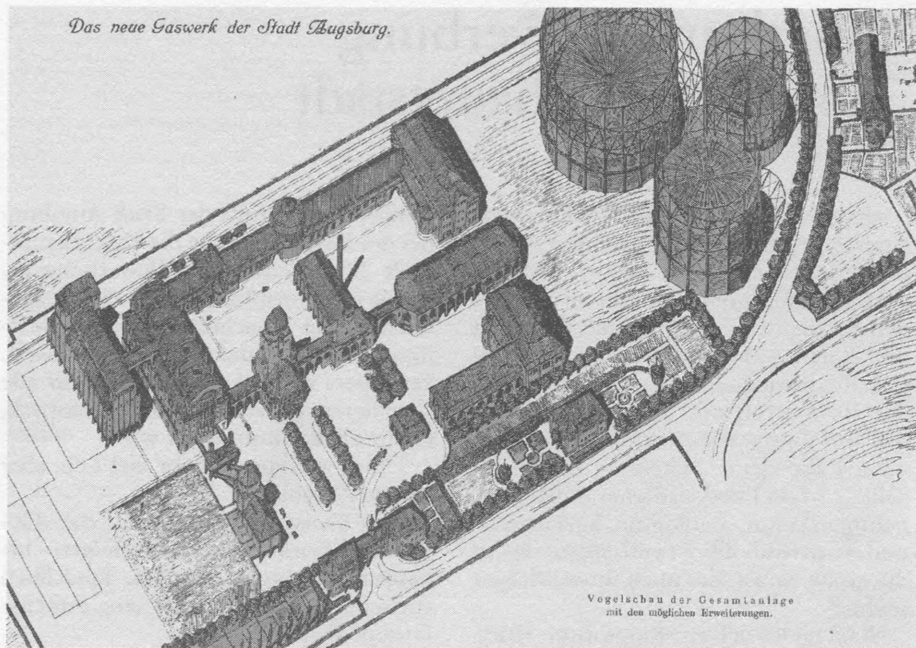
Karl Ganser hilft der Stadt Augsburg bei der Bewerbung für die Kulturhauptstadt 2010: Schon eine Bewerbung ist, meint er – unabhängig von einem späteren Erfolg – wichtig für die Entwicklung der Kultur und der Stadt insgesamt. Er notiert wie die Anstrengung für alle Beteiligten gedanklich, organisatorisch, finanziell, kommunikativ war.

Die Bewerbung erfuhr viel Lob, aber keinen Zuschlag.

Karl Ganser plädiert dafür, das »Gesamtprogramm« weiter zu verfolgen – inhaltlich und organisatorisch. Tatsächlich entsteht in der Folgezeit eine Arbeits-Gruppe »Kulturfahrplan«.

Was ist Stadtkultur? »Stadtkultur meint eine Stadt, deren Unternehmen und deren Bürger ihre Angelegenheiten mit ›Kultur‹ behandeln. Dieser Stadtbürger hat nicht Kultur, weil er Kulturveranstaltungen besucht und kulturell bewandert ist. Er hat vielmehr deshalb Kultur, weil er stets mit der Frage beschäftigt ist, wie er seine eigenen Angelegenheiten und seine bürgerschaftliche Mitwirkung ›mit Kultur‹ bewältigt, also jenseits der puren Nützlichkeit mit einem Bemühen um Form, Geist und Gestalt umgibt, wie er von einer Wertebasis aus handelt, die das Zeugnis der Geschichte achtet, Verantwortung für die Natur übernimmt, Gemeinsinn gegen den Eigensinn stellt.

Diese kulturbewußten Persönlichkeiten in allen Schichten und in allen Bereichen der Unternehmen zu finden und zu fördern, ist Aufgabe von Stadtkultur. Sie werden nur dann gefunden und aktiviert, wenn ›jemand‹ Aufgaben stellt, die im besten Sinne ›öffentlich‹ und ›gemeinsinnig‹ sind.«[3]



Das Projekt Gaswerk in Augsburg-Oberhausen

Michael Grill schreibt in der Münchner Abendzeitung (AZ):[1] »Karl Ganser hat Deutschland mehr verändert als jeder andere Stadtplaner – jetzt startet er ein neues Experiment in Augsburg.«

Ich reise aus München an, Karl Ganser holt mich um 10 Uhr am Hauptbahnhof in Augsburg ab. Man kann sich kaum vorstellen, wie unrepräsentativ bescheiden Karl Ganser lebt. Das auffallendste Beispiel dafür ist sein altes Auto. Der Anspruch reduziert sich darauf, daß es fährt und daß es einiges transportiert, auch grobes Zeug. »Das Auto lief reparaturarm 375.000 Kilometer«, sagt er stolz. Er braucht es, aber er verschwendet nicht den geringsten Gedanken, damit ein Stück Jahrmarkt der Eitelkeiten zu bestreiten.

Städtebau. Wir fahren in eine der typischen um 1900 entstandenen Vorstädte. Sie trägt den Namen Oberhausen – und natürlich erinnert sie uns an die Ruhrgebiets-Stadt, obwohl es diesen Namen in Deutschland viele Male gibt.

Ebenso wie viele andere Orte hat sich Augsburg mit solchen Vorstädten umgeben – und ebenso wie anderswo war die Stadtplanung ziemlich ratlos, wie sie die neuen Phänomene der Industrialisierung strukturieren könnte. So wuchs die Stadt stückweise vor sich hin.

Und so ist das Urteil der Bevölkerung über diesen Teil der Stadt bis heute gespalten: Selten sieht es die Entstehungs-Bedingungen, noch weniger die Qualitäten, die auch darin stecken. Es träumt sich in die historische Stadt-Mitte. Oder es verachtet selbst diese.

Für das Urteil über die Vorstadt-Bereiche ist der Denk-Ansatz von Tom Sieverts[2] weder aufgenommen, noch durchdacht, geschweige kritisch korrigiert und ergänzt. Dies zeigt die Ratlosigkeit im Umgang mit der Stadt in der Industrie-Epoche.

Kontrast. Mitten in diesem Kranz der industriellen Vorstädte, der kaum weniger merkwürdig ist als Ruhrgebiets-Städte, wenn man den Blick nicht – wie in Rom oder Paris – auf die Altstadt reduziert, finden wir einen Kontrast: ein Stück Städtebau in der Industrie-Gesellschaft – vom Feinsten.

In der Hochphase der Ausbildung städtischer Infrastrukturen, die auch mit der Ausbreitung von industriell erzeugten Energien zusammen hängt, wurde in Augsburg 1913 ein großes Gaswerk entworfen. Es ging schon 1915 in Betrieb.

Die Anlage ist eine städtebauliche Großtat: Weil sie zeigt, daß in der Industrie-Epoche nicht zwangsläufig Flickwerk aneinander gestückelt werden muß, sondern auch zusammenhängend und qualitativ hochwertig geplant werden kann.

Solche Bereiche hat Karl Ganser im Ruhrgebiet aufgespürt und ins Bewußtsein gerückt – und damit eine Kette von schlummernden städtebaulichen Werten geweckt und erschlossen.

Disposition der Anlage. Karl Ganser geht ins Büro neben dem Pförtner-Haus. Er hat von zu Hause einige von seinen Geranien mitgebracht und stellt sie auf. Dann zieht er sich zurück, um sich eine Stunde lang auf einen Termin vorzubereiten. Ruth Ganser und ich machen einen Rundgang über das ausgebreitete Gelände.

Nach einer Stunde bemerkt uns Karl Ganser und nimmt uns jetzt mit auf seinen Rundgang durch die Folge der Gebäude.

Entlang der Zufahrts-Straße steht eine Häuser-Zeile mit Büros und Wohnungen. Die Gesamt-Anlage des Gaswerks ist ein Geviert. Dieses Areal wird durch große Höfe strukturiert. Die Disposition ist gut ablesbar. Hinter dem Tor-Haus breitet sich ein weiter erster Hof quer aus. Die Anordnung der Bäume gibt ihm mit einer kurzen Allee eine Richtung: zu einem Turm-Bau. Bäume in Allee-Form deuten auch die Breite des Hofes an. Seitlich laufen Arkaden auf weitere Gebäude zu. Hinter der wichtigsten Bauten-Zeile folgt ein zweiter Hof. Einst war dieser wiederum unterteilt in zwei Höfe. An der Nordost-Seite stehen drei große Gas-Behälter – von unterschiedlicher Größe.

Die Bauten, die diese Höfe bilden, stehen nebeneinander aufgereiht: als eine Kette von Charakteren. Ins Auge fällt ihre Unterschiedlichkeit. Man kann bemerken, daß sie in einer szenischen Folge inszeniert sind.

Die Anlage ist Städtebau. Rasch galt sie als eines der größten Gaswerke – und zugleich als eine der schönsten. Heute ist es als einziges in Mitteleuropa vollständig erhalten.

Entwicklungs-Geschichte. Karl Ganser erklärt die Genese der gewaltigen Stätte für Produktion und Speicherung von Energie. Aus einer frühen Phase der Entwicklung der Chemie wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Umgang mit der Energie Gas entfaltet. Einen weiteren Schub erhielt sie um 1900. Trotz der aufkommenden Konkurrenz Elektrizität expandierte sie: im Boom der Industrialisierung. Sie diente den Fabriken und als Heizung in den dicht bevölkerten Vorstadt-Vierteln, die sich mit dem Zuzug vieler Arbeitskräfte ausbreiteten. Für den wachsenden Verbrauch von Gas

entstand eine größere Produktions-Anlage und in diesem Zusammenhang eine neue Infrastruktur: ein weit ausgreifendes System an Leitungen.

Nach dem Vorbild des kurz zuvor einsetzenden neuen Umgangs mit Wasser und Abwasser, der nun nicht mehr punktuell mit Brunnen und Grube angelegt ist, sondern in die Fläche expandiert, mit dünnen Leitungen für das Wasser und dikken Leitungen für die Abwässer, erhalten nun auch die beiden Energien Gas und Elektrizität ein flächenhaft ausgedehntes Versorgungs-Netz mit Leitungen.

In diesem Gaswerk wird lange Zeit Kohle, von der Eisenbahn gebracht, umgewandelt in Gas – also in eine Energieform: diese kann nun in einem außerordentlich verzweigten System von Röhren in jede Werkstatt und Wohnung in der Stadt geleitet werden. Für ihre Zeit ist sie auch ökologisch, weil Gas beim Verbrennen in der dicht bebauten Stadt nur wenig raucht.

Ein Teil der Arbeit mit der Energie wird also nicht mehr in den vielen einzelnen Häusern, sondern im Gaswerk geleistet. An vielen Orten installiert, gibt es dort nicht mehr – wie mit Holz oder Kohle – ein Transportieren, Lagern und Abtransport von umfangreichem Material. Das Stadt-Gas heizt, treibt Gas-Motoren an und kann Räume mit Gas-Lampen erleuchten. 1913 bezeichnet noch einige Zeit den Höhepunkt dieser industriellen Energien, bis sie teilweise von der konkurrierenden Elektrizität abgelöst wird. Die drei hoch aufragenden Gas-Behälter sind ein Magazin: Mit ihnen können die Abgabe-Mengen je nach Tageszeit und Saison disponiert werden.

Inszenierung. Karl Ganser beschreibt uns den Betriebs-Ablauf. »Dieses große Gaswerk«, erklärt er, »hat eine sensationelle Abfolge von Räumlichkeiten.« Der industriellen Logik folgt die Disposition der Gebäude. Wir können an ihrer Folge den gesamten Prozeß von der Kohle bis zum Versand ablesen. Er zeigt, daß die Planer diesen Prozeß, wie Gas in Arbeits-Schritten gewonnen wurde, an der Folge der Bauten ablesbar machen – von Gebäude zu Gebäude. Stets verbinden sich in den Bau-Gestalten Nutzen und Schönheit. »Das ist einzigartig in Europa.«

Daß die Bau-Details aus dem vorhandenen und weithin schon seit langem von anderen Bau-Typen verwandten Zeichen-Repertoire stammen, täuschte lange Zeit über den Reichtum an Schöpferkraft solcher Architekturen hinweg. Die Bau- und Kunstgeschichte muß lernen, über das Schöpferische in dieser Zeit nachzudenken.

Respektvoller Umgang. Dieses Gaswerk Augsburg ist das nächste Projekt von Karl Ganser. Das Projekt-Thema: Mit einem solchen Ensemble in einer neuen Weise umzugehen, ohne die Inszenierung und die Gestaltung zu zerstören. »Es ist eine großartige Aufgabe, daraus etwas zu machen«, sagt er.

Die Mehrwerte. Seit den 1990er Jahren ist die Produktion in Augsburg eingestellt, weil Gas nun in großen Rohren von weit her geliefert und in riesigen unterirdischen Speichern gelagert wird. Daher verloren die Bauten ihre Funktion. Man hätte sie – wie überall – abgerissen, aber es gibt eine rettende Vermutung: daß diese Gebäude über ihre spezifische Funktionalität hinaus und auch unabhängig von ihr zusätzliche Eigenschaften besitzen. Dies sind historische Bedeutungen und Mehrwerte, vor allem ästhetische. So führte die Faszination vieler Menschen zum Nachdenken.

»Keiner würde so etwas neu bauen«, sagt Karl Ganser. »Denn es ist unter heutigen Bedingungen total unökonomisch. Aber wenn man dies hat, kann man damit spielen.« Das einfache Wort »spielen« drückt assoziativ eine Menge an Möglichkeiten aus. Es schafft Spannung. Und es läßt mitdenken.

Der Deutsche Werkbund. Im Mitglieder-Verzeichnis des Werkbunds 1913 finde ich die Entwerfer: »Franz Rank, Architekt. München. Promenadenplatz 6.« Mit seinem Bruder, der offensichtlich Ingenieur ist, hat er ein Architekten- und Ingenieurbüro.

Die Werkbund-Mitgliedschaft wirft ein Licht auf die Anlage. Der Deutsche Werkbund wurde 1907 gegründet und ist 1913 sechs Jahre alt. 1914 macht er in Köln eine riesige Ausstellung. Die Gebrüder Rank realisieren die Werkbund-Philosophie: Die Alltagswelt gestalten – sie sowohl funktional klar und deutlich machen als auch sie durch Schönheit veredeln. Dies soll nichts Überflüssiges haben, also einfach sein, auch in der Ausdrucks-Sprache – aber überhaupt nicht ärmlich. Ein erheblicher Teil der Schönheit ist die Angemessenheit. Die Gestaltun hat Würde durch ihre innere Logik und die Genauigkeit der Formen sowie durch eine ausgezeichnete Kombinatorik der unterschiedlichen Gebäude, die zu einem spannenden Ensemble komponiert sind. Ohne Pathos entsteht ein guter Ort für die Arbeit – er vermittelt ein Gefühl der Wertschätzung für das, was hier geschieht – und damit auch für die Menschen, die hier arbeiten.

Weithin wird immer noch übersehen, daß die komplexe Anlage eine große Fülle von guten Erfahrungen aus einer langen europäischen Baugeschichte verarbeitet und uns wie eine Ausstellung präsentiert.

Verlust und Perspektive. Karl Ganser empfindet im Struktur-Wandel stets so etwas wie Verlust – aber er überwindet ihn mit einer Perspektive. Paradox erscheint es, daß die Zukunfts-Perspektive vom Überkommenen aus der Vergangenheit geboten wird: wenn man im Überlieferten die darin enthaltenen, oft unentdeckten Mehr-Werte zu erkennen und zu nutzen versteht.

Dazu benötigt man Bescheidenheit und Respekt gegenüber dem Vorgefundenen. Und zugleich eine Phantasie, die aus dem Fundus einer ausgebreiteten Erkenntnis in der Lage ist, Perspektiven zu erarbeiten.

Diese Zukunft deutet hier ein erster Prospekt an: »Nun soll aus dem Augsburger Gaswerk ein moderner Standort für kleine und mittlere Betriebe entstehen, dessen Nutzung zugleich den Erhalt des denkmalwerten Ensembles für die Zukunft gewährleistet.

Der Standort eignet sich insbesondere für handwerkliche, künstlerische und kreative Berufssparten, die an einem individuellen Umfeld interessiert sind.

Ein herkömmlicher Umbau unter den üblichen Standards der Immobilien-Branche wäre der Situation in keiner Weise zuträglich.

Ziel ist es, das neue Gaswerk zu einem ›Zentrum der Kulturwirtschaft‹ zu entwickeln.

Dies ist die beste Voraussetzung dafür, daß mit Kreativität und auch unter Berücksichtigung der Langzeitrendite der Umbau betrieben und darüber hinaus ein positives Image für zukünftige Bauherren und Nutzer erzeugt wird.

Interessenten finden eine genauere Beschreibung und Anregungen zu Nutzungsvorschlägen des Gewerbestandorts Gaswerk in einer gesonderten Broschüre.«[3]

Man kann sich den Text von Karl Ganser auf der Zunge zergehen lassen: Er ist in der kürzest möglichen Form seine Philosophie – am konkreten Objekt, mit Geschichte, Gegenwart und Zukunft, mit Abwehr von Unsinn und Ziel an Sinn – und schließlich ganz praktisch.

Eine Montage zeigt eine seiner Ideen: Ins riesige hohe und lichte Ofenhaus könnten in Stahl-Gerüste Kästen eingehängt werden – als Räume für kleine Büros. In einer zweiten Montage präsentiert er die Idee, westlich davon im Freien eine ausgebreitete Kette von Solar-Schirmen anzulegen. Nun kann Energie nicht

mehr auf dem Umweg über die Jahrtausende und in kompliziertem Prozeß gewonnen werden, sondern direkt aus der Sonne.

Karl Ganser schreibt seine Briefe von Hand auf Briefpapier mit dem Kopf »Standort Gaswerk – für Handwerk, Kunsthandwerk und Kunst.« Und mit einer Abschlußzeile: »Von hier. Für uns. Stadtwerke Augsburg. Energie, Wasser, Verkehr.«

Die Stadtwerke sind ein gesunder Betrieb nicht nur wirtschaftlich, sondern auch mit einer guten Mentalität, am Standort etwas zu neuem Wachsen zu bringen: gelassen, in Ruhe und mit dem Griff nach dem erfahrensten Motor.

Phänomene. Karl Ganser erklärt das einzelne Gebäude stets aus seinem Zusammenhang. Wir können ihn städtebaulich nennen. Darin arbeitet er das Verständnis für die Inszenierung heraus. »Es gibt immerzu großartige Sichten – wenn man ein paar Meter weiter läuft – und dann zum Beispiel auf die Türmchen-Gebilde guckt.« Er schließt eine Assoziation an: »Das ist fast Mittelalter.«

Er bleibt stehen und breitet die Arme aus: »Ein Teil dieser Innenhöfe ist grün.« In der Tat. Es wird deutlich, daß dies von Anfang an gestaltet war und nicht erst eine Natur ist, die – wie auf den Industrie-Brachen des Ruhrgebietes – im Verfall zurückkehrt.

Dann fügt er einen seiner leitbildhaften Quer-Gedanken an: »Wo findet man so etwas Großartiges in einem heutigen Gewerbe-Gebiet?«

Er führt uns in die einzelnen Gebäude hinein. Treppauf treppab, durch viele Tore kommen wir nacheinander in eine Serie von faszinierenden Räumen: voller Überraschungen – Gegensätze von Enge und Weite – phantastische Konstruktionen – aberwitzige Licht-Führungen.

Er erklärt die Farbigkeit der Fassaden. »Der gute Herr Rank, der diese Gebäude entwarf, hat auch die Farbigkeit bestimmt: ein sehr exaktes Grau mit einem sehr exakten Weiß. Das Weiß hat sich im Laufe der Zeit natürlich verfärbt und dunkelte ein. Man muß es wieder heraus arbeiten.«

Gas-Behälter. Es gibt mehrere Gas-Behälter. Unterschiedliche Typen. »Dieser hier war der älteste mit einer Stahlinnenführung, ein sehr kleiner. Er entstand zur Bauzeit. Der Scheiben-Gasbehälter wurde später gebaut, erst 1930 – von der Gutehoffnungshütte in ihrem Werk Mainz-Gustavsburg. Dies ist die Zeit, in der der große Gasometer der GHH in Oberhausen entstand – im anderen und größeren Oberhausen, im Ruhrgebiet.«

»Am nächsten Montag um 11 Uhr«, sagt Karl Ganser, »kommt ein Architekt und Ingenieur, der in Schlieren bei Zürich einen Gasometer wieder in Gang gekriegt hat.«

Zusammenhänge. Das Gaswerk spiegelt eine Strecke der Industrie-Entwicklung. Karl Ganser sagt bewundernd: »Es ist faszinierend, wie sich in kurzer Zeit die Technologie der Produktions-Anlagen fortentwickelte. Und welche Kapazitäts-Sprünge sie dabei machte.

Damals war das Gaswerk war auch ein Referenz-Projekt für die Hersteller-Firmen, die die neuesten Technologien anboten.« Solche Zusammenhänge könnte man hier erklären. »Es ist ein bißchen das Problem der lokalen Geschichts-Initiative, daß sie immer nur das Sosein ihres Projektes darstellen, aber es nicht in den Gesamtzusammenhang der gesellschaftlichen Entwicklung der damaligen Zeit einstellt. Dafür sind die Leute noch nicht erfahren genug.«

Ich berichte vom Symposium des Deutschen Werkbunds NW 2006 im Weltkulturerbe Zeche Zollverein in Essen – von der Absicht, das Stichwort Industrie-Kultur zu erweitern, damit es nicht in der Technik-Geschichte hängen bleibt. »Oder in der Objekt-Geschichte«, fügt Karl Ganser hinzu. »Melden Sie sich

bald wieder und wir können uns drei, vier Stunden hinsetzen und die einzelnen Punkte abarbeiten.«

Der Start. Wie kam Karl Ganser zum Projekt Gaswerk? – »Ich kannte schon vor 1989 die an Industriekultur interessierte Minderheit. Bei einer Aktion lernte ich Frau [Eva] Leipprand kennen. Sie stand damals auf der Seite der Bürgerinitiativen. Als grün-nahestehend wurde sie ins Stadt-Parlament gewählt und dann für die Grünen zur Kultur-Bürgermeisterin ernannt. Dann half ich bei der Bewerbung von Augsburg für die Kultur-Hauptstadt. Augsburg bekam zwar keinen Zuschlag, aber einen Preis – für die beste Bewerbungs-Schrift. Nach der Bewerbung kam das ›Friedensfest‹.

In der ehemaligen Kantine des Gaswerks hatte ein Restaurator eine Restauratoren-Werkstatt aufgebaut. Sie ist in der Denkmalpflege in Deutschland hoch begehrt, weil sie als eine der wenigen alle alten Fenster wieder herstellen kann. Und zwar aus alten Teilen, denn sie hat dafür ein Lager.

Ich bin mit dem Restaurator im Sommer nach Rottweil in die frühere Pulverfabrik gefahren. Dann sagte ich: ›So müßt ihr es machen! Ihr müßt erst mal dafür sorgen, daß das Gaswerk bekannt wird. Dazu braucht man zwei Jahre.‹«

Der Vertrag. »Ich machte mit den Stadtwerken, denen das Gaswerk gehört, einen Vertrag: über eine zweijährige Popularisierungs-Kampagne. Dann wird sich noch nicht viel verändert haben, aber es muß in den Köpfen sein. Das Programm wird heute Nachmittag intern den Ämtern der Stadt vorgestellt. Das nächste Jahr ist das Aktions-Jahr. Und man wird sehen, was kommt.«

Jeden Montag fährt er morgens eine dreiviertel Stunde vom Dorf zur Augsburger Vorstadt und arbeitet im Tor-Haus am Projekt. »Montags bin ich im Gaswerk in Augsburg. Da guck' ich, daß ich in einer Stunde hin komme – schneller geht's nicht, ob man schnell oder langsam fährt. Gegen Mittag bin ich fertig. Dann fahr ich wieder nach Hause – zur Kaffeezeit.«

Widerstände? – »Ich glaube, daß das Gaswerk politisch nicht in Frage gestellt wird. Es ist nicht nach Parteien sortierbar. Es hat mit der Innenstadt nichts zu tun. Es hat auch mit der Kultur-Szene so gut wie nichts zu tun. Daher gibt es im Moment kein Vorurteil. Und was ich vorhabe, können die Leute ebenfalls nicht einsortieren. Mich können sie erst recht nicht einsortieren. Und daß ich daran Geld verdiene, können sie auch nicht schreiben. Ich habe keine Sorgen, daß die Presse da schlecht spielt. Ob sie mitspielt, ist etwas anderes.«

Erste Aktion. »Im Herbst haben wir eine sogenannte Gas-Woche. Da werden wir keine Leute holen, die viel Geld kosten. Sondern wir sprechen alle Leute an, die in Augsburg Kunst machen, und sagen: ›Macht mal irgendwas!‹

Ich habe ein Prinzip – ich sage: ›Wenn wir nichts tun, ist das gut für euch, weil ihr kein Geld ausgeben müßt. Das ist auch für das Gaswerk angenehm, weil wir nichts falsch machen.‹ Wenn ich das so sage, sind sie völlig überrascht.«

Dahinter steckt die Absicht, das Objekt ruhig zu stellen, Zeit zum Überlegen zu gewinnen, von eventuellem Unsinn abzuhalten.

Ein Handwerker-Hof? »Ich denke, man kann hier einen Handwerker-Hof machen.«

Wir kommen in eine weite Halle. »Sie eignet sich als Ausstellungs-Raum. Ein Handwerker-Markt kann bis nach Stuttgart berühmt werden.« – Handwerk – dafür hat Karl Ganser Sinn. »Ja, weil ich mehr Handwerker als Kopfarbeiter bin.« – Ist das nicht etwas tief gestapelt? – »Nein. Ich arbeite 90 Prozent des Tages mit der Hand.«

Wirtschafts-Denken. Karl Ganser ist immun gegen neoliberales Wirtschafts-Denken. Er hält es für Phantasterei. Sein Widerstand dagegen stammt aus seinem Realitäts-Sinn. »Wirtschaftlich genügt es, nur soviel einzunehmen, wie man zur Erhaltung des Gebäudes braucht. Mehr muß man nicht einnehmen. Und man hat dazu den Vorteil: daß das Image kostenlos ist.

Das setzt immer voraus, daß du Unternehmen mit Kultur hast.

Stadtwerke-Chef Dr. Klaus Gebhardt ist ein feiner Mann. Seine Einladung hatte Qualität. Das ist ein anderer Typus von Unternehmens-Führern als ich sie gewöhnlich kenne.«

Das Programm. Karl Ganser hat den Stadtwerken eine Schrift vorgelegt: als Programm für die nächsten zwei Jahre. Die Vision heißt: Es geht auch mit Einfachheit. So – wie er ein uraltes Auto fährt. Und seine Briefe schreibt er fast immer mit der Hand. Nie schickt er eine E-Mail. Und er läuft in blauer Arbeitshose herum.

Max Grill (Abendzeitung) in einer Reportage über Karl Ganser: »Er erklärt, wie auch ein alter Gas-Speicher eine Heimat präsentiert und seinen Platz im Herzen der Menschen finden kann. So setzt er meistens an, wenn es darum geht das Leben zurück in die Brache zu holen. ›Ich lasse alles so ruppig wie es ist‹, sagt er, ›und dann setze ich eine Idee, einen Gedanken, ein Motto hinein, die aber genau auf den Punkt treffen müssen.« Am Ende kann dann ein Kultur- oder Design-Zentrum stehen wie beim Weltkulturerbe Zollverein in Essen, ein Kunstwerk oder Museum, oder neues Gewerbe- oder Kreativbüros wie in anderen Ruhrgebietsstätten.«

Das Motto: »Oase in der Wüste.« Damit provoziert er: Ärger oder/und Kommunikation. Er will, daß die Leute darüber reden.

Im September gibt es 2007 eine Kultur-Woche.

Irgendwann werden Handwerker kommen und eine größere Werkstatt suchen. Oder junge Agenturen, die es schick finden, neben einem Gaskompressor von 1915 ihr Büro zu haben. Oder ein Koch, der im alten Kühlerhaus ein ungewöhnliches Restaurant einrichten will.

Karl Ganser arbeitet in deutlichstem Gegensatz zu den Projekt-Entwicklern. Erst will er wissen, wer dort leben und arbeiten will.

In seinem Gaswerk-Büro hat er ein Essay von Hermann Hesse von 1910 aufgehängt: Ingenieure treiben den Aufstieg einer Stadt voran, dann kommt Stillstand, dann fällt alles in sich zusammen und die Natur besiegt es.

Die Villa. Wir fahren auf das Gelände einer Villa, die den Stadtwerken Augsburg gehört.

Eine herrschaftliche Vorfahrt. Einst wurde hier alle Pracht eines Jahrhundert zusammen getan. »Dann ließ man das Gebäude lange Zeit ungepflegt«, sagt Karl Ganser. »Erst vor kurzem wurde es renoviert.

Was man hier hineinsteckt, verdient man nicht mehr. Die Villa ist nun ein bißchen Repräsentations-Ort.« In der Villa wird Karl Ganser zum ersten Mal mit einem Vortrag das ›Projekt Gaswerk‹ vorstellen.

Gespräche. Vor dem Vortrag stehen in der Halle und vor dem Portal mehrere kleine Gruppen und unterhalten sich. Karl Ganser diskutiert mit einer Frau die Werbung für das Projekt: »Wir werden am Montag besprechen, was die Agentur alles machen könnte. Dann überlegen Sie sich zu Hause, ob Sie das wollen, ob Sie das können, ob es sinnvoll ist. Da ist es gut, daß die Frau Pape von den Stadtwerken mit dabei ist. Und auf dieser Grundlage machen Sie ein Angebot – in dem Sinn: Das machen wir wie folgt … und das kostet so und so viel. Das kann man dann noch mal diskutieren.«

Karl Gansers Prinzip heißt: So wenig Geld ausgeben wie möglich. Er erklärt es: »Ich will die Leute nicht erpressen, sondern ich will einfach wenig machen. Denn dieses erste Jahr ist ein reines Test-Jahr. Da macht es Sinn, so wenig Geld wie möglich auszugeben. Lieber nichts machen, als daß man sagt: Ich weiß nicht, wie es wird oder ob es wird – und schon bist du 10.000 Euro los und am Ende nicht zufrieden. Es ist auch die beste Methode, damit du keine schlechte Presse kriegst. Weil dann keiner schreiben kann: Ja, wo ist denn nun das Geld geblieben?« Er lacht: »Das Nichtstun hat auch Vorteile.«

Die Krawatte. Die 2. Bürgermeisterin Eva Leipprand kommt. – »Ich habe mal wieder keine Krawatte«, sagt Karl Ganser und erzählt grinsend: »Mein Ministerpräsident, der Johannes Rau, konnte es absolut nicht vertragen, wenn einer keine Krawatte anhatte – ich hatte nie eine an. Er hat es nie gesagt, aber er hat es sagen lassen. Daraufhin entschloß ich mich, farbige Seidenschals zu tragen. Sie sind mein Marken-Zeichen. Ich hatte immer einen farbigen Seiden-Schal um, und er flatterte, wenn ich redete.

Das mache ich jetzt nicht mehr.« – Warum? – »Es gibt keinerlei Notwendigkeit mehr, eine Marke zu produzieren. Ich bin jetzt ein einfacher Rentner.«

Er guckt sich belustigt die Reaktionen seiner Gegenüber an. Dann sagt er lachend: »Die Krawatten gewöhne ich mir nicht mehr an.«

Die Krawatte ist ein Symbol – auch ein politisches. Karl Ganser spielt damit. Er weiß natürlich, welche Bedeutung sie für das Rollen-Spiel im Konformismus der Gesellschaft hat – aber weil er gerade diesen Konformismus auflösen möchte, experimentiert er mit einem scheinbar so völlig nebensächlichen Requisit.

»Als ich [1980 im Städtebauministerium] in Nordrhein-Westfalen anfing, wurde ich den Granden des Landes vorgestellt. Darunter auch Adolf Schmidt von der IG Bergbau. Diese Gewerkschaft hatte draußen in Haltern ein Heim – dort wurden wir neue Ministerialdirigenten vom Zöpel-Ministerium dem Herrn Adolf Schmidt vorgestellt. Ich kam ohne Krawatte.« Karl Ganser lacht laut. »Der [Gewerkschafts-Vorsitzende] hat sich aufgeführt! Dann verblüffte ich ihn: weil ich eine Krawatte in der Tasche hatte. Ich sagte: ›Herr Schmidt, ich hab eine dabei. Wir können uns gerne umziehen.‹

Es ist eine erstarrte Gepflogenheit, daß alle Menschen Krawatten tragen müssen. Wenn du heute ins Fernsehen guckst: Jeder Politiker, der ins Fernsehen geht, hat eine markante Krawatte.« Dann fügt er einen Satz hinzu, der seine Einschätzung solcher Leute auf den Punkt bringt: »Die machen sich über die Farbe der Krawatte mehr Gedanken als über das, was sie erzählen.«

Karl Ganser beziffert die Zahl seiner Seiden-Schals mit 20.

Der Vortrag. Die Leute haben sich viel zu erzählen. Daher kommt der Vortrag erst mit einiger Verspätung zustande. Karl Ganser zieht alle rhetorischen Register. Die Basis: Er legt den Zuhörern die Sache in einer sehr verständlichen Form dar. Jeder kann folgen. Er beschreibt sehr klar. Davon verspricht er sich, daß die Sache einleuchtet – daß sie aus sich selbst spricht. Daß sie eigentlich keinen Dolmetscher benötigt. Daß jeder sie selbst finden kann.

Dieses Kapitel beendet er mit einer deutlichen Einschätzung: »Das Gaswerk mit Speichern und Hallen ist so komplett erhalten wie nirgendwo in Europa.«

Die zweite Ebene: Handeln. »Jetzt muß man einen finden …«, sagte er. Wie im Theater kommt nun Brisanz in die Inszenierung: »Ich glaube, daß das Aufregendste ist … Da hat der Herr Müller mal etwas geübt …«

Dann zeigt er Alternativen auf.

Er mischt Kriterien ein: »Alles muß natürlich bleiben.«

Und er sagt, was geschehen kann: »Dann passiert uns, daß …«

Er geht prozessual vor. Damit entsteht mehr als eine Aufzählung, sondern eine Geschichte. Dies schafft Anteilnahme und Spannung.

Dabei nimmt er die Zuhörer an der Hand: »Jetzt blicken wir auf …«

Seine Sätze haben immer ein Subjekt.

Dies sind vor allem die Zuhörer. Wenn in einem Satz der Angesprochene das Subjekt ist, schafft dies eine Nähe zur Sache und er kann sich eher mit ihr identifizieren.

Der Sprecher macht die Lage offen. Damit schafft er Vertrauen, der Zuhörer kann sich als Herr der Lage fühlen.

»Da gibt es ein Problem, das muß man realistischerweise sagen …«

Damit nimmt er zugleich Schwierigkeiten in die Überlegungen auf – sie sollen nicht später im Unterbewußtsein schwelen. Auch dies verschafft Glaubwürdigkeit.

»Jetzt sieht man mal …« Er läßt die Möglichkeiten von mehreren Seiten sehen. »Man kann …, wenn … dann …«

Er benennt auch, was man dafür einsetzen muß. »Der Preis dafür …«

»Ob man …, wenn man …, wie man …«

»So, jetzt sind wir ein ganzes Stück weiter …«

Oft schweigt er einige Augenblicke lang – und schaut ins Publikum. Damit gibt er – wie im Theater – den Zuschauern etwas Zeit und damit die Freiheit, selbst zu denken.

Er buchstabiert die Einwände durch. Seine Absicht: Jetzt kann jeder selbst dazu argumentieren, später würden es andere tun – und wie sie das machen, kann man nicht wissen, vielleicht tun sie es auch nicht gut. Also: besser jetzt als irgendwann, wenn es nicht beherrschbar ist. »Die Betriebsorganisation ist nur ganz mühsam in schwarzen Zahlen zu halten.«

In einer Gesellschaft, die den Tunnelblick auf das Geld hat, dämpft Karl Ganser sofort deutlich und mit Raffinesse die Begehrlichkeiten nach Auftrag, Geld, Job.

Er öffnet Möglichkeiten: »Was auch geht …«

»Das Gaswerk ist ein Werbeträger mit Anspruch …«

Er läßt sich auf manches ein – fordert dann aber Qualität.

»Es kann auch sein, daß …«

Immer wieder stellt er den Zuhörern die pragmatische Ebene vor, auf der sie sich sicher fühlen können, weil sie realistisch ist.

»Man kann im Gasometer Raum auf Zeit mieten …«

»Erst mal ganz einfach benutzen …«

Man kann nicht alles schon heute wissen: »Mal warten, was passiert.«

Er schaltet erneut in die Dimension des Möglichen über: »In dem Moment wo …«

»Es muß nur sicher sein …«

»Es gibt ja aber auch …«

Erneut ruft er die pragmatische Dimension auf: »Wir schützen nicht, sondern wir sperren es nur ab …«

»Man muß einfach bereit sein, solche Wege zu gehen …«

Pragmatisch ist es auch, jetzt nicht alles und jedes bedenken zu wollen und zu müssen. »Ich bedenke nicht jetzt …«

Dann reduziert er die Komplexität, um Ängste abzubauen: »Das sind Denk-Figuren, die keine Pläne sind.«

Ermunterung: »Das müssen wir hier hinkriegen.«

Reduktion von Mühe: »Mit vertretbarem Aufwand.«

Er redet den Leuten zu, daß das meiste, wenn man es gut besieht, normal ist: »Was man immer so hat, das muß sein.«

Die Sache hat eine große Komplexität, daran läßt er keinen Zweifel, aber er zeigt einen Weg, damit umzugehen.

Der Sprecher zieht Leute an. Denn die Sache braucht tätige Menschen.

Noch einmal mahnt er, pragmatisch zu denken: »Keiner von uns ist in der Lage, das genau auszudenken.«

Dann geht er wieder in die operative Ebene.

Er setzt unter die Teilbereiche seiner Argumentation präzise Schlußpunkte. »Fertig. Die Botschaft.«

Zur Erinnerung und als Hilfe zum Umgang mit dem Gesagten wiederholt er die Hauptthesen.

Erneute Ermunterung: »Sie haben da ein kleines Mekka.« Dahin werden interessierte Leute pilgern.

Er beginnt, ein wenig Diskussion über Strategie zu sprechen.

Nun ist seine Rede stark euphorisch gestimmt.

»Wer dann mal drin war, merkt, was er hat.«

Ein Appell an die Geduld – verbunden mit einer guten Erfahrung des ›Endlich wirkt es‹: »Bei Zeche Nordstern dauerte es 15 Jahre bis eine Nutzung gefunden wurde. Man muß warten können.«

»So, jetzt machen wir wirklich Schluß.«

In der Diskussion beschwört er das Gesamtbild: »Die kreative Stadt.«

Aber: Er redet den Leuten die Banalität aus.

Der Applaus drückt die Wirkung aus: Begeisterung.

Jemand kommentiert: »Immer braucht es jemanden, der die Phantasie beflügelt, der den Riesen weckt.«

Die Umgangs-Weise mit dem Thema und den Leuten hatte einen Faden, den Karl Ganser in seinem Vortrag so formulierte: »Stadtkultur meint eine Stadt, deren Unternehmen und deren Bürger ihre Angelegenheiten mit ›Kultur ‹ behandeln.

Dieser Stadtbürger hat nicht Kultur, weil er Kulturveranstaltungen besucht und kulturell bewandert ist. Er hat vielmehr deshalb Kultur, weil er stets mit der Frage beschäftigt ist, wie er seine eigenen Angelegenheiten und seine bürgerschaftliche Mitwirkung ›mit Kultur‹ bewältigt, sich also jenseits der puren Nützlichkeit mit einem Bemühen um Form, Geist und Gestalt umgibt, wie er von einer Wertebasis aus handelt, die das Zeugnis der Geschichte achtet, Verantwortung für die Natur übernimmt, Gemeinsinn gegen den Eigensinn stellt.

Diese kulturbewußten Persönlichkeiten in allen Schichten und in allen Bereichen der Unternehmen zu finden und zu fördern, ist Aufgabe von Stadtkultur.

Sie werden nur dann gefunden und aktiviert, wenn ›jemand‹ Aufgaben stellt, die im besten Sinne ›öffentlich‹ und ›gemeinsinnig‹ sind.«

Geburts-Tag im Gaswerk. Die Einladung: Karl Ganser, Am Bächle 11, 86488 Breitenthal schreibt 2007: »… Ganz verschweigen läßt sich so ein Tag wohl nicht. Also gebe ich ihn bekannt. Am 16. September bin ich 70 Jahre alt. Über einen Brief mit einem Gruß würde ich mich sehr freuen. Wer mich besuchen will, den erwarte ich mit großer Freude. Sonntag, 16. September, ab 10.00 im ›Alten Gaswerk‹ der Stadt Augsburg, August-Wessels-Straße 51b. Herzliche Grüße, Ruth + Karl Ganser.

Das Programm. Sonntag, 16. September 2007. 10.00 Frühschoppen. 11.00 Bayerischer Naturschutz-Preis. 14.00 Führungen im Gaswerk. 15.30 Café-Haus mit Salon-Orchester. 18.00 Ausklang. Bitte keine Geschenke! Aber beim Bund Naturschutz ist der Euro immer gut angelegt. Bank für Sozialwirtschaft, München BLZ 70020500, Konto 8844000. Der Weg zum Gaswerk …«

Beigelegt ist ein Text: »Laßt uns Wildblumen säen, Wildblumen in der Stadt! ›Es ist nicht sehr befriedigend, wenn man

sich eine Welt vorstellt, in der nichts mehr der Spontanität der Natur überlassen ist, in dem jedes Fleckchen Land bewirtschaftet ist, … in der jede Blumenwiese oder unberührte Weide umgepflügt ist, alle Vierbeiner und Vögel, soweit sie nicht Haustiere sind, als Konkurrenten des Menschen um Nahrungsversorgung ausgerottet sind, jede Hecke und jeder Baum beseitigt und kaum ein Platz übrig ist, wo ein Busch oder eine Blume wild wachsen konnte, ohne im Namen des Fortschritts als Unkraut ausgerottet zu werden.

Wenn die Erde große Teile ihrer Anmut verlieren muß, denen sie solche Dinge verdankt, die bei unbegrenztem Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum von ihr verschwinden würden, und dies nur zu dem Zweck, eine größere, nicht aber auch bessere und glücklichere Bevölkerung auf ihr zu erhalten, dann kann ich um der Nachwelt willen nur hoffen, daß sie mit einem stationären Zustand zufrieden sein wird, lange ehe er ihr von den Notwendigkeiten aufgezwungen wird.« (John Stuart Mill, Prinzipien der politischen Ökonomie, 1848) Auf der Rückseite: ein Foto: hinter wilden blühenden Hecken das Gaswerk in Augsburg.

Die Geburtstags-Feste. Karl Ganser berichtet: »Es gibt am 15. am Samstag unser übliches Straßenfest, das sogenannte Bächle-Fest am Bächle, das wir sonst im August oder September haben. Die Nachbarn feiern. Am 16. erhalte ich den Bayrischen Naturschutz-Preis. Die Preisverleihung wird sich in Augsburg im Gaswerk abspielen. Dazu laden die bayrischen Naturschutz-Verbände ein. Und ich meine Bekannten aus der Fachwelt. Das geht von früh um 10 Uhr bis abends um 6 Uhr. Es gibt auch ein Thema, über das ich rede, es wird im Mittelpunkt stehen: ›Wildnis in der Stadt‹.

Dann gibt es in der Woche später noch mal für meine Bekannten hier aus der Gegend, aus dem Sport-Verein und aus der Verwandtschaft ein Fest. Wir machen einen Tanzabend. Ich hab gesagt: Kommt, laßt die Redereien! Wir machen eine tolle Musik und wir stellen ein tolles Bankett. Wir essen schön und tanzen den ganzen Abend. Das sind die Feierlichkeiten.« – »Barocke Feste.« – »Dafür sind wir hier auch in Bayern.«

Naturschutz-Preis. Im Gaswerk verleiht der Bund Naturschutz in einer der großen Hallen, in der steilsten, Karl Ganser zu seinem 70. Geburtstag den bayrischen Naturschutz-Preis – für seine Verdienste um »umweltbewußte Stadterneuerungsprojekte und Flächenschutz«.

Den ersten Vortrag hält die Vizebürgermeisterin von Augsburg, Eva Leipprand. Dann folgt der »echte Hausbesitzer« des Gaswerks: Dr. Klaus Gebhardt. Er skizziert, was Karl Ganser für Augsburg getan – als Chef-Berater, der die Stadt qualitativ nach vorn brachte. Erinnerung: daß er im Ruhrgebiet eine ganze Region durch Kultur umzudeuten verstand. »Karl Ganser ist kein bequemer Berater. Man muß bereit sein, sich aus dem eingefahrenen Gleis werfen zu lassen und anders zu laufen.« Karl Ganser ist auch im Beirat des Agenda-Prozesses. Warum wird ein bayrischer Naturschutz-Preis ausgerechnet im Gaswerk verliehen? Es geht um einen neuen Umgang mit Altlasten. So kann sich das Gaswerk behutsam entwickeln.

Klaus Gebhard erinnert daran, daß in Augsburg der Diesel-Motor entwickelt wurde. Kulturpolitik macht vorhandenes Kapital bewußt und setzt es zur Stadtentwicklung ein. Augsburg hat ein einmaliges Gaswerk. Es soll als geschlossenes Bauwerk erhalten werden. Das Ziel: Daraus einen Standort für Kulturwirtschaft zu machen. Dies zeigt den Mut der Stadtwerke. Das Gaswerk als Standort für eine umfangreiche Kulturwerkstatt. Dazu muß man kluge Köpfe gewinnen.

Der Unternehmens-Chef reagiert vielfältig auf die Vorredner. Er betont

das Motto, das Karl Ganser ausgibt: »Nicht mehr expandieren, sondern qualifizieren«. Und das Stichwort »Wandel ohne Wachstum«, das Karl Ganser prägte. Die Kreislauf-Wirtschaft erhält eine neue Qualität: von Anfang an sparsam. Erstaunlich sei, wie vieles Karl Ganser zusammen gekriegt hat. Das Geheimnis: sich vor Ort durchsetzen. Visionen wurden Realität. Dies bedeutet häufig: Transformation von vorhandener Bau-Substanz. Ein Dreiklang soll entstehen: Natur – Kultur – Schutz.

Wildnis in der Stadt. Dann tritt Karl Ganser auf das Podium, aber nicht ans Redner-Pult, sondern er stellt sich ganz vorn hin und sucht den intensiven Kontakt mit den Zuhörern.

Er skizziert wilde Situationen. Zum Beispiel das jährlich wiederkehrende Hochwasser. »Heute ist alles reguliert – es gibt kein Hochwasser mehr. Es gab Jahrhunderte lang Hang-Moore – mit Orchideen und Fieberklee. Davon ist nichts mehr da. Was wurde alles da reingebaut!«

Er zeigt Bilder und kommentiert sie: Die Stadt-Landschaft ist überall auf der Welt gleich. Das ist die heutige Realität von Stadt.

Aber an manchen Stellen, wo Gewerbe-Betriebe schlossen, entstanden Industrie-Brachen – mit neuer Wildnis. Konversion. Jörg Dettmar fand auf Zollverein in Essen: Arten-Häufigkeit und Arten-Seltenheit. 350 Arten. 70 stehen auf der roten Liste.

Es sind die Substrate, die in der Stadt keinen Platz haben. Sie erhalten eine Chance in einem Terrain, das als verwildert, schlampert, unordentlich gilt. Diese Areale sind nach den Kriterien des Naturschutzes Naturschutzgebiete. Mit einer tollen Vegetation. Es gibt Teppiche von Mauerpfeffer. Das macht die Natur alles selbst. Es ist genau, was die Pflanzengesellschaft braucht.

Erosion ist eine der interessantesten Schöpfungen überhaupt.

Karl Ganser vergleicht das Gelände von Nordstern in Gelsenkirchen vor und in der Bundesgartenschau. Was macht die Natur anders? Natur macht es immer anders – und es wird immer schöner. Auf Zollverein in Essen wurde der wilde Wald 40 Jahre lang nicht gepflegt.

Diese Areale haben einen mentalen Effekt. Umdenken heißt: Sein lassen.

Kinder gehen mit wilden Situationen viel besser um.

Zollverein kann im Wald versinken. Die Dinge dürfen auch vergehen.

Ein Teil des Denkens der IBA wirkt weiter. Sozialutopie. Wildnis muß positiv interpretiert werden. Wir müssen schützen – gegen weitere Gestaltung. Wir können Zeichen in der Wildnis setzen: zum Beispiel die Erzbahn-Brücke von Jörg Schlaich im Westpark Bochum. Den Dingen Zeit lassen! Und sie eigens befragen.

Aufruf. In seiner Laudatio sagt Arno Sighart Schmidt, daß jetzt zu suchen ist: Gesucht: ein neues Verständnis und eine neue Sicht auf Stadt und Region. Die Bedeutung der Wildnis in der Architektur. Im umfassenden Sinn. Architektur ist die Erz- und Anfangs-Kunst. Sie vereinigt alle Künste.

Es gibt in Mitteleuropa keine wirkliche Natur-Landschaft, es gibt nur naturnahe Landschaft. Die Jahrzehnte von 1850 bis 1875 sind die Periode der Stadt-Verschönerung. Sie schafft Parks. Mit der Suburbanisierung verschwindet der bis dahin ausgeprägte Kontrast zwischen Stadt und Land.

Heute müssen wir auch Risiken eingehen. Sich auf die Eigenart der Natur einzulassen. Wie sehen die Antworten darauf aus? Wir haben noch nicht gelernt, *mit* der Natur statt *gegen* sie zu arbeiten.

Führung im Gaswerk. In den stillgelegten Hallen brachten Leitende ihre Wohnmobile und Oldtimer gut bewacht unter. Mit Investoren stieß man sich sechs Jahre lang die Hörner ab.

In zehn hohen Öfen entstand dadurch Gas, daß man der Kohle das Gas austrieb. Dafür mußte die Kohle 20 Stunden lang garen. Das Resultat: Leuchtgas für die Stadt-Beleuchtung.

Und aus der Kohle wurde Koks. Man verkaufte ihn als Hausbrand. Im Kühlhaus wurde das Gas von 1.000 °C runtergekühlt auf 30 °C. Nach der Abkühlung: Nebenprodukte werden ausgeschieden.

In der Anlage gibt es eine Handwerker-Zeile für Reparaturen. Und es mußte stets viel in Laboren untersucht werden. Im Reiniger-Gebäude wurde das Gas durch die Reiniger-Masse gedrückt und ihm dabei der Schwefel herausgezogen. Ein besonderer Wert: alle Maschinen sind noch da.

Es gab drei Gas-Behälter. 1953 wurde von MAN in Gustavsburg der Scheiben-Gasometer gebaut. Mit rund 200.000 Nieten. Nicht abreißen! Zur Sicherung genügt ein Heras-Zaun drumherum.

In der steilen Halle könnte jeder sein Haus in Form eines Containers einbringen und es in einer Konstruktion nach dem Regal-Prinzip einhängen. Mit einem solchen Container kann man auch wieder ausziehen. Das Haus muß nicht genehmigt werden.

Man muß solche Ideen in die Köpfe hineinbringen, um zu verstehen, was hier möglich ist.

Lockvogel: Dies ist ein schöner Ort. »Ich suche Verrückte, die es leid sind, normal zu sein.« Wir müssen Typen finden, die ähnlich denken.

Bislang war auf dem Terrain noch keine Mark für die Instandhaltung nötig.

Es gibt einen Verein der ehemaligen Gaswerk-Mitarbeiter. Er hat das Frühverdienst, Aufmerksamkeit erzeugt zu haben. Er macht Führungen.

Ziel-Vorstellung. Der Standort eignet sich besonders für handwerkliche, künstlerische und kreative Berufssparten, die an einem individuellen Umfeld interessiert sind. Daher entwickelt sich die Ziel-Vorstellung: »ein Zentrum der Kulturwirtschaft«.

Anfang 2009 teilt Karl Ganser dem Autor mit: »Zwei Jahre Gaswerk Augsburg sind auch schon wieder vorbei. Mein Auftrag ist beendet.«



Kultur-Metropole Ruhr

Vorlauf. Ohne seinen breiten Vorlauf an Kultur durch Bürgerbewegungen und IBA hätte das Ruhrgebiet hätte nie eine Chance gehabt, Kultur-Hauptstadt zu werden.[1]

Leit-Bilder. Das Ruhrgebiet hat nur deshalb Schwierigkeiten mit der Selbst-Definition, weil es sich häufig mit den falschen Leit-Bildern zu messen versucht. Und weil es in die Klischee-Fallen der Medien geht, die ihm dies abverlangten. Daher muß es sein eigenes Leit-Bild ausarbeiten und dies ausgezeichnet formulieren. Und von den Medien verlangen, daß sie die Wirklichkeit dieses eigenen Leit-Bildes wahrnimmt.

Zur falschen Leit-Bildung gehört, daß die Region häufig in die Falle geht, als erstes die sogenannten Glanz-Lichter zu präsentieren. Dies zeigt bereits, wie wenig selbstbewußt sie gegenüber ihren Stärken ist – und in die Falle der Werbung ging. Man soll doch zuerst über das reden, was die Region wirklich stark macht.

Das Auftürmen von Luftblasen und Leerformeln bringt nicht weiter. Das kann inzwischen jeder. Und niemand glaubt es. Es füge doch jeder, wenn er abstrakte Obersätze sagt, konkrete Vorschläge an. So es sie gibt, auch mit Beispielen.

Es ist Ignoranz, die bequemer ist als sich Wissen zu verschaffen, die Region mit drei »Highlights« präsentieren zu wollen, – wie sie banale Reise-Journalisten und auch Wirtschafts-Journalisten ebenfalls aus Bequemlichkeit gern hätten. Man kann die Region nicht auf diese Blindheit hin zuschneidern.

In einem Kultur-Netz muß eine alte Ideologie abgebaut werden, die bestimmte Bereiche unbewußt oder absichtsvoll ausblendet. Es ist unfaßbar, in wie vielen Darstellungen der Region die Bau-Denkmäler der Industriekultur, die Sozialkultur, einschließlich ihrer produktiven Orte, in denen Migration verarbeitet wird, das Siedlungswesen, die Industriemuseen und Bauten wie das Lehmbruck-Museum Duisburg, das Musiktheater Gelsenkirchen, das Albers Museum ›Quadrat‹ in Bottrop von Bernhard Küppers fehlen. Müssen erst Jahrhunderte ins Land gehen, bis man begreift, was man hat?

Man führt keine Region weiter, wenn man immerzu das Lamento wiederholt über das, was scheinbar hindert (Kirchturm-Denken, fehlende Klammer, Arbeitsplätze und anderes). Man wird nicht über ein zielloses Hämmern an Schwächen gestärkt. Und oft muß man auch die Frage stellen, ob vieles davon überhaupt behebbar ist.

Weiterführend und aufbauend ist die Arbeit an Stärke-Potentialen.

Es macht wenig Sinn, ein Kultur-Programm hochgradig unter dem Gesichtspunkt von Geld und Förderung anzusehen, vor allem unter den engen Rastern von Marketing, Umsatz-Quoten, Lobbys und Presse-Gängigkeit. Da gibt es viel zu viele Leute, die nur am Bequem-Beschränkten interessiert sind.

Die Sache darf kein Monopol von Funktions-Trägern in Politik und Verwaltung werden. Die Region kann nicht von einer Aristokratie weitergebracht werden, die darin nicht wirklich arbeitet, sich auf Alibis beschränkt und wie die absoluten Fürsten sich ohne Leistung immer noch abfeiern läßt. In der Kultur kann man nicht bloß einige Heilige auf den Tisch stellen und sie anbeten lassen.

Man muß sich aber auch keine Illusionen über die Massen machen.

Wichtig sind die Menschen, die konkret arbeiten. Man kann sie in Netzwerken sammeln und damit ihre Wirkungen verstärken.

Die Region hat ein Netzwerk von Personen, die sich dadurch auszeichnen, daß sie keine mosernden Intellektuellen sind, sondern sich konstruktiv in den Szenen bewegen, in denen bewegt wird. Das haben einige Institutionen bemerkt – und sich zu ihnen geöffnet. Es wurde sichtbar: alles Wichtige geschieht nicht in formellen Gremien und Abstimmungen, sondern in konkreter Arbeit von Menschen, die Lust auf Tätigsein haben.

Im Folgenden einige konkrete Hinweise.

Stärke: die Fläche. Das Ruhrgebiet dehnt sich in der Fläche aus. Das hat eine entspannende Wirkung. Die Gegen-Erfahrung wird 2005 sichtbar: die Unruhen, die in den unentwickelten Lebens-Umständen der Menschen im riesigen Gürtel um den Glamour-Kern von Paris aufgebrochen sind. Naheliegend: Paris kann und darf kein Leitbild für Urbanität sein. Uns helfen keine unempirischen und verblasenen Urbanisierungs-Theorien. Das Ruhrgebiet kennt an keiner Stelle das Elend der falschen Leitbild-Städte wie Paris und New York oder Hongkong. Die Fläche, die keine hohe Dichte hat, war eine Qualität und wird sie vor allem in der Zukunft sein.

Die Region kennt nicht die Polarisierung auf den Glitzerglanz eines Zentrums und im Kontrast dazu drum herum die Leere der viel zu hohen minimalistischen Dichte, sondern es gibt in ihr überall Interessantes. Wo in aller Welt finden sich in einer Fläche ausgebreitet so viele Punkte und Bereiche von hohem Wert! Davon haben nicht nur wenige etwas, sondern viele. Man kann an Ruhr und Emscher an vielen Stellen wohnen, ohne sich unterprivilegiert vorzukommen. Diese Fläche ist Stärke – damit muß die Region vernünftig umgehen, sie nicht wegwünschen, sondern viel daraus machen.

Sind etwa Nachbarschaftlichkeit und Familien-Freundlichkeit keine vorzeigbaren Werte?

Die Region ist seit jeher ein Experimentier-Feld für Freiraum-Konzeptionen gewesen – mit Glanz-Leistungen der Planung.

Stärke: Vernünftige Strukturen. Die Fläche hat vernünftige Strukturen, die – wenn man sie endlich gut vorzeigt – von weithin von der ganzen Welt bewundert werden. Aber: sie soll dies zeigen! Die Normalität zeigen! Sie ausstellen!

Stärke: Zeige-Konzept. Durch ein Zeige-Konzept kann die Region die Reflexion anregen. Dies führt dann auch dazu, daß man mehr nachdenkt über: Intensivierungen, Ergänzungen, Ausgleich, Bezüge.

Stärke: Nicht das Neue, sondern das Richtige. Es muß nicht die Frage nach Neuigkeiten leiten. Sie führt lediglich dazu, daß viele mit Luftballons fliegen wollen – aber die Ballons aus heißer Luft platzen in kurzer Zeit. Es muß ein Potential-Denken leiten. Überall gibt es Potentiale, die man stärken, besser herausarbeiten, intensivieren, in Bezüge bringen kann – dies ist Fortschritt.

Stärke: Wissen und Gedächtnis. Wer meisterhaft im raschen Vergessen ist, wer das Rad ständig neu erfinden will, kommt nicht weit – und wird so rasch, wie er vergißt, auch selbst vergessen. Man könnte ganze Kataloge der Vergeßlichkeit ausstellen, z. B. die Kette der Halden mit »Kunst als Zeichen«.

Andere wirkliche Glanzleistungen wurden ignoriert, z. B. die beispielhafte Museums-Reform der Ludwig Galerie in Oberhausen, die Verantwortung für die Region übernahm.

Die Region sollte sich mehr Wissen leisten! Dazu gehört vor allem: ein starkes Gedächtnis.

Gedächtnis heißt: Stadt-Geschichte, Bau-Geschichte, Geschichte der Infrastrukturen, soziale Geschichte der Kultur – mit Stichworten wie Siedlungsverband, Folkwang, Bürgerinitiativen, IBA, Landschaftspark, Emscher-Umbau. Die Region soll sich für mehr als aus Pietät das Denken an Personen leisten, Personen präsent zu halten: Osthaus, Schmidt, Fischer, Schupp/Kremmer, Zöpel, Ganser und viele mehr. Geschichte ist im Prinzip ein Nach-Denken über das, was man aus Vorhandenem lernen kann, – um dann zum Vor-Denken übergehen zu können.

Stärke: Bücher. Nirgendwo in der Welt gibt es so viele Bücher zur Stadt- und Regionalgeschichte. Dies läßt sich weiter intensivieren. Die Region kann eine Bibliothek zum Ruhrgebiet vorweisen – vom Feinsten: interdisziplinäre, empirisch und theoretisch gleich stark, von ganz unterschiedlichen Autoren, mitdenkenden und engagierten.

Stärke: Werkbund-Geschichte. Zu den Gründer-Vätern des Deutschen Werkbunds (1907) gehört der außerordentlich einfallsreiche Karl Ernst Osthaus. Von ihm gingen wichtigste Impulse der Moderne aus, unter anderen die ersten Museen zur Moderne (1901) und zur Gestaltung (1908). Der Werkbund ist eng eingeflochten in die Geschichte der Region – mit vielen Ideen und Personen.

Stärke: Krisen-Bewältigung. Das Ruhrgebiet ist Welt-Meister in der Krisen-Bewältigung. Nach dem einfachen und intelligenten Prinzip der IBA: Machen wir etwas daraus!

Stärke: produktive Konversion von Brachen. Die Fülle an Brachen, die überall in den Industrie-Ländern als unumgängliche Folge des industriellen Wandels entstehen, wurden hier nicht herkömmlich negativ bewertet, sondern produktiv genutzt.

Daraus entstand die Idee ›Aus Grau mach Grün!‹ (Otto Schulte) mit dem Ansatz zur ›Ökokathedrale‹ – und der einzigartige Emscher Landschaftspark.

Die IBA schuf ein neues Gesicht des Emscher-Tales: mit Halden gestaltete sie eine Kette von Landschafts-Bauwerken und Zeichen-Setzungen durch Kunst.

Es breitet sich nun das Projekt Industrie-Wald aus. Auf Rhein-Elbe in Gelsenkirchen ist es beispielhaft: durch seine kulturelle Durchnetzung mit Skulpturen.

Stärke: das »neue Emscher-Tal« und die »Insel«. Wo in aller Welt haben Wasserbauer wie in der Emschergenossenschaft sich so großartig über ihren Teller-Rand bewegt, daß sie zu Motoren der Stadt-Entwicklung wurden! – Hier!

Zugleich förderten sie eine Kultur ihres eigenen Tuns. In Ausstellungen, Diskussionen, Publikationen, etwa in der Ludwig Galerie in Oberhausen.

Innerhalb dessen wird an einem Mythos für die Region gearbeitet: an der »Insel« zwischen den beiden Gewässern Kanal und Emscher.[2]

Stärke: Ingenieur-Kultur. In der Industrie-Kultur und in einer Ausstellung in der Ludwig Galerie zeigte sich, daß Ingenieur-Kultur mehr sein kann als bloßer bauwirtschaftlicher Funktionalismus. Das Ruhrgebiet hat Brücken der genialen Konstrukteure Stefan Polonyi und Jörg Schlaich.

Stärke: Denkmalpflege als Stadt-Entwicklung. In der Region wurden neue Maßstäbe für Denkmalpflege entwickelt: ohne Begrenzungen auf Sujets, Zeiten und Stile – und auch interdisziplinär geöffnet.

Einzigartig: am Schnittpunkt von Denkmalpflege – Museum – kulturellem Forum entstanden zwei dezentrale Industriemuseen (Dortmund und Oberhausen).

Die Städte und die Denkmalpflege selbst könnten begreifen, daß sie Denkmalpflege nicht defensiv handhaben dürfen, sondern offensiv entwickeln:

Denkmalpflege besitzt die Schätze der Stadt. Sie muß sie mit Zeige-Konzepten erklären, um die Stadt besser in Wert zu setzen.

Dies gilt nicht nur für die Glanz-Lichter, sondern auch für die Bau-Denkmäler, die innerhalb der Vernünftigkeit normalen Planens eine Rolle spielen können.

Stärke: Poetisierung der Stadt-Landschaft. An vielen Stellen entstanden poetische Orte: in Eisenheim, auf einer Kette von Halden, im ›Industrie-Wald Rhein-Elbe‹, im ›Museums-Bahnsteig‹ im Hauptbahnhof Oberhausen. Einige Leute arbeiten an einer Poetisierung der Stadt-Landschaft.

Stärke: Kirche wird überdachte Piazza. Seit einigen Jahren steht die Krise der Kirchen-Bauten ins Haus. Dies ist eine Chance für den diffusen Siedlungs-Brei der ›Zwischenstadt‹, in dem bislang keine Kristallisations-Punkte entstanden. Nun können Kirchen-Gebäude in die Trägerschaft eines Bündnisses von Vereinen und einzelnen Bürgern kommen (die Konfessionen mögen dabei sein) und »ein Dach für alle« werden: als überdachte Piazzen für die Stadt-Gesellschaft.

Stärke: Lebens-Qualitäten, die nichts kosten. In der Region kann sich langsam ein weitgehendes Programm entwickeln:

Soviel wie möglich Sack-Gassen. Vorteile: Sicherheit für Kinder. Mehr Lebens-Qualitäten. Bänke – gut für Kommunikation, für Kinder, für Ältere. Als weitere Dimension: Vorleser – trainiert von Schauspielern der Stadt-Theater. Dritte Dimension: Adoptiv-Großeltern für Kinder. Vierte Dimension: für überforderte Mütter und zur Schularbeiten-Betreuung können Helferinnen angefordert werden – aus dem Arbeitslosen-Kontingent. Fünfte Dimension: Verzahnung mit der Ganztags-Schule.

Zu wünschen: Hochschul-Kultur – auch atmosphärisch. – Integration der Hochschulen in die regionale Arbeit. – Migrations-Kultur – im Hinblick auf eine Zwei-Kulturen-These. – Und und und ...



›Casino‹ Zollverein



Die schwebenden Fenster – im japanischen Gebäude von Sanaa auf dem Gelände von Zollverein in Essen

Kulturhauptstadt Ruhr.2010

Die Weichenstellung. In der IBA Emscher Park wird die Weichenstellung, die in den 1970er Jahren bereits begann, intensiviert und aufs Deutlichste formuliert: Von der Montanindustrie zur Kultur.[1]

Dies wird von vielen in der Region und von Außen, vor allem in den Medien, banalisiert und umgedreht: Kultur soll Wirtschaft ersetzen. Dieser Ansatz wäre falsch.

Nicht darauf kommt es an, sondern es soll sich eine kulturelle Landschaft entwickeln – für Leben und Gesellschaft. Darin, so hoffen die Intelligenten, entsteht – an dritter Stelle – auch Wirtschaft. Die Umkehrung, Kultur für Wirtschaft zu instrumentalisieren, wirkt kultur-zerstörend, weil damit viele kulturelle Werte untergehen oder ignoriert werden. Dieses Umkehren ist die Versuchung, das Problem und eine Falle.

Ein langer Prozeß. Die Kulturhauptstadt Ruhr.2010 ist ein Prozeß, der lange vor der Zuteilung des Titels begann und weit über 2010 hinaus geht.

In der Region entwickelten sich in den 1950er Jahren die Volkshochschulen und Abendschulen, was der Bildung in diesem Land eine ganz neue Dimension gab. Hier entstand seit den 1960er Jahren die größte Hochschul-Landschaft Europas.

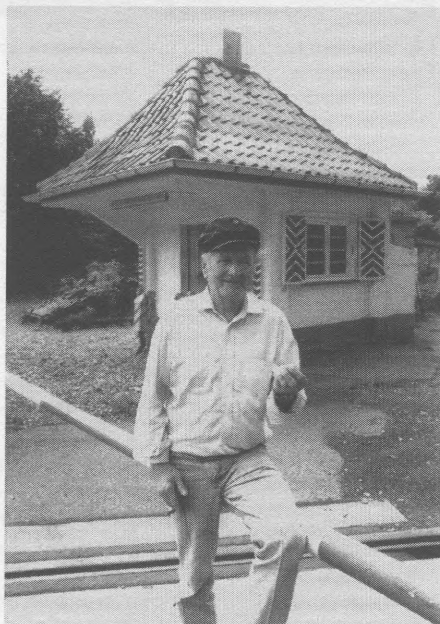
Hier entdeckten in den 1970er Jahren unorthodoxe Fachleute zum ersten Mal auf dem Kontinent, welchen Wert Siedlungen sowie spannende Konstruktionen in Fabriken und Eisenbahnen haben – sie schützten sie als Baudenkmäler.

Bürger-Bewegungen. In Bürgerinitiativen mobilisierten Menschen hier zum ersten Mal Widerstand gegen Häuser-Spekulation und Abriß-Wut. Hier schütteten alle Stadt-Theater den Graben zwischen Sozialkultur und sogenannter Hochkultur dauerhaft zu. Hier wurden zum ersten Mal Fabriken zu Foren und zu Stätten für Musik und Theater umgewandelt. Christoph Zöpel verhinderte, daß die schönste Zeche der Welt im Norden von Essen eine Bauschutt-Deponie wurde. Stattdessen haben Architekten, Designer, Touristen und Big-Band-Musiker das Gelände übernommen. Und aus Brachen machten sie Stadtparks mit archaischen Skulpturen.

Ohne diese Bürger-Bewegungen gäbe es vieles vom Besten dieser Region nicht: den Landschaftspark Duisburg Nord mit seinen geretteten und besteigbaren Hochöfen, den Gasometer in Oberhausen, eine der faszinierendsten Ausstellungs-Hallen der Welt, das Westfälische sowie das Rheinische Industriemuseum, die Zeche Carl in Essen, die Speicher-Stadt des Innenhafens in Duisburg und vieles mehr. Bürger bewirkten, daß rund tausend Siedlungen mit städtebaulicher und architektonischer Substanz erhalten blieben – und Lebens-Qualitäten für eine halbe Million Menschen bereit halten. Es entstand ein Verständnis für Denkmalschutz, das sich in ganz Europa ausbreitete: Endlich wurden nicht allein Kirche, Burg und Schloß für erhaltenswert gehalten, sondern auch Handwerksstätten, Siedlungen und Fabriken.

Dies alles wuchs trotz immenser Widerstände. Nicht Politik und Verwaltung schufen diese Kultur, sondern Menschen ohne Macht und Finanzen, die mit freundlicher Widerborstigkeit wirkten, zäh, nicht angepaßt an den Zeitgeist, auf die gute Sache vertrauend, kooperativ, in intelligenten kleinen Netzen, reich an Phantasie. Herbert Grönemeyer hat die Mentalität in seiner Kulturhauptstadt-Hymne skizziert: »Wo ein rauhes Wort dich trägt,/Weil dich hier kein Schaum erschlägt,/Wo man nicht dem Schein erliegt,/Weil man nur auf Sein was gibt. /Wo man gleich den Kern benennt/Und das Kind beim Namen kennt.«

Unbekannte Helden. Die Ruhr-Region gibt Beispiele dafür, was »Bürgergesellschaft« heißt – im Geist des Grundgesetzes. Dazu gehören viele unbekannte Helden. In Gelsenkirchen widersetzte sich der Schrankenwärter Alfred Konter (»Don Alfredo«) 30 Jahre lang den Plänen der Bergbau-Firma, die das Bahnwärter-Häuschen abreißen wollte. Er pflegte es,



»Gelsenkirchen und sein unbekannter Held« – Kumpel Alfred Konter verteidigte sein Bahnwärter-Häuschen (HP)

strich es an, er schuf auf dem Grundstück das imaginäre Grab für Ajax, das letzte Gruben-Pferd. Es beeindruckte ihn nur in Maßen, daß ihm wegen solcher Aufsässigkeit der Lohn gekürzt wurde.

Ein Titel mit anderen Kriterien. Das Ruhrgebiet errang im europäischen Wettbewerb um die Kulturhauptstadt 2010 den Titel durch ein Konzept, das solche Leistungen zeigte: endlich mal was anderes, endlich mal nicht eine Residenzstadt, die sich seit Jahrhunderten aufs Inszenieren und Zelebrieren versteht – das war die Erwartung bei der Europäischen Union.

Drei Motoren. In diesem Prozeß spielt die IBA den allerstärksten Part. Es ist phantastisch, was die Region der IBA verdankt.

Aber nicht genug damit: Karl Ganser warf auch drei weitere Motoren für die Region an: Die ›Triennale‹ als Theater in industriekulturellen Stätten. Das Prädikat ›Weltkulturerbe‹ für Zollverein in Essen. Und die Kulturhauptstadt Ruhr.2010. Für alle drei zog er die Fäden.

Nach dem Ende der IBA fällt die Region also auch in diesen Dimensionen keineswegs in ein tiefes Loch: Diese drei Ereignisse mit zumindest mittelfristigen Wirkungen tragen dazu bei, die Region in Fahrt zu halten.

Unklassische Hauptstadt. »Das Ruhrgebiet hätte nie eine Chance gehabt«, stellt Karl Ganser fest, »ohne den Vorlauf [der IBA] Kulturhauptstadt zu werden. Ein solches Ansinnen hätte [ohne die IBA] überhaupt keiner wahrgenommen. In der Jury saßen welche, die aus der IBA-Erfahrung stammten. Zum Beispiel Walter Siebel, fünf Jahre lang bei uns Direktor. Er war eine der entscheidenden Kräfte in der Endjury. Walter Siebel erklärte den Leuten, warum man nicht eine klassische Kulturstadt nehmen soll, sondern eine unklassische.«

Tatsächlich wurde das Ruhrgebiet in einem außerordentlich spannenden Rennen gegen hervorragende Konkurrenten zu einer der drei europäischen Kulturhauptstädte für das Jahr 2010 ausgewählt.

Die gesamte Region. Weil die Satzung es so vorschreibt, mußte es bürokratisch heißen: ›Essen – für das Ruhrgebiet.‹ Gemeint ist also nicht die Stadt allein, sondern das gesamte Ruhrgebiet.

Der Titel schafft dem Ruhrgebiet viel Prestige. Zunächst setzt er ein Ausrufe-Zeichen hinter den Namen der dezentralen Metropole Ruhr.

Herausforderung. Der Titel ist ein Etikett, das herausfordert: zu regionalen kulturellen Anstrengungen. Er ist aber auch eine Versuchung, statt substantieller Tätigkeit sich im Jahrmarkt der Eitelkeiten aufzuplustern und im Zeit-Geist wie in den Medien alles, was sich für Glitzer-Glanz eignet zu verwursten.

Aber sehr viele, die im Ruhrgebiet am Wettbewerb mitwirkten und in der Region tätig sind, meinen nicht den Jahrmarkt, sondern versuchen, dem Titel ein substantielles Fundament zu geben. Denn so ist er gemeint: Eine Belohnung für Jahrzehnte kultureller Arbeit vieler Menschen, die oft auch schwierig war, und eine Herausforderung für den weiteren Weg.

Der Titel ist ein Teil der konsequenten Fortsetzung dessen, was im Ruhrgebiet an mentalem Struktur-Wandel geschaffen wurde.

Was davon lösen die Veranstaltungen der Kulturhauptstadt ein?

Strömungen. Seit jeher gibt es im Ruhrgebiet zwei Strömungen – die mit den kaum zutreffenden Etiketten ›Hochkultur‹ und ›Soziokultur‹ benannt werden. Seit den 1970er Jahren haben sie die Intensität und den Charakter von unterschiedlichen Lagern verloren. Das Theater, die Oper und vieles mehr haben sich reformiert – sie sind allen Menschen zugänglich geworden, vor allem, weil sie ein Repräsentations-Gehabe ablegten und ihre inhaltlichen Fundamente her-

ausarbeiteten. Mozart und Beethoven, Lessing, Schiller und Goethe sowie viele andere gehören allen Menschen.

Im Wettbewerb gab es ein Zusammen-Wirken von sogenannten Etablierten und Unetablierten. Ohne dieses Zusammenwirken hätte es keinen Erfolg gegeben.

Die eher konservative Strömung sorgte für das Geld, das die Bewerbung nötig hatte. Substantiell brachte auch sie einiges ein, darunter das einzigartige alljährliche und ausgezeichnete ›Klavier-Festival‹.

Die zweite Strömung brachte die Entwicklungen und Entdeckungen ein: was aus dem Zerfall der Montan-Industrie durch viele Bürger-Aktivitäten und vor allem durch die IBA an strahlender Substanz gerettet wurde und in Umwandlungs-Prozessen zu neuer Blüte kam.

Das Ruhrgebiet bot ein einzigartiges Szenario an: für die Struktur-Entwicklung einer wirtschaftlich eingestürzten Region. Das war die IBA mit ihrem Dirigenten Karl Ganser.

Zwar wurde von manchen Seiten der Versuch unternommen, das Thema IBA und mit ihr das Thema Industrie-Kultur herunter zu spielen. Aber dies blieb unwirksam und verlor sich in der Fülle der Argumente, die in der IBA entstanden waren und eine erhebliche Folge-Wirkung hatten.

Die Vorbereitungs-Zeit. Inzwischen gibt es jedoch viele Befürchtungen, daß all die Dinge, die in der Bürgerschaft in 20 Jahren geleistet wurden und die dazu führten, daß die Region den Zuschlag erhielt, untergehen: in Feuerwerken. Daß Leucht-Kugeln das Hauptstadt-Jahr 2010 beherrschen.

Karl Ganser: »Die Debatte habe ich immer sehr konsequent und aggressiv geführt. Wir hatten stets diese Debatte – ob in der Kunst oder der Architektur.« Wird für Nachhaltiges gearbeitet? Die Kulturhauptstadt darf kein Event werden – kein Strohfeuer.«

Was ist attraktiv? Zur Psychologie meint Karl Ganser: »Ich sagte: Die Menschen wollen etwas haben, was strahlt! Wenn du nichts Strahlendes baust, dann kriegst du auch nicht ihre Loyalität.« Und er fügt etwas Eigentümliches hinzu, wozu der Zeit-Geist keinen Bezug hat: »Dann bekommst du keine Innerlichkeit.

Das weiß ich nicht, aber man muß wissen, daß man so etwas braucht.«

Der Kubus im See. Er gibt ein gelungenes Beispiel: »In der EXPO [6. Landesausstellung] der Schweiz 2002 hat Jean Nouvel mit seinem Kubus [»Monolith«] im See von Murten wesentlich mehr für die Befindlichkeit dieser EXPO getan als alle anderen Projekte.[2] Die Leute sahen im See in der Ferne diesen Kubus. Sie konnten nicht so einfach hin gehen, weil der Kubus im Wasser stand. Sie mußten warten, bis ein Boot kam. Und dann wurden sie rüber gefahren. Sie traten ein und sahen etwas, das sehr volkstümlich war: das nachgemalte Rundum-Gemälde von der historischen Schlacht von Murten.

1476 siegten bei Murten überraschend die Eidgenossen gegen die Übermacht des gefürchteten burgundischen Heeres von Herzog Karl dem Kühnen. Aus diesem Erfolg nährte sich das Bewußtsein und der Wille, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

In der Etage über dieser Rundum-Darstellung gab es zum kritischen Nachdenken »ein Gegenbild: oben darüber die Schweiz in den heutigen Fremdenverkehrs-Prospekten«.

Temporäres? Karl Ganser überlegt eine Weile und sagt dann: »In solchen Veranstaltungen geht es heutzutage nur noch um etwas Temporäres. Das heißt: es wird etwas für die Europäische Kultur-Hauptstadt gebaut, das in der Tradition der Pavillons steht [die anschließend abgebaut werden]. Wenn es dann wider Erwarten etwas Gutes war, wie der Eiffelturm [in Paris] oder das Atomium [in Brüssel], dann läßt man es halt stehen.

Für mich ist schon klar, daß es so etwas werden muß. Aber nun muß ein solcher Pavillon ja Bedeutung haben – und da wird es schwierig.

Ich bin ziemlich sicher: Man kann keine reine Figur bauen. Eine reine Figur ist zum Beispiel der [IBA-]Tetraeder [auf der Halde in Bottrop]. Der steht da oben und die Leute finden ihn toll, aber er sagt eigentlich nichts aus. Das kann es bei der Europäischen Kultur-Hauptstadt nicht sein.

Das Fliegende Rathaus. »Ich hab mich unlängst mit Oliver Scheytt [einem der Manager der Kulturhauptstadt 2010] ein paar Mal zusammengesetzt«, sagt Karl Ganser und breitet eine konkrete Idee aus. Er trägt sie wenig später in einem Vortrag im Regionalverband Ruhr in Essen vor (9. Februar 2007).

Es könnte darauf hinauslaufen, daß es ein ›temporäres Rathaus Ruhrstadt‹ wird. Das heißt: Es wird ›Rat‹ gesucht. Sechs Monate lang. In einer außergewöhnlichen Situation.

Die Idee ist [zweitens], daß dieses Rathaus durch das Ruhrgebiet wandert und daß man immer wieder woanders Rat sucht. Und dann wieder zurück kommt.

Dieses ›Fliegende Rathaus‹ müßte etwas sein, das aus Modulen besteht, die man auseinander nehmen und wieder zusammensetzen kann – zu einer Figur. Solche abstrakten Ideen gibt es inzwischen. Aber: es muß am Ende grandios sein – in der Form, in der Technik und im Material.

Dieses Rat-Suchen für die Ruhrstadt kann nicht eine Beratung sein, wie sie beim Regionalverband Ruhr oder beim Initiativkreis oder beim Werkbund stattfindet. Es muß eine andere Form der Beratung sein. Und sie muß massenwirksam werden.

Und dann muß man für das ›Fliegende Rathaus‹ einen Lande-Platz haben. Ich sagte: Sucht mal den topographischen Mittelpunkt des Ruhrgebiets – und guckt, ob man da etwas hinstellen kann.«

Herausforderung. In der Region gibt es auch die Überlegung: Kann es etwas bringen, wenn eine Stadt, etwa am Rand, sagt: ›Zu uns kommt kaum einer, aber wir nehmen die Herausforderung der Kulturhauptstadt mal zum Anlaß, uns über unsere Ressourcen klar zu werden. Damit wir damit in Zukunft weniger schläfrig, sondern aufgeweckt umgehen: ein bißchen vernünftiger, vernetzt und lebendig?‹

Karl Ganser: »Das ist erstmal überhaupt nicht verboten. Wenn es so wäre, wäre es schön. Wenn man es animieren kann, ist es erst recht schön.

Natürlich könnte es eine inventarisierende Nachdenklichkeit in gutwilligen Städten geben, die sagen: Wir machen eine eigene Standort-Bestimmung – aus Anlaß der Europäischen Kultur-Hauptstadt. Wir machen etwas, was für unsere Stadt dringend notwendig ist und Qualität hat.

Das setzt jedoch voraus, daß die Organisation der Europäischen Kultur-Hauptstadt so arbeiten würde wie die IBA. Doch das ist viel zu arbeitsaufwendig. Das machen die Städte nicht von selbst. Das mußt du ihnen beibiegen.«

Skeptische Vermutung. »Ich vermute jedoch«, sagt Karl Ganser, »daß es anders abläuft. Ich vermute, daß es läuft, wie bei allen Festivals: daß man die Kultur-Institutionen fragt: ›Was wollt ihr einbringen?‹ Dann machen die Museen und die Theater und die Opern ihr Programm, – ein Programm, das sie immer machen und noch ein bißchen was dazu. Das wird zusammen geschrieben. Es hat gar keinen Effekt.«

Beispiel: Regionale im Bergischen Land. »Wenn man wissen will, wie man so etwas machen kann, sollte man sehr genau die Regionale 2006 im Städte-Dreieck Wuppertal-Solingen-Remscheid anschauen, wo Henry Beierlorzer arbei-

tete. In diesem Sinne könnte Oberhausen arbeiten. Auch andere Städte. Aber dann muß man auch eine andere Form der Wertschätzung haben.«

Mentalität. Kann man eine Wertschätzung des Geistes der Intellektuellen und der Künste einfordern? Nach französischem Vorbild. Als Beitrag für einen mentalen Struktur-Wandel.

Karl Gansers Realismus trifft – und beißt – und ist in seiner Kurzform geradezu literarisch. »Das Wesen von Essen ist von Herne nicht unterschiedlich. Herne wird nur überstrahlt durch eine Spende von Herrn Beitz für das Folkwang-Museum oder die Renovierung des Saales oder … Aber mental sind sie alle gleich.«

Dann folgt der nächste Gedanke – nun auch mit einer kritisch-realistischen Frage zur eigenen Idee: »Es wird auch die Schwierigkeit der Idee mit dem ›Fliegenden Rathaus Ruhrstadt‹ sein, daß man vielleicht nur sieben Leute hat …«

Aber die positive Wendung liegt in der Nähe – ermöglicht durch ausgreifende Erfahrung, Gedächtnis und Phantasie: »Das seit der Wende tagende Berliner Stadt-Forum funktioniert immer noch leidlich gut. Es lebt davon, daß es immer noch Leute gibt, die dahin gehen – und eine andere Sicht der Dinge einbringen.«

Nachdenk-Räume. »Wenn man das nicht hinkriegt, ist das ›Rathaus Ruhrstadt‹ immer leer.«

Karl Gansers nächste Idee fliegt mühelos an: »Ich kann mir auch vorstellen, daß man eine Räumlichkeit schafft, wo ungewöhnliche Produktionen möglich sind. Man kann dort auch Ausstellungs-Möglichkeiten bieten.« Das Besondere: »daß nachdenkliche Menschen im Ruhrgebiet sechs Monate Anlaß haben, um über sich selbst und die Zukunft des Ruhrgebiets nachdenken, – nicht mit dem Ziel, ein Manifest zu verfassen, sondern nur mit dem Ziel, darüber nachgedacht zu haben – sozusagen ergebnislos. Denn immer wenn man Manifeste verfaßt, gibt es am Ende einen, der das Protokoll schreibt, und damit ist es schon wieder ein Experte. Vielmehr muß das Gefühl entstehen, daß viele Leute, die dabei gewesen sind, am Ende ein bißchen stolz darauf sind – und sich bei dieser Gelegenheit ein bißchen geändert haben. Das ist ein Ziel, das nicht protokollierbar ist.«

So etwas hat tatsächlich die IBA zustande gebracht. – Karl Ganser sagt zögernd: »Das haben wir. Es ist nicht meßbar gewesen.«

Zwei Kulturen – oder? Es besteht die Gefahr, daß sich das Spektrum im Ruhrgebiet erneut aufteilt in Hochkultur und Soziokultur.

Karl Ganser hatte seine Hände im Spiel: beim Programm der Bewerbungs-Schrift. Er versucht, eine Synthese zu skizzieren: »Wenn man die Bewerbung liest, dann hat sie mit Hochkultur erst mal gar nichts zu tun.

Aber: es ist auch nicht ratsam, völlig wegzugehen vom herkömmlichen Theater und von der Oper. Es wird natürlich so sein, daß die Bochumer Symphoniker sich irgend etwas ausdenken, und auch das Essener Theater … Aber das Profil der Europäischen Kultur-Hauptstadt sollte von diesen Bühnen-Aufführungen völlig weggehen.

Ich denke, die Europäische Kulturhauptstadt muß einerseits so gut wie alles zulassen, aber bitte auf eigene Rechnung und mit eigener Kommunikations-Verantwortung, so daß dann so etwas entsteht wie eine chaotische Lebendigkeit. Sie ist da – und *zugleich* wird sie sich auf etwas konzentrieren müssen, wo die Welt hinguckt …

Wo bleibt der Impuls, der über den Tag hinaus reicht? Was hat eine Stadt an sich, daß eine Europäische Kulturhauptstadt damit als geistige Dimension antreten kann? Man muß etwas anstiften, worüber die kulturell Interessierten in Europa diskutieren.«

Der Punkt der Radikalität. Karl Ganser ist ein Denker, der sich nicht mit Wischi-Waschi zufrieden gibt. Er kommt radikal auf wichtige Punkte kommt und formuliert sie.

»Werner Müller [Vorstands-Chef des RAG/Evonik-Konzerns] hat in seiner Ruhrkohle-Liegenschaft RAG im Ruhrgebiet Immobilien von rund 16.000 Hektar. Diese hat er in drei Klassen eingeteilt. Ein Drittel braucht er nie mehr wieder, ein weiteres Drittel vielleicht und bei dem dritten Drittel hat er möglicherweise eine Vorstellung, was man daraus machen kann. Aber nur ganz langfristig.

Dazu hab ich ihm gesagt: ›Nimm doch diese 16.000 Hektar – das ist eine Menge, wenn man bedenkt, daß eine normale Gartenschau 20 oder 30 Hektar hat – und bring die gesamten 16.000 ha in die Europäische Kultur-Hauptstadt ein: als eine gesamt zu inszenierende Liegenschaft eines großen Unternehmens. Das ist dann der Beitrag der Ruhrkohle AG.

Ich bin mal gespannt, ob er drauf einsteigt.

Das bedeutet: da müßte jetzt wieder ein System von Menschen arbeiten, die Flächen zur Kenntnis nehmen und sich irgendetwas dazu einfallen lassen.

Es kann nichts Intensives sein, weil das viel zu viel Geld kostet. Die Förster-Idee vom Industrie-Wald – oder die Herman Prigann-Idee. So ein bißchen was reinstellen. Oder temporär etwas hinstellen. Das heißt: Für jede Fläche irgendeine Idee haben: für 2010 machbar, – sie darf nicht viel Geld kosten, – sie soll die Flächen in einen anderen Blickwinkel stellen. Und dies für 16.000 Hektar.

Ich bin gespannt, ob er …«

Das Ergebnis ist inzwischen bekannt. Werner Müller von der RAG ist nicht darauf eingestiegen.

Vortrags-Diskurs. Karl Ganser trägt im Regionalverband Essen vor (9.2.2002). »Meine Beobachtung der Europäischen Kultur-Hauptstädte der letzten fünfzehn Jahre ist, daß sie überwiegend im Saale stattfinden. Da ist zwar mal ein Kongreß-Zentrum entstanden und mal ein Museum, aber in Wirklichkeit hat das Bauen, das Gestalten außerhalb der Säle keine Rolle gespielt.

Das ist das Eine. Das Andere ist meine Sorge, daß die Europäische Kultur-Hauptstadt in Essen, im Ruhrgebiet, so wird wie überall.

Das kann man am besten an einem frechen Zitat des amtierenden Oberbürgermeisters in München erkennen. Er hat – als es in der Frühphase der Bewerbung losging, als einige fragten ›Warum bewerben wir uns nicht um die Europäische Kultur-Hauptstadt?‹ – gesagt: München ist per se schon eine Europäische Kultur-Hauptstadt. Da wolle man doch lieber eine Bewerbung von außen unterstützen.

Wissen Sie, was hinter diesem Argument steckt? Daß es natürlich 20, 30 Städte in Europa gibt, die jedes Jahr Europäische Kultur-Hauptstadt spielen.

Da habe ich geblättert: Klavier-Festival 2007. Und geguckt, was die ›Triennale‹ denn so macht. Ich hab mir gedacht: Wenn man jetzt in einem gedanklichen Schnellraffer zusammenstellt, was das Klavier-Festival macht, was alle Häuser im Ruhrgebiet machen und was die ›Triennale‹ macht, was fällt einem dann noch ein? – wenn man Kultur-Hauptstadt versteht als Aufführung von Musik, von Tanz, von Theater in Räumen. Dann ist es letztlich egal, ob es industriekulturelle Räume sind oder andere Räume.

Dieses [auf die Wand projizierte] Bild ist besonders aussagekräftig. Es sagt auf einen Blick, warum Essen den Wettbewerb gewonnen hat. Weil es nicht so aussieht wie Paris, und nicht so aussieht wie und und und … Das heißt, dieses Bild fällt so völlig aus dem visuellen baukulturellen Begriff dessen, was man bisher für Kultur hält, daß es wohl die Entschei-

dung dafür war, zu sagen: Wir wollen mal eine andere Kultur-Hauptstadt haben.

Das kommt auch in einem sehr schönen Text in der Bewerbungs-Schrift zum Ausdruck – den müßte man sich eigentlich jeden Tag auf den Schreibtisch legen. Da steht nämlich: ›Was unsere Kultur angeht, sind wir anders als die Metropolen mit einer feudalen Vergangenheit. Wir haben wenig geerbt, aber viel erarbeitet. Es ist die verbindende Kraft einer solchen gemeinsamen und hart erkämpften Kultur, der Stolz auf das Erreichte und der brennende Wunsch, diesen Weg fortzusetzen, der das Ruhrgebiet eint auf dem Weg zu einer europäischen Metropole …‹ Jetzt kommt der wichtige Nachsatz: ›… zu einer europäischen Metropole neuen Typs.‹

Das Motto unserer Bewerbung heißt deshalb: ›Wandel durch Kultur – Kultur durch Wandel‹.

Und dann kommt unten noch ein letzter Absatz: ›Das Ziel nimmt Gestalt an in einem gemeinsamen ›Fliegenden Kultur-Rathaus‹, das nach einem europäischen Architekten-Wettbewerb der mobile Treffpunkt der Kultur-Hauptstadt des Jahres 2010 sein könnte, ein Ort der europäischen Debatte.‹

Also, die Europäische Kultur-Hauptstadt soll einen Prozeß der Organisation einer neuartigen Metropole anstoßen und dieses in einem dialogischen Vorgang. Und dieser Vorgang braucht einen Ort.

Wenn wir jetzt der Frage nachgehen, in welchem Bereich man baulich entdekken kann, was sich für die Europäische Kultur-Hauptstadt eignet, gehe ich zunächst durch, was üblich ist. Und was im Ruhrgebiet tatsächlich auch stattfindet.

Das hier [auf einem projizierten Bild der Bahnhofs-Planung in Dortmund] zum Beispiel ist üblich. Es hat eine bösartige Überschrift. Es heißt nämlich ›Pommesbude mit Gleis-Anschluß‹. Das spricht nicht gegen Dortmund und gegen die lange Geschichte von Dortmund, sondern es spricht von der Art der Bahnhöfe, die die heutige Gesellschaft baut.

Europäische Kultur-Hauptstadt würde fragen müssen: Geht es vielleicht gar nicht um den äußeren Habitus? Geht es unter diesen ökonomischen Bedingungen darum, daß die Pommesbude bezahlt und der Gleisanschluß hinten dranhängt, – um eine Möglichkeit, einen Bahnhof zu bauen? Läßt sich dieses Projekt verändern? Dazu haben wir bei der IBA viele Erfahrungen gemacht. Wir sind oft in laufende Projekte eingestiegen und haben sie von innen heraus ein Stück verändert, qualifiziert, man kann auch sagen hoch qualifiziert. Wie geht das?

Oder: Das hier [projizierte Bild] ist das Ergebnis des Wettbewerbs für das neue Thyssen-Krupp-Quartier. Es ist zumindest die Absicht, hier einen bedeutenden Ort zu schaffen und ein bedeutendes Unternehmen an diesem Ort zu verankern. Will man nun wissen, in welcher Umgebung das geschieht?

Der Turm [im nächsten Bild] steht irgendwo in Schweden, in China, und er entsteht demnächst in Kuwait, und er soll im Weltkultur-Erbe St. Petersburg gebaut werden – für Gazprom. Es könnte auch hier sein. Das heißt, es gibt in diesem ganzen Genre des globalen Investments immer noch schönere, noch größere Objekte. Aber sie sind schnell überholt. Die Türme von gestern interessieren schon keinen mehr.

Natürlich gibt es auch in Deutschland Konkurrenten. [Bild] Der Megastar auf den Immobilien-Märkten der nächsten Jahre – das wird die Hafen-City [in Hamburg] sein. So etwas [ein Konzert-Haus auf einem Hafen-Speicher] kann man machen, wenn man will.

Jetzt frage ich: Gibt es auch hier im Ruhrgebiet Gebäude, die in der Mache sind, – die das Talent haben, etwas Außergewöhnliches zu sein?

Das hier [das Hans Sachs-Haus in Gelsenkirchen]! Wenn das Haus aus der

Katastrophe geführt wird und bei dieser Gelegenheit auch offen und ehrlich die Katastrophe des sogenannten PPP-Managements aufgearbeitet wird, und daraus ein bewundertes Modell eines fortschrittlichen Raumes mit Rathaus nebendran entsteht, dann hat das etwas anderes als die Jedermanns-Bauten, wie sie an typischen Investment-Standorten geschaffen werden.

Oder: Wenn aus dem hier wirklich etwas wird, was energetisch das hält, was üblicherweise von Foster-Bauten versprochen wird – und das genau geprüft wird, das heißt eine Immobilie in dieser Größenordnung, die auf Null-Energie läuft, – und darüber hinaus noch ein Kraftwerk ist – und mehr Energie erzeugt als man in dieser Immobilie braucht, – und auch ein ganzes Stück Schönheit, – dann entsteht etwas, was sich deutlich absetzt, von dem, was üblich ist.

Ein praktischer Vorschlag: Es gibt in dieser Masterplan-Konkurrenz, wo ich vor zwei Jahren in Dortmund mal vorgetragen habe, auf Phönix – es gibt darin sieben oder acht Standorte, die alle unterschiedlich weit entwickelt sind.

Jetzt müßte man in diese Standorte etwas hineintragen, was mit Qualität und Kultur zu tun hat. Dies kann nur funktionieren – das sage ich mit aller Deutlichkeit –, wenn es einen Fremd-Impuls im Planungs-Verfahren gibt.

Da sind es in der Regel die Stadt und der Investor und vielleicht auch noch ein Wettbewerb. Und da müßte jemand kommen, der immer drauf guckt und fragt: Kannst du es nicht noch ein bißchen besser machen?

Das wäre die Aufgabe: Wenn so ein Standort in die Nähe der Europäischen Kultur-Hauptstadt kommen soll, dann müßte man fast ein Aufnahme-Verfahren haben. Dann müßte das Management der Europäischen Kultur-Hauptstadt auch ein Mitspracherecht darüber haben: Was heißt Verfahrens-Qualität?

Wenn man neben der formalen Perspektive auch eine inhaltliche haben wollte, dann würde ich einen einzigen Rat geben: Nicht die Neuheiten, auf die alle schielen. Auch Thyssen-Krupp hat schon wieder bekannt gegeben, daß sie natürlich von einem Stararchitekten ein Corporate Identity haben, das sich sehen lassen kann.

Nein! Die Zukunft all dieser Immobilien-Standorte liegt in der Qualität der öffentlichen Gebäude. Und darauf achtet niemand. Sie wird nur ›irgendwie‹ gemacht, – weil die Öffentliche Hand sie nicht bezahlen will und dafür auch keine Leidenschaft mehr hat und weil der Privatinvestor es auch nicht will.

Genau da müßte man die Akzente setzen. Dann könnte die Europäische Kultur-Hauptstadt für alle Immobilien-Entwicklungen in Europa – und das ist die Aufgabe – einen Akzent setzen.

Aber das ist kein Zuckerlecken. Auch von der Aufgabe her. Das setzt voraus, daß die Zentrale der Europäischen Kultur-Hauptstadt – [Karl Heinz] Petzinka ist dafür mit seinem Geschäfts-Bereich letztlich verantwortlich – mit Macht ausgestattet wird. Er ist dann die Macht.

Die Stadtbauräte dieser Städte, die betroffen sind, sind heute unerklärlicherweise [hier im Saal] nicht da. Es macht natürlich keinen Sinn, daß die Stadtbauräte, die es angeht, fast immer bei so einer Veranstaltung nicht da sind. Es sei denn, sie haben ihre eigenen Vorstellungen.

Schauen wir weiter. Zu einem Kunst-Museum haben es bisher alle Europäischen Kultur-Hauptstädte gebracht. Sie sind unterschiedlich formatiert. Das Kunsthaus in Graz 2003 war noch gar nicht ganz fertig, da kamen die Kommentare in den Feuilletons schon: Das Verfalls-Datum der biomorphen Architektur sei ein relativ schnelles. – Jetzt geh'n wir mal durch, wo wir stehen:

München kann man der klassischen Moderne zuordnen.

[Bild] Das ist ein bescheidener klassischer Fall: der Kulturspeicher in Würzburg. [Bild] Dies ist das Museum in Schwäbisch-Hall.

[Bild] Das trägt sozusagen alles noch die Sprengkaft der freien Form … Renzo Piano … Cottbus … Graz. Und dann eskaliert das immer weiter. [Bild] Dann kommt Wolfsburg, – das ist schon nicht mehr begreifbar, sondern es wird erstaunlicherweise kommentiert mit dem Hinweis: Das kann man nur noch mit dem Computer machen. Das ist interessant. [Bild] Und der Kommentar in der ZEIT zu dem neuen Mercedes-Benz-Museum läuft darauf hinaus, daß es die digitale Moderne sei, – das heißt: es ist eine unbegreifbare Architektur, die man nur machen kann, weil man den Computer hat. Das heißt, dieses Formen-Spiel hat relativ schnelle Überhol-Zeiten. Es wird natürlich auch immer mächtiger und größer.

[Bild] Das ist in Boston das neue Museum …

Damit merken Sie: wenn man ein Museum baut, ist man nicht von vornherein prominent, sondern man sieht sich einem breiten Kreis von Konkurrenzangebot gegenüber.

[Bild] Nun wird es wie alles in dieser Welt auf die Spitze getrieben. In Dubai haben sie die vier Großen [Architekten] eingesammelt. Das [Ergebnis] wird mit einer Milliarde Euro auf den Platz geknallt.

[Bild] Und in einer kleineren Ausgabe machen sie das zur Zeit mit dem Panorama in Valencia, wo sie eine Kunst- und Wissenschafts-Stadt aus der Retorte entwickeln.

Da kann man nicht mithalten. Gerade im Ruhrgebiet nicht. Die Frage ist, wenn man nicht mithalten kann: Kann man dieses System anders denken? Um dann – geradezu frech – die Alternative zu formulieren und sie auf gleiche Augenhöhe stellen? Nicht: wir haben nicht soviel Geld und und und.

Dazu gibt es ein paar Ansätze, wie ich gehört habe. Es soll in Dortmund etwas mit der Dortmunder »U« passieren. Ich habe gehört, daß dem Stroer seine [Kunst-]Sammlung ein bißchen zu klein ist. Da soll etwas Neues gemacht werden. Und natürlich ist in Essen ein großzügiges Geschenk angekommen. Das sind also schon mal drei denkbare Museumsbauten. Es gibt niemanden, den man fragen könnte: Reiht ihr euch da einfach ein? Ich hab darauf keine Antwort. Aber je länger einen die Frage umtreibt, um so eher findet man eine Antwort.

2010. Also, wir können uns drehen und wenden, wie wir wollen, 2015 gibt es im Ruhrgebiet keinen Kohle-Bergbau mehr. Das Jahr 2010 wäre ein markantes Jahr, eine selbstbewußte Retrospektive auf dieses Bergbau-System zu machen.

Da ist in der Bewerbungs-Schrift ein Ansatz, um den Leuten klar zu machen, daß das Ruhrgebiet 200 Jahre lang wie ein Fahrstuhl-System gearbeitet hat, – das heißt: in einer unterirdischen Stadt und in einer oberirdischen Stadt, – und daß es da Eingänge gab. Es sind rund 230 große Schacht-Standorte, die so gut wie keiner mehr kennt. Diese Schacht-Standorte zu markieren – jetzt lasse ich die Frage ›wie?‹ und die Form mal außen vor – sie zu markieren und im Landschafts-Bild bewußt zu machen, könnte ein spannender Auftrag sein.

Es kann auch andere Installationen im öffentlichen Raum geben.

Ich springe jetzt ein bißchen.

Die anregende Idee, die einen hohen Stellenwert in der Bewerbungs-Schrift hat, ›land for free‹ wird nicht erfolgreich sein können, wenn nur irgendwelche Menschen sich irgendwelche Brachen unter den Nagel reißen und irgendetwas darauf machen und die Kommunikation darüber nicht stattfindet. Und wenn sie stattfindet, sagen sie: Es sieht aus wie ein schlechter Schrebergarten. Wir kennen ja, wie das abläuft. Vielmehr braucht dies

von vornherein eine Figur, die die Wahrnehmung dieses dezentralen Systems erleichtert.

Wenn man den Emscher-Landschaftspark ernst nimmt, wenn man den Umbau der Emscher ernst nimmt, dann würde sich das, was im Masterplan des Emscher-Landschaftsparks sehr deutlich ausformuliert ist, – dann würde sich die Frage stellen: Kann man die ›Insel‹ zwischen Rhein Herne-Kanal und Emscher 2010 schon so thematisieren, daß dies ein erster Schritt in die große Zukunft ist: daß die Menschen den Glauben gewinnen, daß diese lange Insel ein Stück Landschaft wird von einer ökonomischen und ästhetischen Qualität, wie wir sie bislang nicht hatten.

Das wären Denk-Richtungen, die man mit Kunst im öffentlichen Raum auch begreifbar machen sollte. Sie können die Kataloge aller Kultur-Hauptstädte angucken: es gab überall mindestens 20, 30 Projekte im öffentlichen Raum.

Und auch da sind die Münchner unschlagbar. Das Münchner Baureferat hat die letzten zehn Jahre durch einen Kurator garantiert 100 Projekte Kunst im öffentlichen Raum nach einer sauberen Systematik in die Stadt-Landschaft gestellt. Das kann man gar nicht mehr toppen, was da steht.

Man muß es vom Inhalt her und von der Ausformung und von der Größe des Objekts, glaube ich, anders denken.

Ich nähere mich dem Zentrum.

Es geht um die Frage: Was bleibt?

Ich mache mit Ihnen eine Übung, die können wir alle nur verlieren.

Was war Kultur-Hauptstadt 2001?

Was war Kultur-Hauptstadt 2002?

Was war Kultur-Hauptstadt 2003?

Was war 2004?

Es ist doch typisch, daß keiner von uns auf Anhieb sagen kann, in welchem Jahr irgendwo eine Kultur-Hauptstadt war. Aber es geht ja weiter. Wenn Sie sich mit Graz befaßt haben: Was ist in der Region? Was hat sie? Oder: Was hat die Kommunikation für Graz bewirkt?

[Bild] Die EXPO 2000 in Hannover war ein totaler Flopp, weil es von vornherein bescheuert war, den Leuten vorzugaukeln, daß mit der Finanzierung der deutschen Unternehmen ein vernünftiges Programm für Umwelt und Technik entstehen könnte.

Sie erinnern sich an nichts von dieser EXPO. Wenn man heute mal herumhört, wer auf der EXPO war, – da ist nichts übrig geblieben vom deutschen Pavillon.

[Bild] Der Star – nach den Umfragen – war der Pavillon von Peter Zumthor. Das war ein Lattengerüst. Das Lattengerüst hatte den großen Vorteil, daß man überall rein konnte und überall raus konnte und nirgendwo anstehen mußte. Bei allen anderen Pavillons mußte man anstehen. Und es war eine Persiflage auf die hermetisch abgeschlossene Schweiz, die in diesem Pavillon plötzlich von überall her Zugänge hatte.

[Bild] Der andere war der sogenannte Public Pavillon der Japaner. Der hat die Leute wegen der Leichtigkeit, wahrscheinlich auch wegen der Recyclefähigkeit von Papier fasziniert, weil sie gemerkt haben, daß man die Landschaft in den dritten Stock stellen kann. Das war im Grunde genommen eine Satire auf die fortschreitende Denaturierung einer Gesellschaft.

Aber es hat kein wirkliches Zeichen gegeben. Auch das große schöne Holztragwerk von Herzog ist letztlich nicht ins Bewußtsein der Leute gefallen.

Also sollte man darüber nachdenken – das ist mit Sicherheit eine ganz, ganz schwierige Aufgabe – was das Eigentliche sein kann.

Wenn man überlegt, daß das Ruhrgebiet wie keine andere Region von der ökonomischen Möglichkeit her nun wirklich keinen Neubau-Bedarf mehr hat – zumindest nicht im kulturellen Bereich – da es die meisten Einrichtungen

schon nicht mehr bezahlen kann, dann kommt man allein aus solchen Überlegungen heraus auf eine temporäre Installation und damit auf den ganz klassischen Gedanken einer Welt-Ausstellung, nämlich: den Pavillon, den Ausstellungs-Pavillon.

Da sollte aber klar sein, wofür er Symbol ist. Nur einen Pavillon hinzustellen, egal, was darin stattfindet, das war das Schicksal des deutschen Pavillons in Hannover. Man sagte: Alle Länder können darin ausstellen und alle Länder haben ihre Mittelmäßigkeit hineingetragen. Das kann es nicht sein.

Das glaube ich, wird unter baulichen Gesichtspunkten die deutlichste Aufgabe und die zentrale der Europäischen Kultur-Hauptstadt sein.

Jetzt kann man noch mal ein bißchen nachfragen, und das mache ich nun auch zum Schluß: Gibt es einen Standort im Ruhrgebiet, der ein Talent dafür hat, so eine Figur zu sein oder aufzunehmen?

Da kommt man um Zollverein natürlich nicht herum. Zollverein ist wahrscheinlich das Bild, das jetzt am umfangreichsten über das Ruhrgebiet kommuniziert ist in allen Medien. Das hat auch die Bewerbung sehr stark geprägt.

Da ist das Kessel-Haus. Das Kessel-Haus war mal etwa. Ohne den Kamin [Schornstein] ist das Kessel-Haus heut' nur noch halb.

Wer die Kohlenwäsche jemals live gesehen hat, weiß, welche Sensation diese Kohlenwäsche als Maschine und als Raum vor allem war. Das ist die alte Fassade. Sie wurde komplett neu gemacht. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß es neu ist.

Wenn man darüber nachdenkt, mit welcher Begeisterung Leute auf diesen Bau geflogen sind, dann ist es nicht nur die Form, sondern es ist die Vorstellung, daß man etwas konstruktiv bauen kann in einer scheinbaren Schlichtheit und Einfachheit, wie man sich das bisher nicht vorstellen konnte. Das ist das Faszinosum. Und das ist natürlich die bauliche Form, daß da einer in dieser insgesamt eher düster wirkenden Landschaft etwas Elegantes beizusteuern hatte.

Bis 2010 hat dieser Bau, wie alle Bauten, wenn sie ein bißchen älter sind, keine baulichen, sondern inhaltliche Probleme. Das eine oder andere funktioniert nicht, und schon leidet die Architektur natürlich auch unter der Praxis jedes Bauwerks. Das heißt, es wird relativ schnell auch abgewertet sein.

Wenn man jetzt auf Zollverein nach einem Standort suchen würde – ich glaube, da wäre Platz genug, um ein neues Symbol unterzubringen.

Wir waren mit einem Entwurf, wie ich im nach hinein glaube, schon mal näher dran. Er ist an der Denkmalpflege gescheitert. Wir haben damals gesagt: Laßt die Kohlenwäsche Kohlenwäsche sein. Dann habt ihr ein wunderschönes Denkmal. Und setzt obendrauf das komplette Museum. Dann habt ihr ein funktionierendes Museum.

Es gibt einen zweiten Anlauf dazu in kleinerem Maßstab auf Nordstern. Auch da steht die Frage – wir haben ja lange Zeit an Nordstern rumgearbeitet, während der Gewerbestandort neben der Landesgartenschau gemacht werden sollte: Nehmen wir diesen Hammerkopfturm mit dem Museum über verschiedene Etagen?

Ich bleibe an dem Punkt ein bißchen hängen, weil wir – gerade wenn man neue Wege geht – auch die Souveränität haben müssen, uns über den klassischen Denkmalbegriff zu erheben. Sonst kommen wir nicht weiter.

Die Debatte würde ich gerne mit jedem Denkmalpfleger in Deutschland führen.

So, jetzt frage ich: Welcher Inhalt könnte das gesuchte Zeichen als dieser dezentralen Europäischen Kultur-

Hauptstadt in den Mittelpunkt rücken? Wenn ich da wirklich hart an der Bewerbungs-Schrift bleibe, und ich glaube, alle, die die Europäische Kultur-Hauptstadt weiter ausformen, sollten sich hart an die Bewerbungs-Schrift halten, weil das die beste Gewähr dafür ist, daß man nicht irgendwohin abdriftet, womit man sich gar nicht beworben hat.

Dieses ›Fliegende Rathaus‹ ist ja nichts anderes als der Versuch, im Ruhrgebiet eine Debatte, eine breite Debatte, eine strukturierte, breite Debatte an möglichst vielen Standorten anzufachen, wo über die neue Metropole Ruhr geredet wird. Und da kommt es eben nicht darauf an, daß die Weisesten der Weisen, die man in Europa findet, sich zusammensetzen und ein Kommuniqué erarbeiten, sondern daß alle Menschen über dieses Thema mit dem, was ihnen gegeben ist, reden. In einer völlig anderen Art der Debatte. Das ist schwer zu organisieren. Und diese Debatte braucht einen Ort.

Durch die sechs Monate ist es auch automatisch eine temporäre Angelegenheit. Diese temporäre Angelegenheit hat einen großen Vorteil. Es gibt eine Menge von konstruktiven Rücksichten, die man auf ein temporäres Bauwerk nicht nehmen muß. Man kann der Fantasie viel mehr freien Lauf lassen.

Es wäre gut, wenn das ›Fliegende Rathaus‹ geformt werden würde: so daß es modular wäre, das heißt aufteilbar in Module und die Module zu bestimmten Zeiten in jeweiligen Städten den örtlichen Fokus für diese Debatte machen würden. Und dann mit dem Rat, der darin stattgefunden hat. Er ist ja nicht protokollierbar, sondern das ist ein geistiges, nicht faßbares Phänomen. Dann kann das Symbol zurückkehren an den zentralen Platz.

Das könnte eine Möglichkeit sein, aus sämtlichen Fallen, die da aufgestellt sind, ein großes Bauwerk zu machen. Damit kann man nicht überall noch mal getoppt werden durch ein anderes Bauwerk, das es schon gibt – und das man auch gar nicht bezahlen, und das man nicht bewirtschaften kann.

Das spricht jetzt überhaupt nicht dagegen, daß diese Europäische Kultur-Hauptstadt ein sehr dezentrales Unternehmen ist. Aber gerade weil es so ist,



braucht man ein unglaublich starkes Zentrum.

Das kann im Ruhrgebiet eigentlich nur entstehen – und das war der Grund, warum ich heute hergekommen bin –, wenn viele Leute, zumindest alle die, die mit Planen und Bauen zu tun haben, sich mit der Frage auseinandersetzen: Welche bauliche Figur im weitesten Sinne macht die Europäische Kultur-Hauptstadt aus?

Das Zweite wäre, daß man über die Frage: Was ist der kommunikative Mittelpunkt, das Zeichen, das sich alle merken können? Die Luxemburger haben sich in ihrer Hilflosigkeit einen blauen Elch gewählt, das hat eine Agentur erfunden: einen Elch, der symbolisch aus dem Wald kommt. Das zeigt doch die ganze Hilflosigkeit.

Darüber sollte man nachdenken.«



Im Dorf im Voralpenland

Rückzug oder Aufbruch? Eine flinke vorurteilsgeladene Legende behauptet, nach der IBA habe sich Karl Ganser frustriert ins Privatleben und dazu in den Süden und in ein kleines Dorf, zudem auf einen Bauern-Hof zum Gärtnern zurückgezogen – also der Löwe in eine entfernte Höhle. Die Legende liegt völlig neben den Tatsachen.

Das Vorurteil hat nicht verstanden, daß die Sphäre, aus der Karl Ganser kommt und in der er lebt, der Boden für seine wichtigsten Ideen war – und weiterhin ist. Sein Bild der Stadt war auch im Ruhrgebiet nicht New York oder Paris, sondern eine überschaubare und menschlich dimensionierte kleinräumliche Szenerie.

Kühnes Stichwort: Landschaft. Für die Stadt-Agglomeration des Ruhrgebietes hat Karl Ganser mit einer Mischung aus naiver sehr starker Intuition, überlegener Intelligenz und frappierendem Mut etwas eingeführt, was nicht einmal Robert Schmidt, der Gründer des Siedlungsverbandes, mit annähernder Kühnheit wagte: die Landschaft. Dieses Stichwort galt noch in den 1980er Jahren im Ruhrgebiet als Verrat der Existenz-Grundlage der Region. Karl Ganser führte das Stichwort ein, nachdem die große Industrie zusammen gefallen war und ihre Brachen nicht mehr neu besiedelt wurden. Es war das beste Stichwort – zur richtigen Zeit. Mit dieser entschiedenen, vitalen Kühnheit kann nur jemand nach

vorn gehen, der eine existentielle Erfahrung der Werte der Landschaft hat.

Wer dafür das Stichwort Idylle zum Diffamieren verwendet, durchschaut nicht, daß es nicht darum geht, ein klischiertes Bild von einer Region (wo das Klischee auch nicht stimmt) in eine andere Region zu transportieren. Sondern erlebte Werte sind ein Impuls, um anderswo Werte in einer neuen Konstellation zu entwickeln.

Zusammenhang. Karl Ganser ist ein exemplarisches Beispiel dafür, wie Mikro und Makro zusammenhängen können. Er schöpft aus seinen persönlichen existentiellen Erfahrungen, bezieht daraus Vorstellungen, schmiedet Ideen für umfangreichere Felder.

Das Mikro setzt ihn auch in die Lage – im Gegensatz zum nachfolgenden ›Projekt Ruhr‹ – in Fällen zu denken – sie nicht zu unterschätzen und ihnen zuzutrauen, daß sie als Exempel über sich selbst hinaus wirken können.

Wahrscheinlichkeiten. Kann man in einer schönen Umgebung wie in seinem weiten Garten denken? – Karl Ganser lacht – und sagt erst mal ironisch: »Ob ich hier viel denke, ist eine Frage. Man denkt vielleicht in einem Eisenbahn-Wagen mehr als hier.« Dann widmet er sich der Frage eingehender: »Die jeweilige Umgebung prägt die Befindlichkeit von Menschen, ihre Seelen – auf eine nicht nachvollziehbare Art. Ich weiß nicht, ob es jemals gelingt, das Wesen oder den Ursprung von Gedanken von Menschen auf irgendetwas zurückzuführen, was man im Sinne der naturwissenschaftlichen Kausalität nachweisen kann. Es funktioniert nicht so, daß jemand in meiner schönen Umgebung sitzt und deswegen über Kirchen so nachdenkt, wie ich soeben über Kirchen nachgedacht habe. Es ist viel komplexer!

Dafür ist natürlich auch der Wahrheits-Beweis sehr schwer zu erbringen. Man kann nur über Wahrscheinlichkeiten reden.« Man kann wohl nur Evidenzen zeigen. Wenn man sie gut beschreibt, dann ist das Wissenschaft.

Stand-Ort. Unvermeidlich entsteht eine Diskussion über Stand-Orte. Denn daraus entstehen Bewertungen – meist mit weitreichenden Folgen. Empirisch läuft dabei auch in akademischen Diskussionen fast nichts ab – es gelten unbefragte und zeitlich weit zurückliegend entstandene Klischees, die die Stand-Orte hierarchisieren: Das Dorf wird diskreditiert – die Megalopolis gepriesen und damit sind ganze Landschaften totgesagt. Das Ruhrgebiet, das nur 20 Kilometer von Düsseldorf entfernt ist, wird gelegentlich wie Sibirien dargestellt.

Meist wird die Standort-Debatte unter dem Aspekt der Wirtschaft geführt. Karl Ganser: »Ich sammle historische Beispiele, wie Unternehmen an scheinbar abseitigen Standorten bestehen. Die Firma Liebherr, steht in Ochsenhausen in Oberschwaben. Der durch seine Kunstsammlung berühmt gewordene Herr Würz hat sein Werk in Künzelsau. Der Wendelin von Boch sitzt mit seinem Welt-Unternehmen Villeroy & Boch in Mettlach an der Saar-Schleife. Der begabteste Flugzeugbauer in Deutschland oder Europa lebt hier gleich nebenan in der Kleinstadt Mindelheim. Wenn man diese Leute daraufhin befragt, warum sie an ihrem Ort sind, sagen sie etwas Verblüffendes, das jedoch zeigt, wie fremd uns oft das Selbstverständliche in einer oft verrückten Welt wird: ›Es gibt keinen Grund, hier weg zu gehen – und zweitens bin ich hier groß geworden.‹

Von daher werden über die großen Städte und die Metropolen Märchen erzählt. Alles Märchen. Ich glaube nicht, daß es in Deutschland noch irgendeinen Ort gibt, der von einem größeren Flughafen weiter entfernt ist als eineinhalb Stunden Auto-Fahrt.«

Beweglichkeit. Von seinem Dorf aus ist Karl Ganser sehr beweglich. In einer

Stunde ist er in München. Ulm ist eine halbe Stunde entfernt. Und er fährt zu den Bregenzer Festspielen.

Die Position im Dorf. Wie ist ein Mann angesehen, der einen so ganz anderen Beruf hat als die Dorf-Bewohner und einen großen Teil seiner Zeit nicht im Dorf verbringt – und, wie der eine oder andere ahnt, irgendwo arbeitet, wovon man nichts Genaues weiß? Und der zudem eine Berühmtheit ist? – Karl Ganser: »Meine Position im Dorf ist insofern unanfechtbar, weil ich ein Kind des Dorfes bin. Ich bin hier groß geworden, war in der Kirche Mess-Diener und ging hier die ersten vier Jahre in die Schule. In die damals einklassige Schule 1 bis 8 – mit einem einzigen Lehrer, alles in einem einzigen Schul-Raum. Daher bin ich keiner, der zugezogen ist. Ich hab mich hier nicht eingekauft. Ich bin einer von hier. Das ist natürlich etwas, was man nicht wegputzen kann.« – Wird Karl



Ganser dennoch als ein seltener Vogel gehandelt? – »Nicht im Sinne: Das ist ein Paradies-Vogel! Dazu bin ich in diesem Anwesen viel zu praktisch tätig.«

Werte-Wandel. »Aber die Meinung, die ich hier vertrete, akzeptieren die Dorf-Bewohner nicht. Ich kann Ihnen die Story unserer Dorf-Linde erzählen. Ich habe einmal versucht, im Dorf einen Werte-Wandel herbeizuführen. Das lief

am Ende auch, – aber dazu mußte ich schließlich sehr autoritär werden. Am Ende habe ich gesagt: Lieber Bürgermeister, da machen wir jetzt erst mal …« Das kennt man auch im Ruhrgebiet von der IBA. Als ich 1987 wieder hierher umzog, hatte man im Dorf gerade die Kanalisation neu gebaut und den Bach in einem dicken Rohr versenkt. Dann habe ich unentwegt gesagt: Jetzt holt doch das Bächle wieder hoch! Aber es gab nicht einen, der das Bächle wieder haben wollte. Es erschien nur lästig.«

Veränderung der Natur. Neben den Veränderungen des Dorfes fällt in seiner Umgebung die Veränderung der Natur auf. Es gibt ein Tal in Nord-Süd-Richtung – in drei Kilometer Breite. Es wurde in der Eiszeit geschaffen. Von den seitlichen Hängen kommen schmale Zuflüsse. Diese Siepen waren häufig bekleidet von Hang-Mooren.

»In meiner Kindheit waren diese Hangmoore wirtschaftlich nicht interessant, das heißt, man hat sie nicht genutzt. Sie hatten dieselbe Funktion wie die Hochmoore im Alpen-Vorland: als Siedlungs-Gebiete von äußerst seltenen Pflanzen. Darunter gab es fleischfressende Pflanzen und verschiedene Orchideen-Arten. Sie haben mich als Kind stets sehr beeindruckt. Das war vermutlich ausschlaggebend, warum ich Biologie studierte. Wir haben in der Nähe zwei von diesen Seiten-Tälern: eines davon war schon in meiner Kindheit zu einem Weiher aufgestaut. Dieser Weiher hatte die Funktion, das Eis für die Eis-Keller der Bier-Brauer zu liefern.

Wenn im Winter das Eis dick genug war kamen die Leute aus dem Dorf mit großen Wald-Sägen – das sind Sägen mit zwei Griffen, mit denen man einst auch die Bäume fällte. Damit schnitten sie – in Lohn-Arbeit – die Eis-Schollen heraus und luden sie auf Schlitten. Die Eis-Stangen waren lang, quadratisch – und teuer. Diese Stangen wurden in den Bier-Keller, der etwa sieben Grad hatte, gelegt. Durch diese kühle Lagerung hielt es bis zum nächsten Winter.

Die Brauereien hatten bis 1947 nur dieses Eis vom Weiher. 1948 war es eine Sensation, als die erste Eis-Maschine aufgestellt wurde. Ich erinnere mich, daß ich mit dem Handwagen nach Krumbach fuhr und eine Eis-Stange holte: Kunst-Eis.

Aber in den 1970er Jahren baggerten irgendwelche Leute die Hang-Moore aus und bauten Stau-Stufen hinein, vermutlich um Fische zu züchten – oder um ein Wochenend-Haus anzulegen. Das waren keine unbedeutenden Leute, auch ortsmächtige Architekten, denn sie ließen eine riesige Anlage entstehen – es war die erste umfangreiche Natur-Zerstörung. Zerstörung, um sich mit einem Block-Haus in die Natur zurückzuziehen. Also ein verrücktes Natur-Verständnis: daß man Natur kaputt macht, sie künstlich gestaltet, um in der Natur zu sein. Das hat mich sehr gestört. Aber die Reaktionen darauf sind immer: Was soll's?«

Struktur-Wandel. Die Idylle der Region täuscht. Hier gibt es seit 150 Jahren einen ständigen Struktur-Wandel. Man kann in der Struktur die Bilder mit denen des Ruhrgebietes vergleichen. »Man muß sich vorstellen, wie es hier einst aussah: Dieses riesige Feld war vor 30 Jahren aufgeteilt in zig einzelne Parzellen. Als es noch hundert Mal soviel Landwirte gab wie jetzt, hatte jeder einen kleinen schmalen Streifen.

Dann kam die Flurbereinigung und hat ein bißchen zusammengelegt, aber inzwischen spielen die Eigentums-Grenzen überhaupt keine Rolle mehr. Ein einziger hat alles gepachtet. Von unseren einst 40 Landwirten im Dorf gibt es noch zwei.«

Das ist der rasanteste Struktur-Wandel, den man sich vorstellen kann. Noch rasanter als in der Industrie. »Er führte zu einer extremen Vereinfachung der Landschaft.«

Perspektiven? »Spannend wird die Situation nach 2010, wenn die Europäische Union die Subventionen für die Landwirtschaft drastisch runterkürzt. Dann werden die Großen nicht weiter bestehen können, denn sie arbeiten zwar hochrationell, aber ihr Ertrag und Einkommen sind zu 90 Prozent subventioniert.

Wenn sie um 30 Prozent gekürzt werden, sind sie nicht mehr existenzfähig. Große Betriebe mit einem hohen Maschinen-Besatz, mit einem sehr hohen Kapital-Einsatz und einer sehr hohen Fremdfinanzierung sind konkursgefährdet – in ähnlicher Weise wie klassische Industrie-Unternehmen. Es wird sehr viele Konkurse geben.

Dann ist die Frage, ob es daraufhin noch größere gibt, die alle diese Konkurse wieder einsammeln. Oder: ob riesige Brachen entstehen, in denen sich eine neu strukturierte kleinere Landwirtschaft wieder aufbauen kann. Es wird vermutlich Leute geben, die sagen: Ehe ich nichts tue, nehme ich mir zehn Hektar und mache etwas daraus.

Es gibt nie eine Entwicklung, die endlos läuft, – so lange bis einer alles bewirtschaftet. Sondern es kann sein, daß die wenigen Großen nach 2010 Stück für Stück zusammenbrechen und daß es dann erst einmal ein Nichts gibt.

Dann werden es eher Städter sein, die sich neu aufbauen. Denn auf dem Land ist dann keine Tradition mehr da. Der heutige Bauer ist kein Bauer mehr, sondern ein Maschinist. Er kennt das Feld nur aus zwei Metern Höhe – von seinem Traktor oder Mäh-Drescher aus.«

Was ist das für eine Ökonomie, die auf diesen brüchigen Fundamenten aufgebaut ist! Die Leute, die daran drehen, denken nicht weit.

»Dann könnte es vielleicht sogar so etwas wie Feld-Besetzung geben«, sagt Karl Ganser, » – wie wir es von Haus-Besetzungen kennen. Das heißt: Leute greifen sich von der Brache ein Stück und sagen ›Hier bin ich – hier bleibe ich.‹«

Mangel an Ästhetik. Es konnte bereits deutlich werden, daß Karl Gansers Dorf neben der Idylle auch erhebliche Konflikte beinhaltet. »Da läuft ein ganz simpler Bach.« Karl Ganser zeigt ihn anschaulich. »Anstatt über den ganz simplen Bach für den Radweg eine ganz simple Brücke zu bauen, machen sie erstmal ein Spiral-Rohr rein, dann mauern sie das ab und dann versehen sie dies mit einem unsäglichen Holz-Geländer – anstatt den Bach Bach sein zu lassen und eine schöne Brücke drüber zu bauen. Und dann ist das topographisch auch noch so angelegt, daß man eine Leitplanke einsetzt, anstatt wieder ein Brücken-Geländer anzubringen.

Da frag ich mich immer, wie man auf so etwas kommt. Wenn ich mit den Leuten darüber rede, sehe ich: Es stört keinen, es stört wirklich keinen. Das heißt: es gibt überhaupt kein ästhetisches Bewußtsein. Zwar sagen die Leute ›Wenn du das so sagst, das hat was für sich‹, aber wenn ich zu reden aufhöre, haben sie es schon vergessen. Und sie fühlen sich nicht betroffen.«

Bau-Kultur. »Was die Rolle von Ästhetik, und als Unterfall der Ästhetik die Bau-Kultur in dieser Gesellschaft anbelangt, das macht sehr, sehr, sehr nachdenklich.« Er skizziert zwei Szenarien: »Entweder man läßt alles laufen – oder man sucht einen Weg, der gnadenlos elitär ist. Das heißt, es kommt irgendein Oberbaurat der Baubehörde, der sagt: ›Ich mach das einfach schön.‹ Doch wenn kein solcher da ist, dann wird es eben nicht schön gemacht.

Aber ich glaube nicht, daß es dazu eine Bewegung von unten gibt. Ich halte das inzwischen für ausgeschlossen. Für Denkmäler kann man immer noch eine Bewegung in Gang setzen. Aber für das, was a priori neu entsteht, gibt es entweder eine Konstellation, daß es gut wird,

oder es wird schlecht. Aber es gibt da keinen Bedarf von unten.«

Gibt es denn noch unten? – »Doch! Wenn ich mit den Leuten aus dem Dorf rede – mehr unten geht nicht.« – Unten und unten ist unterschiedlich. Das Volk unterscheidet sich von seinen Oberen nicht. Gibt es nur die vernünftigen kleinen Minderheiten, die mal oben, mal unten und quer durch da sind? – »Ja klar.«

Die Dorf-Linde und ihr Platz. »Es war ein höchst umstrittenes Unternehmen, in der Mitte des Dorfes der Linde wieder einen Platz zu geben. Daß dies gestalterisch einigermaßen gelungen ist, so wie sie hier steht, hängt ausschließlich damit zusammen, daß ich der Gemeinde einen Architekten in den Pelz gesetzt haben – über eine Ausschreibung. Wohlwissend, daß dieser Architekt die Ausschreibung gewinnt. Sonst hätten sie irgendeinen genommen: das Ergebnis wäre grausam geworden. Im Nachhinein finden die Leute es ganz schön, – aber wenn es anders geworden wäre, würde es sie auch nicht stören.«

Der Brunnen. »Über den Brunnen in der Mitte des Dorfes haben sie im Gemeinderat ewig lange geredet. Ich hab den Leuten immer gesagt: ›Macht einen einfachen Brunnen und nehmt dasselbe Material, das auf dem Boden liegt.‹ – Nein, man kaufte einen Fertig-Brunnen. Er war mit Sicherheit genauso teuer. Aber den fanden die Leute schön – doch er paßt einfach nicht auf den Platz.«

Der Garten der Schule. »Der Schulgarten hat eine Bepflanzung mit Rosen und sonst was gehabt – immer. Und ein örtlicher Schlosser baute den Original-Zaun nochmal nach. Aber dann setzte man diese Einrichtung dahin ...!«

Das alte und das neue Haus. Karl Ganser zeigt ein Haus: »Darin lebt ein junger Mann, ein Hilfsarbeiter auf dem Bau. Er ist in diesem Haus groß geworden. Lange Zeit wohnte er darin mit seiner Mutter. Die Mutter starb – seither steht das Haus leer. Dann riß der junge Mann den Stadel ab und stellte sich dort, wo der Stadel stand, ein neues Haus hin. Jetzt wohnt er da drin – ist hoch verschuldet, weil ein Bau-Hilfsarbeiter es gar nicht bezahlen kann. Wenn er von heute auf morgen arbeitslos wird, gehört das Haus der Bank. Es war nicht möglich, dem Mann klarzumachen, daß er mit ein paar Handgriffen sein altes Haus herrichten kann – für seine Zwecke.«

Da kommt man aus dem Ruhrgebiet und denkt, in Bayern ist alles so schön ... – Karl Ganser: »Der Unfug in der Welt ist überall gleich.« – Sein Haus ist ein Gegen-Beispiel: gut erhalten. Auch alles sogenannte Moderne ist integriert – mit Respekt. Er lacht: »Zu meinem Haus sagen die Leute: ›Das hast *du* schön gemacht, – aber so wollen *wir* es nicht haben.«

Der Garten. In der mittelalterlichen Stadt breitete sich die Landwirtschaft vor der Stadt-Mauer aus. In der Industrie-Stadt gab es die Armuts-Viertel. Sie hatten wenig Grün. Seit 1880 entstanden die Bürger-Parks. Um die Arbeits-Kraft zu regnerieren, wurden Volks-Parks gebaut. Dann entstand die Schrebergarten-Bewegung. Dadurch erhielten Familien ihren eigenen Garten. Es gibt auch heute noch viele Leute, die einen Schreber-Garten haben.

»Ein richtiger Schreber-Gärtner geht jeden Tag in seinen Garten. Er fährt keine vier Wochen in Urlaub. Er ist in seiner ganzen Lebens-Weise sehr ortsgebunden. Ein altes Sprichwort sagt: ›Ein Garten will jeden Tag seinen Gärtner sehen.‹ Früher hatte im Dorf jedes Fenster Blumen, – so wie wir. Die vielen Blumen müssen jeden Tag einmal, und wenn es heiß ist, sogar zweimal gegossen werden. Das ist den Leuten zuviel Arbeit – oder sie sind inzwischen auch häufig weg.«



Wohn-Haus und Garten

Die Gegend. Karl Ganser ist zuhause im Voralpenland.

Die Dörfer, die sich dort ausbreiten, strahlen heute Wohlhabenheit und Gediegenheit aus. Das war nicht immer so.

Ein weites Tal. An beiden Seiten der flachen Auen-Landschaft gibt es ein Dorf – westlich Breitenthal und östlich Nattenhausen.

Beide kleinen Orte markiert jeweils ein hoher Bau und angefügt ein noch höherer Turm – eine Kirche. Sie sind Symbole einer jahrhundertelangen Kultur. Seit einem halben Jahrhundert hat sich deren Bedeutung stark relativiert.

Vier Kilometer entfernt liegt die kleine Stadt Krumbach.

An der Ost-Seite des Tales breitet sich das kleine Dorf Nattenhausen aus, in dem Karl Ganser einen erheblichen Teil seiner Lebens-Zeit zubringt.

Einst sah es hier anders aus. In den Zeiten, wo es von der Landwirtschaft lebte, war das Dorf arm. Eine idyllische Vorstellung vom Land, im 20. Jahrhundert propagandistisch weit unter Städtern verbreitet, überdeckt, daß die Verhältnisse auf dem Land seit Jahrhunderten krisenhaft waren. Lange Zeit tobten dort Kriege – in der Form, daß sich die Heere auf dem Durchzug, weil sie keinen organisierten Nachschub kannten und hatten, durch Ausplündern der Bauern versorgten – mit Mord und

Totschlag versorgten. Dieses kollektive Unglück konnte oft jederzeit hereinbrechen. Hingegen fühlten sich die Städter etwas sicherer – hinter ihren Stadt-Mauern.

Schon im 19. Jahrhunderten erleidet das Land eine Globalisierung: Getreide wird in Übersee rationeller produziert und durch günstige Schiffs-Transporte billig auf die städtischen Märkte geworfen. In Wellen verlassen die Ärmsten, die Heuerlinge und Knechte, das Land und wandern in die industrialisierenden Städte ab.

Heute arbeiten im Dorf nur noch wenige Menschen in der Landwirtschaft. Einige fahren zur Arbeit nach Ulm. Andere sind in Dienst-Leistungen tätig. Manche hören mit 40 auf und werden dann von der Familie durchgezogen.

Der Lebens-Standard liegt auf einem niedrigen Niveau. Die Leute sind selbstgenügsam. Vieles entsteht nicht durch Geld, sondern durch eigene Arbeit, auch durch Tausch. Man kann studieren, wie kleine Kreisläufe und Anreicherungs-Prozesse durch Orts-Stabilität wirtschaftlich sinnhaft funktionieren.

Wir fragen im Dorf nach Karl Ganser und erhalten die Antwort: »So eino kennt ma!« Knappes Hand-Zeichen: »Hinter der Kirche. Kleines Sträßle.«

Es gibt einige schöne alte Häuser.

Eine riesige Dorf-Linde markiert die Mitte des Dorfes. Jahrhundertelang wurde dieser rituelle Punkt von einem Baum bezeichnet, erst spät von einem Gebäude, dem Gemeinde-Haus.

Das Handbuch der Kunstdenkmäler, »der Dehio« schreibt: »Pfarrkirche St. Urban. Stattliche frühklassizistische Anlage … nach den Seiten erweiterter Saal … flache ovale Kuppel. Deckengemälde von Konrad Huver 1786. An den Wänden mehrere Bildwerke von meist guter Qualität (wohl aus [der Abtei] Roggenburg [durch deren Säkularisierung hierher gekommen]).«

Vor der Kirche: ein kleiner Platz mit einem Brunnen.

Der Pfarrer weist den Platz für sein Auto durch ein eigenes Park-Schild aus.

Empfang. Wir biegen in eine kleine Stichstraße ein. Nach etwa 200 Metern steht am Ende eine Schreinerei. Dieser Bereich war einst das Gewerbe-Viertel des Dorfes. Mit einer Schreinerei und einer Schmiede.

Karl Ganser kommt gerade aus dem Wald. Jetzt sieht er so aus wie man sich einen Wald-Arbeiter vorstellt.

Aber er sagt: »Ich bin gestern erst zurückgekommen – aus Guatemala.«

Zwei Welten.

Der Meister der knappen Darstellung erzählt – kurz, geradezu in Stichworten. Jeder Satz steht als ein Symbol für ei-





nen umfangreichen Kontext. »Die USA beherrschen die Welt – mit McDonalds. Die Konzerne haben einheimische Vasallen. Und die Leute machen mit – durch McDonalds.«

Dann tischt er Kaffee, Kuchen und ein Glas Wein auf.

Die Szenerie. Karl Ganser und seine Frau haben sich mit einer außerordentlich schönen Szenerie umgeben. Ein Bach und ein kleiner Teich. Eine Terrasse aus Brettern. Alles wirkt räumlich. »Ist das nicht schön: der Birnbaum im Wiesenschaum und mit dem Löwenzahn dazwischen!«

Ich denke an meinen Freund Tonino Guerra, den italienischen Dichter, der die Drehbücher für die Filme von Fellini und Antonioni schrieb – ich habe von ihm einen existentiellen Satz im Ohr und finde ihn in Karl Gansers Freude überraschend wieder: »Ich bin ein Bewunderer.« Der alte Sokrates hatte gesagt: »Das Staunen ist der Anfang der Philosophie.«

Ich vermute, daß angesichts der faszinierenden und ausgreifenden Rationalität dieses Mannes der existentielle Grund dafür den meisten eher verborgen bleibt – aber hier, im privaten Bereich wird er sehr deutlich.

»Wenn ich das erhalten will«, sagt Karl Ganser – und denkt mit der Bewunderung zugleich ein weitreichendes Problem durch, »setzt es voraus, daß ich mit meinem Rasen-Mäher gezielt umgehen muß. Dies muß ich jetzt erst mal stehen lassen – bis Ende Juni. Sonst ist es im nächsten Jahr nicht mehr da. Aber im Juli kann ich nicht mehr mit dem Rasen-Mäher, sondern nur mit der Sense arbeiten – weil die Wiese dann zu hoch gewachsen ist. Ein normaler Mensch würde alles ummähen. Aber der wird sich wundern: Im nächsten Jahr hat er nichts mehr. Denn das Ummähen dünnt sofort den Rasen aus.

Die Sensen-Arbeit war eine schwere Arbeit. Die haben früher die Erwachsenen gemacht, ich bin ja in die Schule gegangen. Selber gesenst hab ich damals nicht. Aber das lernt man später.«

Haus-Typ. Karl Ganser erklärt den Typ seines historischen Gebäudes. »Im 18. Jahrhundert wurde überall in der gleichen Weise gebaut. Es ist unbekannt, von wem dieses Haus entworfen wurde. Es steht quer zur Straße. In einfachem Fachwerk konstruiert. Zwei Geschosse hoch. Ein langes steiles Sattel-Dach.

Unten im Westen liegt die Küche, im Osten das Eltern-Schlafzimmer, im Westen die Zimmer für die Kinder. Hinzu kommen acht Schlaf-Zimmer für die Dienstboten. Jedes ist sehr klein. Sie liegen über dem Kuh-Stall. Das gab einst Wärme.«

Im Kuhstall ist alles geblieben, wie es war, sauber gemacht, aber nicht verändert. Karl Ganser hat dazu eine Sauna eingebaut. »Hier wie überall beließen wir so viel wie möglich – wir machten den historischen Zustand ablesbar.«

»Ich habe unglaublich viel Raum …«, sagt er – aber dann überrascht er sich selbst: »… aber eigentlich nur zwei Zimmer. Das Glas-Zimmer [Winter-Garten] und das Kamin-Zimmer.«

Er führt uns zwei Treppen hoch in den weiten und hohen Dach-Raum. Als Wärme-Dämmung benutzte er Schafwolle.

In einem Teil des weiten Raumes hat er sein Büro eingerichtet. Mit einer Schlaf-Gelegenheit – wenn es spät wird und er seine Frau nicht wecken möchte.

»Ich wollte das Dach des alten Hauses nicht durch Dach-Ausbauten stören, daher setzte ich zwei schmale Streifen aus Glas-Ziegeln ein, die kaum auffallen und ein schönes Licht geben.«

Farben. »Das ganze Haus hat keine Farbe – außer Weiß und Grün.

Im Gebäude-Komplex fällt ein niedriger Anbau auf. Karl Ganser erklärt seine andere Farbigkeit: »Vor zwei Jahren waren wir in Taiwan. Dort faszinierten mich die Tempel. Vor allem die Farbe der Tempel gefiel uns. Die beiden Leitfarben

der Tempel sind ein Blau und ein Rot. Ich versuchte, sie genau nachzubauen. Dies probierte ich aus, als ich vor dem Problem stand, das alte Eisen-Lager der Schmiede wieder aufzubauen oder es abzureißen. Da haben wir uns zwei Häuschen gebaut – einfach so. Sie sind eine Art Orangerie. Hier stellen wir im Winter die nicht winterfesten Pflanzen auf, so daß Oleander, Geranien und Fuchsien überwintern können. Die Farben sind natürlich ein Stil-Bruch. Aber eine touristische Reminiszenz – ein Mitbringsel.«

Der Wintergarten. Auf der Pergola des Wintergartens breiten sich üppig Wein-Stöcke aus. Sie tragen eine blaue und sehr aromatische Traminer-Traube. »Ab August können sie geerntet werden. Man kann sie auch gut essen.«

Das Glas-Haus. Die großartige Szenerie erhält eine weitere Wendung: Ein Glas-Haus erscheint. – »Alles an diesem Glas-Haus ist Abfall-Material.« – Wie kommt man daran?

»Nebenan wohnt mein Cousin. Er war bis vor kurzem Solist bei den Münchner Philharmonikern. Dessen Schwiegersohn hat ein Bau-Unternehmen, das Umbauten macht. Da fallen immer viel Materialien an. Er hat mir die ganzen Fenster angeschleppt. Sie sind geschenkt, weil die Entsorgung teuer geworden wäre, daher fuhr er sie lieber hier her. Viele Leute schmeißen die Holzfenster raus, weil sie Alu-Fenster haben wollen. Und da dachte ich mir: Ich baue sie da rein!«

Ställe. »Wir haben viele Hühner. Sie legen mehr Eier, als wir essen können.« Die Schar von frei laufenden Hühnern ist zur Zeit wegen der Vogelgrippe eingesperrt. Da Karl Ganser das nicht mag, ging er das Gebot mit der ihm eigenen Schlauheit an: Er baute lange Korridore mit Draht-Gittern und verschiebt sie nun von Zeit zu Zeit über dem Gras.

Hinter der Vogelgrippe vermutet er zwei mächtige Interessenten-Gruppen: »Die Käfig-Halter wollen die Konkurrenz ausschalten.« Und die Pharmazeutische Industrie macht damit ein riesiges Geschäft. »Da haben die Leute in der ganzen Welt ein teures Mittel gegen Vogelgrippe verkauft. Die Wissenschaft bekam viele Forschungs-Gelder. Aber es ist wahrscheinlich, daß es dieses Grippe-Virus auf der ganzen Welt seit ewigen Zeiten gibt. Die Geschichte erscheint uns nur deshalb neu, weil wir bisher die Vögel nie untersucht haben.«

Zisterne und Recycling. Ein Teich. »Meine Recycling-Station.«

Fulminant kommt eine Dach-Rinne herunter. »Das Wasser des gesamten Daches rauscht durch dieses Rohr da rein. Da ist was los in dieser riesigen Zisterne! Sie speichert das Wasser. Das ist gut, wenn es im Sommer trockener wird und die Regen-Tonnen nicht ausreichen. Wir brauchen hier sehr viel Wasser. Und Wasser ist teuer. Der Kubikmeter kostet fünf Euro.

Das Regen-Wasser auf dem Terrain zu halten, ist auch eine ökonomische Investition – abgesehen davon, daß es einfach schön ist, wenn man dem Regen zuguckt …

Auf dem Teich dauert es noch vier Wochen, dann sind die Seerosen aufgeblüht. Sie bleiben es bis September.

Der Teich ist auch für die Sauna da. Man kann sich richtig hinein legen. Er hat schönes weiches Wasser. Im normalen Winter kann man ins Eis-Wasser gehen.«

Die Szenerie ist phantastisch schön. Das Wasser – die Bretter vor dem Wasser – und was dahinter sich entwickelt – alles sehr räumlich.

Die Schmiede. Nebenan gibt es eine Werkstatt: eine Schmiede. Sie war ein Nebenerwerbs-Betrieb – nach der Arbeit auf dem Land war in diesem großen Raum der Onkel tätig. Es sieht aus wie vor 30 Jahren – als sei der Schmied einen Augenblick weg gegangen und komme

gleich zurück. Wir sind fasziniert: Der konkrete Raum mit den konkreten Dingen, bis ins letzte Detail authentisch, ist als Erinnerung zur verblüffenden Gegenwart geworden.

Umbau. »Solar-Energie … Die Vorder-Seite des Bauern-Hauses, die sich an der Straße präsentiert, bleibt völlig ungestört. Und auf der anderen Seite wird einfach ein blaues Segel gespannt. Die Fläche ist groß genug, um zumindest soviel Strom zu erzeugen, wie man hier verbraucht.«

Bauer, Gärtner, Handwerker. Karl Ganser war von klein auf in vielen Situationen tätig. Er versteht sich auf mehrere Handwerke. Daher bewegt er sich gern und viel. So arbeitet er seine Vitalität aus. Dann überrascht er uns mit einem Satz: »Ich bin in erster Linie Handarbeiter – und dann erst Kopfarbeiter.«

Bahama-Strand. »Zum 60. Geburtstag bekam meine Frau einen Bahama-Strand. Eine Wind-Abschirmung und eine große Kiste mit feinstem Quarz-Sand, den man sonst zum Sandstrahlen braucht.«

Das Haus. Karl Ganser ist als Kind in diesem Haus aufgewachsen. 1987 kehrte er hierher zurück. »Kein anderer Erbe wollte das Haus haben. Da haben wir es genommen.«

Gärten. Um das Haus herum breiten sich drei Gemüse-Gärten aus. Alle sind mit Streifen von Blumen durchsetzt.

Alle Fenster am Haus haben Blumen-Kästen mit Geranien. Sie müssen täglich zweimal gegossen werden – morgens und abends. Lachend sagt er: »Du mußt immer da sein. Meine Frau mußte wegen dieser ganzen Landwirtschaft zu Hause bleiben.«

Auch er ist aus Leidenschaft Gärtner. Daher nahm er in der IBA-Zeit fast nie einen Termin am Wochen-Ende an: weil er im Garten arbeiten wollte.

Pflanzen. »Ich denke, daß im Garten die Farb-Welt aus der Kindheit wieder hoch kommt.« Er führt uns kreuz und quer durch die Pracht der vielen Blumen.

»In den Bauern-Gärten gab es immer eine Leitpflanze: die Zinnie – mit sehr kräftigen erdigen Farben. Ein dunkles Gelb und ein dunkles Rot und ein kräftiges Orange – in Kombination mit den Herbstastern, die sehr viel stärker den Karmin-Einschlag haben. Also: das Rosarot, das Karminrot, das Blau und das Weiß – das war die typische Farb-Mischung. Deswegen pflanze ich das immer nach. Es wird kombiniert mit der Stockrose oder der Bauernrose, die eine sehr mächtige Pflanze ist.

Sie alle sind einjährige Pflanzen. Mit dem Problem: Man muß im Herbst die Samen wegnehmen, im Frühjahr wieder einsäen und wieder neu pflanzen. Das ist ihr ständiger jährlicher Rhythmus.

Hingegen wird der Stauden-Garten einmal angelegt und dann mit Rindenmulch abgedeckt, damit man keine Arbeit mit dem Unkraut hat.

Mit den einjährigen Pflanzen entsteht eine sehr viel intensivere Auseinandersetzung.«

Vielfalt des Gartens. Vielfalt ist das Prinzip aller Gärten. Das Grundstück ist aufgeteilt: Insgesamt gibt es zwölf Bereiche. In jedem Garten findet immer alles statt. Stets gibt es eine Blumen-Bepflanzung. Und immer auch eine Gemüse-Bepflanzung.

»Dort stehen Kirschtomaten, – sie schmecken sehr süß. Drüben: langer Paprika. Dann kommt hier wieder die typische Mischung von Zinien, Astern und Sonnenblumen. Und dort im vorderen Teil des Grundstücks – das habe ich sonst nirgends – die Rose. Die Rose ist die kultivierte Pflanze. Normalerweise hat der Bauern-Garten keine Rose – mit Ausnahme der sogenannten Bauernrose. Sie blüht aber nur einmal im Jahr 14 Tage.«

Blumen, Gemüse, Bäume. Er zeigt »eine nicht-heimische Pflanze. Ich habe sie aus Westfalen mitgebracht: den Grün-

kohl. Es ist nach wie vor schwierig, in unserer Gegend eine Grünkohl-Pflanze zu bekommen. Hier steht der Rosenkohl, dort der Endivien-Salat. Dann: der Weißkohl. Und: der Rotkohl. Das ist Gemüse, das man im Winter wirklich braucht.

Wir haben alle Sorten von Beeren: Brombeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, Erdbeeren. Das heißt: wir haben eine durchgehende Beeren-Zeit ab Ende Mai bis Mitte September.

Dort steht ein Teil der Tomaten-Pflanzen. Dann folgt etwas, was ich in meiner Kindheit noch nicht kannte: der Paprika. Als ich klein war, wußte man nicht mal, wie man Paprika schreibt.

Hier stehen Riesen-Sonnenblumen. Dieser Nußbaum ist nun über 15 Jahre alt. Ich habe ihn gepflanzt, als ich herkam. Er ist ein Beispiel dafür, daß manche Bäume sehr schnell wachsen. Das da ist eine Mispel – eine Frucht, die jetzt wieder in Mode gekommen ist.

Die Obstbäume waren in meiner Kindheit schon so groß. Ich nehme an, daß sie ins achtzigste Jahr gehen. Sie tragen immer noch. Wenn ein Baum zuviel trägt, trägt er im nächsten Jahr nichts: weil er sich erholen muß. Diese Bäume blühen fantastisch. Ich habe eine Beziehung zu alten Bäumen.«

Karl Ganser zeigt eine Frucht. »Das sind kleine Zäpfchen. Die weiblichen Blüten sind große Zapfen. Man kann vermutlich in Hunderten von Kilo oder in Tonnen ausdrücken, was an Blütenstaub rausgeworfen wird. Und das macht diese Pflanze alle vier Jahre.«

Die Bäume leben lange Zeit, aber nicht ewig. Da wäre es gut, für eine kommende Generation zu sorgen. Daher habe ich angefangen, für die Nachwelt Bäume zu pflanzen – genau so wie es meine Vorfahren machten. Ich werde nicht erleben, daß die Lärchen und die Fichten groß sind – das wird alles nicht für mich sein – das ist für die nächsten. Da draußen verdoppelte ich die Reihe der Tannen. Und zum Garten hin habe ich eine weitere Reihe von Bäumen gepflanzt – Lärchen.«

Das Wasser. Karl Ganser führt uns durch die Wiese und über eine kleine schmale Brücke auf die andere Seite des Baches. »Er hat jetzt kein Wasser, ist trocken, – es hat acht Wochen lang nicht geregnet. Wenn wieder Wasser kommt, pumpe ich es hoch in ein Becken – und verteile es auf dem Gelände – jeden Tag brauche ich etwa 200 Gießkannen. Aber normalerweise reichen auch die 15 Regen-Tonnen aus, die am Haus stehen.«

Die Baum-Reihe. Ironisch beklagt er: »Die Straßenbauer legten am Rad-Weg keine Bepflanzung an. Dafür hatten sie kein Geld, obwohl sie eine Million für das Straßen-Projekt ausgaben. Daher machte ich am Rad-Weg entlang – auf meinem Grundstück – eine Pflanzung: zwei Reihen Bäume. Ich wollte ihnen zeigen, wie man so etwas anlegt.« Er lacht.

»Dort außen steht eine Reihe Birken, und da innen eine Reihe Bergahorn. Ich stelle mir die Färbung des Laubes vor: Die Birke hat ein ganz helles Grün und der Bergahorn färbt sich goldbraun.

Dahinter, in der nächsten Reihe, pflanzte ich neben Fichten die heimische Tanne. Sie hat den Nachteil, daß sie sehr langsam wächst.«

Wald und Holz. Die Dorf-Bewohner besitzen noch wie in Jahrhunderten einen Gemeinschafts-Wald. Es gibt 21 Anteile. Jede der alten Familien erhält eine bestimmte Menge Holz zugeteilt.

»Wir heizen nur mit Holz«, berichtet Karl Ganser – im Kamin. Diese Wärme verbreitet sich im ganzen bewohnten Haus.

Zum 50. Geburtstag schenkte jeder Gast dem Hausherrn eine Kachel. Er ließ dann die Namen der Geber eingravieren.

Wie Holz durch die Hand geht. »Hier liegen 30 Kubikmeter Holz. Das ist

ein bißchen mehr als das Holz, das ich in einem Winter mit meinem Cousin zusammen verbrenne.

Ich habe mal nachgerechnet, wie oft ich das Stück Holz in die Hand nehme, bis ich meine Wärme im Ofen hab und das Holz zu Asche verwandelt ist. Es beginnt damit, daß wir im Wald selber pflanzen. Dann Bäume fällen, klein sägen, aufschichten, das Holz nach Hause fahren, es sägen und spalten. Es muß wieder aufgeschichtet werden. Dann bleibt es drei Jahre liegen. Mit der Schub-Karre wird es ins Haus geholt. Man muß es in die Hand nehmen und in den Kachel-Ofen legen. Der letzte Handgriff: die Asche aus dem Ofen herausholen.

Also: an die fünfzehnmal nimmt man ein Stück gespeicherte Wärme in die Hand. Das ist Arbeit – aber damit hat man einen völlig anderen Bezug zur Wärme und zur Energie. Auch im Hinblick auf den Genuß von Wärme. Wenn jemand eine Zentralheizung hat, dreht er bloß auf und zu – fertig.«

Energie-Bilanz – anders. »Die Fenster sind uralt. Uralt für ein Holz-Fenster heißt: so etwa 50 Jahre. Vor 15 Jahren stand ich vor der Entscheidung: Sollte ich die Fenster weg werfen und durch neue, einigermaßen wärmedichte Fenster ersetzen? Ich habe die alten Fenster aufgearbeitet – um den Preis, daß, wenn im Winter ein richtiger Luftzug weht, sich die Vorhänge ein bißchen bewegen.

Trotzdem ist die energetische Bilanz nicht schlecht. Ich heize das ganze Haus nur mit dem Kachel-Ofen: Daher habe ich ein immenses Temperatur-Gefälle. Wo der Kachelofen steht, ist es zwischen 25 und 30 Grad warm. Das ist die Temperatur einer Wärme-Sauna. Aber hier schwitzt man nicht, – weil der Kachel-Ofen Luft anzieht – und dann seine Wärme über das ganze Haus verteilt. In den oberen Stockwerken habe ich nur acht Grad. Damit muß man auskommen. Die Energie-Bilanz ist die gleiche, als wenn ich ein wärmegedämmtes Haus hätte.

Erneut kommt mir eine Kindheits-Erinnerung: Wir hatten einen Herd – auf ihm wurde gekocht, und die Wärme, die dabei abfiel, heizte das Haus.

Die Bereitschaft, ein großes Temperatur-Gefälle zuzulassen, setzt voraus, daß man keine Angst vor Kälte hat – und nicht vor Hitze. Aber: Die hochgedämmten Häuser, die heute nach Wärmeschutz-Verordnungen so gut wie keinen Luft-Wechsel mehr haben, sind bei keiner Temperatur wirklich verträglich.«

Das Klima. Draußen stellt Karl Ganser fest, daß sich der Wind gedreht hat. Erneut überrascht er die Gäste mit Kenntnissen, die inzwischen ungewöhnlich sind: »Bis vor einer Stunde hatten wir ein Hochdruck-Gebiet. Dann drehte sich der Wind innerhalb von einer Stunde von Osten nach Westen. Und nun kann man sich ausrechnen: In der Nacht regnet es, und wenn wir morgens aufstehen, ist alles ganz klar.

Tiefdruck-Gebiete kommen relativ schnell. In dieser Gegend immer von Westen. Das hat nichts mit den Alpen zu tun. Es gibt im Norden der Halbkugel generell eine Westwind-Richtung. Und im Rahmen dieser Driften werden Hochdruck-Gebiete und Tiefdruck-Gebiete transportiert.

Manchmal bleiben diese Gebiete relativ lange stehen. So in Rußland im Winter die Hochdruck-Gebiete. Aber wenn sich ein Hochdruck-Gebiet dann wieder bewegt, kommt als nächstes ein Tiefdruck-Gebiet. Dieses Tief hat den großen Vorteil, daß es nicht kalt wird.

Es gibt Pflanzen, die die Nacht-Fröste nicht mögen.«

Karl Ganser beschäftigt sich viel mit dem Wetter – in analytischer Weise.

»Wir haben Hochdruck. Jetzt sammelt sich in den tief gelegenen Teilen des Alpenvorlandes, also an der Donau und in den angrenzenden Regionen, die Kalt-

luft. Wenn die Sonne nicht sehr kräftig ist, kann sie tagsüber nicht aufgelöst werden.«

Ungewöhnlicher Besuch. Das Dorf liegt nicht so weit ab wie es scheint, und ist nicht einsam. »Morgen kommt Karl Ludwig Schweisfurth zu Besuch«, sagt Karl Ganser.

Vom Bleiben. »Wenn man so ein Anwesen hat, kann man nicht mehr weg – nicht mehr ein paar Wochen nach Amsterdam oder in die Toskana reisen. Das geht nicht. Man kann so ein Anwesen nie länger als eine Woche verlassen. Der Bauernhof macht soviel Arbeit, daß ich keine Vertretung bekomme, um mal länger zu verreisen. Keiner will die Verantwortung übernehmen.

Ich habe 22 Fenster – mit 22 Geranien-Kästen. Sie müssen morgens und abends gegossen werden. Und vieles mehr. Es ist alles kompliziert. Sie kriegen niemanden, der es verwaltet. Das ist derart viel Arbeit … Und dann haben alle Angst, daß sie etwas falsch machen.«

Karl Ganser bleibt stehen und sagt nach einigem Nachdenken energisch: »Wir wollen auch gar nicht weg.

Mit diesem Anwesen haben wir eine bewußte Entscheidung getroffen – mit allen Pflanzen, mit allen Tieren. Wir kommen den ganzen Sommer über nicht weg. Wir gehen jetzt noch mal zehn Tage kurz nach Italien. Das ist schon schwierig. Aber es geht vielleicht noch. Wir haben zwei Personen, die das Anwesen betreuen.

Wenn ich irgendwo ein kleines Haus hätte, könnte ich es auch allein lassen. Aber unser Haus kann man nicht allein lassen – das geht nicht. So war das immer mit den Bauern-Häusern. Die Leute sind nicht weggefahren.

Auf die Pflanzen muß man aufpassen. Ich muß immer obacht geben, daß es nicht zu heiß und nicht zu kalt wird. Ich muß sie über den Winter und wieder zum Blühen bringen. Ich könnte von jeder Pflanze erzählen, wie ich aufpassen muß.«

Intensive Beziehungen. »Die Kamelie da draußen ist eine sehr empfindliche Pflanze. Ich habe eine innere Beziehung zu ihr. Dies wird besonders deutlich, wenn ich sage: ›Sie hat es wieder geschafft! Sie kommt immer wieder.‹«

Dann hören wir die für Karl Ganser typische Vertiefung des Gedankens: »In der Gesellschaft geschieht eine gigantische Vermehrung von Dingen. Das Problem: Ihr entspricht keine Intensivierung von Beziehungen.«

Wir laufen einige Schritte weiter. Karl Ganser fügt einen weiteren Gedanken hinzu: »Ich könnte hergehen und sagen: Wenn die Kamelie kaputt geht, kaufe ich mir eine neue. Oder: Ich hab gar keine und geh in den Botanischen Garten und gucke sie mir dort an. Es muß auch nicht unbedingt eine Kamelie sein.« Aber das ist nicht Karl Gansers Haltung. Ihm geht es konkret um die Pflanzen, die ihn umgeben.

Tiere. Ruth Ganser berichtet: »Für mich war es stets ausschlaggebend, Natur zu haben. Ich wünschte mir immer Tiere. Wir hatten einmal Ziegen. Ich habe sie gemolken. Aus der Milch machten wir Butter, Quark und Käse.«

Im Haus sieht alles nach Wohn-Zimmer aus. Es gibt die Vorstellung, daß es eine warme und geborgene Innenwelt ist, wenn es draußen stürmt.

Wir sehen eine Fülle von kleinen, sorgfältig aufgestellten Dingen. Das eigentliche Wohn-Zimmer ist voll von Figuren aus dem Erzgebirge. Ruth Ganser hat sie zusammen geholt. Auch als Erinnerung an ihre Kindheit in Dresden.

»Meine Frau sammelt«, sagt Karl Ganser. »Ich sammle nicht. Ich finde es schön, daß sie sammelt. Ich selbst würde viel weniger herumstehen haben.«

Ulrich Eckert: »Wenn man einen Karl Ganser im Ruhrgebiet erlebt hat und kennt, wofür er sich einsetzt und wel-

che Künstler er gefördert hat und große Aufträge gegeben hat – und dann in sein Haus kommt und das Wohnzimmer sieht, da würde man nie auf die Idee kommen, daß es das persönlich eingerichtete Wohnzimmer des Herrn Ganser ist.

Ich glaube, da sitzt sogar in einer Ecke eine Hummel-Puppe. Es hat mich immer verblüfft, wie jemand in seinem ganz privaten Umfeld eine völlig andere Dekoration vornimmt wie etwa in dem dienstlich-offiziellen Bereich.«

Sie ist natürlich nicht wenig von seiner Frau geprägt. – »Aber so ganz anders würde er es auch nicht machen«, sagt Ulrich Eckert. »Wenn er Möbel geschreinert hat, dann waren sie auch aus Kiefernholz wie in Bauernstuben und gemütlich …

Karl Ganser hat auch etwas Sentimentales. Weihnachten, Hackbrettmusik, Volksmusik und Singen, Heimatmusik. Da geht er ganz drin auf. Das würde man nie von so einem Menschen denken. Oder sein Garten, seine Blumen, seine Geranien. Da gibt es diese Gefühlsecke in seiner Psyche.«

Die bäuerliche Ader. Karl Ganser ist hier landschaftlich verortet.

»Bäuerlich«, sagt Ulrich Eckert. »Er hat eine ganz starke bäuerliche Ader. Er kommt einem auch entgegen wie ein älterer Bauer. Ein energischer Bauer. Vielleicht kann man sogar sagen: ein Großbauer. Kein ganz kleiner, nicht ein ganz großer. Stolz auf seinen Betrieb: Meine Landwirtschaft habe ich im Griff. 40 Milchkühe.«

Und Holz macht er selber. – »Das läßt er machen. So schlau ist er schon.«

Kochen und essen. Wir gehen in die geräumige Wohn-Küche. Karl Ganser überrascht uns erneut: »Ich koche jeden Abend. Denn abends will ich ordentlich essen. Ich war dies ein Leben lang gewöhnt, weil ich immer von zu Hause weg war. Daher ging ich abends zum Essen. Da habe ich meist mit irgendjemandem etwas besprochen. In einem einigermaßen anständigen Restaurant. Ich habe noch nie bei McDonald gegessen. Zum Abendessen nahm ich mir immer Zeit und gab dafür auch Geld aus. Und da wir auch hier mittags nicht essen, wird am Abend gegessen.

Meine Frau fühlt sich da überfordert. Sie sagt: ›Ich will aber nicht jeden Tag …‹ Und da hab ich es selber gemacht. Das ist ja keine Kunst. Das muß man nicht lernen.« Er lacht und sagt dann in seiner energischen Weise: »Man muß sich nur vorstellen, was gut schmeckt. Und das macht man dann.«

Besuch. Christel Schwarz, Karl Gansers IBA-Chefsekretärin, erzählt – und dabei kommt vieles über die eigentlichen Bewegkräfte der Menschen zu Tage, was nicht aus den Akten hervorgeht.

»Seit es die IBA nicht mehr gibt«, sagt sie, »war ich einmal im Jahr entweder im Sommer oder im Winter zu Weihnachten eine Woche bei ihm zuhause.

Mein allererster Besuch war im Winter. Als ich ankam, sagte Herr Ganser: ›Sie legen sich jetzt dahin auf die Liege beim Kachelofen. Sie hatten eine lange Reise.‹ – ›Gut.‹

Seine Frau hatte Besuch. Jeden Donnerstag kommen Freundinnen und sie machen Haus-Musik. Mit ihrer Zither und mit ihrem Hackbrett.

Ich lag da – gemütlich. Aus dem Nebenzimmer kam Zithermusik. Im Kamin knackte das Holz. Zu dieser Zeit gab es noch drei oder vier Katzen im Haus. Sie waren ruckzuck bei mir. Und sie schnurrten um die Wette.

Im Hintergrund: Herr Ganser – er kochte. Ich hörte die Zwiebeln zischen. Und dabei sang er oder summte.

Ich lag da und war tatsächlich schläfrig und hab immer gedacht: Daß ich jetzt nur nicht einschlafe! Das ist hier wie in Grimms Märchen. Einfach schön. Ich war zum ersten Mal hier – und total beeindruckt.«

Erneut läßt sich Christel Schwarz einladen – in einer anderen Jahres-Zeit. Sie erzählt: »Das schöne Haus – und das Drumrum! Das darf kein Mensch vergessen! Überall Blumen! Täglich werden für sie viele Kannen Wasser gebraucht. Er nimmt sie aus den Kübeln. Die einzige Konzession an die moderne Welt ist die Leitung vom Bach nach oben zur ersten Tonne. Wenn das Wasser ausgeht, kann man sich da Wasser holen.

Einmal reiste er zwei Tage mit seiner Frau nach Dresden – und ich paßte auf das Haus auf. Ich war da für die Hunde – für die Katzen – für die Hühner – und für das Gießen.

›Ja‹, hab ich mich gefragt, ›Zwei Tage! – schaffe ich das?‹

Am ersten Tag – sie sind morgens um halb fünf gefahren – schaffte ich es sehr gut, weil ich direkt um fünf Uhr anfing zu arbeiten. ›Gießen Sie früh, Frau Schwarz, sonst kommen die Bremsen.‹ Da hat er recht gehabt.

Das ganze Haus rum an allen Fenstern und alle Töpfe gießen! Das gilt nicht nur den Blumen, auch jedem Gemüse, jeder Porree-Stange.

Die Katzen warten auf das Futter. Dann muß ich mit dem Hund raus. Als ich mit ihm zurück kam, hörte ich schon, wie verrückt die Hühner waren: Sie warteten darauf, daß ich sie aus dem Stall ließ. Den Stall muß man ausfegen und neu bestreuen. Man ist stundenlang richtiggehend an der Arbeit.

Am zweiten Tag hab ich gedacht, ich werde von den Kirchen-Glocken wach – und habe bis halb sieben geschlafen, – viel zu lang, dann kam ich mit der Zeit nicht mehr zurecht. Zuerst habe ich halb gegossen. Dann kamen Hund und Hühner und Katzen dran. Ich dachte: Gleich gieße ich weiter. Aber jetzt stachen mich tatsächlich die Bremsen – richtig blutig.

Und dann kam mir der Hund abhanden. Sie wissen ja, wie aufgeregt man mit so einem Tier ist, wenn es einem nicht gehört. Ich dachte: Das ist ja furchtbar!

In all dem Elend – mit dem Gießen war ich noch nicht fertig – standen die beiden plötzlich vor mir. Das war ein Moment: da hab ich vor lauter Aufregung und Erleichterung angefangen zu weinen.

Er nahm mir aber gleich beide Gießkannen aus der Hand und sagte: ›So, Sie sind jetzt mit der Arbeit fertig.‹ Und auf einmal war auch der Hund wieder da. Ich sagte zum Hund: ›Wo hast du dich versteckt? Mich so in Aufregung zu versetzen!‹ Denn jenseits vom Bächle gibt es eine Schnellstraße. – Da sagt Ruth zu mir: ›Den Pfad kann man absperren.‹ – Ich: ›Ihr habt mir aber nicht gesagt, daß da ein Törchen ist. Das hätte ich doch zugemacht!‹ – Aber ich hab's gut hingekriegt. Ich dachte jedoch: Ein Scherz ist das nicht. Wenn es Tage lang nicht regnet, dann haben Herr Ganser und Frau Ganser viel zu tun.«

»Wenn wir verreisen«, sagt Ruth Ganser, »kommt meine Schwester. Wenn ich ihr aufschreibe, was alles zu beobachten ist, kommt mir zu Bewußtsein, was alles gemacht werden muß.«

Musik im Haus. Christel Schwarz: »Er spielt wunderbar Zither, richtig gut.«

Dies ist eines der ältesten Instrumente der Menschheit. In Österreich und in Bayern entwickelte sich seit dem 17. Jahrhundert die Konzert-Zither. Sie ist das bedeutendste Musik-Instrument der Landschaft – bis heute.

»Im Weihnachtsurlaub«, sagt Christel Schwarz, »als ich eine Woche da war, gingen wir auch mal zu einer anderen Familie – dort trafen sich viele Leute. Der eine spielte Gitarre. Karl Ganser hatte die Zither mit. Ruth Ganser das Hackbrett.«

Auch das Hackbrett ist ein uraltes Instrument – Vorläufer des Cembalo. Es wird mit Stäbchen geschlagen.

Christel Schwarz: »Einer der Leute spielte Akkordeon. Ein anderer Mund-

harmonika. Und wer kein Instrument hatte, mußte singen – sie kriegten ein Blatt und sangen. Das war richtig schön.

Bei Gansers zu Hause kommt ein Glas Rotwein auf den Tisch. Sie spielt am Hackbrett und er Zither – und ich sitze da im Konzert. So schön ist das.

Als ich das gesehen hab, dachte ich: Ja, wenn man erlebte, wie er in der Woche geackert hat – ohne Pause, ohne Essen, von morgens bis in die Nacht. Er holte sich am Wochenende tatsächlich seine Kraft.

Und was er alles an Handwerk machte! Er hat die Dächer selbst gedeckt und die Türen restauriert.«

Er ist also rundum ein Handwerker.

Christel Schwarz: »Die Klamotten waren kaputt. Aber das interessierte ihn nicht. Es gab Leute, die die Nase rümpften: ›Wie läuft der rum?‹, hat man auch gesagt.

Im Ruhrgebiet ging er über jede Halde. Er war im hintersten Winkel. Auf jedem Baum mußte er alles genau untersuchen. Da konnte er nicht mit einem schwarzen Anzug herumlaufen!«

Der Seiden-Schal – sein besonderes Kennzeichen. Gefragt: Wieviel Seiden-Schals haben Sie? antwortete er: »Zwanzig.«

Christel Schwarz: »Und dann hat er noch viele liegen gelassen – vergessen. Die meisten hat Ruth gemacht. Und dazwischen bekam er tolle Geschenke.

Als er zum ›Bürger des Ruhrgebiets‹ ernannt wurde, hat Herr Grahmke [Chef vom Siedlungsverband Ruhr] die Laudatio gehalten. Er begann mit launigen Worten und sagte: ›Das ist jetzt der zweite Ehrenbürger des Ruhrgebiets, dem ich diese Ehre zuteil werden lasse, der keine Kravatte trägt. Der erste war Bischof Hengsbach.‹

Zum allerletzten Fest der IBA, dem ganz großen [Finale-]Fest [in der Halle im Landschafts-Park] in Duisburg, kaufte er sich etwas zum Anziehen.

Dann lagen plötzlich Kravatten auf dem Schreibtisch.

Da guck ich.

Er sagt: ›Heute nachmittag muß ich doch ...‹

Ich: ›Nein. Nein.‹ Ich war ganz entsetzt. ›Nein, Sie können doch nicht heute – nach zehn Jahren – mit Krawatte gehen! ‹

›Meinen Sie nicht?‹

›Nein. Herr Ganser. Das wär' jetzt doof!‹

Das habe ich so empfunden – am allerletzten Tag der IBA ... Das war nicht sein Bild.

Ich glaube, da war er sehr froh. Ich glaube, diese Bestätigung hat er gebraucht.

Dann stand er mit seinem Seidenschal auf dem Fest – er war etwas verrutscht, aber das war nicht schlimm.«

Fäden ins Ruhrgebiet. Karl Ganser liebt es nach wie vor, mit der Hand zu schreiben – nicht mit der Schreibmaschine, nicht mit dem Computer. Er diktiert – wie einst als Chef. Die Bänder schickt er ins Ruhrgebiet nach Gladbeck zu seiner IBA-Sekretärin, die sie dann in den Computer schreibt.

Christel Schwarz: »Er erzählt mir auf den Bändern, wenn er mir etwas diktiert, zwischendurch: wo er war, was er gemacht hat. Und dann denke ich immer: Ist ja Klasse! Das so zu erzählen – wie einen Vortrag. Das gefällt ihm. Auf dem Band hat er jede Chance, alles zu sagen.«

IBA in Miniatur. Heiner Dürr, Geographie-Professor in Bochum, war mehrere Male Gast im Hause Ganser. Er resümiert seine Beobachtungen. »Ich habe den Eindruck, daß sich Karl Ganser in seinem Dorf seine kleine IBA anfertigt. In seinem Garten spielt er all das durch, was er dem Ruhrgebiet wünscht. Und im Dorf setzt er mit Raffinesse und Energie einiges um, was dem Dorf gut tut.«

Ulrich Eckert: »Der Garten wird langsam zu einer Mini-IBA. Ich hab gelacht.

Da stehen jetzt schon Stelen. Rote. Dann eine Pagode, die hart kontrastiert zum schwäbischen Bauernhaus. Ich sagte: ›Aha. Das wird der Emscher-Park *en miniature*. Alles in Kleinformat.‹«

Karl Ganser macht sich seine Bilder im Garten-Labor. Das ist ein spannender Entwurf.

»Als ich den Sandkasten – an Ruths Geburtstag – und die roten Stahlplatten sowie bestimmte Elemente, die im Garten auftauchen, sah, da dachte ich: Jetzt fehlt eigentlich nur noch ein kleiner Hügel mit einem 3 mal 3 Meter großen Tetraeder drauf.

Wenn der Ministerpräsident Steinbrück ein bißchen Gespür gehabt hätte, hätte er ihm ein 1: 20 Modell – einen Meter hoch – von seinem Tetraeder gemacht.

Irgendwann hat Karl Ganser mir gesagt: ›Das geb' ich zu: den Tetraeder hab ich mir selbst geschenkt. Den wollte keiner haben, – aber ich wollte ihn.«





Primär-Emotionen

Primär-Emotionen. »Es ist die Frage, woher man seine Primär-Emotionen bezieht«, sagt Karl Ganser. Er macht eine ausgreifende Zeige-Geste in der Runde seines schönen Gartens im Voralpen-Dorf: »In meinem Leben kommen die Primär-Emotionen von hier.«

Er meint damit den Bereich, in dem er aufgewachsen ist. Dazu gehören die Erfahrungen von Kindheit und Jugend mit den täglichen Erfahrungen von Haus und Garten, die beide nicht irgendeine Wohnung sind, sondern eine hohe Intensität an Tätigkeiten und Strahl-Kräften haben.

Für Karl Ganser spielt der konkrete Ort eine hoch intensive Rolle.

Man kann fragen, ob es der Ort war, der ihn zur Geographie lockte. Wahrscheinlich. Die Geographie schärft das Bewußtsein von vielem, was der konkrete Ort bedeutet. Daß der Ort weit über die Geographie heraus tätig ist, zeigt, daß er ein größeres Feld ist als die Wissenschaft in der Geographie.

»Was Primär-Emotionen bedeuten, weiß man nicht so genau. Aber sie sind in einem drin. Und sie bringen im Unterbewußtsein vermutlich einen sehr viel größeren Teil des Handelns zustande als man glaubt.

Von daher ist es interessant, zu fragen: Wo beziehen viele Entscheider in einer

modernen Gesellschaft ihre Primär-Emotionen her?«

Das ist eine spannende Frage, mit der wir durch die Welt gehen können.

Orts-Bindung. »Wenn ein Mensch gar keine Orts-Bindung hat, welche Art von Primär-Emotionen hat er überhaupt? Vielleicht hat er gar keine. Und was passiert dann?

Das sind die spannendsten Fragen, die man im Leben stellen kann.

Solche Fragen sind natürlich die emotionalsten und dann werden sie angefeindet, denn dann kommt die Debatte mit der Behauptung: Der weiß nichts von der Welt.

Ich habe die These: Ist jemand in der Hohen Straße von Düsseldorf zu Hause, hat er seine Primär-Emotionen von dort.

Ich habe den Verdacht, daß unsere moderne Gesellschaft dazu führt, daß auch die Eltern-Häuser in den ersten zehn Jahren nicht mehr richtig funktionieren, so daß immer mehr Leute ohne jede Art von Primär-Emotionen sind. Diese werden vermutlich in den ersten zehn Jahren eines Menschen-Lebens sehr stark geprägt – zumindest in den ersten zwanzig Jahren.

Sie werden nicht weiter gepflegt werden, wenn man sagt: ›Ich gehöre überall hin.‹

Was geschieht in der beruflichen Ausbildung? Wenn du heute eine Bank-Lehre machst, wirst du systematisch durch alle Filialen dieser Welt geschickt. Und diese sehen überall gleich aus. Darin werden überall die gleichen dummen Dinge gedacht.

Insofern ist es interessant zu wissen: Wo ist einer zu Hause?

Bei mir hat sich gegenüber dem, was in meiner Kindheit hier war, nicht sehr viel verändert.«

Tiefenschichten. Karl Ganser zeigt dem Autor seinen Ort und umkreist ihn dann mit einer kleinen Exkursion. Sie zeigt viel von seinem Lebens-Zusammenhang.

Zurückgekehrt sagt er: »Heute morgen haben wir vieles gesehen, was in Tiefenschichten geht. Was bedeutet dieser Ort für jemanden, der anderswo etwas bewegt?

Ich hatte immer die Intuition, daß das, was drüben bewegt wird, auch mit diesem Ort zu tun hat.

Die Erfahrung eines Ortes – darin liegen die Primär-Emotionen. Sie spielen eine riesige Rolle. Sie sind eine Dimension für die ganze Konstellation der Personen, die handeln. Sie handeln alle nicht aus dem, was sich da unmittelbar abspielt, sondern aus weiten Hintergründen.«

Warum finden wir davon so wenig in den wissenschaftlichen Diskussionen über Städte, über Wohnungen, über Landschaften? Weil es nicht einfach herauszufinden ist? Aber: dies kann kein Grund sein, es zu ignorieren. Wenn Wissenschaft Wissenschaft sein will, muß sie den Mut haben, sich an diese Schwierigkeit heranzuwagen – weil sie Entdeckungen verheißt.

Literatur ist mutiger.

Es könnte einen Wettbewerb zwischen Wissenschaft und Literatur geben.

Wenn wir Verbesserungen unserer Lebens-Welt haben wollen, müssen wir an die Primär-Emotionen herangehen.

Jeder Mensch, sagt Hans Wollschläger, Musik-Wissenschaftler und Karl-Mai-Forscher, lebt vom aufgehäuften Kapital seiner frühen Impressionen, Wissensperspektiven und Leidenschaften, und alles Spätere sei Wuchern mit diesem Pfund. Und er fügte hinzu,, man könne sich dieses stete Zurückgreifen auf das Frühe nach Maßgabe der musikalischen Form der Sonate vorstellen.« Denn die Sonatenform sei ihrerseits nichts anderes »als ein Lebensgleichnis für die Durchführungen des Grundmotivs einer Biographie in den Stationen des Erwachsenwerdens und des Alters.«[1]

Ulrich Eckert: »Seine Kindheit auf dem Dorf – auf die Bäume klettern – das verfolgt Karl Ganser als Thema: Wie wird ein Mensch geprägt? Und wie wirkt es noch, wenn seine Werte-Einstellung lebenslang entsprechend groß geworden ist. Immer wieder bringt er als Thema: Wertschätzung von Natur, von ökologischen Zusammenhängen – einfach selbst erlebt und nicht nur aus dem Lehrbuch.«

Emotionale Verankerung. Karl Ganser spricht von Primär-Erfahrungen als emotionalen Grund-Gedanken.

Das ist sehr überraschend für die Leute, die ihn nur oberflächlich kennen. Zunächst wirkt er ganz als Kopfmensch. Da vermutet man nicht, daß er so eine emotionale Verankerung hat.

Christel Schwarz, Chef-Sekretärin der IBA: »Als wir im Büro saßen und jeder arbeitete – ruft er auf einmal: ›Frau Christel Schwarz, ein Rotkehlchen!‹ Dann erwartete er, daß ich aufspringe – und er hat es mir gezeigt und mir etwas davon erzählt.

Manchmal hat er auf dem wilden Gelände um das Büro auf Rhein-Elbe irgendwelche Pflanzen gesehen – und ich mußte rauskommen. Und er zeigte mir das, was wir gewöhnlich als Unkraut bezeichnen.

Da gab es ganz bunte Teppiche. Daß es so was auf Industriebrachen gibt! – Das war erstaunlich. Er kannte jede Pflanze. Und er sagte, als Kind sei er mit der Nase auf dem Boden rumgelaufen. Alles, was da kreucht und fleucht und wächst, hat ihn interessiert.«

Auch nach der IBA schreibt Christel Schwarz in der Ferne für ihren früheren Chef Manuskripte ab. Sie berichtet 2007: »Unlängst hab ich einen Text gehabt über ›Wildnis in der Stadt‹ – sein Vortrag, den er im Sommer 2007 in Augsburg gehalten hat. Darin kommt auch der Satz vor: ›Die Kinder, die gar nicht in die Natur kommen in den frühen Jahren, werden sich nie im Leben dafür interessieren.‹

Solche Sachen schreibe ich gern. Den Vortrag habe ich.

Wahrscheinlich würde er sagen: ›Das gibt es so gut wie nirgendwo mehr: daß man mit dem Herzen Politik macht.‹

Karl Ganser ist von Herzen ein aberwitziger Ökologe. Das ist ja sein Ausgangspunkt.

Und völlig parteiunabhängig.«

Die Szenen, die Christel Schwarz erzählt, mögen vielen Menschen nur lustig erscheinen – aber sie sind entscheidend: für Einstellungen und Verhalten. Die IBA Emscher Park, ein Projekt von weltweiter Bedeutung, erhielt aus diesem Kern entscheidende Strukturen und Charaktere, die ohne eine solche Orientierung nicht zustande gekommen wären.

Daher ist es wichtig, Fragen zu stellen: Was sind die insgeheimen Motive von Menschen? Was treibt sie wirklich um?

Die Kindheits-Erfahrungen entsprechen der dichten Erfahrung, daß Karl Ganser mitten in der Arbeit kurz in den Garten geht. In einer solchen Szene sieht man, was ein Fundament ist. Die Geschichte mit dem Rotkehlchen erscheint beiläufig, aber sie ist überhaupt nicht beiläufig.

Christel Schwarz: »Oder er rief [auf dem wilden Gelände um den Sitz der IBA in Gelsenkirchen]: ›Ein Eichhörnchen.‹ Oder Kaninchen. Meistens frühmorgens.

Ich hab seit einigen Jahren ein Häuschen mit einem Garten. Eines Morgens rief ich Herrn Ganser an und sagte: ›Ich möchte, daß Sie mal genau hinhören: Welche Vögel zwitschern lauter? Meine oder Ihre?‹«

Zuhause und daheim. Christel Schwarz erzählt eine weitere symbolische Szene: »In der Einladung zum Geburtstag machte mir Karl Ganser eine Zeichnung: sein Weg von Nattenhausen nach München und nach Düsseldorf zur

IBA. Dann setzte er die Pfeile gegeneinander – das hießt: wieder zurück nach Nattenhausen. Und er schrieb darunter: ›In der Welt zuhause – in Nattenhausen daheim.‹«

Menschen-Wissenschaft. Mitten in einem Zeitalter, das monströse Technokratien entwickelt, spricht der Soziologe Norbert Elias von Menschen-Wissenschaft. Daraus geht hervor: Gestaltung für Menschen. Und so können Stadtplaner und Architekten sein: erstens die Bildhauer ihrer eigenen Person als Gestalt und zweitens die hilfreichen Bildhauer der Gestalt von anderen.

Dies dirigierte in der IBA der gelernte Geograph Karl Ganser aus dem Dorf, in dem Menschen sichtbar und erlebbar sind und in denen sich auf sie bezogene Kontexte gestalthaft aufbauen. IBA entstand unter solchen Impulsen. Es wurde so geplant und gebaut, daß die Menschen, die die IBA-Stätten bevölkern, in ähnlicher Sinnhaftigkeit Menschen sein können.

Das Wort Dorf ist ein Symbol. Jedermann weiß, daß es auch eine abgründige Seite haben kann, wie sie etwa Oskar Maria Graf in den ›Jagdszenen in Niederbayern‹ beschrieb. Aber wer bei berechtigter Kritik nicht den Sinn für den komplexen Sachverhalt verliert, erkennt: Es geht um Übersichtlichkeit – in der ich mich als Mensch wiederfinde. Dorf ist eine Metapher – aber, wie wir sehen, stammt sie aus einer gelebten Wirklichkeit – und läßt sich zumindest dafür verwenden, um in mancher Hinsicht eine Szenerie zu schaffen, in der sich das Beste des Dorfes ebenfalls leben läßt.

Die beste Wirklichkeit der großen Städte sind nicht die Skylines und nichts, was groß ist, sondern der begrenzte kleine Bereich – nur einige wenige Straßen: das »Kiez«. In Paris ist der bekannteste solcher Kleinräume das Quartier Latin. Aus Hamburg kennt man Pöseldorf. Was immer an den Fassaden des Römer-Platzes in Frankfurt kritisiert wird – sie schaffen das Beste, was europäische Plätze vermögen: in der Kleinräumigkeit entsteht Nähe und geprägte Identität. Auch hier geht es ums Verlangsamen, nicht ums Verschnellern. Unter den Hochhäusern Frankfurts hält sich kaum jemand auf: dort verliert sich der Mensch, der zwischen 1.60 und 1.90 groß ist – und nicht größer wird, wenn er gigantisch in die Höhe baut oder schaut.

Menschlich ist das übersehbare Quartier – eher ein Dorf als eine Stadt. Vergessen wir einen großen Teil der Urbanitäts-Theorien, in denen jeweils der Autor sich als den Nabel der Welt einsetzt!

Dazu gibt es viel Diskussions-Bedarf.

»Ich bin halt auf dem Land aufgewachsen und habe als Kind Pflanzen und Schmetterlinge gesammelt. Das wirst du dein Leben lang nicht mehr los. Das geht ungeheuer ins Emotionale.«

Dies sind nicht nur Sätze, die eine persönliche Anthropologie offen legen, sondern zugleich Herausforderungen an alle, die auf der Erde gestalten: Nachdenken über Anthropologie.

Konflikte vor der Tür

Beim Spaziergang durch seinen ausgedehnten Garten hält Karl Ganser plötzlich ein und sagt mit einer Handbewegung, die weit darüber hinauszugehen scheint: »Ich bin ein Kritiker der gesamten Landschafts- und Flur-Veränderung.«

Nach einer Nachdenk-Pause fügt er Beispiele an. Sie beginnen mit dem Nächstliegenden: »Die Bäume dort vorn waren schon da, als ich Kind war. Und dahinter das Grundstück gehörte zum Gelände dazu. Als ich das in der Erb-Auseinandersetzung vor mehr als zehn Jahren verkaufte, dachte ich: Was macht der Mensch wohl, der das Grundstück bekommt? Mir war klar: Er wird als erstes die Bäume abhacken, die dahinten standen. Um dies zu verhindern, ließ ich in den Kauf-Vertrag eine Klausel hineinschreiben: daß diese Bäume zu erhalten sind.

Wer dann das Grundstück kaufte, hat nicht selber darauf gebaut. Seine Frau ist gestorben und er fand eine neue Begleiterin. Dann starb er. Und sie erbte. Dann starb auch sie – und Verwandte erbten. Nun versuchten diese Leute, das Grundstück zu verkaufen.

Alle, die das Grundstück kaufen wollten, sagten: ›Herr Ganser, es gibt so eine komische Klausel im Vertrag. Können wir die Bäume nicht wegmachen?‹ – Ich antwortete: ›Nein. Diese Klausel habe ich mit Bewußtsein reingesetzt. Ihr werdet sehen: Ihr braucht die Bäume. Denn sie sind Lärm-Schutz und sie binden das Grundstück an.‹ – ›Nein‹, sagten sie, ›die Bäume machen Schatten. Und wenn ein Baum umfällt …?‹

Es kamen fünf oder sechs Leute – und alle sagten: ›Wir wollen die Bäume weg machen, sonst kaufen wir das Grundstück nicht.‹ – Diese Kauf-Interessenten sprangen ab. Daraufhin wurde der Verkäufer nervös. Er dachte: Ich muß jetzt verkaufen, denn wenn in kurzer Zeit die Eigenheim-Zulage weg fällt, kauft keiner das Grundstück.

Wer kauft, hat den ganzen Winter über Sonne. Und im Sommer erst ab nachmittags um 4 Uhr Schatten.

Aber nein, die Bäume mußten weg. Ein Käufer erwarb das Grundstück nur unter der Bedingung: daß der Voreigentümer vorher die Bäume fällte, damit er es nicht ist, der die Bäume weg machte.«

Der schnelle Tod der Fichten. »Der Käufer ist ausgerechnet der Stadt-Förster von Krumbach. In seiner Aufregung bestellte der Verkäufer einen riesigen Bagger: Dieser packt den Baum an der Krone, dann sägt er ihn ab. Der Bagger hält den abgesägten Baum, ein Messer fährt runter und schneidet alle Äste ab. Und dann sägt ein anderes Messer den Stamm in vier Meter lange Stücke. So macht der riesige Bagger in drei Minuten eine große Fichte kaputt. Binnen 20 Minuten waren sämtliche Bäume weg. Das Ergebnis: Ich muß mir meine Einfassung des Grundstücks neu pflanzen. Ich werde nicht mehr erleben, daß sie hochgewachsen ist – aber vielleicht meine Nachfahren.«

Das Transparent. »Ich stellte draußen an der Straße ein Transparent hin – von 50 Meter Länge. ›Hier hat einer 15 kerngesunde alte Randfichten umgebracht!‹ – Dieses Transparent stand den ganzen Winter über da.«

Dorf-Diskussion. Das lange Transparent führte zu einer großen und langen Diskussion im Dorf. Und darüber hinaus, denn alle Leute fahren daran vorbei.

»Die meisten sagten: ›Die Bäume sind doch weg! Was macht der Karl Ganser denn jetzt?‹ – Es gab vielleicht drei oder

vier Leute, die sagten: ›Der Karl Ganser hat recht.‹ – Die andern meinten: ›Der spinnt! Er hat einen Vogel! Der andere hat es richtig gemacht: bei Nacht und Nebel die Bäume umgemacht.‹«

Die Reaktion ist typisch: Einlassen auf das Faktische. Wer Erfolg hat, handelte richtig und hat also Recht. Die Banalität steht näher als ein Komplex an Begründungen. Man lehnt sich nicht auf! So funktioniert die Umkehrung von Täter und Opfer.

Der Prozeß. Karl Ganser berichtet, wie es weiter ging: »Jetzt führe ich einen Schadensersatz-Prozeß. – Nun kommt ein blöder Richter und sagt: Sie haben doch gar keinen Schaden. Er reduziert den Schaden auf das Naheliegendste: auf den Lärm und auf den Windschutz. Dazu sagt er: ›Das ist nicht so schlimm.‹

Geht er auf andere Arten von Schäden ein? – Ich bin gespannt, ob meine Argumentation zieht. Denkbar. Denn es kann auch einen Richter geben, der erkennt: Ich habe erst mal einen emotionalen Schaden, weil ich hier groß geworden bin und mit diesen Bäumen lebte. Und dafür soll der Verkäufer Schmerzens-Geld zahlen. – Zweitens habe ich einen physischen Schaden. Denn wenn wir Nord-Wind haben, fehlen mir diese Bäume. – Drittens hat die Öffentlichkeit einen gestalterischen Schaden: weil nun die Orts-Einbindung fehlt. Ich bin Bürger dieser Gemeinde und habe die Mitverantwortung für die öffentlichen Anliegen. – Das sind drei Komponenten. Jetzt bin ich neugierig, wie das Gericht damit umgeht.

Wenn nachgepflanzt wird, dauert es 15 Jahre, bis wieder eine gewisse Wüchsigkeit da ist. Also stelle ich einen Schadens-Anspruch für 15 Jahre – das ist meine Lebens-Erwartung. Ich verlange 1.000 Euro pro Jahr. Das sind dann 15.000 Euro.

Dies aber ist eine Schadens-Höhe, über die das Amtsgericht nicht verhandeln darf. Damit geht der Prozeß vor das Landgericht. Wenn ich dann ein Urteil des Landgerichtes erhalte, hat es bundesweite Bedeutung.

Aber dies bedeutet: Der Prozeß wird sauteuer, weil vor dem Landgericht die Gebühren in die Höhe schnellen. Erstens liegt der Streit-Wert bei 15.000 Euro. Zweitens sind alle Verhandlungen vor dem Landgericht viel teurer als vor einem Amtsgericht. Das heißt, wenn ich den Prozeß verliere, bin ich 5.000 Euro los.«

Der Fall ist ein Brecht'sches soziologisches Experiment.

Werte-Verfall. »Das eigentlich Dramatische an der Geschichte ist der Werte-Verfall. Daß ein relativ junger Stadt-Förster sagt: Ich kaufe das Grundstück erst, wenn du in einer Nacht- und Nebel-Aktion die Bäume umlegst. Daß er sagt: Ich bin's ja nicht gewesen. Weder der Verkäufer noch der Käufer haben mit mir darüber geredet – aus Furcht, ich könnte es verhindern. Werte-Verfall ist vor allem, daß ein Förster nicht merkt, daß die Baum-Reihe eine Qualität ist.«

Brachialgewalt gegen Bäume. Wir setzen uns an den gedeckten Kaffee-Tisch. Ruth Ganser bringt das Kaffee-Gedeck und setzt sich zu uns.

Sie fragt: »Hast du erwähnt, daß der Rechtsanwalt der Gegenpartei schrieb, es gäbe den Begriff Randfichte gar nicht?« – Karl Ganser: »In der Tat gibt es keine Pflanzen-Art mit dem Begriff Randfichte, aber es gibt den Standort-Begriff Randfichte. Also ist eine Randfichte ein Baum, der den Wald-Rand besetzt. Diese Fichte ist stärker als alle Bäume im Wald den Winden ausgesetzt. Daher wächst sie anders. Sie entwickelt ein stärkeres Geäst und ein wesentlich breiteres Wurzel-Werk – damit hält sie dem Wind besser stand. Das weiß man alles.«

Ruth Ganser: »Innerhalb von zwei Stunden waren die Bäume weg. Wenn ich dies vorher gewußt hätte, hätte ich

mich an einen Baum gekettet. Zumindest einen hätte ich gerettet.«

Der Konflikt mit der Straße. Karl Ganser zeigt den zweiten Konflikt – vor seiner Tür.

»In meiner Kindheit liefen die Grundstücke von den Häusern bis zum Wald. Das Land war eine ausgedehnte Weide – dahin wurde das Vieh getrieben.

Dann kam die Flur-Bereinigung.

Eines Tages sagte man: Jetzt legen wir den Verkehr im Dorf – der gar nicht vorhanden ist – raus und machen eine Umgehungs-Straße. Mit dem Ergebnis: dieses Grundstück und weitere wurden durchschnitten – von einer Straße.

In der damaligen Zeit gehörte mir das Grundstück nicht. Ich konnte nicht intervenieren.

Diese damals neue Orts-Verbindung hat eine Verkehrs-Belastung mit rund 150 Autos in 24 Stunden. Auf dieser Straße fährt also so gut wie niemand.

Das Gelände ist ein hochwertiges Feucht-Gebiet. Denn wo Löß auf Schotter liegt, haben wir immer ein Quell-Gebiet. Dieser Bereich müßte eigentlich ein Naturschutzgebiet sein. Da drüben fließt die Gülz. Neben diesem Gewässer gibt es dort weitere: von der Kies-Ausbeutung sind Bagger-Weiher geblieben. Im Winter gehen die Kröten in diese Teiche. Und im Frühjahr, im März, wandern sie zurück zu ihren Laich-Gebieten – zu Hunderten laufen sie hier über die Straße.

Bis vor kurzem wurde das so geregelt: Der Bund Naturschutz hatte ein paar tierliebende Frauen, sie sammelten in dieser Zeit jeden Morgen am Graben mit Kübeln hunderte von Kröten ein und trugen sie über die Straße. Das geht natürlich nur, wenn man am Straßen-Rand einen niedrigen Kröten-Zaun hat, sonst laufen die Kröten in der Nacht über die Straße.

Dann wurde in den Instanzen beschlossen: ›Wir müssen diese Straße neu machen. Der Belag ist schlecht, die Kurve ist gefährlich, drittens brauchen wir einen Radweg.‹

Da sagte ich den Entscheidern: ›Laßt die Straße um Gotteswillen, wie sie ist! Da fährt eh keiner. Wenn ihr sie neu macht, dann fahren die Autos nur noch schneller als vorher. Nehmt 100.000 Euro statt eine Million Euro und macht da drüben einen Rad-Weg. Bepflanzt ihn auf der ganzen Länge mit einer schönen Baum-Reihe. Das kostet 150.000 Euro.‹

Was geschieht? Das Straßen-Bauamt legte den Rad-Weg auf diese Seite, weil da drüben zwei drei Bauern zu kiebig waren, etwas Grund abzugeben. Dann wollten sie von mir Grund haben.

Ich antwortete: ›Von mir kriegt ihr nichts.‹

Sie sagten: ›Wir werden Sie enteignen.‹

Ich: ›Da werdet ihr euch wundern. Dazu müßt ihr einen Bebauungs-Plan machen. Und ihr habt eine Verfahrensfrist …‹

Das Straßen-Bauamt riß die Straße auf, die völlig in Ordnung war, und schob sie ein Stück weiter nach rechts, um dann noch auf dem eigenen Querschnitt den Rad-Weg einbauen zu können.

In der völlig perfekten Straße befand sich eine völlig perfekte Teer-Decke. Sie wurde ausgefräst, rausgenommen, samt Unterbau, – dann eine neue Teer-Decke gemacht – mit dem Ergebnis, daß alle sagten: ›Vorher war der Unterbau besser. Und die Teer-Decke hat jetzt schon Aufbrüche.‹

Als das Ganze ausgefräst wurde, schrieb ich einen Leser-Brief: ›Verschwendung von Steuergeld zu besichtigen!‹ – Da gaben mir die Leute im Dorf mal Recht. Denn der Unsinn war so offenkundig.«

Nächste Fehlleistungen. »Dann legte man den Radweg ausgerechnet auf die verkehrte Seite. Und hackte dafür am Hang 20 Meter tief Bäume ab – die wichtige Wald-Kante. Nun kommt die Erde, als Dreck, den Hang herunter.

Und jetzt kommt das Letzte. Ich sagte: ›Pflanzt wenigsten zum Rad-Weg eine Allee! Dafür geb' ich euch den Grund.‹

Die Antwort: ›Wir haben kein Geld!‹

Jetzt habe ich selber für den Rad-Weg auf meinem Grund und mit meinem Geld Bäume gesetzt: eine doppelzeilige Baum-Reihe.«

Hightech-Krötentunnel. »Dann fragte das Straßen-Bauamt: ›Was ist mit den Kröten?‹ – Ich antwortete: ›Das ist ganz einfach. In der Nacht fahren auf dieser Straße von den 150 Autos vielleicht noch 20. Sperrt sie vier Wochen lang! – Dann ist die Kröten-Wanderung beendet.‹

Aber das Ergebnis des Konfliktes war total anders. Man baute ein Hightech-Produkt: den Kröten-Tunnel. So sieht ein Kröten-Tunnel aus: In der ganzen Länge der Straße wurde eine Stahl-Bahn gebaut – mit einer oben überwölbenden Kante, damit die Kröten ja nicht rüberkommen. Jetzt rennen die Kröten an die Wand und müssen zu suchen anfangen, wo sie durchkommen. Sie müssen da langlaufen, langlaufen, langlaufen – jede Kröte hat mindestens 50 oder 80 Meter Such-Strecke, bis sie zum Weiterkommen das Loch des Durchlasses unter der Straße findet. Ein absurdes Bau-Werk. Zudem eine kleine Beton-Orgie. Das ist Hightech-Naturschutz! Er wird gefeiert.

Der Ausbau der Maßnahme wurde sozial und ökologisch begründet. Sozial mit dem Rad-Weg: damit die Schul-Kinder, die sowieso alle mit dem Schul-Bus gebracht werden, mit dem Rad fahren können. Und weil die Kröten nicht mehr über die Straße getragen werden müssen. Aber die Kröten müssen erst herausfinden, wie sie durchkommen.

Das war die Begründung für einen unsinnigen Ausbau mit einer Verbreiterung der Straße: auf Tempo 120 oder 140. Kosten: 1 Million Euro. Nach dem ersten Unfall, der stattfindet, werden dann noch 500 Meter Leitplanke angelegt.«

Hintergrund. Wir diskutieren, was hinter dem teuren Unsinn steckt – mit einem Shakespeare-Zitat: ›Ist es auch Unsinn, hat es doch Methode.‹

»Dahinter verbirgt sich ein ganz bestimmtes Verständnis«, sagt Karl Ganser. »Der finanzielle Anreiz bestand darin, daß es aus dem Gemeinde-Verkehrsfinanzierungs-Gesetz staatliche Zuschüsse für kommunale Straßen gibt: 70 Prozent – aber nur für Neubau-Maßnahmen oder für einen grundlegenden Aus- und Umbau. Dann sagte der Kreis: Ehe wir irgendwann mal die Straße reparieren müssen, bauen wir sie lieber neu, weil wir dann 70 Prozent Zuschuß bekommen. Und der Staat drängte: Macht das bitte! – Weil immer weniger Gemeinden bereit sind, das Staats-Geld abzuholen.

Verrückterweise hat derselbe Bayrische Staat für seine eigenen Straßen, also für die höherwertigen Landes-Straßen kein Geld. Daher gibt es für die Entschärfung der hoch gefährlichen Orts-Durchfahrt keine Finanzierung: für geschwindigkeitsdämpfende Maßnahmen. Obwohl sie jeder für vernünftig hält.

Ich sagte dem Kreis: ›Als ich in meinem früheren Leben [im Städtebauministerium] noch zuständig war für dieses ›Geschäft‹, war die Sache ganz einfach. Wir bedeuteten der Gemeinde: Macht das als kommunale Maßnahme. Finanziert das aus dem Gemeindeverkehrsfinanzierungs-Gesetz (GVFG) und dann bauen wir die Staats-Straße – später verrechnen wir das mal.

Das ist hier nicht machbar. Für den Unsinn gab man eine Million aus – und für eine sinnvolle Maßnahme hat man keine 50.000 Euro. Totaler Irrsinn!

Noch irrsinniger: Wenn ich die Geschichte manchen Leuten erzähle, sagen sie: ›Was hat der eigentlich?‹

Es gibt in der Bevölkerung kein kritisches Bewußtsein.

Wir haben hier auf dieser überflüssigen neuen Straße im Grunde genommen

einen Querschnitt von 16 Metern. Das ist derselbe wie für hochfrequentierte Bundesstraßen.

Dafür gibt es kein Bewußtsein!«

Was ist Naturschutz? »Kein Bewußtsein! – Auch nicht in meinem eigenen ›Bund Naturschutz‹, in dem ich sehr engagiert bin. Wenn ich das den Leuten erzähle, sagen sie: Das ist schon ein bißchen komisch, aber wenigstens hat man etwas für den Naturschutz getan.

Naturschutz heißt bei ihnen: Eine naturschutzwürdige Fläche zu haben, sie zu pachten, für die Pflege Geld zu bekommen und damit den eigenen Arbeits-Platz abzusichern. Anstatt die Fläche einfach so zu lassen, wie sie ist. Denn Naturschutz ist das Einfachste vom Einfachen.«

Weitere Folgen. »Die Straße wurde eine perfekte Straße. Mit einem neuen Querschnitt, auf dem nun die Motorrad-Fahrer ständig probieren, ob sie in drei Sekunden von Null auf 100 kommen. Das üben sie auf dieser Strecke: weil da sonst keiner fährt.

Die Renn-Strecke ist kurz – nur bis dahin, wo man den Fichten-Wald sieht. Dahinter folgt die alte Trassierung: Sie ist enger und hat viele Kurven. Aber nun sagt man: Dieser Teil der Straße ist eine Zumutung für die Autofahrer. Ihr müßt ihn begradigen!«

Mangelnde Einbindung. Die Idylle bröselt, wenn man in die Details schaut. Dann ist ein politisch konservativer Landstrich überhaupt nicht konservativ, sondern mit simpler Wurschtigkeit liberal.

Karl Ganser: »Normalerweise gehört laut Bau-Gesetzbuch zu einem Bebauungs-Plan ein Begrünungs-Plan. Wenn ein ordentlicher Planer das macht, muß er, wenn er ein neues Bau-Gebiet ausweist, überlegen, wie es eingebunden wird. Aber dies machen die Gemeinden hier grundsätzlich nicht. Es führt dazu, daß ein Bau-Gebiet abrupt in die Landschaft einschneidet.«

Fall-Beispiele. »Das sind jetzt alles Gegenstände der dörflichen Auseinandersetzung«, sagt Karl Ganser.

»Man muß Fälle produzieren.

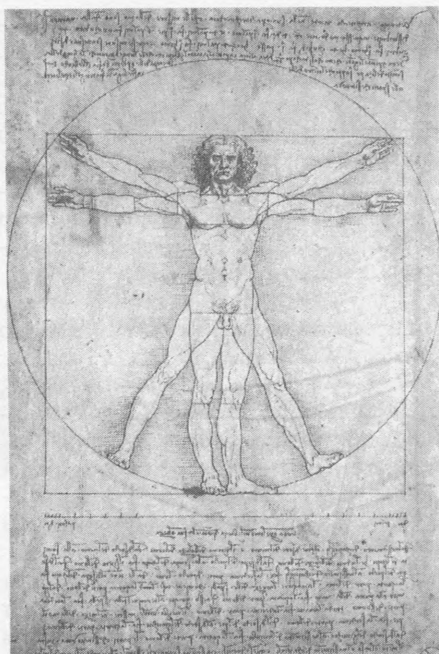
Natürlich haben die Leute längst registriert, daß ich hier zwei Baum-Reihen gepflanzt habe.

Jetzt warte ich nur noch, bis jemand kommt und sagt: ›Aber die Birken hättest du nicht pflanzen dürfen. Denn die Birken haben relativ oberflächennahe Wurzeln und wenn sie alt sind, dann reißen sie uns hier den Asphalt auf.‹ Es ist so absurd!«

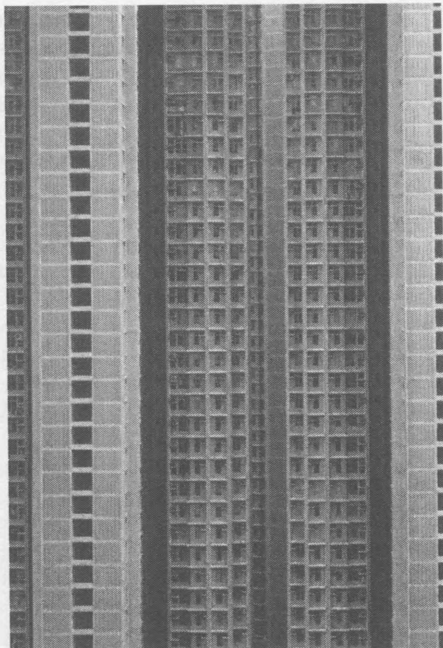
Umgang mit Widersprüchen. Karl Ganser registriert die Widersprüche in seinem Dorf mit einem Sinn für genaue Beobachtung. Er macht sich nichts vor. »Im Dorf herrscht eine große Scheinheiligkeit. Sonntags gehen sie alle in der Kirche.« Nichts von der Predigt ist wirksam.

Aber Karl Ganser weiß zu unterscheiden. Er geht nicht in die Falle der Pauschalierung, die seit hunderten von Jahren zu Dorf und Stadt aufgestellt ist und bequeme Vorurteile produziert. Seine scharfe Wahrnehmung kann überall die jeweils eigentümlichen Konflikte diagnostizieren.

Er nimmt sich, was er für sinnhaft erkennt und schätzt. Trotz aller Konflikte gibt es in seiner Landschaft eine Fülle an Lebens-Qualitäten. Er genießt sie und bringt sie dort ein, wo er planenden Einfluß hat.



Die Welt-Formel für menschliche Dimension ist elementar …



… aber wird sie richtig verstanden: Hochhaus-Fassade?

Habitus und Wohnen

Wohn-Milieu. »Wo kann ich nicht leben?« fragt Karl Ganser nachdenklich. Dann sagt er etwas Verblüffendes: »Wo alles in Weiß ist. Und Möbel von Vitra-Design. Und moderne Kunst an der Wand. Ein mir sehr ans Herz gewachsener Freund, Jost Krippendorf, Tourismus-Professor in Bern, leider verstorben, ließ sich in der Schweiz einen Bungalow bauen – von vornherein als Museum, um seine private Kunst-Sammlung an die Wand zu hängen. In so einer Wohnung …«

Das Ur-Habitat. Karl Ganser denkt anthropologisch. Diese Weise des Nachdenkens fragt nach den festen Größen des Menschen, die durch die Zeiten hindurch mehr oder weniger bestehen bleiben.

»Der Anthroprologe kann dir erklären, daß die Menschen sich in der Prägung ihrer Gene in 6.000 Jahren nicht wirklich von ihrem Ur-Habitat entfernt haben. Deswegen kann es nicht funktionieren, wenn Menschen in Behausungen leben müssen, die sich allzu weit von einer Höhle entfernen.

Davon kann man eine Menge von Kriterien für einen angenehmen und einen unangenehmen Habitat ableiten.« Was ist variabel – kann also kulturspezifisch gestaltet werden? Die erneute verblüffende Antwort: »Nur ein Rest ist Gestaltung.«

Dichte und Landschaft. Erneut sagt er etwas anthropologisch Fundiertes – und untermauert es mit einer knappen historischen Skizze an Erfahrung: »Was ich brauche, ist viel Landschaft – um mich herum. Daher war ich immer ein Gegner der These, daß eine Stadt gut sei, wenn sie dicht ist.

Dichte war ein Phänomen der Armut. Alle Menschen, die Geld hatten, besaßen eine große Burg – und einen Sommer-Sitz. Nur die Armen mußten sich beschränken. Die mittelalterliche Stadt hatte zur Straße hin eine dichte Situation. Aber sie hatte nach rückwärts einen möglichst großzügigen Außen-Raum.

Ich lebte immer, als ich in Godesberg [Bonn] und dann in Düsseldorf wohnte, in Hinterhöfen. Aber dort war ich nur zur Arbeit: habe da nachts geschlafen. Und am Wochenende war ich weg – zu Hause.

In Gelsenkirchen schätzte ich es sehr, daß ich auf den 70 Hektar der ehemaligen Zeche Rhein-Elbe der einzige amtlich gemeldete Bewohner war.« Er lacht laut: »Ha! Ha! Da war ich Großgrundbesitzer! Das war wunderbar.«

Dann pointiert er ein mutiges Urteil: »Damit habe ich jetzt viel über den Unsinn des heutigen Städtebaues auf der Welt ausgesagt. Es ist Unsinn, wenn Leute glauben, wir könnten Städte nur retten, wenn wir noch höhere Häuser bauen.«

Karl Ganser hält die Großstadt für eine Fehl-Konstruktion.

Gibt es darin auch Fortschritt? – »Ja, der Fortschritt ist ein importierter Fortschritt.« – Er meint damit, daß der Fortschritt die Besinnung auf die anthropologischen Grundlagen des Menschen ist – und folglich auf das, was ihm dazu hilft. In dieser Weise versuchte er, im Ministerium und in der IBA zu wirken.

Kreativität in der Stadt. Erneute Überraschung: »Kreativität ist nicht planbar«, sagt er. »Sie ist ein Zufalls-Produkt und als Zufalls-Produkt gleich verteilt – über Populationen. Über Räume.

Anschließend kann man feststellen, daß es kreative Orte gibt, – Orte, wo mehr Kreativität wirksam ist – woran auch immer man das mißt.

Darin steckt stets ein Mobilitäts-Phänomen. Das heißt: es gibt ein Phänomen des Zuzugs, dem anderswo ein Phänomen des Entzugs entspricht.

Daß Metropolen angeblich kreativ sind, stimmt einfach nicht, vielmehr gab es zuvor Kreativität.

Lohn für die Kreativität – das Schloß, die Reputation, die große Kunst-Ausstellung, die Bedeutsamkeit, der große Intendant – einzig diese Belohnung findet in der Metropole statt.«

Es soll menschlich aussehen – wie die Gegend, aus der er kommt.

Christel Schwarz: »Im Grunde hat er seine Lieblings-Gegend verinnerlicht. Er sagte oft: Hier im Ruhrgebiet ist nichts gewachsen. Hier ist nur Industrie aufgebaut worden, ein paar Häuser drum rum und irgendwann haben sie eine Kirche hingestellt.

Karl Ganser ist ja auch immer noch stolz auf kleine Dinge – wie in seinem Dorf auf die Dorfplatz-Erneuerung. Sie sieht wunderschön aus – mit dem großen Baum, der roten Bank … Es sind einfache, kleine, sehr menschliche Dinge.«

Im Jahr 2007 besuchte er die kleine toskanische Stadt Anghiari. Er ist begeistert. Das ist ein Ort, der nicht groß ist – und sehr menschlich. Er hat viele, viele Plätze. Das ist auch seine Vorstellung von der Stadt.

Christel Schwarz: »Über das neue Projekt, das er jetzt [seit 2007] macht, das Augsburger Gaswerk, sagte er: ›Es ist wie eine kleine Stadt mit einem kleinen Platz in der Mitte.‹« Sie fügt hinzu: »Dann fuhr ich selbst dahin und fand: Ja, das stimmt. Man kommt durch ein Gebäude, mit einem Torbogen. Man fühlt sich wie in einer kleinen Stadt. Es gibt zwei wun-

derschöne Höfe. Mit etwas Grün. Eine richtig schöne Situation. Ich denke, auf solche Situationen ist er aus.«

Öffentliche Plätze – das ist ein Anliegen.

Christel Schwarz: »Im Ruhrgebiet denkt kaum jemand in Plätzen. Nein, wenn es hier einen Platz gibt, denkt man darüber nach, wie man ihn zupflastern kann. Nicht nur mit Steinen, sondern auch mit Häusern. Da ist etwas leer ... also kann man etwas hinbauen.«

Oder man möbliert ihn zu. Oder man macht ihn grün – das hat dann aber mit dem Architektur-Platz nichts mehr zu tun.

Habitus und Bau-Formen. Schmerzt es Karl Ganser, wie das Ruhrgebiet dargestellt wird?

Viele Menschen, die über das Ruhrgebiet sprechen, stellen es sich nun vor wie die Stadt-Mitte von Düsseldorf. Oder noch schlimmer: wie New York. Tatsächlich aber ist das Ruhrgebiet ein ausgebreiteter Bereich, in dem man viel Unterschiedliches findet. Für viele Menschen ist das großartig. Sie verstehen nicht, warum ausgerechnet diese Vorteile schlecht geredet werden. Zum Beispiel gibt es im Norden von Gelsenkirchen einen ausgezeichneten Bereich von Siedlungen – in Hassel. Mit Entwicklungen unterschiedlicher Art. Leider gibt es in Gelsenkirchen dafür kaum Wertschätzung.

»Das Ruhrgebiet ist nur ein Teil einer generellen Entwicklung«, sagt Karl Ganser. »Man muß sich fragen, warum in der Welt immer mehr Hochhäuser gebaut werden. Und warum auch Hochhäuser da gebaut werden, wo sie überhaupt nicht notwendig sind. Politik und Verwaltung in München behaupteten: Wenn wir modern sein wollen, müssen wir auch Hochhäuser haben. Dagegen gab es ein Bürger-Begehren. Es zeigt, daß nennenswerte Teile der Bürgerschaft keine Lust auf Hochhäuser haben. Dann haben sie in München die Hochhäuser auf 99 Meter Höhe begrenzt.«

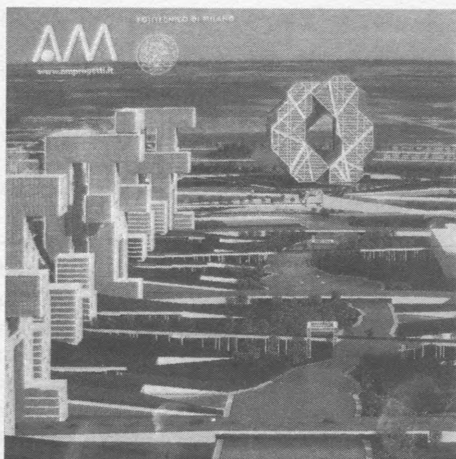
Das klingt nach Kompromiß – es ist grotesk. Karl Ganser ist ein entschiedener Gegner von derart faulen Kompromissen, hinter denen nichts als die Gewinn-Ziffer für die Nutzung des Bodens steckt.

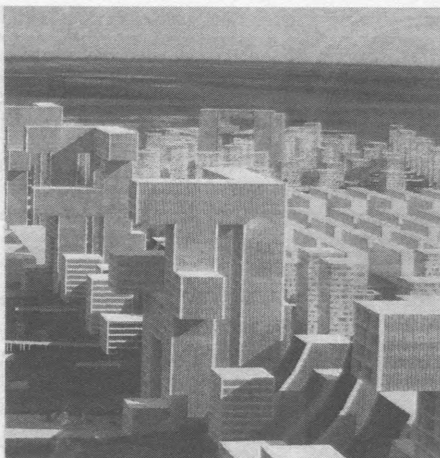
»Es gibt einen Habitus, der eine Bau-Form hinter sich herzieht«, sagt er und führt dazu ein Beispiel an: »Man kann in der Zeitung lesen, wie Herr Ackermann seinen Tages-Ablauf verbringt. Er sitzt in der Deutschen Bank – ganz oben. Das Hochhaus hat einen Fahrstuhl – ganz nach unten. Dort unter der Erde wartet in der Tiefgarage ein Dienst-Wagen – und fährt ihn in eine andere Tiefgarage – in einem Flughafen. Dann steigt Herr Ackermann in ein Flugzeug und macht dasselbe in New York noch einmal – und fährt ganz nach oben in ein Penthaus, das ihm gehört, – einzig, um sich dort umzuziehen. Dann eilt er in eine wiederum sehr künstliche Welt, ohne die Realität zur Kenntnis zu nehmen, in drei oder vier Besprechungen, die alle ebenfalls ganz oben stattfinden. Und dann geht er denselben Weg zurück und ist wieder in Frankfurt angekommen. Wenn er mal Zeit hat – 14 Tage Urlaub – oder wenn er damit rechnet, daß er vielleicht demnächst im Ruhestand ist, dann hat er eine Villa in der Toskana.

Das heißt, die Leute verschieben etwas.

Weil sie aber nun in diesem Habitus im Moment tätig sind, müssen sie, wenn sie in der Globalisierung erfolgreich sein wollen, alle ein Hochhaus haben.

Der junge Bank-Lehrling, der Karriere macht, wird einmal durch alle diese Banken gehen. Die Westdeutsche Landesbank hat 40 Filialen in der Welt: alle Angestellten logieren in Hochhäusern. Da turnt auch der Bank-Lehrling herum. Irgendwann prägt ihn das. In dieser Weise arbeitet eine erfolgreiche sehr lan-





ge funktionierende Unterdrückung der wahren Bedürfnisse.

Jedoch kommen irgendwann diese Bedürfnisse wieder hoch. Dann steigen die Leute entweder frühzeitig aus oder sie unterdrücken die Bedürfnisse lebenslänglich – und dann sind sie nervengestört.«

Diese anschauliche Erzählung ist eines der fulminantesten Plädoyers gegen die Vorstellung von der großen Stadt, die nur noch in Resten auf menschliche Bedürfnisse eingeht, sich aber gigantoman aufbläht – um ihre Schwindsucht an Bedeutung mit Schein-Bedeutung zu übertünchen.

Megalopolis. »Ich war 2006 in Tokio«, erzählt Karl Ganser, »und habe mir die Megalopolis etwas genauer angeschaut. Dort werden inzwischen nicht nur die üblichen Hochhäuser gebaut, sondern in Hochhäusern sogar komplette, konkrete Städte angelegt. Diese Hochhäuser sind so dick wie hoch. Sie haben 50 Meter Durchmesser – und nur noch innen liegende Räume. Sie erreichen eine Höhe von rund 300 Metern. In einer solchen Hochhaus-Stadt – Stadt in der Stadt – leben etwa 10.000 Menschen.

Dieses Hochhaus hat Büros, Wohnungen, ein Museum, ein Schwimmbad, eine Kunst-Ausstellung, einen Konzert-Saal. Hinzu kommen 20 Stock Tief- oder Hochgaragen. Die Leute fahren mit der U-Bahn an, kommen in dieses Ding und können dort alles erledigen. Es gibt viele Rolltreppen. In der Fülle von Geschäften verkaufen alle Mode-Marken der ganzen Welt – mit ihren Modepuppen.

Alles scheint fröhlich und lustig zu sein. Ganz oben gibt es einen Komplex von Restaurants. Er reicht 50 Meter im Kreis herum – wie eine Torte. Und wie in Torten-Stücken gibt es 40 Restaurants – von einem einzigen Eigentümer. Sie haben lauter kleine Zimmer. Da kannst du in jedem Zimmer auf andere Weise japanisch essen.

Dann verschwinden die Leute wieder mit der U-Bahn. Sie fahren eine Stunde. Und sie kommen nach Hause in eine Kleinstwohnung – wie in eine Wabe.

Es ist die Frage, ob die Menschen diese Lebens-Weise auf die Dauer durchhalten.

Sie ernähren sich im Wesentlichen von Fastfood. Von japanischer Kultur kann man nichts mehr entdecken. Dies ist ein international künstlicher, fremd

gesteuerter Lebens-Stil. Wenn man ihn funktional anschaut, funktioniert er.«

»Aber?«

»Ich will nicht ausschließen, daß die Menschen darin auch alt werden. Aber ich beobachtete, daß Personen, die etwas höher aufgestiegen sind, sich von diesen Zwängen zu befreien versuchen: Sie besorgen sich draußen am Meer ein Reihen-Haus – wie in Kalifornien.

In Mitteleuropa haben solche Leute die erste Zweit-Wohnung im Tessin. Dann ist ihnen das nicht mehr schick genug und daher verkaufen sie diese Wohnung an die Russen. Dann erwerben sie die nächste. Auf diese Weise sind solche Leute überall und nirgendwo zu Hause.

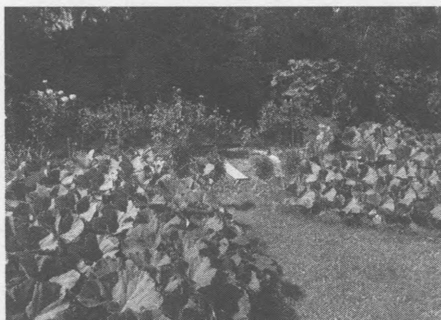
Diesen Lebens-Stil haben nicht nur die Top-Manager. Er geht jetzt weit nach unten – bis in die zwanzigste hierarchische Stufe. Man findet ihn vor allem in der nachwachsenden Generation, die tief im Karriere-Sog ist.

Es führt dahin, daß es dafür einen einheitlichen Stil gibt – und Architekten, die sich darauf spezialisierten. Die Bauten dafür entwerfen modeschneidernde Architekten. Das boomt auf der ganzen Welt.

Daß die Gazprom-Leute sich in die Stadt St. Petersburg irgendeine dumme Figur hinsetzen, hängt damit zusammen, daß sie in dieser internationalen Gesellschaft nicht auffallen wollen. Immer schon hat die Gesellschaft Türme gebaut. Aber diese Türme fallen jetzt nicht mehr als typisch auf, sondern nur mit einer Figur, die man schon irgendwo auf der Welt gesehen hat. Da ist einzig der Nachahmungs-Trieb am Werk.«

Fortschritt? Karl Ganser liefert Stoff, um sich mit dem Stichwort Fortschritt auseinander zu setzen? War das alles Fortschritt, wo man dieses Lockwort drüber schrieb? Aus welchen Quellen wird Fortschritt gespeist, der tatsächlich Menschen menschlich leben läßt?









Perspektive

In Dekaden des gesellschaftlichen Rückgangs bilden das Städtebauministerium Nordrhein-Westfalen und die IBA einzigartige Leuchttürme.

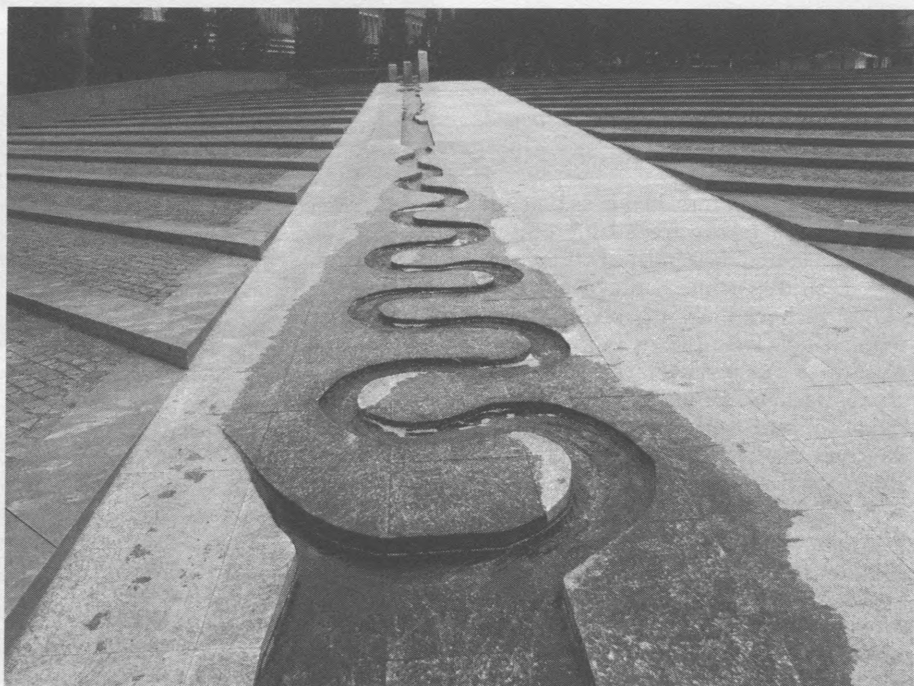
Es lohnt sich, auch gegen den Zeit-Geist zu arbeiten.

Man kann erkennen: Es sind Personen, die die Geschichte machen.

Personen können Umstände umbiegen – dies zeigen Karl Ganser und Christoph Zöpel. Und mit ihnen alle, die zusammen tätig waren.

Die Aufgabe dieses Buches ist es, dies mit möglichst vielen Details zu den nächsten Generationen über zu bringen. Es darf nicht ins Dunkel der Vergessenheit sinken. Das Buch ist die Chance, an Erfahrungen zu lernen.

Dann wird Geschichte zu einer Substanz, aus der Zukunft geformt werden kann.



Literatur

Schriften von Karl Ganser

(in zeitlicher Folge).

Karl Ganser, Eine sozialgeographische Gliederung der Stadt München nach Wahlergebnissen: Möglichkeiten einer sozialräumlichen Gliederung von Städten aufgrund der Verhaltensweisen der Bevölkerung bei politischen Wahlen. München 1964. Dissertation.

Karl Ganser, Sozialgeographische Gliederung der Stadt München aufgrund der Verhaltensweisen der Bevölkerung bei politischen Wahlen. Münchner Geographische Hefte, Band 28. Regensburg 1966.

Karl Ganser, Modelluntersuchung zur Dorferneuerung. Strukturanalyse des Marktortes Pföffing an der Donau und seines Nahbereiches als Grundlage für ein Dorferneuerungsvorhaben. Münchner Geographische Hefte, Band 30. München 1967.

Karl Ganser, Der Beitrag der Geographie zur Stadt- und Regionalplanung. In: StadtBauwelt 16/Bauwelt 51–52/1967.

Karl Ganser, Textbeiträge in: Bayerisches Landesvermessungsamt (Hg.), Topographischer Atlas Bayern. München 1968. Das Lindauer Bodenseegebiet zwischen Intensivkulturen und Fremdenverkehr. – Die Münchner City Geschäftszentrum für 3 Millionen Kunden. – Alte Dorfkerne und neue Wohnanlagen. Aktuelle Probleme am Stadtrand von München. – München. Sozialgeographische Betrachtungen zur baustrukturellen Viertelsgliederung in ihrer aktuellen Entwicklungsproblematik.

Karl Ganser, Sozialgeographische Analyse regionaler Mobilitäten: Der tägliche Arbeitsweg. München 1969. Habilitations-Schrift.

Geographisches Institut der TH München, Prof. Dr. W. Hartke (Sachbearbeiter des Entwurfs: Dr. K. Ganser, Oberassistent), Studienordnung für Diplom-Geographen. (Diskussionsgrundlage). o. O. und J. (vor 1970).

Karl Ganser, Die Entwicklung der Stadtregion München unter dem Einfluß regionaler Mobilitätsvorgänge. In: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft München, Bände 54 und 55. Festschrift zur 100-Jahrfeier der Geographischen Gesellschaft München 1869–1969. Hg. von Hans Fehn. 2 Bände. München 1969, 1970.

Karl Ganser, Die Rolle der Stadtforschung in der Stadtentwicklungsplanung. In: Stadtbauwelt 1971, Heft 29, 12/15.

(Karl Ganser, Federführung) Kommunalpolitische Aspekte des Umweltschutzes in München. Problemstudie. Arbeitsbericht zur Fortschreibung des Stadtentwicklungsplanes Nr. 3. München 1971.

(Karl Ganser, Federführung) Kommunalpolitische Aspekte des wachsenden ausländischen Bevölkerungsanteils in München. Arbeitsberichte zur Fortschreibung des Stadtentwicklungsplanes Nr. 4. München 1972.

Karl Ganser, Grundlagenuntersuchung zur Altstadtentwicklung Ingolstadts. Münchener geographische Hefte. Kallmünz [bei Regensburg] 1973.

Karl Ganser, Bestands-Zuwachs statt Zuwachs-Wachstum. In: Bauwelt 24/1974.

Karl Ganser, Möglichkeiten und Grenzen der Verbesserung der Lebensqualität und Sozialchancen im ländlichen Raum. Münster 1975. Vortrag 1974 in Münster in der Landesplanungsgemeinschaft Westfalen.

Karl Ganser, Erholungslandschaft Isar-Loisach. AVA Arbeitsgemeinschaft zur Verbesserung der Agrarstruktur in Hessen e. V., o. O. 1974.

Karl Ganser u. a., Raumwirksamkeit der Mineralölsteuer. Hg. von der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung. Bonn 1974.

Karl Ganser u. a., Energieverknappung und Raumordnung. Hg. von der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung. Bonn 1974.

Karl Ganser, Die Region München im bayr[ischen] Landesentwicklungsprogramm. Münchner Diskussionsforum für Entwicklungsfragen e. V. Münchner Forum. München 1974.

Karl Ganser, Dokumentation im IRL-Verbund: Ausweg aus der Literaturfülle? Hg. von der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung. Bonn 1975.

Karl Ganser (Redaktion), Behördenstandorte und Raumordnung. Hg. von der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung. Bonn 1975.

Deutsche Gesellschaft für Freizeit (Hg.), Freizeitpolitik in Bund, Ländern und Gemeinden. Dokumentation des Freizeit-Kongresses 1974 in Garmisch-Partenkirchen. Düsseldorf 1975. Mit Beiträgen von: Katharina Focke, Detlef Affeld, Werner Köhl, Karl Ganser, J. Dickert, Horst W. Opaschewsky, Christa J. Burges.

Karl Ganser, Das Main-Gebiet im Planungskonzept der Bundesrepublik Deutschland. In: Der Main. Gefährdung und Chancen der europäischen Flußlandschaft. Deutscher Werkbund Bayern. o. O. (München) und J. (1976), 148/160. Und: Karl Ganser, Werte und Gefahren. Die Zukunft des Maingebiets. Im selben Band, 214/222. Tagung des Werkbund Bayern 1976 zusammen mit dem Werkbund Hessen und der Stadt Schweinfurt, unterstützt vom Bund Naturschutz in Bayern. Redaktion: Hans Wichmann.

Karl Ganser/Karl Heinz Blank, Probleme der Energieversorgung. Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung. Hannover 1977. Darin: Karl Ganser, Die energiepolitische Kontroverse, ein Versuch zur Orientierung in der Fülle der sich widersprechenden Informationen und Standpunkte.

Karl Ganser, Beiträge zur Zentralitätsforschung. Regensburg 1977.

Karl Ganser, Die regionale Bedeutung einer neu gegründeten Hochschule. Fachgebiet Regional- und Landesplanung im Fachbereich Architektur, Raum- und Umweltplanung der Universität Kaiserslautern. 1978.

Karl Ganser (Redaktion), Behördendezentralisierung. Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung. Bonn 1979.

Karl Ganser (Redaktion), Innovationsprogramm für Berggebiete in Österreich. Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung. Bonn 1980.

Karl Ganser (Hg.), Strategie zur Entwicklung peripherer ländlicher Räume. Erarbeitet von ASG-Arbeitsgruppe (Agrarsoziale Gesellschaft) unter der Leitung von Karl Ganser. Göttingen 1980.

Karl Ganser, 14 Millionen für die Landwirtschaft. In: Die Neue Gesellschaft 7/1980. Themen-Heft: Landwirtschaft.

Karl Ganser, Wohnumfeldverbesserung. Eine Gemeinschaftsaufgabe privater und kommunaler Initiativen. In: Urbanes Wohnen. Bürger gestalten ihre Stadt. Festschrift zum 10jährigen Bestehen von Urbanes Wohnen e. V. München. Zugleich Heft 28 der Sammlungsreihe des Münchner Forum. O. O. (München) und J. (1983), 7/9. Karl Ganser ist Mitglied des Kuratoriums.

Karl Ganser, Integrierte Planung in der Stadterneuerung. In: Klaus Adam/Tomas Grohé (Hg.), Ökologie und Stadtplanung. Köln 1984.

Karl Ganser, Zur Lage. In: StadtBauwelt 24/1985.

Minister für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes NRW, Intern. Bauausstellung Emscher-Park. Werkstatt für die Zukunft alter Industriegebiete. Düsseldorf o. J. [1989].

Amos-Interview (Hartmut Dreier, Elmar E. Linnemann, Hans Hubberts, Jürgen Klute) mit Karl Ganser, Inseln in der Emscherzone. Das Ganze ist das gemeinsame Denken. In: Amos – Kritische Blätter aus dem Ruhrgebiet 1990, Nr. 2/3.

Gesellschaft Internationale Bauausstellung Emscher Park mbH, Positionspapier »Ökologisches Bauen«. [Gelsenkirchen 1990].

Gesellschaft Internationale Bauausstellung Emscher Park mbH, Positionspapier »Baukultur und Kunst«. O. O. [Gelsenkirchen] und J. [1990].

Initiativkreis Emscherregion e. V. (Hg.), Grau ist die Emscher – doch bunt ihr Revier. Die Interessengemeinschaft Initiativen und Projekte IBA-von-Unten. Dortmund 1990. Es gibt 40 Gruppen. Projekt-Vorschläge zur IBA.

Karl Ganser/Joachim Hesse/Christoph Zöpel (Hg.), Die Zukunft der Städte. Baden-Baden 1991.

Karl Ganser, Arbeiten im Park – 16 Standorte im Wettbewerb um Qualität. In Deutsches Architektenblatt 6/1991.

IBA Emscher Park [Themen-Heft] Garten + Landschaft 10, 1991.

Karl Ganser/Horst Opaschewski, Freizeit und Wirtschaft im Jahr 2000. Ergebnisse des 1. INPRO Symposiums – Beiträge zur Freizeit-Forschung. Essen 1991.

Karl Ganser, IBA Emscher Park, Industriegeschichte an Emscher und Ruhr. Dokumentation des Geschichtswettbewerbs der Internationalen Bauausstellung Emscher Park in Zusammenarbeit mit der Nordrhein-Westfalen-Stiftung. Gelsenkirchen 1991.

Karl Ganser/Ted Kupchevsky, Arbeiten im Park – 16 Standorte im Wettbewerb um Qualität. In: Bauwelt 24/1991. Themen-Haft: Internationale Bauausstellung Emscher Park.

Leo Baumanns/Hans Peter Canibol/Karl Ganser, Freizeit-Infra-Struktur in Städten. Ergebnisse des 2. INPRO-Symposiums – Beiträge zur Freizeit-Forschung. INPRO Symposium – Beiträge zur Freizeitforschung. Essen 1992.

IBA Emscher Park Planungsgrundlagen, Expertise Ökologische Materialbewertung von Fenstern. Gelsenkirchen 1992.

Karl Ganser/Walter Siebel/Thomas Sieverts, Die Planungsstrategie der IBA Emscher Park, eine Annäherung. In: Raumplanung 61, 1993, 112ff.

Hoesch AG (Hg.), Gestalt und Wandel des Reviers. Jahresgabe der Hoesch AG/Fried. Krupp AG 1993. Darin Beiträge u. a. von Karl Ganser.

Thomas Sieverts/Karl Ganser, Vom Aufbaustab Speer zur Internationalen Bauausstellung Emscher Park und darüber hinaus. In: Rolf Kreibich/Arno Schmid/Walter Siebel/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994, 247/258.

Neue Landschaft. Werkundzeit Perspektiven 2. Walldorf 1994.

Karl Ganser, 16 Standorte im nördlichen Ruhrgebiet im Wettbewerb um Qualität. In: Rückblikke – Ausblicke. Ideenwerkstatt zur Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Bericht über die Jahrestagung 1989 in Gladbeck. SRL [Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung] Schriftenreihe. Bochum 1994, 156/162.

StadtBauwelt (Bauwelt 12/1994), Vierteljahreshefte der Bauwelt. Hg. von Karl Ganser u. a.

IBA Emscher Park, Demonstrationsveranstaltung über Umweltmaßnahmen im Rahmen von Ziel-2 am Beispiel der Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Technologiezentrum Oberhausen 4./5. Oktober 1993. Gelsenkirchen 1994. Darin: Karl Ganser, Einführung in die Internationale Bauausstellung Emscher Park, 27/36.

Karl Ganser, Vorwort. In: Feuer & Flamme. 200 Jahre Ruhrgebiet. Die Ausstellung im Gasometer. Essen 1995, 12/13.

Deutsche Gesellschaft für Freizeit (Hg.), Freizeitpolitik in Bund, Ländern und Gemeinden. Dokumentation des Freizeit-Kongresses 1974 in Garmisch-Partenkirchen. Düsseldorf 1975. Mit Beiträgen von: Katharina Focke, Detlef Affeld, Werner Köhl, Karl Ganser, J. Dickert, Horst W. Opaschewsky, Christa J. Burges.

Hardt-Walther Hämer/Karl Ganser/Wolfgang Roters/Ralf Zimmer (Bearbeiter), Internationale Bauausstellung Berlin und behutsame Stadterneuerung. Hilfe für Menschen und Stadtteile im Wandel. Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Dortmund 1995.

Karl Ganser, Public-Private-Partnership. In: Handwörterbuch der Raumordnung. Hannover 1995, 731/732.

Karl Ganser, Das Musiktheater des Reviers. In: glasforum 1/1995.

Karl Ganser, Der Architekt als Seismograph. In: Deutsches Architektenblatt 11/1996. Themen-Heft: Biennale.

Karl Ganser, Architektur als Prozeß. Die Internationale Bauausstellung Emscher Park. In: VI. Architektur-Biennale Venedig 1996, Wandel ohne Wachstum? Stadt-Bau-Kultur im 21. Jahrhundert. Braunschweig 1996, 79/95.

Ich Phoenix. Ein Kunstereignis. Ausstellung im Gasometer Oberhausen. Essen 1996. Mit Beiträgen von Ingo Bartsch, Christoph Blase, Karl Ganser, Kai-Uwe Hernken, Uwe Rüth, Rolf Wedewer.

Karl Ganser, Denkmal- und Naturschutz für die Industriekultur? In: Der Architekt 5/1997. Themen-Heft: Besitzerwechsel.

Josef Bieker/Axel Föhl/Karl Ganser/Roland Günter/Ulrike Romeis/Marion Zerressen, Industriedenkmale im Ruhrgebiet. Hamburg 1996. Veränderte Neuauflage: Reinhold Budde/Peter Drecker/Axel Föhl//Roland Günter/Heinz-Dieter Klink/Ursula Mehrfeld/Hans-Peter Noll, Industriedenkmale im Ruhrgebiet. Hamburg 2009.

Ich Phoenix. Ein Kunstereignis. Ausstellung im Gasometer Oberhausen. Essen 1996. Mit Beiträgen von Ingo Bartsch, Christoph Blase, Karl Ganser, Kai-Uwe Hernken, Uwe Rüth, Rolf Wedewer.

Bundesgartenschau Gelsenkirchen 1997 – Gewerbepark Nordstern. Hagen 1997. Darin Beiträge u. a. von Karl Ganser.

Karl Ganser, Freiräume in der Stadt – Phantasie zwischen Politik und Wirklichkeit. In: Standorte. Jahrbuch Ruhrgebiet 1997/98, 12/18. Industrienatur.

Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997.

Karl Ganser, Denkmal- und Naturschutz für die Industriekultur? In: Der Architekt 5/1997. Themen-Heft: Besitzerwechsel.

Karl Ganser/Peter Pininski, Eine Lanze für die Kultur des Bauens. In: Das Bauzentrum 10/1998.

Karl Ganser, Leitartikel. In: Die NRW-Stiftung Naturschutz, Heimat- und Kulturpflege. Magazin 2/1998, 2. Zum Hallenbad in Duisburg-Ruhrort als Museum der Deutschen Binnenschiffahrt im »Hafenstadtteil«.

Karl Ganser, Wandel ohne Wachstum. In: Deutsches Architektenblatt 3/1998. Themen-Heft: Perspektiven.

Karl Ganser, [Der Garten Osterfeld]. In: [Schichten] Der Garten Osterfeld. Landesgartenschau Oberhausen 1999. Bottrop 1999, 7.

Karl Ganser, Liebe auf den zweiten Blick. Freiheit für den Regentropfen. Internationale Bauausstellung Emscher Park. Dortmund 1999.

Freiheit für den Regentropfen. Auf der Suche nach einer erlebniswerten Zukunft. Buch und Regie: Martin Biebel. Produktion: focus-film, Carl-A. Fechner. Arte, 20. 11. 2000, 19 Uhr.

Jörg Dettmar/Karl Ganser (Hg.), Industrienatur. Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Stuttgart 1999. Sammelband mit Beiträgen von Peter Latz, Thomas Neiss, Arno Sighard Schmid., Michael Schwarze-Rodrian, Marion Taube, Donata Valentin.

Karl Ganser, Intelligent, ökonomisch, nachhaltig. Gute Erfahrungen mit Zwischennutzungen in Deutschland. In: Heimatschutz Sauvegarde (Schweizer Heimatschutz) 2/2006, 2/6.

Karl Ganser, Denkmal mit Perspektive. Gaswerk offen für Unternehmen mit Kultur, in: industrie-kultur 2/2008, 32/33.

Karl Ganser, Von der Industrielandschaft zur Kulturlandschaft. In: Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Essen 1999.

Henry Beierlorzer/Joachim Boll/Karl Ganser (Hg.), SiedlungsKultur. Neue und alte Gartenstädte. Braunschweig 1999.

Karl Ganser, Das Finale der IBA Emscher Park. In: glasforum 2/1999. Themen-Heft Sanierung, Umbau, Erweiterung.

Karl Ganser, Baukultur gerade Jetzt. In: Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen, Initiative Architektur und Baukultur. November 2002, 1/2.

Karl Ganser, Die Brüder vom Rothenhof. Das Sterben und Wiedererstehen eines Dorfes im Dreißigjährigen Krieg. Nach historischen Unterlagen erzählt. (Pflugverlag) Krumbach o.J. 2002. Schildert in romanhafter Form das Schicksal des schwäbischen Dorfes Stoffenried in der Not- und Pestzeit des Dreißigjährigen Krieges.

[Karl Ganser,] Endlich Heimat bauen. Warum sind unsere Städte so häßlich? Warum fühlen sich viele Menschen nirgends mehr daheim? Karl Ganser über die deutsche Bau-Unkultur – und wie sie sich verändern läßt. Interview von Hanno Rauterberg. In: Die Zeit, 27. März 2003, 46.

Karl Ganser/Werner J. Hannappel, 3652 Tage Innenhafen Duisburg. Duisburg 2003. Ein Bildband.

Karl Ganser, Wasserpolitik. Telgte 2004. Vortrag am 18. Juli 2004 in der Zeche Westfalen I/I in Ahlen in der Ausstellung ›Natur nach Maß!?‹ in der Regionale 2004 ›Rechts und links der Ems‹.

Karl Ganser, Mit weniger auskommen – aus der Vergangenheit lernen? In: www.schrumpfende-stadt.de/magazin 40401/10ganser.htm. 3. Mai 2004.

Karl Ganser, Vorwort. In: Nicolette Baumeister, Architektur neues München- Münchner Baukultur 1994–2004. Salenstein/Schweiz 2005.

Karl Ganser, Zehn Jahre Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur – was war vorher und was kommt danach?1/2005, 13/15.

Karl Ganser, Kulturstadt – Stadtkultur. Vortrag 2006. www2.augsburg.de/index.php?id=3469.

Karl Ganser im Gespräch mit Eberhard Büssem. Rayrischer Rundfunk-online. Sendung vom 7. Februar 2007, 20.15 Uhr. www.br-online.de/alpha/forum/vor0702/20070207.shtml

Karl Ganser, Intelligent, ökonomisch, nachhaltig. Gute Erfahrungen mit Zwischennutzungen in Deutschland. In: Heimatschutz Sauvegarde (Schweizer Heimatschutz) 2/2006, 2/6.

Karl Ganser/Thomas Sieverts/Jens Trautmann, Westpark Bochum. Geschichte und Geschichten. Essen 2007.

Karl Ganser, Grußwort. In: Fachgebiet Städtebau, Stadtgestaltung und Bauleitplanung, Fakultät Raumplanung, TU Dortmund (Hg.), Internationale Bauausstellung Emscher Park. Die Projekte 10 Jahre danach. Essen 2008, 7.

Karl Ganser, Wegweiser der Konversion. In: Udo Weilacher u. a. (Hg.), Learning from Duisburg Nord. Freising 2009, 26/28.

Karl Ganser viele Vorworte zu IBA Publikationen.

Weitere Publikationen zur IBA Emscher Park (1989/1999)

in zeitlicher Folge:

Gerhard Seltmann, Investitionsstandort Emscherraum. Der Schritt ins nächste Jahrtausend. O. O. [Gelsenkirchen] und J. [um 1991].

Marion Zerressen/Gerd Seltmann, IBA Emscher Park. Katalog zum Stand der Projekte Frühjahr 1993. Gelsenkirchen 1993.

Thomas Sieverts (Hg.), Internationale Bauausstellung Emscher Zukunftswerkstatt für Industrieregionen. Köln 1991.

Renate Kastorff-Viehmann, Das Ruhrgebiet – ein starkes Stück Geschichte. In: Sebastian Müller/Klaus Schmals (Hg.), Die Moderne im Park? Ein Streitbuch zur Internationalen Bauausstellung im Emscherraum. Dortmund 1993.

Karl Ganser/Walter Siebel/Thomas Sieverts, Die Planungsstrategie der IBA Emscher Park,

eine Annäherung. In: Raumplanung 61, 1993, 112ff.

Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Wandel von Planungsaufgaben und Wandel der Planungsstrategie – das Beispiel der IBA Emscher Park. In: Jahrbuch Stadterneuerung 1993, 141/154.

Heiner Dürr/Jürgen Gramke (Hg.), Erneuerung des Ruhrgebietes. Regionales Erbe und Gestaltung für die Zukunft. Festschrift zum 49. Geographentag Bochum 1993. Paderborn 1993.

Förster im Park. Ein Gespräch über die Internationale Bauausstellung (IBA) Emscher Park und was man daraus lernen kann. In: Neue Landschaft, werkundzeit Perspektiven 2. Beiträge zur Zukunft der Moderne. Herausgeber: Deutscher Werkbund e.V. Frankfurt. Walldorf 1994, 13/31 (Gesprächs-Partner: Michael Bräuer, Karl Ganser, Roland Günter, Haardt-Walter Hämer, Lorenz Rautenstrauch, Gerhard Seltmann, Walter Siebel, Christiane Thalgott; Redaktion Jochen Rahe).

IBA, Emscher Landschaftspark Regionaler Grünzug D, Entdeckungsreise durch eine Industrie-Landschaft. Naturkundlicher Führer. o.O. und J. (um 1994).

Landschaftspark Duisburg-Nord. In: Rückblikke – Ausblicke. Ideenwerkstatt zur Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Bericht über die Jahrestagung 1989 in Gladbeck. SRL [Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung] Schriftenreihe. Bochum 1994, 69/78.

Rolf Kreibich/Arno Schmid/Walter Siebel/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994.

IBA Emscher Park Wettbewerbe, Evangelische Gesamtschule Bismarck und Wohngebiet Laarstraße. Dokumentation Nr. 34. Gelsenkirchen 1994.

Tag der Geschichte im Ruhrgebiet. Eine Veranstaltung der Internationalen Bauausstellung Emscher Park GmbH und des Forums Geschichtskultur an Ruhr und Emscher mit den Schulen im Ruhrgebiet am 18. Oktober 1994. Angebotskatalog. [Gelsenkirchen 1994].

Natur für die Menschen. Ökologieprogramm im Emscher-Lippe-Raum Werkstattbericht. Düsseldorf 1994. Übersicht über Projekte u.a. Emscher Landschaftspark. Projekt-Liste.

IBA Inspektion von Unten. Strukturwandel im Ruhrgebiet. IBA Emscher Park: eine Strategie. Kongress-Dokumentation. O.O. [Essen] 1994.

Walter Siebel, Wohnen und informelle Arbeit. In: Rückblicke – Ausblicke. Ideenwerkstatt zur Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Bericht über die Jahrestagung 1989 in Gladbeck. SRL [Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung] Schriftenreihe. Bochum 1994, 28/33.

Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Wie organisiert man Innovation in nichtinnovativen Milieus? In: Rolf Kreibich/Arno Schmid/Walter Siebel/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994, 52/64.

Gerd Seltmann, Bauplatz Zukunft. Internationale Bauausstellung Emscher Park. Was, wann, wo? Zwischenpräsentation 1994/95. Gelsenkirchen 1995.

Kunibert Wachten (Hg.), Wandel ohne Wachstum? Braunschweig 1996.

Christoph Brockhaus, Kunstklangraum. Zeche Nordstern. Schupp und Kremmer Humpert Karavan. Hg. Von der Bundesgartenschau Gelsenkirchen. Ostfildern-Ruit 1997. Mit einer DVD. Zur Geschichte der Zentralkokerei Nordstern (1928) von Fritz Schupp und Martin Kremmer (Wilhelm Busch), nur in Resten erhalten.

Heiner Monheim, Karl Ganser: Stationen seiner Arbeit. In: Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungs- und Verkehrspolitik. Essen 1997, 16/25 (biographischer Beitrag). Festschrift für Karl Ganser.

Ministerium für Wirtschaft und Mittelstand, Technologie und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.), Masterplan für Reisen ins Revier. Düsseldorf 1997.

Manfred Sack, Siebzig Kilometer Hoffnung. Die IBA Emscher Park. Erneuerung eines Industriegebiets. Stuttgart 1999 (Übersicht, Atmosphäre, Hintergründe).

Sonne, Mond und Sterne. Kokerei Zollverein Essen-Katernberg. Ausstellungskatalog. Bottrop 1999.

Peter Pachnicke/Bernhard Mensch (Hg.), Kunst setzt Zeichen. Landmarken-Kunst. Oberhausen 1999.

Rita A. Hermann/Sebastian Müller (Hg.), Inszenierter Fortschritt. Die Emscherregion und ihre Bauausstellung. Bielefeld 1999.

Dieter Longdong/Annette Nothnagel (Hg.), Bauen mit dem Regenwasser. Aus der Praxis von Projekten. München 1999.

Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Essen 1999.

Jörg Dettmar/Karl Ganser (Hg.), IndustrieNatur – Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Stuttgart 1999.

Henry Beierlorzer/Joachim Boll/Karl Ganser (Hg.), SiedlungsKultur. Neue und alte Gartenstädte. Braunschweig 1999.

Claus Stiens (Redaktion), Tag der innovativen Unternehmen. Mittelständische Unternehmen stellen sich zum Finale der IBA Emscher Park vor. [Katalog]. Gelsenkirchen 1999.

Achim Dahlheimer (verantwortlich), IBA '99 Finale Internationale Bauausstellung Emscher Park. Das Programm. April bis Oktober 1999. Bottrop 1999. Mit Chronologie. 10 Jahre ökologische und kulturelle Erneuerung einer großen Industrieregion. – Auch in einer Fassung im Taschen-Format.

Internationale Bauausstellung Emscher Park, Katalog der Projekte 1999.

Jenseits des Klanges. Dokumentation. Eine Zeitreise zwischen Jahrhunderten. Ein Festival im Rahmen der Veranstaltungsreihe ›Musik im Industrieraum‹. Konzeption und Gesamtleitung: Eberhard Kloke. O. O. und J. [1999]. Stücke und Aufführungs-Orte: Maschinenhalle Hamm, Jahrhunderthalle Bochum, Kokerei Zollverein Essen, Landschaftspark Duisburg-Nord. Fotografien von Peter Liedtke. Projekt der Kultur Ruhr GmbH.

Jörg Bartel, Karl Ganser. Eine etwas andere Würdigung. In: Rainer Wirtz/Burkhard Zeppenfeld (Hg.), War die Zukunft früher besser? Visionen für das Ruhrgebiet. Bottrop 2000, 334.

Wandel auf Dauer. Zeche und Kokerei Zollverein als Weltkulturerbe – Forderungen für einen Zukunftsstandort. Süddeutsche Zeitung, NRW-Feuilleton 31. 8. 2002.

Fachgebiet Städtebau, Stadtgestaltung und Bauleitplanung, Fakultät Raumplanung, TU Dortmund (Hg.), Internationale Bauausstellung Emscher Park. Die Projekte 10 Jahre danach. Essen 2008.

Die Akten der IBA sind im Archiv für soziale Bewegungen an der Ruhr-Universität Bochum aufbewahrt. Insgesamt 1296 IBA-Akten-Ordner. www.ruhr-uni-bochum.de/sbr/afsb/frameset_afsb.htm. www.ruhr-uni-bochum.de/ISB/Startseite Archiv für soziale …

Veröffentlichngen von Roland Günter zur IBA

Roland Günter/Janne **Günter**/Peter Liedtke, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst im Ruhrgebiet. Handbuch zu den Zusammenhängen von Wald, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst. Essen 2007.

Roland **Günter**, Oberhausen. Die Denkmäler des Rheinlands. Düsseldorf 1975.

Roland **Günter**, Die Internationale Bauausstellung Emscherpark. Die Reparatur der Krisenregion Ruhrgebiet ist auch ein kulturelles Projekt: Basler Zeitung/Basler Magazin 24. Juni 1989.

Roland **Günter**, Internationale Bauausstellung Emscher Park. Drei konkrete Beispiele für Logistik: Basler Magazin/Basler Zeitung Nr. 9, 5. März 1994.

Roland **Günter**, Im Tal der Könige. Ein Reisebuch zu Emscher, Rhein und Ruhr. Essen 1994. Veranlaßt von der Internationalen Bau-Ausstellung Emscher Park. Gert Seltmann, Geschäftsführer der Internationalen Bauausstellung Emscher Park: »1994 das meistverkaufte Reise-Buch in Deutschland.« Weitere Auflagen folgen. Neue Bearbeitung und Erweiterung um die Zeitphase bis 2010, Düsseldorf 2010.

Roland **Günter**, IBA Emscher Park: Beispiele für Logistik, Potential-Denken, Ressourcen-Politik. In: Martin Einsele/Michael Peterek/Ronald Klein-Knott (Hg.), Stadt im Diskurs. Beiträge zur aktuellen Städtebaudiskussion. = Karlsruher Städtebauliche Schriften Band 5. Karlsruhe 1994, 39/50.

Josef Bieker/Axel Föhl/Karl Ganser/Roland **Günter**/Ulrike Romeis/Marion Zerressen, Industriedenkmale im Ruhrgebiet. Hamburg 1996.

Janne Günter, **Roland Günter**. Sprechende Straßen in Eisenheim, Essen 1999.

Roland **Günter**, Die Siedlung als Geschichte, als Gegenwart und als Vision. In: Forum. Geschichtskultur an Ruhr und Emscher. Informationen 2/97, 17/25.

Roland **Günter**, Deutscher Städtebau-Preis 1998. Düsseldorfs Rheinufer. Empfänger des Preises: Der Rorschacher Niklaus Fritschi und seine Düsseldorfer Büropartner Benedikt Stahl und Günter Baum. In: Basler Zeitung/Basler Magazin Nr. 43/7. November 1998, 12/13.

Roland **Günter**, »Die Erinnerung ist ein Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann.« In: Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. IBA Emscher Park. Essen 1999, 6/10.

Roland **Günter**, Bau-Kultur in der Emscher-Region. In: Detlef Kurth/Rudolf Scheuvens/Peter Zlonicky (Hg.), Laboratorium Emscher Park. Städtebauliches Kolloquium zur Zukunft des Ruhrgebietes. Dortmund 1999, 102/106.

Roland **Günter**, Die Kunst, der Industrie-Landschaft eine neue Gestalt zu geben. In: Kunst setzt Zeichen. Landmarken-Kunst. Ludwig

Galerie Schloss Oberhausen. IBA Finale. Oberhausen 1999, 134/145.

Roland **Günter**, Die Internationale Bauausstellung (IBA) Emscherpark. Zehn Jahre Struktur-Entwicklung im Ruhrgebiet: 1989–1999. In: kritische berichte (Zeitschrift für Kunst- und Kulturwissenschaften) 27, 1999, Nr. 3, 52/64.

Roland **Günter**/Lienhard Lötscher/Michael Pohl, Alte Wege, neue Wege. Industrie-Kultur und Tourismus. Essen 1999.

Roland **Günter**, Das Erbe der Industrie-Kultur in Deutschland. In: Europäisches Erbe – 1999. Europa, ein gemeinsames Erbe. (Europarat) Strasbourg 1999, 21/24.

Roland **Günter**, Die Gestalt der großen Stadt. In: Abenteuer Industriestadt. Oberhausen 1874–1999. Oberhausen 1999.

Roland **Günter**, 10 Jahre IBA – und was nun? Perspektiven für die Region nach der IBA. In: geographische revue. Zeitschrift für Literatur und Diskussion 5, 2003, Nr. 1, 7/30.

Roland **Günter**, Besichtigung unseres Zeitalters. Industriekultur in Nordrhein-Westfalen. Essen 2001.

Roland Günter, Landschaftskörper. In: Bernhard Mensch/Peter Pachnicke (Hg.), Lichtzeichen und Landmarken im Ruhrgebiet. Fotografien von Werner J. Hannapel. Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. Oberhausen 2001.

Roland **Günter**, Pyramiden für die Halden. Das Revier macht aus der Not eine Tugend: Die gigantischen Überreste der Industriezeit wurden mit skurrilen »Landmarken« überzogen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 220/21. 9. 2001, B 9.

Roland **Günter**, Siedlungen im Ruhrgebiet – Optionen für die Region. In: Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Nr. 2, 2001, S. 40/46.

Die Emscher. Faszination eines ungeliebten Flusses. Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. Fotografien von Thomas Wolf. Text von Roland **Günter**. Hg. von Bernhard Mensch und Peter Pachnicke. Oberhausen 2002.

Roland **Günter**, Vom Sinn der Industrie-Kultur. In: Michael Braun/Thomas Schild, Arbeiten im Park. Ein Lese- und Reisebuch zur Zeche Waltrop. Waltrop 2002.

Roland **Günter**, Alte und neue Gewässerkultur am Beispiel der Emscher. In: Albrecht Hoffmann (Hg.), Kasseler Wasser-Forschungsbericht und -Materialien. 10. Kasseler Technikgeschichtliches Kolloquium. Band 18/2003, 95/113.

Roland **Günter**, Industriekultur in der Diskussion. Thesen-Anschlag: 44 Argumente – für die Industrie-Kultur. In: Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur 2/2003, 52/54.

Roland **Günter**, 10 Jahre IBA – und was nun? Perspektiven für die Region nach der IBA. In: geographische revue. Zeitschrift für Literatur und Diskussion 5, 2003, Nr. 1, 7/30.

Roland **Günter**, Das Wunder von O. In: Thomas Seim (Hg.), Gute Hoffnung. 75 Jahre Großstadt Oberhausen. Essen 2004, 66/94.

Bernhard Mensch/Peter Pachnicke (Hg.), leicht und weit. Brücken im Neuen Emschertal. Fotografien von Thomas Wolf mit einem kulturhistorischen Essay von Roland **Günter**. (Ludwig Galerie im Schloß) Oberhausen 2005.

Roland **Günter**/Janne Günter/Peter Liedtke, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst im Ruhrgebiet. Handbuch zu den Zusammenhängen von Wald, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst. Essen 2007.

Roland **Günter**, Ein Netz von Siedlungen quer durch die Region – dramatisch gerettet. Geschichte kann Kraft für die Zukunft geben. AMOS, Kritische Blätter aus dem Ruhrgebiet, 40, 2007, Heft 1, 17/18.

Roland **Günter**, Aufbruch statt Abbruch, Gemeinsame Wege ins 21. Jahrhundert? – Versuch einer Standortbestimmung. In: LWL-Amt für Denkmalpflege in Westfalen (Hg.), Gemeinsame Wurzeln – getrennte Wege? Über den Schutz von gebauter Umwelt, Natur und Heimat seit 1900. Münster 2007, 389/395. (Zur Lage der Denkmalpflege).

Roland **Günter**, Lern-Buch Stadt-Kultur. Für Stadt-Bewohner und Experten. Essen 2007.

Roland **Günter**/Janne Günter/Peter Liedtke, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst im Ruhrgebiet. Handbuch zu den Zusammenhängen von Wald, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst. Essen 2007.

Roland **Günter**, Der Traum von der Insel in der Metropole Ruhr. Essen 2008.

Innerhalb des Alphabets in der Reihenfolge ihres Erscheinens.

A

Hubert **Abreß**, Probleme der Kommunikation und Kooperation zwischen Entscheidungsträgern und Öffentlichkeit. Manuskript. München 1970.

Klaus **Adam**/Tomas Grohé (Hg.), Ökologie und Stadtplanung. Köln 1984.

Hubertus **Ahlers**/Sabine Hoffmeister u. a., Kokerei Hansa. Skulptur Kultur Natur im Aufbruch. Hg. von der Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur. Essen 2001.

Franz **Alt**, Aktualitätsversessenheit und Umweltvergessenheit im deutschen Journalismus. Die Rolle der Medien für eine innovative Stadt- und Umweltplanung. In: Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Essen 1997, 205/215.

VI. **Architektur-Biennale** Venedig 1996, Wandel ohne Wachstum? Stadt-Bau-Kultur im 21. Jahrhundert. Braunschweig 1996. Die IBA wird ausgestellt. Inszenierung und Gestaltung: Hans Dieter Schaal. Werkstatt Emscher-Region.

B

Jörg **Bartel**, Karl Ganser. Eine etwas andere Würdigung. In: Rainer Wirtz/Burkhard Zeppenfeld (Hg.), War die Zukunft früher besser? Visionen für das Ruhrgebiet. Bottrop 2000, 334 ff.

Leo **Baumanns**/Hans Peter Canibol/Karl Ganser, Freizeit-Infra-Struktur in Städten. Ergebnisse des 2. INPRO-Symposiums – Beiträge zur Freizeit-Forschung. O. O 1992.

Nicolette **Baumeister**, Architektur neues München- Münchner Baukultur 1994–2004. Vorwort von Karl Ganser. Salenstein/Schweiz 2005.

Wolfgang Ebert/Achim **Bednorz**, Kathedralen der Arbeit. Tübingen/Berlin 1996.

Henry **Beierlorzer**/Joachim Boll/Karl Ganser (Hg.), SiedlungsKultur. Neue und alte Gartenstädte. Braunschweig 1999.

BergbauFolgeLandschaft. Bauhaus Jahrbuch 1998.

Karl Ganser/Karl Heinz **Blank**, Probleme der Energieversorgung. Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung. Hannover 1977. Darin: Karl Ganser, Die energiepolitische Kontroverse, ein Versuch zur Orientierung in der Fülle der sich widersprechenden Informationen und Standpunkte.

Freiheit für den Regentropfen. Auf der Suche nach einer erlebniswerten Zukunft. Buch und Regie: Martin **Biebel**. Produktion: focus-film, Carl-A. Fechner. Arte, 20. 11. 2000, 19 Uhr.

Josef **Bieker**/Axel Föhl/Karl Ganser/Roland Günter/Ulrike Romeis/Marion Zerressen, Industriedenkmale im Ruhrgebiet. Hamburg 1996.

Hans Heinrich **Blotevogel**, Vom Kohlenrevier zur Region? Anfänge regionaler Identitätsbildung im Ruhrgebiet. In: Heiner Dürr (Hg.), Erneuerung des Ruhrgebiets. Regionales Erbe und Gestaltung der Zukunft. Festschrift zum 49. Deutschen Geographentag in Bochum 1993. Paderborn 1993.

Heinrich **Blotevogel** (Hg.), Regionalmarketing für das Ruhrgebiet. Internationale Erfahrungen und Bausteine für eine Region mit Zukunft. – Ein Projekt des Initiativkreises Ruhrgebiet. Essen 1999.

Hans Heinrich **Blotevogel**, Industrielle Kulturlandschaft im Ruhrgebiet. Die Geschichte einer schwierigen Annäherung. Diskussionspapier des Instituts für Geographie. Gerhard Mercator-Universität Duisburg, 3/2001.

Hans Heinrich **Blotevogel**, Die Region Ruhrgebiet zwischen Konstruktion und Dekonstruktion. In: Westfälische Forschungen 52, 2002.

Helmut **Blum**/Karolus Heil/Lutz Hoffmann, Funktionale Aufgaben und verwaltungsorganisatorische Probleme der Großstädte im Hinblick auf eine integrierte Stadtplanung. München 1975.

Helmut **Blum**/Karolus Heil/Lutz Hoffmann, Stadtentwicklung – Anspruch und Wirklichkeit. Göttingen 1976.

Ulrich **Borsdorf** (Hg.), Orte der Erinnerung. Frankfurt 1999.

Ulrich **Borsdorf**, Ein RuhrMuseum für die Ruhrstadt, Pladoyer für eine sinnvolle Neunutzung der Schachtanlage ›Zollverein in Essen‹. In: Standorte. Jahrbuch Ruhrgebiet 2001/20002.

Roland Günter, Vom Sinn der Industrie-Kultur. In: Michael **Braun**/Thomas Schild, Arbeiten im Park. Ein Lese- und Reisebuch zur Zeche Waltrop. Waltrop 2002.

Manfred **Bourree**, Zielpunkte – Kulturatlas Ruhrgebiet. Gelsenkirchen 1993.

Wilhelm **Brepohl**, Der Aufbau des Ruhrvolkes im Zuge der Ost-West-Wanderung. Recklinghausen 1948.

Christoph **Brockhaus**, Kunstklangraum. Zeche Nordstern. Schupp und Kremmer Humpert Karavan. Hg. Von der Bundesgartenschau Gelsenkirchen. Ostfildern-Ruit 1997. Mit einer DVD. Zur Geschichte der Zentralkokerei Nordstern (1928) von Fritz Schupp und Mar-

tin Kremmer (Wilhelm Busch), nur in Resten erhalten.

Reinhold **Budde**/Ulrich Heckmann, Die Route der Industriekultur: Tourismusoffensive für das Ruhrgebiet. In: Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Essen 1999.

Bürgerkomitee Altstadtring-NO im Münchner Forum, Was geschieht mit dem Altstadtring-NO nach dem Wettbewerb? Cityerweiterung gegen Lehel-Erhaltung. Verwaltungsbauten gegen Normalwohnungen. Lobbyistenplanung gegen Offene Planung. Münchner Forum, Heft 5 der Sammlungsreihe. o. O. und J. (München).

Wilhelm **Busch**/Thorsten Scheer (Hg.), Symmetrie und Symbol. Die Industriearchitektur von Fritz Schupp und Martin Kremmer. Essen 2002.

Walter **Buschmann**, Zeche Zollverein in Essen. Köln 1987.

Walter **Buschmann**, Wie Zollverein ein Denkmal wurde. In: Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, 2002, Heft 1.

C

Leo Baumanns/Hans Peter **Canibol**/Karl Ganser, Freizeit-Infra-Struktur in Städten. Ergebnisse des 2. INPRO-Symposiums – Beiträge zur Freizeit-Forschung. O. O. 1992.

Chargesheimer, Im Ruhrgebiet. Köln 1958.

D

Achim **Dahlheimer** (verantwortlich), IBA ´99 Finale Internationale Bauausstellung Emscher Park, IBA ´99 Finale. Das Programm. Bottrop 1999. Mit Chronologie.

Walter Rossow, Die Landschaft muß das Gesetz werden. Hg. von Monika **Daldrop-Weidmann**. Stuttgart 1991.

Denkschrift über die Organisation der Stadtforschung und der zu ihrer Förderung sonst zu treffenden Maßnahmen innerhalb der Landeshauptstadt München, Anlage 2 des Beschlusses des Stadtplanungs- und Hauptausschusses vom 9.7.1868.

Hartmut **Dreier**/Elmar E. Linnemann/Hanz Hubberts/Jürgen Klute, Inseln in der Emscherzone. Das Ganze ist das gemeinsame Denken. AMOS-Interview mit Prof. Dr. Karl Ganser, Chef der IBA. Amos 1990.

Jörg **Dettmar**, Industriebrachen – vergiftete Wüsten oder lebendige Oasen. Ein floristisch-vegetationskundlicher Führer für Industriebrachen im Ruhrgebiet. Gelsenkirchen 1991.

Jörg **Dettmar**, Industrietypische Flora und Vegetation im Ruhrgebiet. Berlin 1992.

Franz Rebele/Jörg **Dettmar**, Industriebrachen. Ökologie und Management. Praktischer Naturschutz. Stuttgart 1996.

Jörg **Dettmar**, Gestaltung der Industrielandschaft. In: industrie-kultur 1/1997, 13 ff.

Jörg **Dettmar**, Neue ›Wildnis‹. In: Jörg Dettmar/Karl Ganser (Hg.), Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Stuttgart 1999, 134, 153

Jörg **Dettmar**/Karl Ganser (Hg.), Industrienatur. Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Mit Beiträgen von Peter Latz, Thomas Neiss, Arno Sighard Schmid, Michael Schwarze-Rodrian, Marion Taube, Donata Valentin. Stuttgart 1999.

Heiner **Dürr**/Jürgen Gramke (Hg.), Erneuerung des Ruhrgebiets. Regionales Erbe und Gestaltung der Zukunft. Festschrift zum 49. Deutschen Geographentag in Bochum 1993. Paderborn 1993.

Werner **Durth**, Vom Nutzen des Wartens. In: Industrielandschaft. Das Bochum Projekt. Darmstadt 1992. Mit Studenten.

E

Wolfgang **Ebert**/Achim Bednorz, Kathedralen der Arbeit. Tübingen/Berlin 1996.

Helmut **Engel**, Konservieren oder Umdeuten? Vom Umgang mit Industriedenkmälern. In: Rolf Kreibich/Arno Schmid/Walter Siebel/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994.

Lutz **Engelskirchen**, Zeche Zollverein Schacht XII. Museumsführer. Essen 2000.

F

Josef Bieker/Axel **Föhl**/Karl Ganser/Roland Günter/Ulrike Romeis/Marion Zerressen, Industriedenkmale im Ruhrgebiet. (Ellert & Richter) Hamburg 1996.

Jörg **Forssmann**, Landschaftspark Duisburg-Nord. In: Garten + Landschaft 10/1991, 20/25.

G

Geschichtswerkstatt Zeche Zollverein e. V. (Hg.), Vom Leben mit der Kohle. Zur Geschichte der Stadtteile Katernberg, Schonnebeck und Stoppenberg. Essen 2002.

Stefan **Goch**, Eine Region im Kampf mit dem Strukturwandel. Bewältigung von Strukturwandel und Strukturpolitik im Ruhrgebiet. Essen 2002.

Heiner Dürr/**Jürgen Gramke** (Hg.), Erneuerung des Ruhrgebietes. Regionales Erbe und Gestaltung für die Zukunft. Festschrift zum 49. Geographentag Bochum 1993. Paderborn 1993.

Gerhard **Gross**, Bürgernahe Stadt-Entwicklungsplanung gescheitert?!. Untersuchung am Beispiel München. Berlin 1978. Nach einem einjährigen Praktikum im Stadtentwicklungsreferat München (Anfang 1973 bis Anfang 1974) geschrieben als Diplom-Arbeit am Institut für Stadt- und Regionalplanung der Technischen Universität Berlin, in Diskussion vor allem mit Lutz Hoffmann und Klaus Neubeck. Erweitert publiziert.

H

Hardt-Waltherr **Hämer**/Karl Ganser/Wolfgang Roters/Ralf Zimmer (Bearbeiter), Internationale Bauausstellung Berlin und behutsame Stadterneuerung. Hilfe für Menschen und Stadtteile im Wandel. Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Dortmund 1995.

Hartmut **Häußermann**/Walter Siebel, Wandel von Planungsaufgaben und Wandel der Planungsstrategie – das Beispiel der IBA Emscher Park. In: Jahrbuch Stadterneuerung 1993, 141/154.

Hartmut **Häußermann**/Walter Siebel, Wie organisiert man Innovation in nichtinnovativen Milieus? In: Rolf Kreibich/Arno Schmid/Walter Siebel/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994, 52/64.

Michael **Hamann**/Annette Schulte, Wandel: die Halde als Refugium für Pflanzen und Tiere. In: Vera Steinborn (Hg.), Berge versetzen. Geschichte einer Halde. Dortmund 1994, 20/46 (mit umfangreichem Literatur-Verzeichnis).

Dirk **Hallenberger**/Dirk van Laak/Erhard Schütz, Das Ruhrgebiet in der Literatur. Annotierte Bibliographie zur Literatur über das Ruhrgebiet von den Anfängen bis 1961. Essen 1990.

Dirk **Hallenberger**, Industrie und Heimat. Eine Literaturgeschichte des Ruhrgebiets. Essen 2000.

Bernhard Mensch/Peter Pachnicke (Hg.), Lichtzeichen und Landmarken im Ruhrgebiet. Fotografien von Werner J. **Hannapel**. Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. Oberhausen 2001.

Karl Ganser/Werner J. **Hannappel**, 3652 Tage Innenhafen Duisburg. Duisburg 2003. Ein Bildband.

Geographisches Institut der TH München, Prof. Dr. W[olfgang]. **Hartke** (Sachbearbeiter des Entwurfs: Dr. K[arl]. Ganser, Oberassistent), Studienordnung für Diplom-Geographen. (Diskussionsgrundlage). O. O. und J. (vor 1970).

Uta **Hassler**/Alexander Kierdorf, Denkmale des Industriezeitalters. Von der Geschichte des Umgangs mit der Industriekultur. Tübingen 2000.

Reinhold Budde/Ulrich **Heckmann**, Die Route der Industriekultur: Tourismusoffensive für das Ruhrgebiet. In: Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Essen 1999.

Karolus **Heil**, Ursachen, Bedingungen und Notwendigkeiten der Einführung der Gemeinwesenarbeit in der Landeshauptstadt München. Landeshauptstadt München Stadtentwicklungsreferat. 1969.

Katrin Zapf/Karolus **Heil**/Justus Rudolph, Stadt am Stadtrand. Eine vergleichende Untersuchung in vier Münchner Neubausiedlungen. Frankfurt 1969.

Jochen **Heller**/Rolf Monheim, Die Regensburger Altststadt als ›Markenartikel‹. Einzelhandelsstruktur, Besucherverhalten und Meinungen. In: Die alte Stadt 1/1998, 30/54.

Eitel Mantowski/Claudia **Hellwig**/Frank Münschke (Hg.), Menschen und Zollverein. Zollvereiner und ihre Frauen erzählen von ihrer Arbeit und ihrem Leben. Mit Interviews von Zollvereiner-Frauen durch Veronika Maruhn. Essen 2010.

Rita A. **Hermann**/Sebastian Müller (Hg.), Inszenierter Fortschritt. Die Emscherregion und ihre Bauausstellung. Bielefeld 1999.

Karl Ganser/Joachim **Hesse**/Christoph Zöpel (Hg.), Die Zukunft der Städte. Baden-Baden 1991.

Andrea **Höber**, Industriekultur und Tourismus. In: Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Essen 1999, 117/120.

Film von Pierre **Hoffmann** und Nikitas Patellis ›Herr Lichtl sucht die Wahrheit‹ über Neu-Perlach und das Lehel in München. 1970.

Pierre **Hoffmann**/Nikitas Patellis, Aktionsbericht zur öffentlichen Planung Lehel. Mit einer Stellungnahme von Hans-Günter Naumann, Sekretär des Münchner Forum. Münchner Forum. Berichte und Protokolle. Nr. 16. Oktober 1971.

Pierre **Hoffmann**/Nikitas Patellis, Erfahrungen. Demokratie als Nebenprodukt. Versuch einer öffentlichen Planung. München 1971.

Monica Meini/Martin **Holzwarth**/Rolf Monheim, Florenz und Nürnberg – unterschiedliche Entwicklungsmodelle für Altstädte. In: Die alte Stadt 1/1998, 55/79.

Norbert **Huse**, Unbequeme Baudenkmale: Entsorgen? Schützen? Pflegen? München 1997.

I

IBA Emscher Park siehe unter G weitere Literatur zur IBA

K

Olaf **Kaltenborn**, Kulturkampf an der Ruhr. Die IBA Emscher Park ein gutes Jahr nach ihrem Finale. In: Neue Züricher Zeitung 9. 4. 2001 (Nr. 83), S. 28.

Michael Knierim/Hans **Kania**, Industriedenkmal Zollverein. Neue Nutzung. Essen o.J. [um 1991].

Renate **Kastorff-Viehmann**, Das Ruhrgebiet – ein starkes Stück Geschichte. In: Sebastian Müller/Klaus Schmals (Hg.), Die Moderne im Park? Ein Streitbuch zur Internationalen Bauausstellung im Emscherraum. Dortmund 1993.

Rolf **Keller**, Bauen als Umweltzerstörung. Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart. Zürich 1973. 5. Auflage 1977.

Uta Hassler/Alexander **Kierdorf**, Denkmale des Industriezeitalters. Von der Geschichte des Umgangs mit der Industriekultur. Tübingen 2000.

Heiderose **Kilper**, Die Internationale Bauausstellung Emscher Park. Eine Studie zur Steuerungsproblematik komplexer Erneuerungsprozesse in einer alten Industrieregion. Opladen 1999.

Heiderose **Kilper**, Die Planungsstrategien der IBA Emscher Park. In: Nachrichtenblatt zur Stadt- und Regionalsoziologie 14, H. 2, 27/32.

Michael **Knierim**/Hans Kania, Industriedenkmal Zollverein. Neue Nutzung. Essen o.J. [um 1991].

Joachim **von Königslöw**, Brücken – Mysterien des Übergangs. Stuttgart/Berlin 2004.

Kommununalverband Ruhrgebiet (Hg.), Parkbericht Emscher Landschaftspark. Autor: Michael Schwarze-Rodrian. Essen 1996. Im Schuber mit 7 Heften der Leitpläne zu den Grünzügen.

Kommunalverband Ruhrgebiet Abteilung Planung, Projektleiter Stephan Reiß-Schmidt, in Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Industriekultur e.V. Route der Industriekultur. Essen 1996.

Ingrid **Krau**, Die städtebauliche Dimension der Zentralschachtanlage Zollverein 12. In: Wilhelm Busch/Thorsten Scheer (Hg.), Symmetrie und Symbol. Die Industriearchitektur von Fritz Schupp und Martin Kremmer. Essen 2002.

Rolf **Kreibich**, Arbeiten im Park und ökologisch-ökonomische Infrastrukturentwicklung. In: Rückblicke – Ausblicke. Ideenwerkstatt zur Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Bericht über die Jahrestagung 1989 in Gladbeck. SRL [Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung] Schriftenreihe. Bochum 1994, 22/28.

Rolf **Kreibich**/Arno Schmid/Walter Siebel/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994.

Karl Ganser/Ted **Kupchevsky**, Arbeiten im Park – 16 Standorte im Wettbewerb um Qualität. In: Bauwelt 24/1991. Themen-Heft: Internationale Bauausstellung Emscher Park.

Hubert **Kurowski**, Die Emscher. Essen 1993.

Detlef **Kurth**/Rudolf Scheuvens/Peter Zlonicky (Hg.), Laboratorium Emscher Park. Städtebauliches Kolloquium zur Zukunft des Ruhrgebietes. Dortmund 1999.

L

Dirk Hallenberger/Dirk **van Laak**/Erhard Schütz, Das Ruhrgebiet in der Literatur. Annotierte Bibliographie zur Literatur über das Ruhrgebiet von den Anfängen bis 1961. Essen 1990.

Jenseits des Klanges. Dokumentation. Eine Zeitreise zwischen Jahrhunderten. Ein Festival im Rahmen der Veranstaltungsreihe ›Musik im Industrieraum‹. Konzeption und Gesamtleitung: Eberhard Kloke. O. O. und J. [1999]. Stücke und Aufführungs-Orte: Maschinenhalle Hamm, Jahrhunderthalle Bochum, Kokerei Zollverein Essen, Landschaftspark Duisburg-Nord. Fotografien von Peter **Liedtke**. Projekt der Kultur Ruhr GmbH.

Roland Günter/Janne Günter/Peter **Liedtke**, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst im Ruhrgebiet. Handbuch zu den Zusammenhängen von Wald, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst. Essen 2007.

Roland Günter/Lienhard **Lötscher**/Michael Pohl, Alte Wege, neue Wege. Industrie-Kultur und Tourismus. (Klartext) Essen 1999.

Dieter **Longdong**/Annette Nothnagel (Hg.), Bauen mit dem Regenwasser. Aus der Praxis von Projekten. München 1999. IBA-Projekte.

M

Eitel **Mantowski**/Claudia Hellwig/Frank Münschke (Hg.), Menschen und Zollverein. Zollvereiner und ihre Frauen erzählen von ihrer Arbeit und ihrem Leben. Mit Interviews von Zollvereiner-Frauen durch Veronika Maruhn. Essen 2010.

Masterplan Emscher Landschaftspark 2010. Hg. Von der Projekt Ruhr. Projektleitung: Michael Schwarze-Rodrian. Essen 2005.

Hermann **Mattern**, Gras darf nicht mehr wachsen. 12 Kapitel über den Verbrauch der Landschaft. Berlin 1964.

Frieder **Mellinghoff**/Sabine Radomski/Gerd Seltmann, Internationale Bauausstellung Emscher Park Internationaler Wettbewerb Merkzeichen. Gelsenkirchen 1990.

Peter Pachnicke/Bernhard **Mensch** (Hg.), Kunst setzt Zeichen. Landmarken-Kunst. Oberhausen 1999. Mit einem Essay von Roland Günter.

Routenführer Landmarken Kunst. Hg. Von Bernhard **Mensch** und Peter Pachnicke anläßlich der Ausstellung Kunst setzt Zeichen 1999 in der Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. IBA '99 Finale. Oberhausen 1999.

Die Emscher. Faszination eines ungeliebten Flusses. Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. Fotografien von Thomas Wolf. Text von Roland Günter. Hg. von Bernhard **Mensch** und Peter Pachnicke. Oberhausen 2002.

Bernhard **Mensch**/Peter Pachnicke (Hg.), leicht und weit. Brücken im Neuen Emschertal. Fotografien von Thomas Wolf mit einem kulturhistorischen Essay von Roland Günter. (Ludwig Galerie im Schloß) Oberhausen 2005.

Monica **Meini**/Martin Holzwarth/Rolf Monheim, Florenz und Nürnberg – unterschiedliche Entwicklungsmodelle für Altstädte. In: Die alte Stadt 1/1998, 55/79.

Bernhard **Mensch**/Peter Pachnicke (Hg.), Lichtzeichen und Landmarken im Ruhrgebiet. Fotografien von Werner J. Hannapel. Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. Oberhausen 2001.

Ministerium für Wirtschaft und Mittelstand, Technologie und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.), Masterplan für Reisen ins Revier. Düsseldorf 1997.

Friedhelm **van den Mond**, Ohne Kohle und Stahl nichts los. Prominente Gedanken zum Strukturwandel im Ruhrgebiet. Dokumentation. o. O. 1998.

Heiner **Monheim**/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungs- und Verkehrspolitik. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997.

Heiner **Monheim**, Karl Ganser: Stationen seiner Arbeit. In: Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungs- und Verkehrspolitik. Essen 1997, 16/25 (biographischer Beitrag).

Jochen Heller/Rolf **Monheim**, Die Regensburger Altststadt als ›Markenartikel‹. Einzelhandesstruktur, Besucherverhalten und Meinungen. In: Die alte Stadt 1/1998, 30/54.

Rolf **Monheim**, Taormina – Evergreen mit Anpassungsproblemen. In: Regensburger Geographische Schriften 27, 1998, 157/179.

Monica Meini/Martin Holzwarth/Rolf **Monheim**, Florenz und Nürnberg – unterschiedliche Entwicklungsmodelle für Altstädte. In: Die alte Stadt 1/1998, 55/79.

Rolf **Monheim**, Nutzung und Bewertung von Innestädten. In: Handbuch der kommunalen Verkehrsplanung, 32. Ergänzungs-Lieferung 08/02. Mit umfangreichen Literatur-Angaben.

Rolf **Monheim**, Fußgängerbereiche – in die Jahre gekommen? In: Stadt und Raum, 26, 2005, Nr. 2, 86/89 (mit umfangreichen Literatur-Hinweisen.

Sebastian **Müller**/Klaus Schmals (Hg.), Die Moderne im Park? Ein Streitbuch zur Internationalen Bauausstellung im Emscherraum. Dortmund 1993.

Rita A. Hermann/**Sebastian Müller** (Hg.), Inszenierter Fortschritt. Die Emscherregion und ihre Bauausstellung. Bielefeld 1999.

Münchner Diskussionsforum für Entwicklungsfragen (Münchner Forum) e. V., Altstadtring N-O. Gedanken, Meinungen, Analysen und Pläne von Bürgern. Münchner Forum. Heft 1 der Sammlungsreihe. o. O. und J. (München 1970).

Eitel Mantowski/Claudia Hellwig/Frank **Münschke** (Hg.), Menschen und Zollverein. Zollvereiner und ihre Frauen erzählen von ihrer Arbeit und ihrem Leben. Mit Interviews von Zollvereiner-Frauen durch Veronika Maruhn. Essen Essen 2010.

[Musik] Jenseits des Klanges. Dokumentation. Eine Zeitreise zwischen Jahrhunderten. Ein Festival im Rahmen der Veranstaltungsreihe ›**Musik** im Industrieraum‹. Konzeption und Gesamtleitung: Eberhard Kloke. O. O. und J. [1999]. Stücke und Aufführungs-Orte: Maschinenhalle Hamm, Jahrhunderthalle Bochum, Kokerei Zollverein Essen, Landschaftspark Duisburg-Nord. Fotografien von Peter Liedtke. Projekt der Kultur Ruhr GmbH.

Musik im Industrieraum. IBA ´99 Finale. O. O. 1999. Übersicht über die 11 Ereignisse 1999.

N

Natur für die Menschen. Ökologieprogramm im Emscher-Lippe-Raum Werkstattbericht. Düsseldorf 1994. Übersicht über Projekte u. a. Emscher Landschaftspark. Projekt-Liste.

Klaus **Neubeck**, Stadtforschung und Stadtentwicklung: Politische Perspektiven. In: Stadtbauwelt 29, 1971.

Klaus **Neubeck**, Eigentumswohnungen und Stadtentwicklung in München. Eine empirische Analyse des zunehmenden Baus von Eigentumswohnungen. Landeshauptstadt München, Stadtentwicklungsreferat. April 1973.

Lutz **Niethammer**, Zukunft im Rückblick. Für ein Bergwerk der Kultur an der Emscher [1987]. In: Lutz Niethammer, Ego-Historie? und andere Erinnerungs-Versuche. Wien 2002.

Dieter Longdong/Annette **Nothnagel** (Hg.), Bauen mit dem Regenwasser. Aus der Praxis von Projekten. München 1999. IBA-Projekte.

O

Martin **Oldengott**/Wedig Pridik, Erin – Arbeiten im Park. In: Garten + Landschaft 10/1991, 42/44.

Karl Ganser/Horst **Opaschewski**, Freizeit und Wirtschaft im Jahr 2000. Ergebnisse des 1. INPRO Symposiums – Beiträge zur Freizeit-Forschung. Essen 1991.

P

Peter **Pachnicke**/Bernhard Mensch (Hg.), Kunst setzt Zeichen. Landmarken-Kunst. Oberhausen 1999. Mit einem Essay von Roland Günter.

Routenführer Landmarken Kunst. Hg. Von Bernhard Mensch und Peter **Pachnicke** anläßlich der Ausstellung Kunst setzt Zeichen 1999 in der Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. IBA ’99 Finale. Oberhausen 1999.

Bernhard Mensch/Peter **Pachnicke** (Hg.), Lichtzeichen und Landmarken im Ruhrgebiet. Fotografien von Werner J. Hannapel. Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. Oberhausen 2001.

Die Emscher. Faszination eines ungeliebten Flusses. Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. Fotografien von Thomas Wolf. Text von Roland Günter. Hg. von Bernhard Mensch und Peter **Pachnicke**. Oberhausen 2002.

Bernhard Mensch/Peter **Pachnicke** (Hg.), leicht und weit. Brücken im Neuen Emschertal. Fotografien von Thomas Wolf mit einem kulturhistorischen Essay von Roland Günter. (Ludwig Galerie im Schloß) Oberhausen 2005.

Film von Pierre Hoffmann und Nikitas **Patellis** ›Herr Lichtl sucht die Wahrheit‹ über Neu-Perlach und das Lehel in München. 1970.

Pierre Hoffmann/Nikitas **Patellis**, Aktionsbericht zur öffentlichen Planung Lehel. Mit einer Stellungnahme von Hans-Günter Naumann, Sekretär des Münchner Forum. Münchner Forum. Berichte und Protokolle. Nr. 16. Oktober 1971.

Pierre Hoffmann/Nikitas **Patellis**, Erfahrungen. Demokratie als Nebenprodukt. Versuch einer öffentlichen Planung. München 1971.

Franz **Pesch**, Wie alles anfing – Stadterneuerung in Wuppertal-Elberfeld. In: Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 265/268. Nordstadt in Elberfeld.

Hans **Pflaumer**, Öffentlichkeit und Verwaltung in einem demokratisierten Planungsprozeß. Landeshauptstadt München. Beiträge zur Stadtforschung und Stadtentwicklung Nr. 4. Referat für Stadtforschung und Stadtentwicklung. München 1970. Zum Münchner Forum und Arbeitskreis Altstadtring Nord-Ost der Landeshauptstadt München. Der Mitarbeit von Karl Ganser u. a. wird gedankt.

Karl Ganser/Peter **Pininski**, Eine Lanze für die Kultur des Bauens. In: Das Bauzentrum 10/1998.

Martin Oldengott/Wedig **Pridik**, Erin – Arbeiten im Park. In: Garten + Landschaft 10/1991, 42/44.

Peter **Pötter**, »Ohne das Ministerium hätte es unsere Genossenschaft nicht gegeben!« – Geschichte der Bewohnergenossenschaft in der Rheinpreußensiedlung. In: Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 294/298.

Roland Günter/Lienhard Lötscher/Michael **Pohl**, Alte Wege, neue Wege. Industrie-Kultur und Tourismus. (Klartext) Essen 1999.

Karl **Prümm**, Expeditionen ins Landesinnere. Das Ruhrgebiet in Reportagen der 20er Jahre. In: Publizistik 27, 1982, Heft 3.

R

Karl Heinz **Rabas**, Die Geschichte des Volkshauses Rotthausen. Typoskript. Gelsenkirchen-Rotthausen 1984.

Joachim **Radkau**, Holz. Wie ein Naturstoff Geschichte schreibt. München 2007.

Frieder Mellinghoff/Sabine **Radomski**/Gerd Seltmann, Internationale Bauausstellung Emscher Park Internationaler Wettbewerb Merkzeichen. Gelsenkirchen 1990.

[Jochen **Rahe**] Neue Landschaft. Werkundzeit Perspektiven 2. Walldorf 1994.

Philip A. **Rapaport**, Freiflächen. In Handwörterbuch des Wohnungswesens. Jena 1930, 255/262.

Franz **Rebele**/Jörg Dettmar, Industriebrachen. Ökologie und Management. Praktischer Naturschutz. Stuttgart 1996.

Stephan **Reiß-Schmidt**, Der Emscher Landschaftspark – von der Vision zur Realisierung.

In: Rückblicke – Ausblicke. Ideenwerkstatt zur Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Bericht über die Jahrestagung 1989 in Gladbeck. SRL [Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung] Schriftenreihe. Bochum 1994, 51/64.

Kommunalverband Ruhrgebiet Abteilung Planung, Projektleiter Stephan **Reiß-Schmidt**, in Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Industriekultur e.V. Route der Industriekultur. Essen 1996.

Jürgen **Reulecke**, Das Ruhrgebiet und die ›Volksgesundheit‹. Ansichten über das Revier in der Zwischenkriegszeit. Schriften der Stiftung Bibliothek des Ruhrgebiets, Band 3. Bochum 1901.

Josef Bieker/Axel Föhl/Karl Ganser/Roland Günter/Ulrike **Romeis**/Marion Zerressen, Industriedenkmale im Ruhrgebiet. Hamburg 1996.

Thomas **Rommelspacher**, Das Politikmodell der IBA Emscher Park. In: Informationen zur Raumentwicklung. 1999, Hefst 3/4, 157/1962.

Andreas **Roßmann**, Zeche Zollverein. Geschichtsabriß im Ruhrgebiet. In: FAZ Nr. 276, 25. 11. 2004.

Walter **Rossow**, Die Landschaft muß das Gesetz werden. Hg. von Monika Daldrop-Weidmann. Stuttgart 1991.

Hardt-Walther Hämer/Karl Ganser/Wolfgang **Roters**/Ralf Zimmer (Bearbeiter), Internationale Bauausstellung Berlin und behutsame Stadterneuerung. Hilfe für Menschen und Stadtteile im Wandel. Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Dortmund 1995.

Katrin Zapf/Karolus Heil/Justus **Rudolph**, Stadt am Stadtrand. Eine vergleichende Untersuchung in vier Münchner Neubausiedlungen. Frankfurt 1969.

S

Manfred **Sack**, Siebzig Kilometer Hoffnung. Die IBA Emscher Park. Erneuerung eines Industriegebiets. Stuttgart 1999 (Übersicht, Atmosphäre, Hintergründe).

Christian **Schaller**, Ökologische Zukunft für Zeche Holland. In: Garten + Landschaft 10/1991, 45/48.

Wilhelm Busch/Thorsten **Scheer** (Hg.), Symmetrie und Symbol. Die Industriearchitektur von Fritz Schupp und Martin Kremmer. Essen 2002.

Detlef Kurth/Rudolf **Scheuvens**/Peter Zlonicky (Hg.), Laboratorium Emscher Park. Städtebauliches Kolloquium zur Zukunft des Ruhrgebietes. Dortmund 1999.

Roland Günter, Vom Sinn der Industrie-Kultur. In: Michael Braun/Thomas **Schild**, Arbeiten im Park. Ein Lese- und Reisebuch zur Zeche Waltrop. Waltrop 2002.

Sebastian Müller/Klaus **Schmals** (Hg.), Die Moderne im Park? Ein Streitbuch zur Internationalen Bauausstellung im Emscherraum. Dortmund 1993.

Arno S. **Schmid**, Leitbilder und Konzepte. In: Rückblicke – Ausblicke. Ideenwerkstatt zur Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Bericht über die Jahrestagung 1989 in Gladbeck. SRL [Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung] Schriftenreihe. Bochum 1994, 18/22.

Arno Sighart **Schmid**, Emscher Park und Industrielandschaft. In: Garten + Landschaft 10/1991, 16/19.

Rolf Kreibich/Arno **Schmid**/Walter Siebel/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994.

Robert **Schmid**t, Denkschrift betreffend Grundsätze zur Aufstellung eines General-Siedelungsplanes für den Regierungsbezirk Düsseldorf (rechtsrheinisch). Essen 1912.

Robert **Schmidt**, Dezentralisation des Städtebaus. In: Handwörterbuch des Wohnungswesens. Jena 1930, 187/188.

Ulrich **Schramm**, 30 Jahre Stadtentwicklungsplanung in München. In: Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungs- und Verkehrspolitik. Essen 1997, 123/135.

Dirk Hallenberger/Dirk van Laak/Erhard **Schütz**, Das Ruhrgebiet in der Literatur. Annotierte Bibliographie zur Literatur über das Ruhrgebiet von den Anfängen bis 1961. Essen 1990.

Michael Hamann/Annette **Schulte**, Wandel: die Halde als Refugium für Pflanzen und Tiere. In: Vera Steinborn (Hg.), Berge versetzen. Geschichte einer Halde. Dortmund 1994, 20/46 (mit umfangreichem Literatur-Verzeichnis).

Angela **Schwarz**, Vom Industriebetrieb zum Landschaftspark. Arbeiter und das Hüttenwerk Duisburg-Meiderich zwischen Alltäglichkeit und Attraktion. Essen 2001.

Angela **Schwarz**, Der Park in der Metropole. Essen 2005.

Kommunalverband Ruhrgebiet (Hg.), Parkbericht Emscher Landschaftspark. Autor: Michael **Schwarze-Rodrian**. Essen 1996. Im Schuber mit 7 Heften der Leitpläne zu den Grünzügen.

Masterplan Emscher Landschaftspark 2010. Hg. Von der Projekt Ruhr. Projektleitung: Michael **Schwarze-Rodrian**. Essen 2005.

H. **Schwarzhoff**, Verbesserung des Wohnstandortes der Bergarbeitersiedlung Schüngelberg [in Gelsenkirchen-Buer]. In: Rückblicke – Ausblicke. Ideenwerkstatt zur Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Bericht über die Jahrestagung 1989 in Gladbeck. SRL [Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung] Schriftenreihe. Bochum 1994, 101/107.

Frieder Mellinghoff/Sabine Radomski/Gerd **Seltmann**, Internationale Bauausstellung Emscher Park Internationaler Wettbewerb Merkzeichen. Gelsenkirchen 1990.

Gerhard **Seltmann**, Investitionsstandort Emscherraum. Der Schritt ins nächste Jahrtausend. O. O. [Gelsenkirchen] und J. [um 1991].

[Marion Zerressen/**Gerd Seltmann**,] IBA Emscher Park. Katalog zum Stand der Projekte Frühjahr 1993. Gelsenkirchen 1993.

[Gerd **Seltmann**,] Bauplatz Zukunft. Internationale Bauausstellung Emscher Park. Was, wann, wo? Zwischenpräsentation 1994/95. Gelsenkirchen 1995.

Walter **Siebel**, Entwicklungstendenzen kommunaler Planung. Schriftenreihe des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau Nr. 03.028. Bonn 1974.

Karl Ganser/Walter **Siebel**/Thomas Sieverts, Die Planungsstrategie der IBA Emscher Park, eine Annäherung. In: Raumplanung 61, 1993, 112 ff.

Hartmut Häußermann/Walter **Siebel**, Wandel von Planungsaufgaben und Wandel der Planungsstrategie – das Beispiel der IBA Emscher Park. In: Jahrbuch Stadterneuerung 1993, 141/154.

Walter **Siebel**, Wohnen und informelle Arbeit. In: Rückblicke – Ausblicke. Ideenwerkstatt zur Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Bericht über die Jahrestagung 1989 in Gladbeck. SRL [Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung] Schriftenreihe. Bochum 1994, 28/33.

Hartmut Häußermann/Walter **Siebel**, Wie organisiert man Innovation in nichtinnovativen Milieus? In: Rolf Kreibich/Arno Schmid/Walter Siebel/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994, 52/64.

Rolf Kreibich/Arno Schmid/Walter **Siebel**/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994.

Walter **Siebel** (Hg.), Die europäische Stadt. Frankfurt 2004.

Thomas **Sieverts** (Hg.), Internationale Bauausstellung Emscher Zukuftswerkstatt für Industrieregionen. Köln 1991.

Karl Ganser/Walter Siebel/Thomas **Sieverts**, Die Planungsstrategie der IBA Emscher Park, eine Annäherung. In: Raumplanung 61, 1993, 112 ff.

Rolf Kreibich/Arno Schmid/Walter Siebel/Thomas **Sieverts**/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994.

Thomas **Sieverts**, Zwischenstadt – zwischen Ort und Welt Raum und Zeit Stadt und Land. Braunschweig/Wiesbaden 1997.

Karl Ganser/Thomas **Sieverts**/Jens Trautmann, Westpark Bochum. Geschichte und Geschichten. Essen 2007.

Dietrich **Springorum**, Laßt uns den Kohlenpott umfunktionieren. 1969. Nachdruck in: Revier-Kultur 1986, Heft 2, 85/96.

Vera **Steinborn** (Hg.), Berge versetzen. Geschichte einer Halde. Dortmund 1994, 20/46 (mit umfangreichem Literatur-Verzeichnis).

Claus **Stiens** (Redaktion), Tag der innovativen Unternehmen. Mittelständische Unternehmen stellen sich zum Finale der IBA Emscher Park vor. [Katalog]. Gelsenkirchen 1999.

T

Christopher **Thacker**, Die Geschichte der Gärten. Bern 1975.

Michael **Thiesis**, Im Herzen des Ruhrgebiet. Der Emscher Park Wanderweg. Bottrop o. J.

Karl Ganser/Thomas Sieverts/Jens **Trautmann**, Westpark Bochum. Geschichte und Geschichten. Essen 2007.

U

Matthias **Uecker**, Zwischen Industrieprovinz und Großstadthoffnung. Kulturpolitik im Ruhrgebiet der zwanziger Jahre. Wiesbaden 1994.

V

Barbara **Vanderlinden** (Hg.), Was ist Zollverein? Essen 2002.

Hans-Jochen **Vogel**, Die Amtskette. Meine 12 Münchner Jahre. München 1972.

W

Kunibert **Wachten** (Hg.), Wandel ohne Wachstum? Braunschweig 1996.

Udo **Weilacher**, Harmonie und Zweifel – Dani Karavan. In: Udo Weilacher, Zwischen Landschaftsarchitektur und Land Art. Basel 1999.

Udo **Weilacher**, Weiße Erinnerung auf grünem Grund. Garten der Erinnerung in Duisburg

von Dani Karavan. In: Udo Weilacher, In Gärten. Profile aktueller europäischer Landschaftsarchitektur. Basel 2005.

Rainer **Wirtz**/Burkhard Zeppenfeld (Hg.), War die Zukunft früher besser? Visionen für das Ruhrgebiet. Bottrop 2000.

Die Emscher. Faszination eines ungeliebten Flusses. Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. Fotografien von Thomas **Wolf**. Text von Roland Günter. Hg. von Bernhard Mensch und Peter Pachnicke. Oberhausen 2002.

Bernhard Mensch/Peter Pachnicke (Hg.), leicht und weit. Brücken im Neuen Emschertal. Fotografien von Thomas **Wolf** mit einem kulturhistorischen Essay von Roland Günter. (Ludwig Galerie im Schloß) Oberhausen 2005.

XYZ

Katrin **Zapf**/Karolus Heil/Justus Rudolph, Stadt am Stadtrand. Eine vergleichende Untersuchung in vier Münchner Neubausiedlungen. Frankfurt 1969.

Katrin **Zapf**, Rückständige Viertel. Frankfurt 1969.

Rainer Wirtz/Burkhard **Zeppenfeld** (Hg.), War die Zukunft früher besser? Visionen für das Ruhrgebiet. Bottrop 2000.

[Marion **Zerressen**/Gerd Seltmann,] IBA Emscher Park. Katalog zum Stand der Projekte Frühjahr 1993. Gelsenkirchen 1993.

Josef Bieker/Axel Föhl/Karl Ganser/Roland Günter/Ulrike Romeis/Marion **Zerressen**, Industriedenkmale im Ruhrgebiet. Hamburg 1996.

Hardt-Waltherr Hämer/Karl Ganser/Wolfgang Roters/Ralf **Zimmer** (Bearbeiter), Internationale Bauausstellung Berlin und behutsame Stadterneuerung. Hilfe für Menschen und Stadtteile im Wandel. Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Dortmund 1995.

Detlef Kurth/Rudolf Scheuvens/Peter **Zlonicky** (Hg.), Laboratorium Emscher Park. Städtebauliches Kolloquium zur Zukunft des Ruhrgebietes. Dortmund 1999.

Peter **Zlonicky**, Ein Kommentar. In: Rolf Kreibich/Arno Schmid/Walter Siebel/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994.

Karl Ganser/Joachim Hesse/Christoph **Zöpel** (Hg.), Die Zukunft der Städte. Baden-Baden 1991.

Heiner Monheim/Christoph **Zöpel** (Hg.), Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungs- und Verkehrspolitik. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997.

Christoph **Zöpel**, Weltstadt Ruhr. Essen 2005.

Anmerkungen

Anmerkungen zu: Beispiele für findiges Denken

1 Roland Günter, IBA Emscher Park: Beispiele für Logistik, Potential-Denken, Ressourcen-Politik. In: Martin Einsele/Michael Peterek/Ronald Klein-Knott (Hg.), Stadt im Diskurs. Beiträge zur aktuellen Städtebaudiskussion. = Karlsruher Städtebauliche Schriften Band 5. Karlsruhe 1994, 39/50.
2 Jörg Forssmann, Landschaftspark Duisburg-Nord. In: Garten + Landschaft 10/1991, 20/25.
3 NRZ Oberhausen 16. 7. 1992.
4 WAZ Oberhausen 10. 7. 1992. Wochenanzeiger Oberhausen 15. 7. 1992. WAZ Oberhausen 16. 7. 1992.
5 Brief 6. 11. 2007.
6 WAZ Oberhausen 27. 4. 1993.
7 Uli Dratz, Leserbriefe in WAT Oberhausen 10. 3. 1993. und NRZ Oberhausen 11. 3. 1993.
8 Feuer & Flamme. Eindrücke einer Ausstellung im Gasometer Oberhausen 1994/95. Hg. Von Ulrich Borsdorf, Franz-Josef Brüggemeier, Gottfried Korff, Jürg Steiner. Redaktion Sabine Behrenbeck. Essen 1995. Mit Presse-Artikeln und Besucher-Kommentaren.
9 Ich Phoenix. Ein Kunstereignis. Ausstellung im Gasometer Oberhausen. Essen 1996. Mit Beiträgen von Ingo Bartsch, Christoph Blase, Karl Ganser, Kai-Uwe Hernken, Uwe Rüth, Rolf Wedewer.
10 Ich Phoenix. Ein Kunstereignis. Ausstellung im Gasometer Oberhausen. Essen 1996. Mit Beiträgen von Ingo Bartsch, Christoph Blase, Karl Ganser, Kai-Uwe Hernken, Uwe Rüth, Rolf Wedewer.
11 Christo/Jeanne-Claude/Wolfgang Volz/Christo Javacheff, Gasometer Oberhausen. Köln 1999.
12 Klaus Bollinger, Tragwerksplanung, ist beteiligt an: Willy-Brandt-Haus Berlin (1996), Nordpolbrücke Bochum (1999), Seebrücke und Pegelturm Goitzsche (2000), BMW-Welt in München (2006).
13 Karl Ganser/Thomas Sieverts/Jens Trautmann, Westpark Bochum. Geschichte und Geschichten. Essen 2007.
14 Zum Westpark Bochum: Werner Durth, Vom Nutzen des Wartens. In: Industrielandschaft. Das Bochum Projekt. Darmstadt 1992. Mit Studenten. – Karl Ganser/Thomas Sieverts/Jens Trautmann, Westpark Bochum. Geschichte und Geschichten. Essen 2007.

Anmerkungen zu: Im Umkreis: das kulturelle Milieu

1 Ernst Gall, Georg Dehio Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Östliches Schwaben. München/Berlin 1954, 142/143. – Reclams Kunstführer. Deutschland, Band 1, Bayern. Baudenkmäler. Stuttgart 1966, 761/763.

Anmerkungen zu: München: Hochschule

1 Heiner Dürr wird 1989 als Professor an die Universität Bochum berufen.
2 Heiner Monheim. Verkehrswissenschaftler. Studierte Geographie, Soziologie, Geschichte sowie Stadt- und Regionalplanung in Bonn und München. 1972/1985 Referatsleiter bei der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung (heute Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung). 1985/1995 im Landesministerium für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen als Referatsleiter für Stadtverkehr, Verkehrsberuhigung und Grundsatzfragen des Verkehrs. Kritiker der autofixierten Verkehrspolitik. Mitbegründer des Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Clubs (ADFC) des Verkehrsclubs Deutschland (VCD) und der Fachvereinigung Bürgerbahn statt Börsenwahn. Seit 1995 Professor für Angewandte Geographie, Raumentwicklung und Landesplanung an der Universität Trier.
3 Karl Ganser, Sozialgeographische Gliederung der Stadt München aufgrund der Verhaltensweisen der Bevölkerung bei politischen Wahlen. Münchner Geographische Hefte. Kallmünz/Regensburg 1966. »These der vorliegenden Arbeit ist: Das regional differenzierte Verhalten der Bevölkerung bei politischen Wahlen findet seine Begründung letzten Endes in der sozialräumlichen Struktur, wodurch Wahlergebnisse einen guten Index zur Erfassung von Sozialgruppen und deren regionale Verbreitung und Mischung darstellen.« (S. 7) »Das Wahlverhalten erklärt sich aus der Bindung des Wählers an eine bestimmte Sozialgruppe und liefert damit einen willkommenen Index für die Erfassung und Abgrenzung derselben.« (14).
4 Heiner Monheim, Karl Ganser: Stationen seiner Arbeit. In: Monheim/Zöpel, 1997, 16/17.
5 Karl Ruppert/Franz Schaffer, Zur Konzeption der Sozialgeographie. In: Geographische Rundschau, Braunschweig, 21, 1969, Nr. 6, 214/221.
6 Zugrunde liegt als Modell: Walter Cristaller, System der zentralen Orte. 1933.
7 Leserbrief Süddeutsche Zeitung 12. 10. 1999.

Anmerkungen zu: München – Olympia-Planung und Stadtentwicklung

1 Gerhard Gross, Bürgernahe Stadt-Entwicklungsplanung gescheitert?! Untersuchung am Beispiel München. Berlin 1978, 11.
2 Katrin Zapf/Karolus Heil/Justus Rudolph, Stadt am Stadtrand. Eine vergleichende Untersuchung in vier Münchner Neubausiedlungen. Frankfurt 1969. – Karolus Heil, Ursachen, Bedingungen und Notwendigkeiten der Einführung der Gemeinwesenarbeit in der Landeshauptstadt München. Landeshauptstadt München Stadtentwicklungsreferat.

1969. – Katrin Zapf, Rückständige Viertel. Frankfurt 1969.
3 Hans Paul Bahrdt, Humaner Städtebau. Hamburg 1968.
4 Aufgrund einer Anklage wegen Kriegsverbrechens in Italien (und Bestätigung durch Urteil).
5 Herbert Jensen, 1935 NS-Mitglied, in Kiel 1935 Oberbaurat, Leiter des Stadtplanungsamtes, 1940 Stadtbaudirektor, 1945/1962 Dezernent, plante den Wiederaufbau von Kiel auf der Grundlage der Pläne des »Arbeitsstabes für den Wiederaufbau bombenzerstörter Städte« (Leitung: Albert Speer).
6 Hans-Jochen Vogel, Die Amtskette. Meine 12 Münchner Jahre. München 1972, 41.
7 Ebd., 133.
8 Ebd., 147.
9 Ebd., 146. Dort auch eine Ausstellung der Studien.
10 Karl Ganser, Die Rolle der Stadtforschung in der Stadtentwicklungsplanung. Stadtbauwelt 1971, Heft 29, 12.
11 Denkschrift über die Organisation der Stadtforschung und der zu ihrer Förderung sonst zu treffenden Maßnahmen innerhalb der Landeshauptstadt München, Anlage 2 des Beschlusses des Stadtplanungs- und Hauptausschusses vom 9.7.1868. – Hubert Abreß, Probleme der Kommunikation und Kooperation zwischen Entscheidungsträgern und Öffentlichkeit. Manuskript. München 1970. – Helmut Blum/Karolus Heil/Lutz Hoffmann, Funktionale Aufgaben und verwaltungsorganisatorische Probleme der Großstädte im Hinblick auf eine integrierte Stadtplanung. München 1975.
12 (Karl Ganser, Federführung), Kommunalpolitische Aspekte des wachsenden ausländischen Bevölkerungsanteils in München. Problemstudie April 1972. Stadtentwicklungsreferat. Arbeitsberichte zur Fortschreibung des Stadtentwicklungsplans Nr. 4.
13 (Karl Ganser, Federführung) Kommunalpolitische Aspekte des wachsenden ausländischen Bevölkerungsanteils in München. Arbeitsberichte zur Fortschreibung des Stadtentwicklungsplanes Nr. 4. München 1972.
14 (Karl Ganser, Federführung) Kommunalpolitische Aspekte des Umweltschutzes in München. Problemstudie. Arbeitsbericht zur Fortschreibung des Stadtentwicklungsplanes Nr. 3. München 1971.
15 Hans Pflaumer, Öffentlichkeit und Verwaltung in einem demokratisierten Planungsprozeß. Landeshauptstadt München. Beiträge zur Stadtforschung und Stadtentwicklung Nr. 4. Referat für Stadtforschung und Stadtentwicklung. München 1970. Zum Münchner Forum und Arbeitskreis Altstadtring Nord-Ost der Landeshauptstadt München. Der Mitarbeit von Karl Ganser u. a. wird gedankt.
16 Klaus Neubeck, Eigentumswohnungen und Stadtentwicklung in München. Eine empirische Analyse des zunehmenden Baus von Eigentumswohnungen. Landeshauptstadt München, Stadtentwicklungsreferat. April 1973. – Klaus Neubeck, Stadtforschung und Stadtentwicklung: Politische Perspektiven. In: Stadtbauwelt 29, 1971.
17 (Karl Ganser, Federführung) Kommunalpolitische Aspekte des wachsenden ausländischen Bevölkerungsanteils in München. Arbeitsberichte zur Fortschreibung des Stadtentwicklungsplanes Nr. 4. München 1972.
18 Siehe dazu auch: Walter Siebel, Entwicklungstendenzen kommunaler Planung. Schriftenreihe des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau Nr. 03.028. Bonn 1974. – Ulrich Schramm, 30 Jahre Stadtentwicklungsplanung in München. In: Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 123/135.
19 Heiner Monheim, Karl Ganser: Stationen seiner Arbeit. In: Monheim/Zöpel, 1997, 17/18.
20 Hans Jochen Vogel, Rettet unsere Städte jetzt. Vortrag auf dem Deutschen Städtetag. München 1971.

Anmerkungen zu: München – Erster Widerspruch von Bürgern

1 Gerhard Gross, Zusammenstellung. Juli 2004.
2 Vogel, 1972, 139.
3 Pierre Hoffmann/Nikitas Patellis, Erfahrungen. Demokratie als Nebenprodukt. Bürger im Lehel gegen Planung. München 1971, 55.

Anmerkungen zu: München: Der Konflikt im Stadt-Quartier Lehel

1 Münchner Diskussionsforum, 1970, 47.
2 Pierre Hoffmann/Nikitas Patellis, Aktionsbericht zur öffentlichen Planung Lehel. Mit einer Stellungnahme von Hans-Günter Naumann, Sekretär des Münchner Forum. Münchner Forum. Berichte und Protokolle. Nr. 16. Oktober 1971, 60 ff.
3 Bürgerkomitee Altstadtring-NO im Münchner Forum, Was geschieht mit dem Altstadtring-NO nach dem Wettbewerb? Cityerweiterung gegen Lehel-Erhaltung. Verwaltungsbauten gegen Normalwohnungen. Lobbyistenplanung gegen Offene Planung. Münchner Forum, Heft 5 der Sammlungsreihe. o. O. und J. (München).
4 Altstadtring Nord-Ost und Lehel, 1971, 7. Siehe auch: Hans Pflaumer, Öffentlichkeit und Verwaltung in einem demokratisierten Planungsprozeß. Landeshauptstadt München. Beiträge zur Stadtforschung und Stadtentwicklung Nr. 4. Referat für Stadtforschung und Stadtentwicklung. München 1970. Zum Münchner Forum und Arbeitskreis Altstadtring Nord-Ost der Landeshauptstadt München. Der Mitarbeit Karl Gansers u. a. wird gedankt.
5 Pierre Hoffmann/Nikitas Patellis, Aktionsbericht zur öffentlichen Planung Lehel. Mit einer Stellungnahme von Hans-Günter Naumann, Sekretär des Münchner Forum. Münchner Forum. Berichte und Protokolle. Nr. 16. Oktober 1971, Titelseite.
6 Münchner Diskussionsforum für Entwicklungsfragen (Münchner Forum) e. V., Altstadtring N-O. Gedanken, Meinungen, Analysen und Pläne von Bürgern. Münchner Forum. Heft 1 der Samm-

lungsreihe. O.O. und J. (München 1970), 53. – Hoffmann und Patellis machen auch einen Film: ›Herr Lichtl sucht die Wahrheit‹ über Neu-Perlach und das Lehel in München. 1970.

7 Vorwort von Ludwig Linsert, Vorsitzender des Programmausschusses des Münchner Forum, in: Münchner Diskussionsforum für Entwicklungsfragen (Münchner Forum) e.V., Altstadtring N-O. Gedanken, Meinungen, Analysen und Pläne von Bürgern. Münchner Forum. Heft 1 der Sammlungsreihe. O.O. und J. (München 1970), 1.

8 Pierre Hoffmann/Nikitas Patellis, Aktionsbericht zur öffentlichen Planung Lehel. Mit einer Stellungnahme von Hans-Günter Naumann, Sekretär des Münchner Forum. Münchner Forum. Berichte und Protokolle. Nr. 16. Oktober 1971.

9 Bürgerkomitee Altstadtring-NO im Münchner Forum, Was geschieht mit dem Altstadtring-NO nach dem Wettbewerb? Cityerweiterung gegen Lehel-Erhaltung. Verwaltungsbauten gegen Normalwohnungen. Lobbyistenplanung gegen Offene Planung. Münchner Forum, Heft 5 der Sammlungsreihe. o.O. und J. (München), 30/31.

10 Münchner Diskussionsforum für Entwicklungsfragen (Münchner Forum) e.V., Altstadtring N-O. Gedanken, Meinungen, Analysen und Pläne von Bürgern. Münchner Forum. Heft 1 der Sammlungsreihe. O.O. und J. (München 1970), 19/20.

11 Ebd., 22.

12 Ebd., 25/26.

13 Pierre Hoffmann/Nikitas Patellis, Aktionsbericht zur öffentlichen Planung Lehel. Mit einer Stellungnahme von Hans-Günter Naumann, Sekretär des Münchner Forum. Münchner Forum. Berichte und Protokolle. Nr. 16. Oktober 1971, 21.

14 Ebd., 18.

15 Ebd., 89.

16 Ebd., 119.

17 Ebd., 9.

18 Ebd., 93/94.

19 Ebd., 124.

20 Ebd., 125.

21 Ebd., 125.

22 Altstadtring Nord-Ost und Lehel, 1971, 19/24.

23 Pierre Hoffmann/Nikitas Patellis, Aktionsbericht zur öffentlichen Planung Lehel. Mit einer Stellungnahme von Hans-Günter Naumann, Sekretär des Münchner Forum. Münchner Forum. Berichte und Protokolle. Nr. 16. Oktober 1971, 1971, 93/94.

24 (Rosa-Zonen-Plan) Beschluß der Vollversammlung des Stadtrates vom 4. April 1973, Betreff: Entwicklung der Innenstadtrandgebiete.

Anmerkungen zu: Die Zerstörung des Stadtentwicklungs-Referates

1 Gerhard Gross, Bürgernahe Stadt-Entwicklungsplanung gescheitert?! Untersuchung am Beispiel München. Berlin 1978, 193/194.

2 Der Autor hatte mit Lutz Hoffmann und Gerhard Gross ein langes Gespräch über das Stadtentwicklungs-Referat und das Geschehen um 1970 in München.

Anmerkungen zu: Weichenstellungen

1 Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungspolitik und Verkehrspolitik. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 349.

2 Neue Heimat Bayern (Hg.), Entlastungsstadt Perlach. München 1967. Petra Dorsch, Eine neue Heimat in Perlach. Das Einleben als Kommunikationsprozeß. München 1972. Dissertation im Institut für Zeitungswissenschaft der Universität München 1971. Eine Zeitung für Perlach. – Dörfliche Strukturen am Stadtrand. Eine sozialwissenschaftliche Analyse des alten Stadtteils Perlach. Erarbeitet vom Geographischen Institut der Technischen Hochschule München, Prof. Dr. Wolfgang Hartke und vom Direktorium – Investitionsplanungs- und Olympiaamt der Landeshauptstadt München. März 1968.

3 Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungspolitik und Verkehrspolitik. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 353.

4 Ebd., 353.

5 Ebd., 354.

6 Ebd., 354.

Anmerkungen zu: Bundesforschungsanstalt

1 Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungspolitik und Verkehrspolitik. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 20.

2 Ebd.

Anmerkungen zu: Städtebau-Ministerium

1 Nicht zu verwechseln mit dem nichtverwandten Hans Georg Küppers, Kulturdezernent von Bochum, seit 2007 von München.

2 Zum Widerstand siehe: Arbeitersiedlung Eisenheim. In: Bauwelt 43/1972.Jg. 63. S. 1625/1631. – Altstadtsanierung. Städtezerstörung durch Stadtplanung und -sanierung? (Umfeld und Chancen einer Novelle) Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld. Arbeitsgemeinschaft »ALTSTADTSANIERUNG«. – Heinrich Klotz/Roland Günter/Gottfried Kiesow, Keine Zukunft für unsere Vergangenheit? Denkmalschutz und Stadtzerstörung. Gießen 1975. – Michael Andritzky/Peter Becker/Gert Selle (Hg.), Labyrinth Stadt. Planung und Chaos im Städtebau ein Handbuch für Bewohner. (DuMont) Köln 1975. – J(örg) Boström/R(oland) Günter (Hg.), Arbeiterinitiativen im Ruhrgebiet. (VSA), Westberlin 1976. – Roland Günter/Rolf Hasse, Handbuch für Bürgerinitiativen. (VSA) West-Berlin 1976.

3 Manfred Sack, Siebzig Kilometer Hoffnung. Die IBA Emscher Park. Erneuerung eines Industriegebiets. Stuttgart 1999, 22.

4 Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungs- und Verkehrspolitik. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 22.
5 Ebd., 10.
6 Die Fabrik Jagenberg in Düsseldorf-Bilk, die vom Druck herkommend Verpackungen herstellte, erhielt 1906 einen riesigen Neubau des Architekten Salzmann. 1984 zog sie aus dem Gebäude aus. Der Abriß konnte durch Bürgerinitiative und Denkmalschutz gestoppt werden. Es entstand der »Verein Leben in der Fabrik«. Die Stadt kaufte den Bauten-Komplex, das Land steuerte Mittel dazu.
7 Andreas Beaugrand/Jörg Boström/Theodor Helmert-Corvey (Hg.), Der steinerne Prometheus. Industriebau und Stadtkultur. Plädoyer für eine neue Urbanität. (FAB) Berlin 1989. – Gefördert wurde auch die umfangreiche Untersuchung: Florian Böllhoff/Jörg Boström/Bernd Hey (Hg.), Industriearchitektur in Bielefeld und Fotografie. Bielefeld 1986.
8 Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungs- und Verkehrspolitik. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 13.

Anmerkungen zu: Einfluß und Projekte

1 Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 53.
2 Ebd., 362.
3 Franz Pesch, Wie alles anfing – Stadterneuerung in Wuppertal-Elberfeld. In: Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 265/268. Nordstadt in Elberfeld.
4 Karl Ganser, Integrierte Planung in der Stadterneuerung. In: Klaus Adam/Tomas Grohé (Hg.), Ökologie und Stadtplanung. Köln 1984.
5 Karl Jasper, Damit die Stadt lebendig bleibt: Das Projekt Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf. In: Karsten Rudoph/Tanja Busse/Stefan Goch/Ulrich Heinemann/Christoph Strünck/Ulrich Wehrhöfer (Hg.), Reform an Rhein und Ruhr. Nordrhein-Westfalens Weg ins 21. Jahrhundert. Bonn 2000.
6 Peter Pötter, »Ohne das Ministerium hätte es unsere Genossenschaft nicht gegeben!« – Geschichte der Bewohnergenossenschaft in der Rheinpreußensiedlung. In: Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 294/298.
7 Roland Günter, Deutscher Städtebau-Preis 1998. Düsseldorfs Rheinufer. Empfänger des Preises: Der Rorschacher Niklaus Fritschi und seine Düsseldorfer Büropartner Benedikt Stahl und Günter Baum. In: Basler Zeitung/Basler Magazin Nr. 43/7. November 1998, 12/13.
8 Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 362.
9 Burkhard Ostrowski/Rainer Schippkus, Buch …
10 Dr. Ernst Niermann machte sich einen Namen als harter Zerstörer historischer Substanz in Minden, weshalb ihm die große Zahl seiner Opponenten die Namen »Siermann« und »Planiermann« gaben.

Anmerkungen zu:
Der bedeutendste Denkmalschützer des Jahrhunderts

1 Roland Günter, Aufbruch statt Abbruch, Gemeinsame Wege ins 21. Jahrhundert? – Versuch einer Standortbestimmung. In: LWL-Amt für Denkmalpflege in Westfalen (Hg.), Gemeinsame Wurzeln – getrennte Wege? Über den Schutz von gebauter Umwelt, Natur und Heimat seit 1900. Münster 2007, 389/395. (Zur Lage der Denkmalpflege).
2 Rolf Tiggemann, Zollverein Schacht XI. Von der größten Zeche der Welt zum Weltkulturerbe. Essen 2007, 114.

Anmerkungen zu
Zu Hause – Am Wochenende

1 Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungs- und Verkehrspolitik. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997, 18.
2 Ebd., 18.

Anmerkungen zu:
Die Verhältnisse im Ruhrgebiet

1 Bochum hatte durch Zechen-Schließung rund 20.000 Arbeitsplätze verloren. Das Werk in Bochum-Laer und Bochum-Langendreer schuf 9 355 neue Arbeitsplätze. Wenig später steigt die Ziffer auf 13.600.
2 Hardt-Waltherr Hämer, 1967/1986 Professor für Entwerfen an der Hochschule der Künste Berlkin, 1980 Planungsdirektor der IBA Berlin-Alt »Behutsame Stadterneuerung Kreuzberg«. Dann Geschäftsführer der Gesellschaft für behutsame Stadterneuerung (S.T.E.R.N.). 1998 ist er Direktor der Stiftung Bauhaus in Dessau. Sein Archiv ist in der Universität der Künste in Berlin aufbewahrt.

Anmerkungen zu:
Die IBA Emscher Park

1 In: Friedhelm van den Mond, Ohne Kohle und Stahl nichts los. Prominente Gedanken zum Strukturwandel im Ruhrgebiet. Dokumentation. o.O. 1998, 23.
2 Dazu siehe auch: Planungsgruppe M. Einsele, Gladbeck, Projektgruppe P 6 Universität Dortmund, Verfasser: Bosshard, Einsele, Grüneke, Stierand, Neue Universitäten im Ruhrgebiet: Baumeister 1968, 935.
3 Manfred Sack, Siebzig Kilometer Hoffnung. Die IBA Emscher Park. Erneuerung eines Industriegebiets. Stuttgart 1999, 18.

4 Der Minister für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen, Internationale Bauausstellung Emscher-Park, Werkstatt für die Zukunft alter Industriegebiete, Memorandum zu Inhalt und Organisation. Düsseldorf 1989.
5 Frieder Mellinghoff/Sabine Radomski/Gerd Seltmann, Internationale Bauausstellung Emscher Park Internationaler Wettbewerb Merkzeichen. Gelsenkirchen 1990.
6 VI. Architektur-Biennale Venedig 1996, Wandel ohne Wachstum? Stadt-Bau-Kultur im 21. Jahrhundert. Braunschweig 1996. Die IBA wird ausgestellt. Inszenierung und Gestaltung: Hans Dieter Schaal. Werkstatt Emscher-Region. – Karl Ganser, Der Architekt als Seismograph. In: Deutsches Architektenblatt 11/1996. Themen-Heft: Biennale.
7 Die Gesamtzahl der Projekte wird unterschiedlich angegeben: mal 120, mal 119.
8 Siehe dazu: Karl Ganser/Walter Siebel/Thomas Sieverts, Die Planungsstrategie der IBA Emscher Park, eine Annäherung. In: Raumplanung 61, 1993, 112ff. – Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Wandel von Planungsaufgaben und Wandel der Planungsstrategie – das Beispiel der IBA Emscher Park. In: Jahrbuch Stadterneuerung 1993, 141/154.- Walter Siebel, Planung durch Projekte. In: Die Zukunft der Stadtregionen. Dokumentation eines Kongresses in Hannover 1997. Bonn 1998, 122/127. Der Autor resumiert IBA-Erfahrungen. Projekt-Merkmale: 1. Punktuelle Aufgabenstellung. 2. Durchführungsorientiertheit. 3. Organisationsform mit neuen Akteuren. 4. keine Machtstrategie. 6. Wettbewerbsorientiertheit. Aufgaben öffentlicher Planung: 1. Gerechtigkeitsziele. 2. Stabilisierung/Prävention. 3. Organisation von Innovationen.
9 Roland Günter, Die Internationale Bauausstellung Emscherpark. Die Reparatur der Krisenregion Ruhrgebiet ist auch ein kulturelles Projekt: Basler Zeitung/Basler Magazin 24. Juni 1989.

Anmerkungen zu:
Das IBA-Team

1 Rolf Kreibich, Zukunftsforschung. Berlin 2006.
2 Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Neue Urbanität. 1987. – Hartmut Häußermann/Detlev Ipsen/Thomas Krämer-Badoni/Dieter Läpple/Marianne Rodenstein/Walter Siebel, Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler 1991. – Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Dienstleistungsgesellschaften. 1995. – Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt 2004. – Walter Siebel, Die Europäische Stadt. 2004.
3 Karl Ludwig Schweisfurth verkaufte 1985 seine Firma in Herten, eine der größten Wurst-Fabriken, in der Überzeugung, daß »kein Segen auf der Massentierhaltung liegt« und baute mit dem erlösten Kapital einen Landwirtschaftsbetrieb auf, der nach ökologischen Kriterien produziert. Mit einem Teil des Kapitals gründete er 1985 in München die Schweisfurth-Stiftung zur Nachhaltigkeit.
4 Gerd Albers, 1959 Oberbaudirektor in Darmstadt, 1961/1987 Lehrstuhl für Städtebau und Regionalplanung an der Technischen Universität München.
5 Hans-Paul Bahrdt. 1952/1955 Sozialforschungsstelle an der Universität Münster in Dortmund. 1959/1962 Professor an der Technischen Universität Hannover, 1962/1982 Professor in Göttingen. 1969/1973 Vorsitzender des Deutschen Werkbunds.
6 Erika Spiegel. 1958/1963 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut für Sozialforschung in Frankfurt. 1966/1968 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Stadtforschung der Stadt Hannover. 1968/1978 Professorin für Soziologische Grundlagen der Raumplanung an der Universität Dortmund. 1978/1981 Leiterin des DIFU Berlin. 1981/1993 Professorin für sozialwissenschaftliche Grundlagen des Städtebaues an der Technischen Universität Hamburg-Harburg.
7 Engelbert Lütke Daldrup, Raumplaner, 1989 im Senat Berlin Leiter des Referats Hauptstadtgestaltung, 1995 Stadtbaurat in Leipzig, 2006/2009 Staatssekretär im Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Stadtentwicklung.
8 IBA Emscher Park Wettbewerbe, Evangelische Gesamtschule Bismarck und Wohngebiet Laarstraße. Dokumentation Nr. 34. Gelsenkirchen 1994.
9 Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Wie organisiert man Innovation in nichtinnovativen Milieus? In: Rolf Kreibich/Arno Schmid/Walter Siebel/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994, 52/64.

Anmerkungen zu:
Ein Ruhr-Bürgermeister berichtet

1 Zur Stadtentwicklung von Oberhausen unter Burkhard Ulrich Drescher siehe: Roland Günter, Das Wunder von O. Stadtentwicklung im Wechselbad des ständigen Struktur-Wandels. In: Thomas Seim (Hg.), Gute Hoffnung. 75 Jahre Großstadt Oberhausen. Essen 1974, 66/94.
2 Siehe dazu: Bernhard Mensch/Peter Pachnicke (Hg.), Parkstadt Oberhausen. Wiedergeburt eines historischen Stadtzentrums moderner Architektur. Fotografien von Thomas Wolf mit einem kulturhistorischen Essay von Roland Günter. Oberhausen 2004.

Anmerkungen zu:
Ökologisierung der Region

1 Manfred Sack, Siebzig Kilometer Hoffnung. Die IBA Emscher-Park. Erneuerung eines Industriegebiets. Stuttgart 1999, 33.
2 Karl Ganser, Mehr Mut in der Umwelt-Politik! NRW – das Naturland. Es gibt viel zu tun im am dichtesten besiedelten Bundesland. In: Zukunft NRW. 23. August 2006, 7. (Weitere Angaben zur Quelle nicht ermittelbar.)
3 Jörg Dettmar/Karl Ganser (Hg.), Industrienatur.

Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Mit Beiträgen von Peter Latz, Thomas Neiss, Arno Sighard Schmid., Michael Schwarze-Rodrian, Marion Taube, Donata Valentin. Stuttgart 1999.

4 Natur für die Menschen. Ökologieprogramm im Emscher-Lippe-Raum Werkstattbericht. Düsseldorf 1994. Übersicht über Projekte u. a. Emscher Landschaftspark. Projekt-Liste.

5 Dieter Longdong/Annette Nothnagel (Hg.), Bauen mit dem Regenwasser. Aus der Praxis von Projekten. München 1999.

6 Erste Foto-Voltaik: 1958 für den Weltraumsatelliten Vanguard I.

7 Sonne, Mond und Sterne. Kokerei Zollverein Essen-Katernberg. Ausstellungskatalog. Bottrop 1999.

8 Manfred Sack, Siebzig Kilometer Hoffnung. Die IBA Emscher Park. Erneuerung eines Industriegebiets. Stuttgart 1999, 11.

Anmerkungen zu: Das Grund-Gefüge der IBA: der Emscher Landschafts Park

1 Franz Josef Brüggemann, Am Anfang war die Heide. Vorindustrielle und industrielle Landschaftsentwicklung im Gebiet der IBA Emscherpark 1800–1914. Gleichzeitig: Annegret Müller und Heidemarie Otten, Erfassung historischer Garten- und Parkanlagen im Bereich der IBA. (mit Voruntersuchung von E. Kosok). Essen/Oberhausen 1991, 1992. – IBA-Archiv Bochum 534.

2 Kommununalverband Ruhrgebiet (Hg.), Parkbericht Emscher Landschaftspark. Autor: Michael Schwarze-Rodrian. Essen 1996. Im Schuber mit 7 Heften der Leitpläne zu den Grünzügen.

3 Heiner Monheim/Christoph Zöpel (Hg.), Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungs- und Verkehrspolitik. Essen 1997, 7.

4 Martin Warnke, Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur. München 1992, 91.

5 Zitiert in Martin Warnke, Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur. München 1992, 93.

6 C.C.L. Hirschfeld, Theorie der Gartenkunst. 5 Bände. Leipzig 1779/1785 (Reprint: 2 Bände. Hildesheim 1973). A. Hoffmann, Der Landschaftsgarten. Hamburg 1963. Walter Rossow, Die Veränderung des Landschaftbegriffes in zwei Jahrhunderten. München 1975. Dieter Hennebo, Die Entwicklung des Stadtgrüns von der Antike bis in die Zeit des Absolutismus. 2. Auflage Hannover 1979.

7 Martin Warnke, Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur. München 1992, 98.

8 Sitzungs-Protokoll Werkbund-Archiv Berlin ADO 6–53/56.

9 Werk und Zeit 12/1960. Abdruck des Manifests in: Walter Rossow, Die Landschaft muß das Gesetz werden. Hg. von Monika Daldrop-Weidmann. Stuttgart 1991, 56, 61. Dazu ein Kommentar von Karl Korn in der FAZ, ebendort S. 58. – Siehe auch: Der Städtetag 1/1961, 33.

10 Martin Einsele, Von Stadt zu Stadt: die dezentrale Netz-Struktur. In: Roland Günter, Im Tal der Könige. Essen 4. erweiterte Auflage 1999, 239/242.

11 Siehe dazu: Roland Günter/Janne Günter/Peter Liedtke, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst im Ruhrgebiet. Handbuch zu den Zusammenhängen von Wald, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst. Essen 2007.

12 Zitiert in: Walter Rossow, Die Landschaft muß das Gesetz werden. Hg. von Monika Daldrop-Weidmann. Stuttgart 1991, 54/55. – Charlotte M.E. Werhahn, Hans Schwippert (1899–1973). Dissertation Uni München 1987.

13 Hermann Mattern, Gras darf nicht mehr wachsen. 12 Kapitel über den Verbrauch der Landschaft. Berlin 1964.

14 Emscher Landschaftspark 2010. Masterplan. Entwurf (Projekt Ruhr). Essen 2004. Essen 2004. – Emscher Landschaftspark 2010. Masterplan. Essen 2005.

15 Förster im Park. Ein Gespräch über die Internationale Bauausstellung (IBA) Emscher Park und was man daraus lernen kann. In: Neue Landschaft, werkundzeit Perspektiven 2. Beiträge zur Zukunft der Moderne. Herausgeber: Deutscher Werkbund e.V. Frankfurt. Walldorf 1994, 13/31 (Gesprächs-Partner: Michael Bräuer, Karl Ganser, Roland Günter, Haardt-Walter Hämer, Lorenz Rautenstrauch, Gerhard Seltmann, Walter Siebel, Christiane Thalgott; Redaktion Jochen Rahe).

16 Zum Emscher Landschaftspark: Internationale Bauausstellung Emscher-Park. Werkstatt für die Zukunft alter Industriegebiete. Memorandum zu Inhalt und Organisation. O. O. und J. (1989). Themen-Heft: Garten + Landschaft 10/91. Deutscher Werkbund (Hg.), Neue Landschaft. Frankfurt 1994. Michael Schwarze-Rodrian, Parkbericht. Emscher Landschaftspark. Kommunalverband Ruhrgebiet. O. O. 1996. Jörg Dettmar, Gestaltung der Industrielandschaft. In: industriekultur 1/1997, 10/17. Die Finanzierung durch den Grundstücksfond als Instrument zur Umnutzung von Industriebrachen (seit 1979): Wolfgang Ebert, Interview mit Barbara Clemens. In: industrie-kultur 1/1997, 8/9. – Jörg Dettmar/Karl Ganser (hg.), Industrienatur. Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Mit Beiträgen von Peter Latz, Thomas Neiss, Arno Sighard Schmid., Michael Schwarze-Rodrian, Marion Taube, Donata Valentin. Stuttgart 1999.

17 Bernhard Mensch/Peter Pachnicke (Hg.), Park-Stadt Oberhausen. Wiedergeburt eines historischen Stadtzentrums moderner Architektur. Fotografien von Thomas Wolf mit einem kulturhistorischen Essay [und Texten] von Roland Günter. Ludwig Galerie Schloß Oberhausen. Oberhausen 2004.

18 Bundesgartenschau Gelsenkirchen 1997 – Gewerbepark Nordstern. Hagen 1997. Darin Beiträge u. a. von Karl Ganser.

19 Karl Ganser, Liebe auf den zweiten Blick. Freiheit

für den Regentropfen. Internationale Bauausstellung Emscher Park. Dortmund 1999.

Anmerkungen zu: Der Industrie-Wald

1 Zur Geschichte der Zeche Rhein-Elbe in Gelsenkirchen siehe: Roland Günter/Janne Günter/Peter Liedtke, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst im Ruhrgebiet. Essen 2007, 100 ff.

2 Michael Schwarze-Rodrian, Parkbericht. Emscher Landschaftspark. Kommunalverband Ruhrgebiet. Essen 1996. – Franz Rebele/Jörg Dettmar, Industriebrachen. Ökologie und Management. Praktischer Naturschutz. Stuttgart 1996. – Jörg Dettmar/Karl Ganser (Hg.), IndustrieNatur – Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Stuttgart 1999.

3 Symposium Neue Natur auf Industrieflächen. 1991 in Duisburg. IBA Archiv Bochum 223.

4 Jörg Dettmar, Industriebrachen – vergiftete Wüsten oder lebendige Oasen. Ein floristisch-vegetationskundlicher Führer für Industriebrachen im Ruhrgebiet. Gelsenkirchen 1991. – Jörg Dettmar, Industrietypische Flora und Vegetation im Ruhrgebiet. Berlin 1992. – Michael Hamann/Annette Schulte, Wandel: die Halde als Refugium für Pflanzen und Tiere. In: Vera Steinborn (Hg.), Berge versetzen. Geschichte einer Halde. Dortmund 1994, 20/46 (mit umfangreichem Literatur-Verzeichnis). – IBA, Emscher Landschaftspark Regionaler Grünzug D, Entdeckungsreise durch eine Industrie-Landschaft. Naturkundlicher Führer. o. O. und J. (um 1994). – Franz Rebele/Jörg Dettmar, Industriebrachen. Ökologie und Management. Praktischer Naturschutz. Stuttgart 1996. – Zur Alternative ›Brachen rekultivieren‹ oder als ›wilder Industriewald wachsen lassen‹ unter ökologischem und finanziellen Aspekt siehe: Jörg Dettmar, Gestaltung der Industrielandschaft. In: industrie-kultur 1/1997, 13 ff. – Karl Ganser, Freiräume in der Stadt – Phantasie zwischen Politik und Wirklichkeit. In: Standorte. Jahrbuch Ruhrgebiet 1997/98, 12/18. Industrienatur. – Jörg Dettmar, Neue ›Wildnis‹. In: Jörg Dettmar/Karl Ganser (Hg.), Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Stuttgart 1999, 134, 153. Sammelband mit Beiträgen von Peter Latz, Thomas Neiss, Arno Sighard Schmid., Michael Schwarze-Rodrian, Marion Taube, Donata Valentin. Stuttgart 1999.

5 Der Botanik-Professor Karl Ritter von Goebel (1855–1931) lehrte an den Universitäten Leipzig, Straßburg, Rostock und München. In München legte er den Botanischen Garten in Nymphenburg an. Er war einer der Begründer der experimentellen Morphologie.

6 Zur Geschichte der Zeche Rhein-Elbe in Gelsenkirchen und zum Industrie-Wald siehe: Roland Günter/Janne Günter/Peter Liedtke, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst im Ruhrgebiet. Handbuch zu den Zusammenhängen von Wald, Industrie-Wald und Landschafts-Kunst. Essen 2007.

Anmerkungen zu: Umbau des Flusses Emscher

1 Hubert Kurowski, Die Emscher. Essen 1993. – Die Emscher. Faszination eines ungeliebten Flusses. Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. Fotografien von Thomas Wolf. Text von Roland Günter. Hg. von Bernhard Mensch und Peter Pachnicke. Oberhausen 2002.

2 50 Jahre Emschergenossenschaft. Essen 1956.

3 Karl Ganser, Liebe auf den zweiten Blick. Internationale Bauausstellung Emscher Park. Dortmund 1999, 30.

4 Michael Szyszkowitz/Karla Kowalski, IBA Emscher Park Küppersbusch Housing Estate in Gelsenkirchen. Garz 1999. Skizzen zur Gestaltung und Fotos.

5 Internationale Bauausstellung Emscher Park, Einfach und selber bauen. Siedlungen in der Tradition der Gartenstadt. Eigenheime für „kleine Leute". Eine Zwischenbilanz. o. O. und J. Einfach und selber bauen. Ein Handbuch zur Entwicklung von Selbsthilfesiedlungen. Landesinstitut Aachen.

6 Henry Beierlorzer/Joachim Boll/Karl Ganser (Hg.), SiedlungsKultur. Neue und alte Gartenstädte. Braunschweig 1999.

7 Wolfram Schneider war der städtische Koordinator des Projektes Schüngelberg in Gelsenkirchen und Manager des Wettbewerbs. Lutz Heidemann fungierte als Sachgebiets-Leiter im Planungsamt, kümmerte sich aber auch – durchaus dienstwidrig – immer wieder um die städtische Denkmalpflege, die in Gelsenkirchen außerordentlich schlecht arbeitete. Elke Olschski war die Denkmalpflegerin im Westfälischen Amt Münster. – Elke Olschewski/Lutz Heidemann/Wolfram Schneider, Die Siedlung Schüngelberg in Gelsenkirchen. In: 100 Jahre Westfälisches Amt für Denkmalpflege. Münster 1992, 257/278.

8 Rolf Keller, Bauen als Umweltzerstörung. Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart. Zürich 1973. 5. Auflage 1977. „Auch Bauen ist – alles in allem und je länger, je mehr – zu einer eigentlichen Umweltzerstörung geworden."

9 Karl Ganser, Liebe auf den zweiten Blick. Freiheit für den Regentropfen. Internationale Bauausstellung Emscher Park. Dortmund 1999.

10 Roland Günter, Die Siedlung als Geschichte, als Gegenwart und als Vision. In: Forum. Geschichtskultur an Ruhr und Emscher. Informationen 2/97, 17/25. – Roland Günter, Siedlungen im Ruhrgebiet – Optionen für die Region. In: Forum. Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Nr. 2, 2001, S. 40/46.

Anmerkungen zu: Der Innenhafen von Duisburg

1 Karl Ganser/Werner J. Hannappel, 3652 Tage Innenhafen Duisburg. Duisburg 2003. Ein Bildband.

2 Udo Weilacher, Harmonie und Zweifel – Dani Karavan. In: Udo Weilacher, Zwischen Landschaftsarchitektur und Land Art. Basel 1999. –

Udo Weilacher, Weiße Erinnerung auf grünem Grund. Garten der Erinnerung in Duisburg von Dani Karavan. In: Udo Weilacher, In Gärten. Profile aktueller europäischer Landschaftsarchitektur. Basel 2005.

Anmerkungen zu: Brücken

1 Joachim von Königslöw, Brücken – Mysterien des Übergangs. Stuttgart/Berlin 2004.

2 Erich Maschke, Die Brücke im Mittelalter. In: Martin Warnke (Hg.), Politische Architektur in Europa vom Mittelalter bis heute. Repräsentation und Gemeinschaft. Köln 1984, 269/295.

3 Jörg Schlaich/Rudolf Bergermann, leicht weit – Light Structures. Katalog der Ausstellung im Deutschen Architektur Museum Frankfurt. München 2003.

4 Bernhard Mensch/Peter Pachnicke (Hg.), leicht und weit. Brücken im Neuen Emschertal. Fotografien von Thomas Wolf mit einem kulturhistorischen Essay von Roland Günter. (Ludwig Galerie im Schloß) Oberhausen 2005.

5 Roland Günter, Der Traum von der Insel im Ruhrgebiet. Eine konkrete Utopie für die Kulturhauptstadt 2010. Schriften-Reihe des Deutschen Werkbund Nordrhein-Westfalen »Einmischen und Mitgestalten« Band 8. Essen 2008.

Anmerkungen zu: Industrie-Kultur

1 Siehe dazu: Roland Günter, Das Wunder von O. Stadtentwicklung im Wechselbad des ständigen Struktur-Wandels. In: Thomas Seim (Hg.), Gute Hoffnung. 75 Jahre Großstadt Oberhausen. Essen 2004, 66

2 Wichtigste Literatur zur Erhaltung von Industrie-Denkmalen und Industrie-Kultur: Kenneth Hudson, Industrial Archeology. 1963. – Eine Wende in der Denkmalpflege? Aktionen gegen eine Kette von »Vatermorden«: neues rheinland 13, 1970, Nr. 4, S. 2/7 (Bauten der Industrie-Geschichte). – Krupp und Essen. In: Martin Warnke (Hg.), Das Kunstwerk zwischen Wissenschaft und Weltanschauung. (Bertelsmann Kunstverlag) Gütersloh 1970, S. 128/174. – Zu einer Geschichte der technischen Architektur im Rheinland. Textil – Eisen – Kohle. In: Die Kunstdenkmäler des Rheinlandes, Beiheft 16: Beiträge zur Rheinischen Kunstgeschichte und Denkmalpflege. Hg. von Günther Borchers und Albert Verbeek. (Rheinland-Verlag) Düsseldorf 1970 (erster Versuch einer zusammenfassenden Darstellung.) Nachdruck in zwei Fassungen: Der Fabrikbau in zwei Jahrhunderten. Zur Baugeschichte des Rhein-Ruhrgebietes: archithese (Niggli, Teufen/Schweiz) 1971, Nr. 3/4, S. 34/512. Neue Aspekte zur Industrie-Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Hans P. Koellmann (Hg.), Impulse 1969/70. Hagen 1973, S. 8/26 (geringfügig verändert). – Kenneth Hudson, A guide of the industrial archaeology of Europe. Bath 1971. – R. A. Buchanan, Industrial Archeology in Britain. Harmondsworth 1972. – Kulturbund der DDR (Hg.) Eberhard Wächtler und Otfried Wagenbreth (Wiss. Leitung), Technische Denkmale in der Deutschen Demokratischen Repulbik. (Kulturbund) Berlin 1973. – Neil Cossons, The BP Book of Industrial Archaeology. London 1975. – Jan Pazdur, Geschichte der materiellen Kultur. Polnischer Beitrag: polnische Perspektiven (Monatsschrift. Warszawa) 5, 1975, Nr. 10, S. 22/41. – Rainer Slotta, Technische Denkmäler in der Bundesrepublik. 5 Bände. Bochum 1975–1989. – Roland Günter, Die Denkmäler des Rheinlandes. Oberhausen. Düsseldorf 1975 (Manuskript 1969). – G. Drebusch, Industriearchitektur. München 1976. – Fabrikzeitalter. Dokumente zur Geschichte der Industrialisierung am Beispiel von Rüsselheim. Gießen 1976. – Roland Günter, Zu einer Theorie der Geschichtlichkeit sozialgeschichtlicher Baudokumente, insbesondere Arbeitersiedlungen: kritische berichte 1, 1976, 15/19. – Willi Paul, Technische Sehenswürdigkeiten in der Bundesrepublik Deutschland. 5 Bände. München 1976–80. – Hermann Sturm, Fabrikarchitektur, Villa, Arbeitersiedlung. München 1977. – Eberhard Wächtler/Otfried Wagenbreth, Technische Denkmäler in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin (Ost) 1977. – Manfred Wehdorn, Die Baudenkmäler des Eisenhüttenwesens in Österreich. Düsseldorf 1977. – Kenneth Hudson, World Industrial Archaeology. Cambridge 1979. – Hermann Glaser/Wolfgang Ruppert/Norbert Neudecker (Hg.), Industriekultur in Nürnberg. Eine deutsche Stadt im Maschinenzeitalter. München 1980. – W. Busch, F. Schupp/M. Kremmer, Bergbauarchitektur 1919–1974. Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 13. Pullheim 1980. – Wolfgang Ebert, Kathedralen der Arbeit. Tübingen/Berlin 1996. – Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Im Rahmen der IBA Emscher Park. Essen 1999. Zur Rettung der Industrie-Kultur.

3 Karl Ganser, Von der Industrielandschaft zur Kulturlandschaft. In: Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Essen 1999.

4 Literatursammlung/Auftragsarbeiten der IBA. Werkvertrag mit Wolfgang Ebert ›Industriegeschichte im Ruhrgebiet. Industriegeschichte in Projekten der Internationalen Bauausstellung Emscher Park, 1993 (286 Seiten). Vorbereitung des Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher am 14. 11. 1992. Diverse Aufsätze zur Industriegeschichte und Denkmalpflege. Literaturlisten. IBA Archiv Bochum 702.

5 Siehe dazu auch: Helmut Engel, Konservieren oder Umdeuten? Vom Umgang mit Industriedenkmälern. In: Rolf Kreibich/Arno Schmid/Walter Siebel/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994.

6 Ewald Bubner, Vorschläge zu Umnutzung und Sanierung vorhandener Industriegrosshallen in

der Emscherregion. Dorsten 1991. IBA Archiv 1125. – Symposium Kulturelle Neunutzung von Industriedenkmälern. 1995 in Essen. – Karl Ganser, Denkmal- und Naturschutz für die Industriekultur? In: Der Architekt 5/1997. Themen-Heft: Besitzerwechsel.

7 Vom Ministerium aus begleitet Heiner Monheim das Projekt. Er studiert 1967/1971 an der Technischen Universität München im geographischen Institut u. a. bei Karl Ganser. Dann ist er 1972/1981 Mitarbeiter in der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung und 1986/1990 Mitarbeiter im Ministerium für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr.

8 Interview. – Siehe dazu auch: Karl Ganser, IBA Emscher Park, Industriegeschichte an Emscher und Ruhr. Dokumentation des Geschichtswettbewerbes der Internationalen Bauausstellung Emscher Park in Zusammenarbeit mit der Nordrhein-Westfalen-Stiftung. Gelsenkirchen 1991. – Karl Ganser, Vorwort. In: Feuer & Flamme. 200 Jahre Ruhrgebiet. Die Ausstellung im Gasometer. Essen 1995, 12/13. – Karl Ganser, Zehn Jahre Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur – was war vorher und was kommt danach? 1/2005, 13/15. – Roland Günter, »Die Erinnerung ist ein Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann.« In: Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. IBA Emscher Park. Essen 1999, 6/10.

9 Bazon Brock, Der Barbar als Kulturheld. Gesammelte Schriften III. Köln 2002, 133, 139. — Roland Günter, Besichtigung unseres Zeitalters. Industriekultur in Nordrhein-Westfalen. Essen 2001.

Anmerkung zu: Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur

1 Manfred Sack, Siebzig Kilometer Hoffnung. Die IBA Emscher Park. Erneuerung eines Industriegebiets. Stuttgart 1999, 276.

Anmerkungen zu: IBA-Tourismus und Ruhr-Tourismus

1 Roland Günter, Im Tal der Könige. Ein Reisebuch zu Emscher, Rhein und Ruhr. Essen 1994. Veranlaßt von der Internationalen Bau-Ausstellung Emscher Park. Gert Seltmann, Geschäftsführer der Internationalen Bauausstellung Emscher Park: »1994 das meistverkaufte Reise-Buch in Deutschland.« Weitere Auflagen folgen. Neue Bearbeitung und Erweiterung: Essen 2000. Neuauflage und Erweiterung um die Dekade nach 2000 im Grupello Verlag Düsseldorf 2010. – Roland Günter/Lienhard Lötscher/Michael Pohl, Alte Wege, neue Wege. Industrie-Kultur und Tourismus. Essen 1999.

2 Andrea Höber, Industriekultur und Tourismus. In: dies./Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Essen 1999, 117/120.

3 Tour de Ruhr. Das Reisebüro für Kultur und Abenteuer im Revier. Monika Dombrowsky. Im Landschaftspark Duisburg. www.tour-de-ruhr.de.

4 Ministerium für Wirtschaft und Mittelstand, Technologie und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.), Masterplan für Reisen ins Revier. Düsseldorf 1997.

5 Zechenbahn. Machbarkeitsstudie für touristische Nutzung. IBA Archiv Bochum 211.

Anmerkungen zu: Die Route der Industrie-Kultur

1 Deutsche Gesellschaft für Industriekultur e. V., Route der Industriekultur im Ruhrgebiet. Machbarkeitsstudie im Auftrag der Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Duisburg 1996.

2 Die Route der Industriekultur gibt im Taschenformat eine Anzahl von kleinen Büchern zu den Bereichen und Themen heraus. Zum Beispiel: Geschichte und Gegenwart der Ruhr (des Flusses). Industriekultur an Volme und Ennepe. Arbeitersiedlungen. Rheinische Bergbau-Route. Unternehmervillen. Industrienatur. Sole, Dampf und Kohle. Industrielle Kulturlandschaft Zollverein. Krupp und die Stadt Essen. Duisburg: Industriekultur am Rhein. Großchemie und Energie. Landmarken-Kunst. Frühe Industrialisierung.

3 Reinhold Budde/Ulrich Heckmann, Die Route der Industriekultur: Tourismusoffensive für das Ruhrgebiet. In: Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Essen 1999.

Anmerkungen zu: Arbeiten im Park

1 Claus Stiens (Redaktion), Tag der innovativen Unternehmen. Mittelständische Unternehmen stellen sich zum Finale der IBA Emscher Park vor. [Katalog]. Gelsenkirchen 1999.

2 Karl Ganser/Ted Kupchevsky, Arbeiten im Park – 16 Standorte im Wettbewerb um Qualität. In: Bauwelt 24/1991. Themen-Haft: Internationale Bauausstellung Emscher Park. – Martin Oldengott/Wedig Pridik, Erin – Arbeiten im Park. In: Garten + Landschaft 10/1991, 42/44. – Rolf Kreibich, Arbeiten im Park und ökologisch-ökonomische Infrastrukturentwicklung. In: Rückblikke – Ausblicke. Ideenwerkstatt zur Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Bericht über die Jahrestagung 1989 in Gladbeck. SRL [Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung] Schriftenreihe. Bochum 1994, 22/28. – Walter Siebel, Wohnen und informelle Arbeit. In: Rückblikke – Ausblicke. Ideenwerkstatt zur Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Bericht über die Jahrestagung 1989 in Gladbeck. SRL [Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung] Schriftenreihe. Bochum 1994, 28/33.

3 Die Denkmalpflege Westfalen kritisiert, daß Luigi Colani den oberen Teil des Zechen-Turmes (eingetragenes Baudenkmal) absägen darf, um dort sein 22 Meter breites ›Colani-Ei‹ anzubringen. Eine andere Lösung sei möglich gewesen.

Anmerkungen zu: IBA-Stätten werden Spiel-Orte

1 1994 entstand in der IBA ein Positionspapier und Themenheft mit dem Titel »Baukultur und Kunst«.
2 Christoph Brockhaus, Kunstklangraum. Zeche Nordstern. Schupp und Kremmer Humpert Karavan. Hg. Von der Bundesgartenschau Gelsenkirchen. Ostfildern-Ruit 1997. Mit einer DVD. Darin: Friedrich Spangemacher, Neue Musik in alter Industriearchitektur, 30/37.
3 Bundesgartenschau Gelsenkirchen 1997 (Hg.), kunstklangraum Zeche Nordstern. Schupp und Kremmer Humpert Karavan. Ostfildern-Ruit 1997.
4 Klangraum im Acht-Kanal-Ton. Fünf gewaltige Video-Projektionen mit Spiegelungen auf Kohle, Wasser, Stahl und Operafolie. 77 Minuten. Die Idee geht auf das „Ruhrepos" zurück, das Bertolt Brecht, Kurt Weill und Film-Regisseur Carl Koch 1927 aufführen wollen. Bertolt Brecht: „Das Ruhrepos soll sein ein künstlerisches Dokument des rheinisch-westfälischen Industrielandes in seiner eminenten Entwicklung im Zeitalter der Technik; seiner riesenhaften Konzentration werktätiger Menschen und der eigenartigen Bildung moderner Kommunen."
5 NRZ 19. 9. 1998.
6 Zeche Prosper-Haniel in Bottrop, eine der stärksten im Revier: 4.200 Mitarbeiter, Förderung rund um die Uhr, Förder-Strecken in 700 bis 1.100 m Tiefe. Hoher Automatisierungsgrad.
7 Jenseits des Klanges. Dokumentation. Eine Zeitreise zwischen Jahrhunderten. Ein Festival im Rahmen der Veranstaltungsreihe ›Musik im Industrieraum‹. Konzeption und Gesamtleitung: Eberhard Kloke. O. O. und J. [1999]. Stücke und Aufführungs-Orte: Maschinenhalle Hamm, Jahrhunderthalle Bochum, Kokerei Zollverein Essen, Landschaftspark Duisburg-Nord. Fotografien von Peter Liedtke. Projekt der Kultur Ruhr GmbH.
8 Lothar Zagrosek: Generalmusikdirektor in Solingen und Krefeld-Mönchengladbach, dann in Stuttgart.

Anmerkungen zu: Kunst setzt Zeichen und die Vision des neuen Emscher-Tals

1 Werkstatt Landmarke Halde Schwerin 1993. Dokumentation. IBA Archiv Bochum 426.
2 Zu den Barbareien, die der Ruhr-Bergbau ohne Verantwortung für die Region beging, gehört der totale Abriß dieser Zeche – bis auf den Turm. Sie war eine der besten und bekanntesten Architekturen von Alfred Fischer. Für diese und andere Kahlschläge ließ sie sich ein Gesetz anfertigen, das sie »zur totalen Rückverwandlung« ihrer Anlagen »verpflichtete«. Damit konnte sie – natürlich zum eigenen Nutzen und zum Entkommen aus der Verantwortung – sich auch noch als »gesetzestreu« ausgeben.
3 Peter Pachnicke/Bernhard Mensch (Hg.), Kunst setzt Zeichen. Landmarken-Kunst. Oberhausen 1999. Darin u. a.: Roland Günter, Die Kunst, der Industrie-Landschaft eine neue Gestalt zu geben. – Kuratoren des Projektes waren neben Karl Ganser Innerhalb der IBA Jörg Dettmar und von außerhalb Christoph Brockhaus, Direktor des Lehmbruck-Museum in Duisburg.

Anmerkungen zu: Finale der IBA

1 Achim Dahlheimer (verantwortlich), IBA ´99 Finale Internationale Bauausstellung Emscher Park, IBA ´99 Finale. Das Programm. Bottrop 1999. Mit Chronologie. – IBA ´99 Finale. Internationale Bauausstellung Emscher Park. Das Programm. April bis Oktober 1999. 10 Jahre ökologische und kulturelle Erneuerung einer großen Industrieregion. [Gelsenkirchen] 1999. – Auch in einer Fassung im Taschen-Format. – Karl Ganser, Das Finale der IBA Emscher Park. In: glasforum 2/1999. Themen-Heft Sanierung, Umbau, Erweiterung. – Kritisch: Rita A. Hermann/Sebastian Müller (Hg.), Inszenierter Fortschritt. Die Emscherregion und ihre Bauausstellung. Bielefeld 1999.
2 Karl Ganser, [Der Garten Osterfeld]. In: [Schichten] Der Garten Osterfeld. Landesgartenschau Oberhausen 1999. Bottrop 1999, 7.
3 1961 hatte Christo im Kölner Hafen Fässer gestapelt, 1962 in der Rue Visconti in Paris 204 Ölfässer.
4 Peter Pachnicke/Bernhard Mensch (Hg.), Kunst setzt Zeichen. Landmarken-Kunst. Oberhausen 1999. Mit einem Essay von Roland Günter.
5 Sonne Mond und Sterne. Kultur und Natur der Energie. Bottrop 1999. Katalog zur Ausstellung auf der Kokerei Zollverein im Rahmen des Finales der Internationalen Bauausstellung.

Anmerkung zu: IBA-Summe

1 Friedhelm van den Mond, Ohne Kohle und Stahl nichts los. Prominente Gedanken zum Strukturwandel im Ruhrgebiet. Dokumentation. o. O. 1998, 12.

Anmerkung zu: Nationalpark der Industrie-Kultur

1 Lenkungsausschuß IBA, Nationalpark der Industriekultur. In: Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Essen 1999, 52/55.

Anmerkungen zu: Betroffenheit und Distanz

1 Norbert Elias, Engagement und Distanzierung [1983]. Frankfurt 2003 (Gesammelte Schriften, Band 8).
2 Die Zeit, 15. 4. 1999.
3 Uwe Kiessler war 1961/1990 Professor an der Fachhochschule München und 1990/2002 an der Technischen Universität München.

Anmerkungen zu: Quer-Denken und auf den Kern der Sache kommen

1 Heiderose Kilper, Die Internationale Bauausstellung Emscher Park. Eine Studie zur Steuerungsproblematik komplexer Erneuerungsprozesse in einer alten Industrieregion. Opladen 1999. – Heiderose Kilper, Die Planungsstrategien der IBA Emscher Park. In: Nachrichtenblatt zur Stadt- und Regionalsoziologie 14, H. 2, 27/32.
2 Verein Initiativkreis Emscherregion e. V., entstanden aus ›IBA von Unten‹, Zeche Fritz, Heßlerstraße 33, 43 Essen 12. 0201/35 15 19, 35 56 54. Siehe auch: Initiativkreis Emscherregion e. V. (Hg.), Grau ist die Emscher – doch bunt ihr Revier. Die Interessengemeinschaft Initiativen und Projekte IBA-von-unten. Dortmund 1990 (Projekte, Mitglieder).
3 Szyszkowitz+Kowalski. Räume und Freiräume. IBA Emscher Park, Wohnsiedlung Küppersbuschgelände Gelsenkirchen. Text: Frank R. Werner. Graz 1999.

Anmerkungen zu: Nach der IBA

1 Roland Günter, 10 Jahre IBA – und was nun? Perspektiven für die Region nach der IBA. In: geographische revue. Zeitschrift für Literatur und Diskussion 5, 2003, Nr. 1, 7/30.
2 Masterplan Emscher Landschaftspark 2010. Hg. Von der Projekt Ruhr. Projektleitung: Michael Schwarze-Rodrian. Essen 2005.
3 Ein Beispiel dafür liefert Paul Nolte in der Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung (26. 1. 2003). Er schreibt, die West-Ost-Hochgeschwindigkeits-Verbindung in Europa würde über Saarbrücken und Frankfurt geführt. Gegenfrage: Gibt es den seit Jahren bestehenden Thalys-Zug von Paris nach Köln doch nicht? – Nolte: Frankfurt und Amsterdam saugen Fluggäste ab. – Gegenfrage: Selbst wenn – na und? – Nolte: BMW ging nach Leipzig statt nach Dortmund. – Gegenfrage: Man weiß doch, warum. Außerdem ist das Argument unsozial – jetzt braucht Leipzig so etwas eher als Dortmund. Und jedermann könnte wissen, daß ohne die Einheit Deutschlands natürlich mehr Kapital-Strom nach NRW geflossen wäre. – Nolte: Die Urbanisierung fehlt. – Gegenfrage: Denkt der Professor für Neuere Geschichte an der Universität Bremen beim Stichwort Urbanisierung nicht über die Wort-Hülse hinaus? – Nolte leitet ab: Aus der fehlenden Urbanisierung geht das Problem des Einzelhandels hervor. – Gegenfrage: Genauer hinschauen! – das gehört zur Wissenschaft: Der Einzelhandel hat aus ganz anderen Gründen Probleme – und dies überall. Wenn derartige Behauptungen Kriterien sind für was Wohl und Wehe eines Landes und für seine Zukunft, dann könnte der größte Teil von Deutschland sich schlicht in der Luft auflösen. Weithin wären Bayern und das viel gepriesene Baden-Württemberg sowie alle flächigen Bundesländer, vor allem die ärmeren, menschenleer und ein Urwald. Paul Nolte versteigt sich zu einer Behauptung: Im Ruhrgebiet wird „Konservierung und Musealisierung" betrieben. – Da tummelt sich nun die blanke Abwesenheit jeglichen genauen Erkenntnis-Vermögens. – Nicht nur Nolte, sondern manche andere behaupten schließlich, hier würde die Kultur die Wirtschaft ersetzen. Das ist das Vorurteil des Entweder-oder – ohne einen Gedanken an Und-und sowie an subtile Zusammenhänge einer Gesellschaft in einer Metropole.
4 WAZ/Waltrop 2. 8. 2007.
5 Siehe dazu: Deutscher Werkbund (Hg.), Weltstar Hans-Sachs-Haus. Bedrohtes Demokratie-Denkmal – Aufbruch statt Abbruch. Werkbund-Reihe »Einmischen und Mitgestalten« Band 3. Essen 2006. Das Buch, eine Gemeinschaftsleistung mehrerer Autoren, zeigt den Skandal von zwei Stadt-Regierungen und die Aktionen dagegen.
6 Die Buch-Reihe des Deustschen Werkbund Nordrhein-Westfalen erscheint im Klartext Verlag Essen.
7 Zu Eisenheim: Janne Günter/Roland Günter, Sprechende Straßen in Eisenheim. Essen 1999.
8 Fachgebiet Städtebau, Stadtgestaltung und Bauleitplanung, Fakultät Raumplanung, TU Dortmund (Hg.), Internationale Bauausstellung Emscher Park. Die Projekte – 10 Jahre danach. Essen 2008.

Anmerkung zu: IBA-Nachlese

1 Roland Günter/Janne Günter/Peter Liedtke, Industriewald und Landschaftskunst im Ruhrgebiet. Essen 2007.

Anmerkungen zu: Bau-Kultur

1 Karl Ganser/Peter Pininski, Eine Lanze für die Kultur des Bauens. In: Das Bauzentrum 10/1998. – Roland Günter, Bau-Kultur in der Emscher-Region. In: Detlef Kurth/Rudolf Scheuvens/Peter Zlonicky (Hg.), Laboratorium Emscher Park. Städtebauliches Kolloquium zur Zukunft des Ruhrgebietes. Dortmund 1999, 102/106.
2 [Karl Ganser,] Endlich Heimat bauen. Warum sind unsere Städte so häßlich? Warum fühlen sich viele Menschen mehr nirgends mehr daheim? Karl Ganser über die deutsche Bau-Unkultur – und wie sie sich verändern läßt. Interview von Hanno Rauterberg. In: Die Zeit, 27. 3. 2003, 46.
3 Szyszkowitz+Kowalski. Räume und Freiräume. IBA Emscher Park, Wohnsiedlung Küppersbuschgelände Gelsenkirchen. Text: Frank R. Werner. Graz 1999.
4 Meinrad von Gerkan, Die Renaissance der Bahnhöfe. Berlin 1996. Ausstellung und Katalog.
5 Karl Ganser, Baukultur gerade Jetzt. In: Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen, Initiative Architektur und Baukultur. November 2002, 1/2.
6 Auf dem Weg zur Stiftung. Bericht über den 1. Konvent der Baukultur. 4. und 5. April 2003 in Bonn, ehemaliger Plenarsaal des Deutschen Bundestages. Im Internet ist das Protokoll nachlesbar,

besorgt vom Förderverein Deutsches Architektur Zentrum Bonn.
7 Karl Ganser, Baukultur gerade Jetzt. In: Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen, Initiative Architektur und Baukultur. November 2002, 1/2.
8 [Karl Ganser,] Endlich Heimat bauen. Warum sind unsere Städte so häßlich? Warum fühlen sich viele Menschen mehr nirgends mehr daheim? Karl Ganser über die deutsche Bau-Unkultur – und wie sie sich verändern läßt. Interview von Hanno Rauterberg. In: Die Zeit, 27. 3. 2003, 46. – Karl Ganser, Baukultur gerade Jetzt. In: Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen, Initiative Architektur und Baukultur. November 2002, 1/2.
9 Karl Ganser, Kulturstadt – Stadtkultur. Vortrag. www2.augsburg.de/index.php?id=3469.
10 Ebd.

Anmerkung zu: Triennale Ruhr

1 Die Kultur Ruhr GmbH wurde 1992 gegründet (IBA-Archiv Bochum 1261).

Anmerkung zu: Wirtschaft? Karriere? Partei?

1 Wie für diesen Krieg Joschka Fischer und Gerhard Schröder logen, stellt die Autorin Daniela Dahn in ihrem Buch »Wehe dem Sieger! Ohne Osten kein Westen« dar (Berlin 2009, 199 ff.).

Anmerkungen zu: Kleine Lande-Plätze

1 Urbanes Wohnen. Bürger gestalten ihre Stadt. Festschrift zum 10jährigen Bestehen von Urbanes Wohnen e.V. München. Zugleich Heft 28 der Sammlungsreihe des Münchner Forum. o.O. (München) und J. (1983). Darin: Karl Ganser, Wohnumfeldverbesserung. Eine Gemeinschaftsaufgabe privater und kommunaler Initiativen, S. 7/9.
2 Roland Günter, Der Kosmos der Expo 2000 Projekte. In: Roland Günter, Hexenkessel. Ein Reisebuch zu Sachsen-Anhalt. Halle 2000, 596/632.
3 Ebd., 617/618.
4 Brief 29. 9. 2007.
5 Roland Günter, Der Kosmos der Expo 2000 Projekte. In: Roland Günter, Hexenkessel. Ein Reisebuch zu Sachsen-Anhalt. Halle 2000, 615/617.
6 IBA Archiv Bochum 142 a.
7 Hermannsdorfer Werkstätten in der Gemeinde Glons (Kreis Ebersberg).
8 Karl Ganser, Weder Klasse noch Masse. Die Expo 2000 in Hannover muss scheitern. Karl Ganser analysiert die Widersprüche. In: Die Woche, 23. 10. 1998.
9 Karl Ganser, Denkmal mit Perspektive. Gaswerk offen für Unternehmen mit Kultur, in: industriekultur 2/2008, 32/33.
10 Karl Ganser, Intelligent, ökonomisch, nachhaltig. Gute Erfahrungen mit Zwischennutzungen in Deutschland. In: Heimatschutz Sauvegarde (Schweizer Heimatschutz) 2/2006, 2/6.

Anmerkungen zu: Kultur-Metropole Ruhr

1 Karl Ganser, Kulturstadt – Stadtkultur. Vortrag 2006. www2.augsburg.de/index.php?id=3469.
2 Roland Günter, Der Traum von der Insel. Eine konkrete Utopie für die Kulturhauptstadt 2 010. Essen 2008.

Anmerkungen zu: Weltkulturerbe Zollverein

1 Zur Geschichte der Erhaltung ausführlich: Rolf Tiggemann, Zollverein Schacht XII. Von der größten Zeche der Welt zum Weltkulturerbe. Essen 2007.
2 Fritz Schupp/Martin Kremmer/Ernst Völter (Hg.), Architekt gegen oder und Ingenieur? Berlin 1929. – Wilhelm Busch, F. Schupp, M. Kremmer. Bergbauarchitektur 1919–1974. Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 13. Köln 1980. – Walter Buschmann, Zeche Zollverein in Essen. Köln 1987. – Walter Buschmann, Zechen und Kokereien im rheinischen Steinkohlenbergbau, Aachener Revier und westliches Ruhrgebiet. In: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Nordrhein-Westfalen. Berlin 1998. – Walter Buschmann, Wie Zollverein ein Denkmal wurde. In: Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Heft 1, 31/36. – Geschichtswerkstatt Zeche Zollverein e.V. (Hg.), Vom Leben mit der Kohle. Zur Geschichte der Stadtteile Katernberg, Schonnebeck und Stoppenberg. Essen 2002.
3 Rolf Tiggemann, Zollverein Schacht XII. Von der größten Zeche der Welt zum Weltkulturerbe. Essen 2007.
4 Birgitta Ringbeck, Der Weg zum Weltkulturerbetitel. Ein Erfahrungsbericht. In: Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur. 2002, 1. – Walter Buschmann, Wie Zollverein ein Denkmal wurde. In: Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, 2002, Heft 1. – Lutz Engelskirchen, Zeche Zollverein Schacht XII. Museumsführer. Essen 2000. – Barbara Vanderlinden (Hg.), Was ist Zollverein? Essen 2002. – Wilhelm Busch/ Thorsten Scheer (Hg.), Symmetrie und Symbol. Die Industriearchitektur von Fritz Schupp und Martin Kremmer. Köln 2002. Darin: Ingrid Krau, Die städtebauliche Dimension der Zentralschachtanlage Zollverein 12. – Jörn Rüsen (Hg.), Zeit deuten. Perspektiven – Epochen – Paradigmen. Bielefeld 2003. – Heinrich Theodor Grütter, Industriekultur als Geschichte. Zu einer visuellen Rhetorik historischer Zeiten. In: Jörn Rüsen (Hg.), Zeit deuten. Perspektiven – Epochen – Paradigmen. Bielefeld 2003.
5 Rolf Tiggemann, Zollverein Schacht XII. Von der größten Zeche der Welt zum Weltkulturerbe. Essen 2007, 407.
6 Siehe dazu auch: Walter Buschmann, Die Kohlenwäsche der Zeche Zollverein – ein Fall von Übernutzung im Weltkulturerbe. In: Zeche und Kokerei Zollverein. Das Weltkulturerbe. Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege Nr. 70. Köln

2006, 147/168.

7 Vieles davon präsentieren die Autoren in Angela Schwarz (Hg.),

Anmerkungen zu: Augsburg: Bewerbung für die Kulturhauptstadt

1 Karl Ganser, Kulturstadt – Stadtkultur. Vortrag. www2.augsburg.de/index.php?id=3469.
2 Ebd.
3 Ebd.

Anmerkungen zu; Das Projekt Gaswerk in Augsburg-Oberhausen

1 Abendzeitung (AZ) München 18. 9. 2007.
2 Thomas Sieverts, Zwischenstadt – zwischen Ort und Welt Raum und Zeit Stadt und Land. Braunschweig/Wiesbaden 1997.
3 Karl Ganser, Denkmal mit Perspektive. Gaswerk offen für Unternehmen mit Kultur, in: industriekultur 2/2008, 32/33.

Anmerkungen zu: Kulturhauptstadt Ruhr.2010

1 Karl Ganser, Von der Industrielandschaft zur Kulturlandschaft. In: Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Essen 1999.
2 6. Schweizer Landesausstellung 2002 im »Drei-Seen-Land« der Städte Biel/Bienne, Murten, Neuenburg und Yverdon-les-bainsUdo Weilacher, Die Utopie vom firedlichen Garten. Garten der Gewalt in Murten (EXPO 02). In: Udo Weilacher (Hg.), In Gärten. Profile aktueller europäischer Landschaftsarchitektur. Basel 2005.

Anmerkung zu: Primär-Emotionen

1 Lothar Müller, in: Süddeutsche Zeitung 21. 5. 2007.

Abbildungen

- Andreas Becker: 17, 159, 215, Mitte, 223 unten, 230 oben, 236, 273, 284, 285, 285, 287 oben, 287 Mitte, 287 Mitte, 287 Mitte, 397, Umschlagrücken: Porträt Roland Günter.
- Roland Göhre: 12 unten, 13 unten, 13 unten, 173 links oben, 374.
- Roland Günter: 11, 12 oben, 19, 24, 24, 49, 91, 105, 105, 105, 111, 124 links oben, 129, 129, 134, 143, 150, 154, 168, 168, 169, 169, 173 rechts oben, 183 unten, 184, 185, 185, 187, 187, 188, 191, 193, 195 oben, 199, 200 (Foto des abgebildeten Buches), 201 Mitte rechts, 201 links unten, 201 rechts unten, 207, 208, 209, 211, 213, 213, 216, 217, 228, 229 unten, 232, 232, 232, 233, 233, 233, 240, 243, 248, 249, 268, 269, 271, 277, 280, 281, 282, 283, 289, 293, 300, 308 unten, 342, 361, 396, 410, 412, 412, 416, 417, 417, 427, 428, 441, 441, 441, 441, 442.
- Hilmar Pabel: Titelbild, 113, 124 rechts, 157, 201 links Mitte, 204, 204, 259, 260, 261, 262, 263, 272, 279, 398.
- Gerda Sökeland: 8, 26, 96, 156, 173 unten, 205, 234, 235, 237.
- Thomas Wolf: 194, 197, 220, 221 oben, 221 Mitte, 222, 222, 222, 223 oben, 267, 274, 275, 276.
- Oliver Frühschütz: 380 (Zeichnung um 1912), 392 (Luftbild um 1916).
- Peter Liedtke: 182 (Titelbild des abgebildeten Buches), 186.
- Herman Prigann: 189 oben (Zeichnung), 189 Mitte (Zeichnung).
- Fritz Schupp: 286 (Zeichnung).
- Werner Wirsing: 34.
- Unbekannt: 85 (Zeichnung), 97, 102 links, 102 rechts, 124 unten, 163, 172 (Karte), 183 oben, 189 unten, 190, 196 unten (Karte), 196 (Zeichnung), 201 oben (aus: Sack, 1999), 212 links oben, 212 rechts oben, 212 unten, 215 (Karte), 221 unten (aus: Sack, 1999), 229 oben (aus: Sack, 1999), 230 unten, 231, 256 (aus: Sack 1999), 308 oben, 333, 333, 333, 376, 409, 437 links, 437 rechts, 440.

Personen-Verzeichnis

A

B

C

D

E

F

T

V

W

X

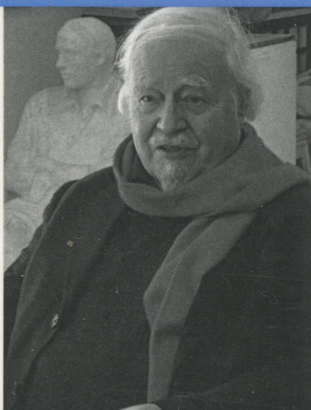
Z

Druck: KN Digital Printforce GmbH · Schockenriedstraße 37 · 70565 Stuttgart

Karl Ganser steht für Stadtplanungs-Geschichte in mehr als einem halben Jahrhundert.

Mit diesem Buch wird ein Erfahrungs-Wissen zugänglich gemacht, das es nicht nur verdient, als Geschichte festgehalten zu werden, sondern das weit darüber hinaus für kommende Entwicklungen außerordentlich viel Anregung zum Nach- und Vordenken geben kann.

Seine Struktur-Entwicklung des Ruhrgebiets mit 119 Projekten – unter dem Namen IBA – ist eine Leistung von Weltrang. Ein »Faustischer Plan«. Wir erfahren Zeitgeschichte über die persönlichen Erfahrungen und Reflektionen eines Menschen, dessen Bedeutung in einer großartigen Kraft an Synergie-Bildungen besteht.



Der Kulturhistoriker **Roland Günter** hat die IBA im Umfeld von Karl Ganser erlebt. Er arbeitete aktiv mit, vor allem zur Industriekultur und zum intelligenten Tourismus. Dieses Buch entstand auf der Basis von einzigartigen Quellen, vor allem aus Tonband-Aufzeichnungen von vielen Gesprächen mit Karl Ganser – ein zeitgeschichtliches Dokument ersten Ranges. Roland Günter ist 2010 1. Vorsitzender des Deutschen Werkbunds.



